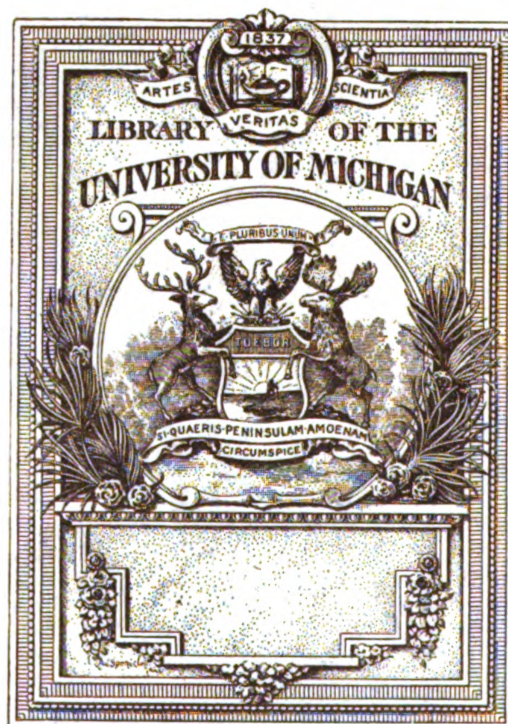
B 1,027,579

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

GR
1
.H6

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm

Band XI



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1912

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

---

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

294181

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Band XI Heft 1



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1912

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sendungen von Beiträgen und Rezensionsexemplaren sind an die Redaktion der Blätter:

Professor Dr. Karl Helm, Gießen, Stephanstraße 7

zu richten.

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, nur lose Quartblätter zu verwenden, nur eine Seite zu beschreiben und einen breiten Rand frei zu lassen.

Alle sich auf die Zusendung der Blätter beziehenden Wünsche sind an den Schriftführer der Hess. Vereinigung für Volkskunde, Herrn Lehrer Römer, Großen-Linden bei Gießen, zu richten.

Inhalt.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

(Forsetzung des Inhalts siehe Seite 3 des Umschlags.)

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hessische Blätter für Volkskunde

Band XI 1912 Heft 1

Beiträge zur Volkskunde Rheinhessens[1]).

7. Alte Heiligtümer und ihre Feste.

Von Pfarrer W. Hoffmann, Westhofen.

Die ersten Verkündiger des Christentums in unsern Gauen waren wohl oder übel genötigt, das neue Joch, das sie auferlegten, möglichst sanft und wenig drückend zu machen; sie knüpften im Geistlichen wie im Weltlichen, das ja überhaupt erst infolge ihrer Tätigkeit von einander geschieden wurde, an das Gegebene an, gaben dem Heidnischen einen christlichen Namen oder christliche Deutung und suchten so langsam und allmählich, aber zielbewußt und sicher in neue Anschauungen und Verhältnisse hinüberzuleiten. Für die römisch-katholische Kirche wurde diese Praxis durch Gregor d. Großen eifrig angeraten, sie ist's geblieben bis auf den heutigen Tag — und wenn sie in der richtigen Weise und im richtigen Geist erfolgt, ist sie auch die einzig richtige. Ganz gewiß wird man nun hierbei mit den gottesdienstlichen Stätten, die vorgefunden wurden, den Anfang gemacht haben. Ob es auf historischem Quellenstudium beruht, was der französische Önologe Chaptal von den Vätern seines Volkes bezeugt: ils consécraient les coteaux les plus propres à la vigne réligieusement au dieu du vin, élevaient même sur leur cime des temples agrestes à son honneur[2]) kann ich leider nicht nachprüfen. Jedenfalls aber ist mir auch in unserer Gegend schon häufig derselbe Gedanken aufgestiegen, längst ehe ich die angeführte Stelle kannte. Wieviele unserer altehrwürdigsten Gotteshäuser — in Rheinhessen und im Rheingau —

[1]) Vgl. Band X, S. 16 ff., 101 ff.
[2]) Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus I, S. 28.

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegen in weinberühmter Lage, auf ragender Bergeshöh, am Abhang oder direkt am Fluß, in der christlichen Frühzeit schon sind sie vielbesuchte Wallfahrtsorte gewesen, haben z. T. jetzt noch stattlichen Weinbergsbesitz in ihrer Umgebung und verknüpfen ihren eigenen Ruhm mit dem des Weines, der ihren Namen trägt! An wievielen unter ihnen werden zu bestimmten Tagen Hekatomben ihres Gewächses dem Bacchus zum Opfer gebracht! Auf der Fahrt zwischen Mainz und Worms sehen wir von Nackenheim bis Osthofen eine ganze Reihe solcher aus Weinbergen ragender „Bergkirchen", wie an letzterem Orte auch die offizielle Bezeichnung lautet. Die Liebfrauen- oder Kilianskirche zur Nierstein erhebt sich inmitten der besten dortigen Lage „Glöck"; ihr Glöckner hatte bis in die neuere Zeit den kostbaren Vorzug, von dem Edelprodukt den Zehnten zu erheben, und der eigene Besitz der Kirche geht urkundlich auf eine Schenkung Karlmanns vom Jahre 742 zurück[1]). Nicht anders ist es mit Liebfrauen in Worms, Rochus in Bingen; der Petersberg bei Odernheim erzeugt den berühmten Baßgeigenwein; bei der uralten Klausenkapelle zu Abenheim zieht man die dortige beste Lage, den Clausenberger, von der Kapelle „zum heiligen Blut" und dem nach ihr benannten Gewächs zu Weinheim bei Alzey hörten wir bereits bei den Sagen. Auch die Ruine der Zeller Kirche ist von Weinbergen umgeben; das alte Zell im Pfrimm-Tale desgleichen.

Manche von diesen alten Gotteshäusern haben einen Markt oder ein Volksfest an bestimmten Heiligentagen, die durch eine Prozession, Predigt oder Messe geheiligt wurden oder werden. Heutigentags ist der Markt meist berühmter als Gotteshaus und Gottesdienst; und das Besondere daran ist, daß er häufig als Volksfest für eine weitere Umgebung gilt, die vielleicht eine alte Mark- und Kultgenossenschaft repräsentiert und auch sonst in bürgerlichen Angelegenheiten sich als zusammengehörig fühlt[2]). In der allerneuesten Zeit ist allerdings auch dieser letzte Rest einstiger Berühmtheit und Zusammengehörigkeit im Schwinden begriffen oder schon geschwunden. Dies gilt beispielsweise von dem Zeller Markt auf Mittwoch nach Mariä Geburt (8. Sept.), dessen Herrlichkeit frühere Geschlechter und die jetzt noch lebende ältere Generation nicht genug zu rühmen wissen. Zu Laukhards Zeiten fand man dort: Gräfliche und Adelige, Zivilbediente und Prediger, Frauenzimmer

[1]) Wormser Ztg., 1910, 14. Juli.

[2]) Vergl. auch die einsame Nunkirche und der Nunkircher Markt bei Simmern im Hunsrück, verherrlicht in Rottmans Hunsrücker Gedichten.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom Stande, auch Hans und Grethel, Crethi nnd Plethi nebst einer ansehnlichen Menge Töchter der Freude. Noch vor 30 Jahren sollen der Wagen und Equipagen aus Stadt und Land bis zu Hundert dort gehalten haben, wie mir ein Eckelsheimer mit Stolz und Wehmut erzählte, und für die Pfarrerskreise der Umgegend war er bis zuletzt ein beliebtes Stelldichein. Seine Spezialität waren die Wein- und Wursthütten, Zelte, in denen dem Bacchus tapfer gehuldigt wurde, wie sie mir jetzt nur noch im Wörrstädter Markt, dem Dürkheimer Wurstmarkt und dem Binger Rochusfest bekannt sind[1]). Bei der Beller Kirche gabs aber auch noch Zelte zum Logieren, für diejenigen, die dem abendlichen Weg zur Tanzmusik in die Festortschaften nicht mehr gewachsen waren[2]). Zwar gabs zeitweise auch des Nachmittags schon Tanz und Musik in der Ruine selbst; aber das Haupttreiben des Abends spielte sich doch in den Ortschaften ab, denen der Beller Markt zugleich Kirchweihe war. Dies waren Eckelsheim, Stein-Bockenheim, Wendelsheim und Wonsheim, aber auch Wöllstein und Flonheim hatten in früheren Jahren trotz eigenen Marktes auf Beller-Markt Tanz und bucken ihre Kuchen; diese Ortschaften gehörten in historischer Zeit den verschiedensten Landesherren und seit der Reformation war auch ihre Konfession nicht gleich; trotz alledem war ihnen der Beller Markt und die Beller Kirche gemeinsamer teuerer Besitz. Nach Brilmayer[3]) soll früher auch auf Markt in der Ruine eine Predigt gehalten worden sein. Das scheint zu stimmen; denn nach dem Eckelsheimer Kirchenbuch von 1707 erhielt der dortige Pfarrer als Akzidenz für die Marktpredigt 1 Gulden, wogegen er die Verpflichtung hatte, den — nicht genannten — Marktherren eine gebratene Gans zu liefern, dabei aber mit Weib und Kindern nach altem Recht zu Gast war. Sonst ist über den gottesdienstlichen Gebrauch der Ruine und über diese selbst gar nichts bekannt[4]).

---

[1]) Vgl. auch die Schilderung in Bechtolsheimers Erzählung „Das Hungerjahr“ S. 282 f.

[2]) Alles dieses entspricht im Wesentlichen dem, was anderwärts aus alter Zeit über die Verwandlung heidnischer Heiligtümer in christliche Kultstätten bekannt ist. Vgl. insbesondere die Stelle aus dem Briefe Gregors I. an den Abt Mellitus, späteren Erzbischof von Canterbury, vom 18. Juli 601 bei Beda Historia ecclesiastica gentis Anglorum I, 30.

[3]) Rheinhessen S. 118.

[4]) Bezüglich des Namens ergeht man sich in allerlei Vermutungen. Mir erscheint ein Zusammenhang mit der adeligen Familie von Bellhofen oder Bellenhofen, die in der Gegend ansässig war, am glaubhaftesten; 1586 führte die Landesherrschaft von Eckelsheim, der Graf von Falkenstein, den Zusatz:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen gleichfalls berühmten Markt auf St. Johannis des Täufers Tag, der aber jetzt auch schon von seinem alten Glanze verloren hat, besitzt die alte Wallfahrtskirche zu St. Johann bei Sprendlingen. Die stattliche, im gotischen Stil errichtete, seit 1898 ganz evangelische Kirche stand früher auch allein, erst in den letzten 50 Jahren ist um sie der Flecken St. Johann entstanden; sie hat der ganzen Örtlichkeit, die bis ins 15. Jahrhundert noch Megilsheim heißt, ihren Namen gegeben. Bis zur Ablösung des Simultaneums hatten die Katholiken das einzige Recht, an dem Markttag und Johannis Enthauptung dahin zu wallfahren und in der Kirche Gottesdienst zu halten. Mit dem Beller Markt und den übrigen vorgenannten hatte der St. Johanner bis in die neueste Zeit die Weinhütten gemein, die aber jetzt verschwunden sind, und den großen Zuzug aus der Umgegend; die Wolfsheimer und Ober-Hilbersheimer Kinder bekamen noch vor wenigen Jahren zum Markte schulfrei, obwohl man dort im Herbst auch noch eigene Kirchweih hat. Den Charakter eines Volksfestes in der angedeuteten Art hat auch der Wörrstadter Jahrmarkt; dieser hat sich, wie der Beller Markt, den altherkömmlichen Wochentag, den Mittwoch, als Anfangstag bewahrt[1]). Spuren von gottesdienstlicher Übung finden sich jedoch nicht mehr dabei; man müßte denn die auch anderwärts festzustellende Vorliebe, Kindtaufen auf diese Tage zu verlegen, dafür ansehen.

Eine doppelte Marktgerechtigkeit auf Peter und Paul (29. Juni) und Petri Kettenfeier (1. August) hatte das alte, im 30jährigen Krieg verschwundene Gotteshaus auf dem Petersberg bei Odernheim[2]), von dem schon mehrfach die Rede war. St. Peter ist hier vielleicht

---

und von Bellenhofen, später waren beides verschiedene Linien, die aber gemeinsamen Besitz hatten, z. B. Neu-Bamberg und das neubambergische Viertel von Wöllstein. Auch eine Familie von Bellin finde ich erwähnt; ob es die erstgenannte oder eine andere ist, kann ich nicht entscheiden. Die Namen lassen auf eine Ortschaft Bellen-, Bell-em oder Bellheim schließen, von der sich das gleichnamige im Hunsrück gelegene Rheinböllen durch seinen Zusatz unterscheidet. Dann wäre die Beller Kirch einfach die Pfarkirche für dieses Bellheim, das nicht gerade ein Dorf im heutigen Sinne gewesen zu sein braucht.

[1]) Der Beller Markt hatte aber auch eine Vorfeier am Montag „Raafmarkt" genannt, wobei schon gehörig gezecht wurde. Über Herkunft und Sinn dieser Bezeichnung war mir nicht möglich, Näheres zu erfahren. Vorfeiern von Festen (Vigilien), ebenso wie Nachfeiern (Octaven), die noch in unseren Nachkirchweihen wiederklingen, sind übrigens eine altkirchliche Einrichtung (Rietschel, Liturgik, I, S. 203 f.).

[2]) Brilmayer S. 383.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an die Stelle des alten Donar getreten, dessen Namen der benachbarte Donnersberg noch weiter trägt; man sagt ja auch jetzt noch: Petrus läßt regnen[1])! Für Rheinhessen von besonderer Bedeutung aber ist die nun auch verschwundene Peterskirche nebst Friedhof bei Stadecken. Von dem mit Bäumen bestandenen, jetzt der Stadecker Kirche gehörigen Platz auf freiem Felde, um den früher der Ort Heddesheim im Loch gelegen hat, gehen mancherlei merkwürdige Sagen. Man erzählt von der erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts abgebrochenen Kirche, sie sei die siebente Kirche in der Christenheit gewesen. Sie soll von Rom zwei silberne Glocken als Patengeschenk erhalten haben; dieselben seien in Kriegszeiten, um sie vor räuberischer Händen zu sichern, „unter den Bellen" (Pappeln) vergraben worden, aber nicht mehr zum Vorschein gekommen, da die Stelle Niemandem bekannt war[2]). Der Friedhof, der bis 1806 der Gemeinde Begräbnisplatz war, soll in ganz früher Zeit auch anderen Gemeinden am Rhein bis nach Köln hinunter als erster christlicher Begräbnisplatz gedient haben. Ein von Engelstadt dahin führender Weg heißt heute noch der Totenweg und dessen Spuren sollen sich über Dietersheim-Büdesheim bis nach Bacharach noch verfolgen lassen; auch in Jugenheim gibts übrigens einen Totenweg in der Richtung nach Stadecken zu und noch näher dorthin eine obere und eine untere Kirchwegsgewann. Etwas Historisches mag darum immerhin der Sage zugrunde liegen[3]).

Vergrabene silberne Glocken kennt auch der nun verschwundene Ort Goselsheim (zwischen Eckelsheim und Gumbsheim an der Straße). Nachweisbar ist, daß dort bis ins 18. Jahrhundert die Mutterkirche beider Orte nebst dem zugehörigen Pfarrhaus stand und daß ein Begräbnisplatz da war, von dem noch zwei Leichensteine zeugen; auch soll der Sage nach ein Kloster an der gegenüberliegenden Stelle gestanden haben. Der von Eckelsheim hinführende Pfad heißt noch der Kirchenpfad. Als der frühere Bürgermeister einmal nach den silbernen Glocken graben ließ, fand man nichts als eine Menge Gebeine, die auf einen ehemaligen Kärner schließen lassen[4]).

---

[1]) Petersberge sind darum gar nichts Seltenes; in der Pfalz haben wir z. B. noch den großen und kleinen Peterskopf bei Dürkheim a. Hardt.

[2]) Aufzeichnungen der Pfarrer Beckenhaupt 1833 und Friedrich Adolf Groß 1858.

[3]) Über Totenwege als Wege zum ursprünglich einzigen Kirchlein der Gegend siehe Dorfkirche V, S. 5.

[4]) Vgl. Näheres in meinem Aufsatz „Eine ausgegangene Pfarrei" in Rhein und Main, Sonntagsbeilage des Mainzer Tagblatts, 2. Jahrg. Nr. 29 und 30.

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Alte Heiligtümer, die noch jetzt ihrer Bestimmung als katholische Wallfahrtsorte dienen, sind mehrere da, so der Laurenziberg bei Gau-Algesheim, ein Weiler, der mit einer Ausnahme ganz von Protestanten bewohnt wird. Er hieß bis in verhältnismäßig junge Zeit einfach Admontibus oder Bergen und erhielt erst im 18. Jahrhundert nach den Schutzpatron seinen jetzigen Namen; früher lag ein Dorf dabei. Interessant und ein recht altheidnisches Erbe ist, daß bei der Wallfahrt am Sonntag nach Laurentiustag (10. Aug.), zu der die Leute sogar vom Hunsrück und der Lahn kommen, die Pferde mit dem Sakrament den Segen erhalten[1]). Früher kamen sogar diejenigen aus dem kurfürstlichen Marstall in Mainz hierzu her, seit 1790 werden sie nach Gonsenheim gebracht. Solange Bittgang, Meß' und Predigt währte, hatte früher auch der Viehhirte von Ockenheim das Recht, in der Laurenziberger Gemarkung zu weiden. Dies Alles deutet wohl auf ein altes Erntefest. Nach Weggang der Prozession beginnt gleichfalls die „Lorenziberger Kerb". Die Kirche von Bergen war noch bis ins 14. Jahrhundert die Mutterkirche größerer umliegender Ortschaften, so z. B. von Ober-Hilbersheim; auch darin gibt sich die von Alters her geweihte Stätte kund.

Verhältnismäßig jung, aber wohl an die Stelle einer älteren Gottesverehrung getreten ist der Kult des hl. Rochus auf dem Rochusberg bei Bingen mit dem durch Goethe bekannten Volksfest am 18. August, dessen Eigentümlichkeiten wir früher schon berührten. Ebenso wie die Rochuskirche sollen auch die Pfarrkirchen zu Bingen und Kempten auf altheidnischen Kultstätten erbaut sein[2]); und von gar manch einem anderen Gotteshaus läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit dasselbe sagen. Als alleinstehende alte Heiligtümer auf Höhen, die durchweg ihren Namen tragen, sind noch zu nennen: die jetzt verschwundene Kirche auf dem Martinsberg bei Siefersheim, die gleichfalls verschwundene Pfarrkirche auf dem Michelsberg bei Hackenheim, von der noch der Friedhof und eine Prozession auf Michelstag zeugt, auf dem Michelsberg bei Mettenheim, auf dem Katharinenberg bei Frei-Laubersheim[3]). Speziell die Martinskirchen, die nach dem vornehmsten gallischen Heiligen ge-

[1]) Vgl. auch K. Wehrhan, Die Pferdesegnung auf dem Laurenziberge bei Gau-Algesheim im Rheingau, Globus 97, S. 133 ff.; Brilmayer S. 261, Würth, Aus der Gemeinde und Pfarrei Oppenheims S. 60 und meinen Aufsatz: Pferdesegnungen und Viehpredigten, Rhein und Main, 2. Jahrg. Nr. 36.

[2]) Würth, a. a. O. S. 60.

[3]) Näheres bei Widder, Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz IV, S. 65 und 68.

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

nannt sind, sind von hohem Alter[1]). Wir haben noch Martinskirchen in Hillesheim, Jugenheim (beide auf einer Anhöhe vor dem Ort), Wolfsheim, Siefersheim, eine verschwundene zu Mettenheim. Weiter auf Anhöhen gelegen, ohne einem der genannten Heiligen geweiht zu sein, sind die Simultankirche zu Udenheim, die Pfarrkirchen zu Partenheim und zu Engelstadt; für das hohe Alter der letzteren spricht der bekannte, von Professor Schumacher in Mainz in die merowingisch-fränkische Zeit versetzte Türsturz[2]).

Neben den alten Heiligtümern auf Höhen haben wir aber auch noch solche am fließenden Wasser. Das wundertätige Marienbild zu Marienborn, dem alten Brunnen, das unfruchtbaren Weibern die Erhörung ihrer Wünsche verleiht, ist weithin bekannt. Maria ist vielleicht an die Stelle einer älteren Fruchtbarkeitsgöttin getreten. Auch das Cyriakus-Stift zu Neuhausen stand an der Stelle eines alten wundertätigen Brunnens. In Guntersblum ist die St. Julianskapelle verschwunden; aber der St. Julansborn besteht noch.

Von dem „Heiligen Baum" zu Gonsenheim und der an seiner Stelle den vierzehn Nothelfern errichteten Kapelle, die ebenso wie jener Wallfahrtsort war, weiß H. Mumbächer-Bretzenheim unter Berufung auf des verstorbenen Prälaten Franz Falks „Heiliges Mainz" in Nr. 39 von Rhein und Main zu berichten.

Auch das „Haingen auf dem Anger" zu Ingelheim, von dem in alten Aktenstücken die Rede ist, ein leider in den letzten Jahren verschwundenes Ulmengebüsch auf der Höhe nach Engelstadt, daher auch „zu den hohen Öffen" genannt, dürfte, ebenso wie andere hervorragende Eschenbäume des Landes, von kultischer Vergangenheit erzählen.

Wie in St. Johann, so finden wir ein beschränktes Simultanrecht — und zwar meist auf Markt- oder Kirchweihtag — in einigen anderen Orten, wo gar keine katholische Gemeinde ist oder sich erst im Laufe der Zeiten in geringem Umfange angesammelt hat; so durften bis vor Kurzem in Monsheim die Katholiken in der sonst ausschließlich evangelischen Kirche an zwei Tagen im Jahre, die frühere Markttage darstellen, einmal im Mai und einmal im November, eine Frühmesse lesen. In Wachenheim besteht das katholische Gottesdienstrecht am Feste des Schutzpatrons Remigius und an einem Sonntag in der österlichen Zeit, in Bermersheim bei Alzey

[1]) Ruppersberg, Geschichte von Saarbrücken I S. 58.

[2]) Vgl. die von diesem herausgegebenen Altertümer heidnischer Vorzeit V, 8, S. 270—72; auch abgebildet im Ingelh. Anz. 1907, Nr. 56.

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

auf Martini[1]), ehemals in Framersheim und jetzt noch in Wendelsheim an den zweiten Feiertagen der hohen Feste, was vielleicht eine Verlegung oder ein späteres Entgegenkommen der Evangelischen bedeutet. Im anderen Fall aber rechtfertigt es die mit den Örtlichkeiten im Zusammenhang stehende Bedeutung der Tage, daß man in späteren Zeiten auf diesem geringen Rechte, das für Einheimische sogut wie gar nicht in Betracht kam — zählte man doch in St. Johann noch 1775 nur einen einzigen Katholiken —, bestand. Auch wo man sonst in der Vergangenheit Simultanisierungs-Versuche machte, wie beispielsweise 1710 oder 11 in Gumbsheim, geschah es bezeichnenderweise durch einen Gottesdienst auf Kirchweihtag. In Engelstadt und Niederflörsheim, wo die Katholiken kein Gotteshaus und kein Simultan-Recht haben, findet noch ihr einziger Gottesdienst im Jahr im Rathaus auf Kirchweih statt.

8. Mittelalterlicher Katholizismus in der protestantischen Bevölkerung Rheinhessens.

Über katholische Überlebsel beim evangelischen Volke im allgemeinen hat vor kurzem Rich. Andree geschrieben[2]). Seine Ergebnisse treffen aber auf das hier zur Besprechung stehende Gebiet ganz und gar nicht zu. Ein Aufsuchen katholischer Geistlicher zu Zauberzwecken, Wallfahrt von Protestanten zu Heiligtümern, Gebrauch des Weihwassers und dergleichen ist für Rheinhessen unbelegt; selbst aus der Vergangenheit finde ich nur einen einzigen derartigen Fall, aus den Jahren 1660—70 zu Westhofen, erwähnt, wo ein Einwohner, sogar Ältester, die Kapuziner von Worms „als Teufelsbeschwörer und Gespensteraustreiber“ zu einem Exorzismus herkommen ließ. Es bekam ihm aber sehr übel und brachte den Flecken ins Geschrei. Heutzutage geht man wohl wegen einer Gemeinderats- oder sonstigen Wahl, wegen eines Almosens oder Darlehens hie und da ins katholische Pfarrhaus, aber sicherlich vom Rheingau bis zum Donnersberg nirgendswo des Teufels wegen. Ebenso ist auch die von Andree, Wehrhan und anderen gebrachte Angabe, daß an der Pferdesegnung auf dem Laurenziberg Protestanten beteiligt seien, unrichtig.

[1]) Vgl. K. Köhler, Die Simultankirchen im Großh. Hessen. S. 160 ff.

[2]) Rich. Andree, Katholische Überlebsel beim evangelischen Volke. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 21, S. 113—125.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seit den Zeiten der Reformation und Gegenreformation, wo die Bevölkerung unseres Landes — oft genug mit Gewalt — konfessionell gespalten wurde, ist vielmehr der Gegensatz unter den Konfessionen reichlich groß. Man will möglichst wenig Gemeinschaftliches haben, namentlich in allem, was an Gottesdienst und Gottesverehrung anklingt.

Insbesondere geht es unserer protestantischen Bevölkerung schwer ein, daß auch ihre Väter einmal der katholischen Kirche angehört haben und die Kirche ihres Orts katholisch war. Im allgemeinen ist ja auch seit den ersten Zeiten der Reformation gründlich dafür gesorgt, daß die Erinnerungen daran geschwunden sind. Immerhin bietet sich dem aufmerksamen Beobachter noch einiges dar, was sich in allen Stürmen der Zeit erhalten hat, auch über das, bereits in den vorigen Kapiteln zum Ausdruck Gekommene hinaus.

Das meiste davon beobachten wir noch an unseren Gotteshäusern, soweit sie dem Mittelalter entstammen. Der mittelalterlich-katholischen Kirche eigentümlich war die Ausbildung des Kirchenstils, sowohl des romanischen, wie des darauffolgenden gotischen. Von beiden zeigen unsere Gotteshäuser — weniger Profanbauten — noch zahlreiche Spuren. Worms hat bekanntermaßen die reichste Fülle romanischer Bauten in der ganzen Pfalz; in Rheinbayern findet man auch auf dem Lande deren genug, ich brauche nur an die Klosterreste auf der Limburg bei Dürkheim a. Haardt und Dissibodenberg zu erinnern, in Rheinhessen sind sie seltener. Ich weiß nur zu nennen: die mehrfach erwähnte Udenheimer Simultankirche, die interessante dreischiffige Basilika zu Bechtheim (neuerdings ausschließlich katholische Kirche), der evangelische Kirchturm zu Ober-Ingelheim, die beiden zu Nieder-Ingelheim, die beiden ältesten Türme der Oppenheimer Katharinenkirche, einen Turm zu Alsheim und zu Dalsheim, zu Engelstadt, Hochheim, den der Osthofer Bergkirche, die absonderlichen Haubentürme zu Guntersblum und den gleichgestalteten „Heiden"-turm zu Dittelsheim, sowie Mauerreste zu Appenheim [1]) und neuerdings entdeckte Kapitäle zu Wöllstein, die auf frühere romanische Kirchen an der Stelle der jetzigen neueren schließen lassen, ein kleines Fenster, Bogenfries und eine Tür der ca. 1150 gebauten, ca. 1589 gotisierten Wörrstädter Kirche [2]). Für die gotischen Kirchen war wohl vielfach die Oppenheimer Katharinenkirche vorbildlich; wir finden solche in Alzey, Wörrstadt, Westhofen, Ober-

[1]) Würth, S. 76 u. 79.

[2]) Pfarrer Rehwald im Gewerbeblatt für d. Gr. Hessen 1909, Nr. 37.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ingelheim, Wöllstein, Armsheim und vielen anderen Orten, eine sehr alte zu Hillesheim, Reste eines Chors im Turm zu Jugenheim, zu Osthofen; die Beller Ruine mit der Jahreszahl 1519. Besonderes Interesse für den Kunsthistoriker bietet neben der Armsheimer die Kirche zu Partenheim und die Ruine zu Iben bei Fürfeld, diese der Frühgotik entstammend [1]).

Außer der Konstruktion der Bauwerke selbst erinnert weniges an die katholische Zeit; insbesondere in den ehemals pfälzischen Gemeinden verfiel von Mobilien alles, was dem Papsttum ähnlich sah, aus bekannten Gründen der Vernichtung; mußte doch bei den jährlichen Synoden von Obrigkeits wegen gefragt werden, ob sich in Kirchen und an anderen Orten noch Idole, Gemälde, Kruzifixe oder was sonst zur Abgötterei dient, befinde oder ob noch papistische, heidnische und abgöttische Mißbräuche usw. im Schwange seien [2]). Hier können also Darstellungen der Heiligen oder der biblischen Geschichte nur durch einen glücklichen Zufall wieder zum Vorschein kommen. Länger werden sich wohl manche Bilder in den ehemals lutherischen Kirchen erhalten haben. Aber auch hier sind die alten selten und erst wieder in neuerer Zeit aus der Versunkenheit ans Licht gebracht. So wurden in der Partenheimer, Alsheimer, Gau-Odernheimer, Osthofer Kirche und in dem ehemaligen Jugenheimer Chor (im jetzigen Turm) seit den 80er Jahren herrliche Wandgemälde aus vorreformatorischer Zeit, 14. oder 15. Jahrhundert, bloßgelegt und in Partenheim auch wieder hergestellt. Von Heiligenlegenden ist in Partenheim diejenige Martins, in Alsheim der hl. Ursula, in Osthofen Katharina zu sehen; die männliche Figur in Jugenheim ist nach dem Urteil von Kennern als Sebastian zu bestimmen. Auf einem anderen Bild ist Petrus als Himmelspförtner; der Gebetskampf in Gethsemane ist wahrscheinlich an die Stelle einer anderen älteren Darstellung getreten. In diesen Chorraum ist auch ein schönes gotisches Sakramentshäuschen eingemauert, das jetzt ebenfalls von der Übertünchung bloßgelegt ist. Zwei gleiche finden sich in der Hillesheimer Kirche, das eine mit Christusgesicht, ein ähnliches in der Oppenheimer Katharinenkirche, und eines zu Wöllstein im Chor. An der Außenseite der Partenheimer Kirche erinnert eine steinerne Abbildung mit entsprechender lateinischer Inschrift daran, daß die alte Kirche im Jahre 1435 abbrannte und dabei das Sakra-

---

[1]) Vgl. darüber den nach der Abfassung dieses Aufsatzes erschienenen Jahresbericht der Denkmalspflege I, S. 136 u. 161.

[2]) Kluckhohn, Friedr. III. von der Pfalz, S. 154.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ment allein intakt blieb. Vollends aber ein Altarschrein aus dem Jahre 1489 mit den Bildern der hl. Jungfrau, der Heiligen Katharina und Elisabeth, wie er sich in der Kirche zu Wachenheim findet[1]), ein Rathausglöckchen mit dem Bildnis und dem Namen der Muttergottes aus 1515, wie zu Nieder-Saulheim, neben Heiligenstatuen aus dem gleichen Jahre, wie sie im Pfarrgarten zu Wöllstein aufgefunden wurden und — nicht ohne Widerspruch — jetzt in der restaurierten Kirche befestigt sind, ein Taufstein mit Abbildungen aus 1507, den ebendieselbe aufzuweisen hat, dürften in Rheinhessen so wenig zum zweiten Male in evangelischen Gemeinden sich wiederfinden, wie Volkslieder mit Heiligenlegenden als Inhalt, wovon Schulte[2]) aus Oberhessen berichtet.

Besser haben sich die Heiligen erhalten und das gleichfalls als katholisch geltende Kreuz in Orts-, Flur- und Gewannbezeichnungen, obwohl man, wenns möglich ist, auch hier gern eine Abkürzung gebraucht, die das Katholische verschwinden läßt. So sagt man in Jugenheim „Johann" mit Weglassung des Sanct, ferner „Altaräcker", während die offizielle Bezeichnung hieß: St. Marien- (oder Liebfrauen-) Altargut. Das „Helger"(Heiligen-)häuschen, das natürlich längst nicht mehr steht, ist jetzt noch offizielle Gewannbezeichnung, die aber — bezeichnenderweise — im Volksmund nicht mehr gebraucht wird; dasselbe Schicksal haben das alte Münchsviertel nebst Münchgasse, der Pfaffenpfad, der Bildstock, das Kreuztal in Westhofen, juxta cucem in Jugenheim gehabt; sie, die zum Teil bis ins 19. Jahrhundert hinein gebräuchlich waren, finden sich jetzt sogar auf der Flurkarte nicht mehr, während sich Pilgerpfad, Klausenburg dahier und die Klause zu Wöllstein erhalten haben, aber in ihrer Bedeutung nicht mehr verstanden werden. In Bechtolsheim[3]) hat man ein St. Nazarius-Altargut, von dem ich nicht weiß, ob es jetzt noch im Volksmund lebt, in Mommenheim den Nazarius-Berg. In Partenheim dagegen weiß man noch, daß der Georgen-Berg eine gleichnamige Kapelle trug, vielleicht aber bloß deshalb, weil das dazu gehörige Gut noch Kircheneigentum ist und zur Schul-, bezw. Organistenbesoldung dient. Auch die Elftausend-Mägde-Mühle zu Elsheim samt ihrer

---

[1]) In Jugenheim hatte gleichfalls ein aus dem Papsttum stammender Hochaltar die Stürme der Reformations- und Réunionszeit überdauert, fand aber im Jahre 1726 ein unrühmliches Ende. (Vgl. meinen Aufsatz „Neues von der alten Jugenheimer Kirche" im Ingelheimer Anzeiger 1910, Nr. 122, 2. Bl.)

[2]) Volkslied in Oberhessen S. 11.

[3]) Neurath in den Beiträgen zur Hess. Kirchengesch. IV, 70.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Legende ist noch sehr volkstümlich; das dabei liegende Feld heißt „das Kapellenfeld". In Appenheim hat man Flurnamen: „am steinernen Kreuz" und „hinter den Kreuzen", auch in Wöllstein „die Kreuzen", welche an die bereits unter Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz verschwundenen Feldkreuze erinnern [1]), in Ensheim einen Hof und Feld „Kronkreuz", das ehedem eigene Gemarkung bildete, in Gau-Weinheim gegen Wolfsheim hin eine Gewann „zum heiligen Kreuz" [2]), die ehedem eine diesem geweihte Kapelle trug.

Wie bereits im früheren Aufsatze erwähnt, leben auch in ganz protestantischen Ortschaften die Heiligen noch weiter als Wetterpropheten oder überhaupt zur Bestimmung des Kalenderjahres.

Wir hörten bereits von Jakobszwiebeln und Margarethenbirn' und Michelstag. Ähnliche bedeutungsvolle und vielgenannte Tage sind Petri, Johannis, Egidi, Georgetag, Martini u. A.

Matheis (24. Febr.) Bricht's Eis!

Sind auf Georgen (23. April) die Reben blott und blind,
Soll sich freuen Mann, Weib und Kind!

Regen auf Barnabas (11. Juni),
Fallen die Trauben ab bis aufs Faß.

Peter und Paul (29. Juni)
Macht dem Korn die Wurzel faul!

Margeritt (20. Juli) Bringt die Schnitter mit!

Egidi (1. Sept.): Wie der Hirsch in die Brunst geht, so geht er wieder heraus, d. h. die Witterung von Egidi bis Micheli ist sich gleich [3]).

Laurenzi (10. August) Hol's Wämsi!

Kathrein,
Stell' Baß und Geigen ein! (Beginn der stillen Adventszeit.)

„Kathrinenwind — Plackenwinter!" D. h. bloß gelegentlich rechtes Winterwetter.

„An Jakobstag muß das Korn über der Tennwand hängen!" Gefürchtet sind die „Eisheiligen" oder — wie man doch lieber sagt „Eismänner" — 11., 12. und 13. Mai. Auch Allerheiligen ist als Zeit- und Wetterbestimmung vielfach gebräuchlich, wobei es häufig die Allerheiligen heißt, (wie die Weihnachten); das Schmücken der Gräber am Allerheiligen- und Allerseelentag wird hier und in der Umgebung allenthalben geübt, auch von Protestanten; im inneren

[1]) Würth S. 70.
[2]) Brilmayer S. 177.
[3]) Siehe diese Blätter II, S. 233.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rheinhessen dagegen ist das ganz unbekannt, ich vermute in ersterem Fall eine von den Städten eingedrungene Sitte, wofür auch die Art des Schmuckes spricht (weiße Astern).

Einige der genannten Tage waren in der Vergangenheit für das bürgerliche Leben von der allergrößten Bedeutung; aber diese Bedeutung ist im Schwinden begriffen oder hat schon ganz aufgehört. Sogar der Zins-, Pacht- und Kaufschillingstermin wird neuerdings immer mehr von Martini auf Neujahr verlegt. Im Anfang des 18. Jahrhunderts wechselte auf diesen Tag in Wöllstein die Haltung des Faselviehs unter den dazu Verpflichteten. Der Bestand (Verpachtung) der Schafweide ging dagegen zu Gumbsheim in der Zeit zwischen 1745—52 von Michaeli bis Michaeli. Ebendort und jedenfalls auch anderwärts begann zu diesem Termin die Winterschule und dauerte bis Pfingsten; jetzt noch endet an ihm in den meisten Orten die Katechismuslehre und die Gemeinde feiert — wie an den hohen Festen — das heilige Abendmahl. Vereinzelt (in Westhofen, Monzernheim, Wöllstein u. a.) hat man statt dessen Egidien-Abendmahle (1. Sept.). Acht Tage vor und acht Tage nach Micheli ist im Münstertal die beste Zeit zur Aussaat[1]). Auch war Michaeli Zahltermin für im Sommer gemachte Lieferungen. Von ebensolcher und noch größerer, aber heute kaum noch wahrzunehmender Wichtigkeit war der Petri-Tag (Cathedra Petri, 22. Febr.), dessen Bedeutung zweifellos auf teilweise heidnischer Grundlage beruht[2]). Er ist ein altherkömmlicher Frühlingsbeginn und gleichzeitig auch der Anfang eines neuen Jahres. Darum weigerte sich der Jugenheimer Nachtwächter trotz eindringlicher Remonstrationen des Bürgermeisters beharrlich, über diesen Tag hinaus die Laternen anzuzünden; seine Verpflichtung reiche bloß von Martini bis Petri. 1771 wechselten an ihm zwei ratifizierende Schulmeister zu Gumbsheim die Besoldung in Geld und Naturalien. Der neue Pfarrer Lorsbach zu Zolzenheim hielt an ihm 1692 seinen Aufzug, jedenfalls aus dem gleichen Grunde. In Westhofen wird auf Petri 1583 der Glöckner angenommen, um 1700 wurde die Kirchenrechnung abgehört, wobei der Almosenrechner jedesmal seine Jahresvergütung empfing.

Das Kirchweih- oder Jahrmarktsfest wird wohl fast allerwärts durch die alten Ortsheiligen oder eine sonstige lokale Gottesverehrung bestimmt, wovon wir oben schon Proben sahen. „Kathrein lädt zur

[1]) Bechtolsheimer, Hungerjahr S. 114.

[2]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 21, S. 299; Rietschel I, S. 188.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kerb in Nieder-Hilbersheim"[1]). Ebenso hat der Oppenheimer Katharinenmarkt seinen Namen von der Heiligen der Hauptkirche. In Monzernheim sagt man: „Johannes ißt nicht mehr mit, weil er kein Haupt hat", d. h. Johannis Enthauptung (29. August) ist für die Bestimmung maßgebend, darf aber selbst kein Kirchweihtag sein. Ebenso heißt's in Dautenheim: „Michel ißt nicht mit", in Armsheim: Remigius (1. Oktober). Dagegen scheint es die Eigentümlichkeit des Egidius (1. Sept.) zu sein, daß er mitessen darf; wenigstens ist es so in Wörrstadt, Partenheim und Wachenheim der Brauch, nicht aber in Mölsheim. In Gumbsheim fällt die Kirchweih auf Simonis und Judä (ein Aktenstück aus dem 18. Jahrhundert), in Westhofen ist Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) maßgebend, für Flonheim Allerheiligen, für Jugenheim wars bis vor wenigen Jahren Fronleichnam. Noch bis ins 18. Jahrhundert nahm man keinen Anstand, hierbei auch diese spezifisch katholischen Namen zu nennen, Laukhard sagts von Flonheim und bezüglich Jugenheims finde ich es auf einer alten Ortskarte, wie man bis dahin auch noch die Kirchen bei ihren alten Heiligennamen nannte, z. B. Martinskirche zu Jugenheim, Peterskapelle zu Gumbsheim, vom Petersgut dortselbst sprach und Petri Kettenfeier als lokalen Feiertag mit besonderer Predigt beging. Das hat jetzt ebenso aufgehört, wie bei den altkatholischen Orts- und Gewannbezeichnungen. Dasselbe ist der Fall bei den gleichfalls für das bürgerliche Leben bedeutungsvollen Marientagen: Lichtmeß (2. Februar), Himmelfahrt (15. August) als Ende der Ernte, Geburt (8. Sept.) als Beginn der neuen Aussaat. Die Zwischenzeit zwischen beiden letzteren war Termin der alten Naturallieferungen aus der Ernte; die Volkstümlichkeit der beiden Feste war so groß, daß die Reformation in manchen Gegenden ihretwegen Zugeständnisse machen und sogar eine kirchliche Feier dulden mußte, so z. B. in Nassau[2]). Heutzutage kennt man die Tage wohl noch, aber der Name Marias wird — wenigstens bei ersterem — nicht genannt; der 15. August lebt als „Napoleonstag" weiter, als welcher er ja auch wieder bei den Protestanten gebotener Feiertag war. Endlich verdient noch eine Eigentümlichkeit des Sonntags Septuagesimä Erwähnung, die mir allerdings nur aus dem katholischen Dorfe Ockenheim bekannt ist, sich aber möglicherweise auch in protestantischen Ortschaften der Umgegend findet; von diesem Tag an, der das Evangelium von den Arbeitern im Weinberge bringt,

[1]) Würth S. 61.

[2]) Rietschel, Liturgik I, S. 208.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dürfen sich die dortigen Wingertsleute einen Vorschuß auf den Akkordlohn holen — auch ein schöner Beitrag zu dem Kapitel Volksleben und Kirche!

Interessant ist die Beobachtung, für die mir allerdings nur dürftiges Material zu Gebote steht, daß in einzelnen Ortschaften, wo sonst die mittelalterliche Tradition mit der Reformation abreißt, die Lokalheiligen noch in häufig vorkommenden Namen (Vor- oder Zunamen) weiterleben; so ist in Wörrstadt der sonst gerade nicht häufige Name Lorenz verbreitet. In Jugenheim ist Martin nach dem alten Schutzpatron der Kirche beliebt. Neben diesen muß aber auch Sebastian Verehrung genossen haben, wie sein obenerwähntes Bildnis in der alten Kirche beweist; der seit alters bis in die Gegenwart von vielen Familien geführte Zunamen Best ist die Abkürzung hiervon. Laurentius steht auch im Ortssiegel von Wörrstadt; sein Rost wird von zwei Löwen auf der Brüstung des Neunröhrenbrunnens gehalten, die ehemalige Wörrstädter Zeitung führte ihn im Schild. Ob aber die katholischen Insignien, die Brilmayer aufführt (Martinus in Nieder-Hilbersheim, Remigius in Wachenheim, Pirminius in Eimsheim, Gallus in Weinheim, Petrus in Weinolsheim, unbekannte Heilige in Dienheim und Dautenheim, das Kreuz in Grolsheim und Hochheim, die gekreuzten Krummstäbe in Alsheim), wirklich volkstümlich sind und jetzt noch von den Gemeinden geführt werden, entzieht sich meiner Kenntnis; ich bezweifle es.

Kaum eine Rolle spielen in der Rede und Ausdrucksweise die Glaubenssätze, namentlich nicht die differierenden; das entspricht auch ganz bäuerlicher Art. Eine Ausnahme macht aber das Fegfeuer zur Bezeichnung von etwas Schrecklichem; „er hat Angst wie im Fegfeuer" oder auch geradezu „er ist im Fegfeuer". Auch als Spitzname findet es Verwendung (vgl. Laukhard, Leben und Schicksale II, 270).



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Flachssaat und Frauen.

Von Dr. Heinr. Marzell, Pullach bei München.

Unter den zahlreichen Beziehungen der weiblichen Fruchtbarkeit zur Saat und Ernte der Kulturpflanzen sind einige deutsche (und slavische) Bräuche, die das Gedeihen des Flachses bewirken sollen, besonders erwähnenswert. Nicht nur daß sie sehr alt sind — ihre schriftliche Aufzeichnung reicht zum Teil bis in frühere Jahrhunderte, also in Zeiten zurück, wo man den Aberglauben nur selten der Überlieferung wert hielt —, sie beanspruchen auch durch ihre weite Verbreitung in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein mehr als gewöhnliches Interesse. Trotzdem sich hier die Gebräuche der verschiedensten Volksstämme oft geradezu frappant gleichen, darf man kaum an eine Entlehnung — wenigstens nicht im Laufe der letzten Jahrhunderte — von einem bestimmten Punkte aus denken. Es liegt hier vielmehr die uralte, wohl allen Völkern gemeinsame Anschauung zugrunde, daß das Weib als Symbol der Fruchtbarkeit in magischer Weise das Gedeihen der Saat bewirken könne.

Die beiden Melander[1]) berichten zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus Thüringen: Eine edele / gewisse vnd bewerte Kunst / so mit keinem Gelt zu bezahlen / wie die Weiber ihre Sachen anstellen sollen / dass sie feinen guten langen Flachs bekommen. Quam sollicitae mulierculae plereque sint omnes, quoties quidem agrum aliquem suum lino conserendum curant, nemini puto esse patrifamilias explicatum. Etenim tum quidem precibus ad Deum Opt. Max. pie sancteque effusis, enixe postulant anxieque, ut illud cum bene longum, tum vero quam optimum evadat. Ne igitur voto hoc suo non potiantur, volui equidem hoc cum ipsis in praesentia amuletum non ita pridem ex Thuringia ad me missum communicare, in spem minime dubiam erectus, futurum certe, ut gratiam ab ipsis minime malam ineam. Haec autem verba uxores nostrae, quas amare meretissimo pro eximia ipsorum suavitate, in oculisque ferre debemus, linum serentes, novies, novies inquam (Sensibus hac imis,

---

[1]) Melander, Otho et Dionysius, Jocorum atque Seriorum cum novorum tum selectorum atque memorabilium libri II Smalcaldiae (ex officiae Kezeliana) 1611, II 655 f.

Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

res non est parva, reponant) voce quanta poterunt maxime et quidem perquam religiose recitabunt:

„Ich seh ietzunder meinen Lein
In das gedünckte Land hinnein
Vnd wünsch, daß er mir nicht eh blüh /
Biß daß er mir reicht an die Knie
Krieg auch nicht ein ein(z)ige Knott /
Biß er mir geht biß an die Fott.
Also nun wachs
Mein lieber Flachs
So wirstu gut vnd lang /
Verdienst vmb mich gar großen Danck".

Quid quaeris? non illae voti compotes sui non evadent, nobis quidem hac in parte si auscultaverint. Der Bosse wird ihnen angehen / probatum est, noli dubitare.

Ich habe absichtlich den ganzen Bericht der Melander in extenso mitgeteilt, weil er für die Art früherer Jahrhunderte folkloristisches Material aufzuzeichnen charakteristisch ist. Fromann zitiert nach Melander diese Anrede des Flachses, wenn er auch das Obszöne wegläßt[1]). Aus dem „Journal von und für Deutschland" 1790 gibt J. Grimm[2]) folgenden Aberglauben aus dem Saalfeldischen (also ebenfalls aus Thüringen!) an: »Der Flachs wird so besprochen: „flachs du sollst nicht eher blüh, bis du mir gehst an die knie, flachs du sollst nicht eher knotte, bis du mir gehst an . . . ., flachs du sollst nicht eher gehle [= Gelbwerden der Samenkapseln?], bis du mir gehst an die kehle!" Johannisnacht tanzen die mädchen um den flachs, ziehen sich nackt aus und wälzen sich darin«. Schließlich schreibt auch E. H. Meyer[3]), daß im Meiningischen (wieder in Thüringen!) die Mädchen in in der Johannisnacht nackt um den Flachs sprangen und ihn dabei ansangen:

„Flachs du sollst nicht eher blühn
Bis de me gicst an meine Knie;
Flachs, du sollst nicht eher reife
Bis de me kannst an Hals gegreife".

Der Vers (bezw. die Verse), in dem von der vulva die Rede ist, wurde hier offenbar von dem Aufzeichnenden ausgelassen.

[1]) Fromann, Christ., Tractatus de fascinatione novus et singularis. Norimbergae 1675, 584.

[2]) Grimm, J., Deutsche Mythologie. 4. Ausg. bes. v. E. H. Meyer. Berlin 1875, III 452.

[3]) Meyer, E. H., Deutsche Volkskunde. Straßb. 1898, 226.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß eine derartige Anrede des Flachses jedoch nicht nur in Thüringen gebräuchlich war, geht daraus hervor, daß auch die Bewohnerinnen der böhmisch-sächsischen Grenze[1]) beim erstmaligen Besuch der ihnen gehörigen Flachssaat sprechen:

Gout grüsse dich, mai lieber Flachs
Doß d'mer bekümst en guden Wachs;
Doß d'mer ne ohfängst ehnder so blühn,
Aff bis d'mer thust giehn bis sun Knien;
Doß d'mer ehnder thust knötteln (= Samenknollen erhalten),
Bis d'mer thust reechen sun Görtelen (Gürtel).

Der Gürtel ist hier gewissermaßen eine „verfeinerte" Fassung für die Muliebria.

Allgemein bekannt scheint nach Schulenburg auch eine derartige Flachsanrede bei den Wenden zu sein. Hier sagt der Mann: „Flachs, wachs bis an den Sack", die Frau: „Knote bis an die Schote" (= vulva). Bei den Wenden sollte auch das Mädchen, wenn es den Flachs „gewietet" hat, dreimal nackend um den Acker herumrennen und dabei sagen:

„Flasken, Flasken Druse
Wachs bis an die Fuse/
Bis an mein Titten/
Dann bliw sitten.

Schulenburg fügt zu, daß dieser Brauch von nackenden Mädchen, wenn keine Männer zugegen waren, noch bis vor 25 Jahren geübt wurde, was er allerdings persönlich bezweifelt[2]).

Zu diesen Literaturzitaten kann ich einen ganz analogen Spruch zufügen, der mir aus dem bayrisch-böhmischen Grenzgebiet mitgeteilt wird. Die Mädchen gehen hier, wenn der Flachs schon aufgegangen ist, auf das Leinfeld, heben etwas die Röcke und sprechen dabei: „Wachs', wachs' Leiñ, wachs 'nauf bis i die meiñ!" Ganz ähnlich berichtet Urban aus Westböhmen[3]), daß die Säerin beim Ansäen spreche: „Oitza (Heint) soa 'ri mei Lei(n), wäa(r) fei(n) reat lang, wachs in die Mei(n)" oder auch (in gemilderter Form): „wachs sa lang wöi mei(n) Bei(n)". Vergl. auch den Bauernspruch: „Sophie (= 15. Mai) — Flachs wächst bis ans Knie"[4]).

---

[1]) Reinsberg-Düringsfeld, O. von, Festkalender aus Böhmen. Prag (1861), 302.

[2]) Schulenburg, W. von, Wendisches Volkstum in Sage, Sitte und Brauch (Berlin 1882), 116 und ders. Wend. Volkssagen u. Gebr. aus d. Spreewald (Leipz. 1880), 241.

[3]) Urban, M., Von der Leinsaat zur Leinwand. Mies 1906, 4.

[4]) Yermoloff, Der landwirtschaftliche Volkskalender 1905, 231.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Schlesien[1]) lautet der Flachsspruch:

„Goot grisz dich, liewes Fläxla,
Goot ga-dr a gut Gewäxla
On loosz dich waxa bis oa's Knie
On noch a bisla wetter hie".

Auch sonst wird das Gedeihen des Flachses in vielfache Beziehung zum weiblichen Geschlecht gebracht. In Westpreußen muß der Hausvater zu Fastnacht oder am Lichtmeßtag mit dem weiblichen Hauspersonal, den Spinnerinen, Schlitten fahren, damit der Flachs gedeihen soll[2]). In Braunschweig gingen Frauen, damit der Flachs gut und reich gedeihe, am Johannestage zwischen 11 und 12 Uhr um das Flachsfeld herum und faßten immer stillschweigend den Flachs an. Andree[3]) weist hier darauf hin, daß auch bei den Indianern am Orinoko nur die Frauen den Feldbau besorgten. Die Männer selbst begründeten dies den Missionären gegenüber damit: „Weil die Weiber fruchtbar sind und es dem Korn mitteilen können. Das verstehen wir aber nicht und können es dem Korn nicht mitteilen". Ganz ähnlich sät in der Oberpfalz nur die Bäuerin den Lein, da er sonst nach dem allgemeinen Glauben nicht gedeihen würde[4]). Hatten Frauen und Mädchen den Flachs gejätet, so mußten sie einen Purzelbaum machen, sonst gedieh der Flachs nicht. Mit diesem Purzelbaum vergleiche man anderes. In Österr. Schlesien muß die Magd, die das Flachsfeld zum erstenmal betritt, so hoch als möglich springen, damit der Flachs recht hoch wächst[5]). In Osterrode macht sie einen Sprung vom Tisch[6]). Vielerorts springt man durchs Johannisfeuer und so hoch als man springt, wächst der Flachs[7]). Auch der Tanz an Fastnacht oder Lichtmeß befördert sein Gedeihen[8]). Wenn im Kreise Minden der Flachs vom Felde

[1]) Vgl. Drechsler, P., Sitte, Brauch u. Volksgl. in Schlesien. Leipz. 1906. II 59.

[2]) Treichel, A., Volkstüml. aus d. Pflanzenwelt, bes. f. Westpreußen X. Altpreuß. Monatsschrift. N. F. 31, 454.

[3]) Andree, R., Braunschweiger Volkskunde.[2] Braunschweig 1901, 226.

[4]) Schönwerth, Fr., Aus der Oberpfalz. Augsburg 1857—1859, I 416.

[5]) Jahn, U., Die deutschen Opferbräuche S. 194.

[6]) Proehle, Harzbilder 58; vgl. auch Wuttke, Volksaberglaube § 93.

[7]) Wuttke, Volksaberglaube § 93; G. Graber, Zeitschr. für österreichische Volkskunde 17, 149.

[8]) Wuttke, § 98 für Ostpreußen, vgl. Sartori, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 4, 46. Es handelt sich dabei offenbar um zweierlei: der auf die Erde tretende Fuß befruchtet, und gleichzeitig bewirkt die Höhe des Sprungs einen Zauber auf die Größe des Wachstums. Im ‚Tanzteufel' des Florian Daulen, Frankfurt a. M. 1567 (vgl. Frankfurter Zeitung vom 10. März 1912) heißt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geholt wird, sitzen die Frauen auf dem Wagen, im Dorf werden sie dann von anderen Frauen naß gegossen[1]).

Eine große Rolle spielt auch, wie wir oben sahen, die weibliche Nacktheit beim Säen des Flachses; durch sie soll die fruchtbarmachende Wirkung der Frau an sich noch gesteigert werden. Auch hier möchte ich zunächst das Beispiel eines wilden Volkes anführen, das Andree heranzieht. Die Weiber der Sioux-Indianer umschritten nächtlicherweile ganz entkleidet die Felder, um so diesen auf magische Weise Fruchtbarkeit mitzuteilen[2]). Rudimente dieses Glaubens an die fruchtbarmachende Wirkung der weiblichen Nacktheit finden sich auch noch bei uns. Schon oben haben wir gesehen, daß die wendischen Mädchen dreimal nackt um das Flachsfeld laufen mußten. In der Mark im Kreise Teltow hat die Sitte bis um 1850 gedauert, jetzt spricht man noch davon, aber es geschieht nicht mehr[3]). Damit der Flachs gedeihe, mußte sich im Sechs-Ämterland (Bez.-Amt Wundsiedel, Bayern) eine gänzlich entblößte Dirne mit einem Spinnrad auf die Miststelle begeben und drei Haspellängen Faden spinnen. Dabei durfte sie von keinem Menschen gesehen noch angesprochen werden (bekanntlich eine allgemeine uralte Vorsicht bei zauberischem Tun!) Auch hier wird bemerkt, daß dieser Brauch noch vor dreißig Jahren üblich war[4]). Nach ostpreußischem Volksglauben schießt der Flachs schnell empor, wenn ihm die Frauen den nackten Hintern zeigen. „Man scheut auch andere bedenkliche Stellungen nicht", fügt E. H. Meyer hinzu[5]). Ein höchst interessantes Analogon hierzu ist der schwäbische Bauernspruch: „Wenn der Flachs net neunmal e(in) Weiberfüdle sieht na(ch) wird er au(ch) nix" [6]). Die Deutung dieses Spruches, „man müsse fleißig grasen", hat sich offenbar erst sekundär herausgebildet. Es

---

es: Sonderlich an der Äschermittwochen halten die alten Gommeln viel von Hochspringen, daß ihnen der Flachs lang wachsen soll. — Übrigens wird das Tanzen nicht nur mit dem Flachs, sondern auch mit dem Hanf und überhaupt mit dem Gedeihen der ganzen Jahresernte in Verbindung gesetzt; vgl. Elsäss. Monatsschrift II 592 f. (D. Red.).

[1]) Sartori, Ztschr. des Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskde. 6, 191; über das Begießen mit Wasser vgl. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte². 1, 327 ff.

[2]) Andree, R., a. a. O.

[3]) Vgl. W. v. Schulenburg, Brandenburgia 5, S. 152 ff. (D. Red.)

[4]) Deutsche Gaue, Zeitschr. f. Heimatforschung. Kaufbeuren. 12, 148.

[5]) Treichel a. a. O. und E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde 227.

[6]) Fischer, Herm., Schwäbisches Wörterbuch. Tübingen 1901 ff. 2, 1532; zu „neunmal" vgl. oben „novies" (bei der Rezitation des Thüringer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sei aber kurz noch darauf hingewiesen, daß die demonstratio genitalium aut podicis insbesondere der Weiber nicht nur als Fruchtbarkeitsmittel gilt, sondern auch zur Abwehr von Zauber oder von Unheil bezw. zu dessen Hervorbringung dient[1]).

Auch der weibliche Harn und das Menstrualblut können günstig auf die Fruchtbarkeit des Flachses wirken. Andererseits können diese Exkrete aber auch als unrein dem Gedeihen des Flachses

Spruches!). [Ergänzend verweise ich hierzu auf Reflexe solcher Bräuche in Volksdichtung und Sage, worauf mich Herr Kollege Hepding aufmerksam macht. In einem Volksrätsel vom Flachs (vgl. diese Blätter II, S. 223 Nr. 21 und Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen I, 77) heißt die fünfte Zeile: ‚Man hat um mich schon manche schöne Jungfer ins Feld geführt.' In Schwänken und Sagen wird mehrfach erzählt, daß Mädchen im Flachsfeld die Röcke schürzen, weil sie glauben im Wasser zu waten (vgl. Am Urquell II, S. 185 und Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 149). Wahrscheinlich liegt hier ein Versuch vor, den nicht mehr verstandenen Brauch zu deuten, indem man ihn an die auch sonst in Sagen vorkommende Verwechslung des blühenden Flachses mit dem Wasser anknüpfte; vgl. zu dem Sagenzug selbst die Geschichte vom Untergang der Heruler bei Paulus Diaconus I, Kap. 20 (Grimm, Deutsche Sagen⁴ Nr. 393). D. Red.]

[1]) Einige hierher gehörige Beispiele hat Seligman gesammelt. „Wenn der Fischer auf offenem Meere vom Sturm überrascht wird, und einen erstgeborenen Sohn unter seinen Seeleuten hat, muß dieser geschwind seine Hosen fallen lassen und dem Unwetter seinen entblößten Hinterteil zeigen; der Sturm wird dann gleich innehalten. Gegen Hagel hilft dieser Gestus bei den Huzulen, gegen Regen bei den Kaffern. In der Oberpfalz und in Lappland kann man damit Sturm hervorrufen" (vgl. Seligmann, S., Der böse Blick u. Verwandtes 1, 174 und 2, 203). Nach dem Bericht des Plinius war diese Abwehr des Sturmes schon im Altertum gebräuchlich: „Iam primum abigi grandines turbinesque contra fulgura ipsa mense nudato; sic averti violentiam caeli, in navigando quidem tempestates etiam sine menstruis." Auf dieselbe Quelle geht jedenfalls die Anweisung des Geoponika zurück: „Γυνὴ ἔμμηνος δειξάτω τὰ αἰδοῖα αὐτῆς χαλάζῃ, καὶ ἀποστρέφει· ὁμοίως δὲ τὴν τοιαύτην θέαν καὶ πᾶν θηρίον φεύγει. Καὶ παρθένου ῥάκος τὸ πρῶτον λαβὼν ἀνὰ μέσον τοῦ χωρίου χῶσον, καὶ οὔτε ἡ ἄμπελος, οὔτι τὰ σπέρματα ὑπὸ χαλάζης ἀδικηθήσεται" (vgl. Plinius Hist. nat. 28, 77; Geoponica sive Cassiani Bassi Scholastici de re rustica eclogae (rec. H. Beckh, Lipsiae 1895). L. I Kap. 14, 1 f.; Columella, De re rustica X 357 ff. Vgl. auch Caland, W., Altindisches Zauberritual Verhandelingen d. kon. Akademie van Wetensch. to Amsterdam. Afdeel. Letterk. Nieuwe Reeks, Deel III Nr. 2. Amsterd. 1901, p. 128; K. Weinhold, Abhandlungen der kgl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin 1896, S. 29 ff. Fehrle, Eug., Die kult. Keuschheit, Gießen 1910, 63. Ebenso kann das Weib nackt oder indem es die Kleider super clunes emporhebt, auf dem Saatfeld das Ungeziefer vertreiben. Als Rudiment ist es aufzufassen, wenn zu demselben Zweck das Weib mit bloßen Füßen oder nur mit einem Mantel bekleidet auf den Acker (oder in den Garten) geht (vgl. Plinius 28, 78; Geoponica L. 12, 8, 5 f.).

Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

schädlich sein, also ähnlich wie die Nacktheit sowohl fördernd als auch unglückbringend wirkt. In den sechsziger Jahren war es im württembergischen Oberamt Riedlingen Brauch, daß die Weiber am Magdalenentag siebenmal nach dem Flachs sehen, das erstemal aber ihren Harn darauf lassen sollten[1]), also geradezu eine Kumulation (Weib, Magdalena [s. u.], Zahl sieben, Harn!) magischer Wirkungen. Es wird jedoch aber auch aus derselben Gegend[1]) — übrigens auch sonst[2]) — berichtet, daß man sein Wasser nicht auf den Flachsacker lassen solle. Wenn in Westböhmen ein Mädchen die Leinsaat vornimmt, dann muß sie sich zuvor ein Stückchen von einem „Hemmstuak" mit der „Monatsrose" um den rechten Zeigefinger wickeln. Später jedoch wenn der Flachs zur Dörre in den Backofen gegeben („a(n)gesteckt") wird, muß die „A(n)steckerin" monatsrein sein, „weil sonst der Flachs nicht schön bricht"[3]).

Ferner sei auch noch des Wälzens der (ursprünglich wohl nackten) Frauen auf dem Flachsfeld, um dessen Gedeihen zu bewirken, gedacht. Was die allgemeine Verbreitung dieses Brauches und seine Deutung betrifft, so muß ich hier auf Mannhardts[4]) lichtvolle Ausführungen und auf Frazer[5]) verweisen, die natürlich nicht nur auf das Gedeihen des Flachses, sondern auf das der (Kultur=)Pflanzen überhaupt Bezug haben. In der Wetterau wälzen sich die Frauensleute im Flachs, damit er hoch wachse. Auch hier scheint es wieder ein Rudiment zu sein, wenn es in Schwaben ganz allgemein — ohne Nennung der Frauen — heißt, man müsse zu diesem Zwecke auf den noch zarten Pflanzen mit den Knien herumrutschen oder Kinder sich darauf wälzen lassen. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß nach verbreitetem Volksglauben lediglich die innige Berührung des Menschen (auch des Mannes!) mit dem Ackerboden den Feldern Fruchtbarkeit bringen soll.

In Beziehung zum Gedeihen des Flachses steht endlich auch das Haar. Nach einer mir aus dem Bezirk Prachatitz (Böhmen) zugegangenen Mitteilung glaubt man dort, daß der Flachs besser werde, wenn beim Sprung der Mädchen und Burschen durch das

---

[1]) Meyer, E. H., Bad. Volksleb. im 19. Jahrh. Straßbg. 1900, 438.

[2]) Andree, R., Braunschw. Volkskde[2] 226.

[3]) Urban, M., a. a. O. p. 6.

[4]) Mannhardt, W., Wald- und Feldkulte[2] 1, 480 ff.

[5]) Frazer, J. G., The golden bough[3]. The magic art II, 97 ff., (the influence of the sexes on vegetation).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Johannisfeuer Haare verbrannt (versengt) werden [1]). In anderen Fällen ist der Zusammenhang deutlicher, in welchen der Flachs — im bayrisch-österr. Gebiet „Haar" genannt [2]) — zum menschlichen Haar steht. So wird auch die hl. Magdalena, die Büßerin mit den langen Seidenhaaren [3]) mit dem Flachs in Verbindung gebracht. In Berolzheim (Baden) [4]) wird der Flachs am Magdalenentage (22. Juli) folgendermaßen angesprochen:

„'s grüß di, Flotsch,
Daß d' recht wochscht
So lang wie 'n Weide
So fein wie e Seide
So heel [heil] und so klor
Wie d'r Magdelene ihr Hor".

In Rußland [5]) schließlich läßt sich der Pope vom Bauern einige Haare ausrupfen, damit durch Verbrennung bei entsprechender Beschwörungsformel das Gedeihen des Flachses gefördert werde.



Kleine Mitteilungen.

Pfarrer Johannes Moser, Wohnbach †.

Am 8. Januar 1912 starb nach langem schweren Leiden unser treuer Freund und Mitarbeiter Pfarrer Johannes Moser aus Wohnbach. Kein Kind unserer engeren Heimat, hat er am 23. August 1855 zu Roßla als Sohn des dortigen Konsistorialrats M. das Licht der Welt erblickt. Er widmete sich dem geistlichen Beruf und war zunächst 1884—1889 Pfarrer zu Wolfsberg im Harz, dann 1889—1906 zu Dietersdorf. Da er sich in der Heimat mehr und mehr vereinsamt fühlte, entstand in ihm der Wunsch, in die Nähe seiner einzigen Verwandten zu kommen, und er ergriff deshalb 1906 die sich ihm bietende Gelegenheit, die Pfarrstelle in Wohnbach zu erlangen. Noch fünf und ein halbes Jahr hat er hier gewirkt, bis im Herbst vergangenen Jahres die Krankheit seine Kraft brach. Moser war seit frühen Jahren ein eifriger Arbeiter im Gebiet der Volkskunde. Er sammelte schon zu

[1]) Nach Mitteilung meines Gewährsmannes sind hier jedenfalls die weiblichen Genitalhaare gemeint, da bei den Frauen das Kopfhaar durch das Kopftuch vollkommen eingehüllt wird.

[2]) Etymologisch von „Haar" crinis verschieden, ahd. haru, an. horr. Vgl. Gr. Wb. IV, 2, S. 6 f. (D. Red.)

[3]) Deshalb ist sie in Oberbayern auch Patronin der Friseure; vgl. M. Höfler, Das Jahr im oberbayr. Volksleben, Beitr. z. Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns 13 (1899).

[4]) Vgl. E. H. Meyer, Bad. Volksleben im 19. Jh. S. 438.

[5]) Stern, B., Gesch. d. öffentl. Sittlichk. in Rußl. (1907) 1, 106.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

einer Zeit, da bei uns in Hessen von Volkskunde noch wenig oder gar nicht die Rede war, in weitestem Umfang. Seit seiner Übersiedlung nach Hessen ist auch der Hessischen Vereinigung diese Tätigkeit zugute gekommen. Unser Archiv enthält schon sein Jahren manche wertvolle Mitteilung von ihm, er sah die in seinem Bezirk erscheinenden Zeitungen durch und schnitt volkskundlich wertvolles für uns aus. Auch an der Sammlung der Flurnamen war er beteiligt: die Wohnbacher Sammlung hat er nahezu zum Abschluß gebracht. Seine Absicht, für einen größeren Bezirk die Sammlung zu übernehmen, haben Krankheit und Tod durchkreuzt. Einmal wenigstens hat er uns in Gießen auch einen Vortrag halten können. Sein Hauptarbeitsgebiet war innerhalb der Volkskunde Zauberei und Hexenwesen. Was er hierfür zusammengetragen hat, davon kann der ferne stehende sich schwer einen Begriff machen. Seine Nachträge und Ergänzungen zu Soldan-Heppes Geschichte der Hexenprozesse umfassen 16 dicke handschriftliche Quartbände. Seine Exzerpte zur Geschichte der Zauberei 21 Hefte. In seiner Bibliothek finden wir eine Fülle von Material, namentlich auch eine große Sammlung von Separatdrucken von Aufsätzen älterer und neuerer Zeit, die zum Teil in schwer zugänglichen Zeitschriften erschienen sind und deshalb heute nur zu leicht übersehen zu werden pflegen. Wir Hessen wollen uns freuen, daß es der Großh. Universitätsbibliothek zu Gießen dank der Freigebigkeit eines Gönners der Volkskunde möglich war, diesen volkskundlich wertvollen Teil der Bibliothek des Verstorbenen zu erwerben. Was sich an handschriftlichen Aufzeichnungen in Mosers Nachlaß fand — eine stattliche Menge von Oktav- und Quartbänden — ist von der Schwester des Verstorbenen, Frau Pfarrer Nebel in Laubach, dem Archiv der hessischen Vereinigung für Volkskunde überwiesen worden.

Moser war ein grundgelehrter Mann von imponierenden Kenntnissen. Aber er hat von seinem Wissen niemals Aufhebens gemacht. Neidlos und ohne eifersüchtig über sein geistiges Eigentum zu wachen, hat er andern aus dem reichen Schatz seines Wissens mitgeteilt, und es wird sich schwer feststellen lassen, wie viel in Arbeiten anderer auf ihn zurückgeht. Namentlich E. Veckenstedt hatte sich reicher Beihilfe Mosers zu erfreuen. In M.'s Bibliothek fand sich ein Exemplar von Sellos Buch über die Rolande (Vindiciae Rulandi Bremensis, Bremen 1904) mit einer Widmung, in welcher der Verfasser seinen Dank für M.'s Unterstützung ausspricht. Feststellen können wir ferner, daß Moser zu Tilles Faustsplittern in der Literatur des 16.—18. Jahrh. (Weimar, Felber 1898) etwa zwanzig Nummern beigesteuert hat. Wie selbstlos er sich in den Dienst anderer stellte, zeigt auch das zwei dicke Bände umfassende ausführliche Register zu Band 25—30 der Zeitschrift des Harzvereins, und die Herausgabe des von seinem Freunde Wilhelm Grube hinterlassenen Werkes über Religion und Kultus der Chinesen, 1911.

Mit eigenen Publikationen trat M. erst verhältnismäßig spät an die Öffentlichkeit. Soweit sie mir bekannt geworden sind, verzeichne ich sie im folgenden, indem ich mich nicht auf das volkskundliche beschränke, sondern auch theologisches aufnehme. Von Abkürzungen bezeichnet ZHV: Zeitschrift des Harzvereins, ZKG: Zeitschrift für Kulturgeschichte, SSbl.: Sangershäuser Sonntagsblatt, SgA: Sonntagsblatt der goldenen Aue.

Hexengeschichten aus dem Pfarrarchiv zu Bennungen. ZHV. 27, 627 bis 633 (1894).

Kleine Beiträge zur Geschichte der Quedlinburger Hexenprozesse. ZHV. 27, 620—627 (1894).

Das Leben Johann Conrad Kranoldts, Pastors zu Dietersdorf und Chronisten der goldenen Aue, von ihm selbst geschrieben. Mit Anmerkungen und Anhang herausgegeben ZHV. 28, 661—694 (1895).

Der Roland und Kunkelstein zu Questenberg. Harz IV, Heft 5.

Ein großartiges Plagiat (Nachweis, daß Mannharts „Zauberglaube und Geheimwissen" großenteils wörtlich aus einigen älteren Werken zusammengestellt ist.) ZKG. 4. Folge III, 131/3 (1895).

Anzeige von Beckenstedts Paradies, Reichsbote 1896.

Ein Himmelsbrief. ZKG. 4. Folge, II, 122 f. (1895).

Zwei Roßlaer Erscheinungsgeschichten. ZHV. 29, 330—337 (1890).

Sitten und Unsitten bei Taufe, Trauung und Begräbnissen in der Grafschaft Stolberg-Roßla. Roßla 1896.

Eine Sammlung Odenwälder Sagen. ZKG. 4. Folge, IV, 213—19 (1897).

Aus der Missionsgeschichte des Helmegaus. SSbl. 1897, 34 f.

Der Komet von 1743/4. SSbl. 1897, 39.

Einweihung der Kirche zu Dietersdorf. 1733. SSbl. 1897, 74.

Noch etwas vom Kometenaberglauben. SSbl. 1897, 40.

Opfergeld und Almosenspendung. SSbl. 1897, 47.

Sonntagsheiligung und Kinderzucht. SSbl. 1897, 48.

Die Dietersdorfer Glocken. SSbl. 1897, 50.

Die Grabeskapelle auf dem Breitenberg und die erste Kirche in Dietersdorf. ZHV. 30, 498, 501 (1897).

Die Hundsnase, eine Räubergeschichte. SSbl. 1898, 11.

Thomas Bocke, der erste evang. Pastor zu Dietersdorf. SSbl. 1898, 13, ZHV. 30, 501—505.

Beichte der Wolfsberger und Breitenbacher Confirmanden 1756/9. SSbl. 1898, 1.

Predigt zum 25. Gedächtnistag der Kirchweihung zu Roßla. Roßla 1898.

Synodalansprache über 1. Kor. 4, 20. Verh. der Kr.-Synode Stolberg-Roßla 1898.

Beiträge zur Geschichte der Kriminalrechtspflege im Amt Giebichenstein, Neue Mitt. des Thür. Altert.-Vereins 1899.

Die napoleonischen Kriege vor 100 Jahren. SgA. 1900, 4.

Züge aus dem Lebensbild des Grafen Wilhelm zu Stolberg-Roßla. SgA. 1900, 10 ff.

Questenberg und Questenfest nach Wilh. Schönich im Thür. Boten von 1837. Sgl. 1900, 22 ff.

Roßla im Jahre 1837, nach den Thüringer Akten. SgA. 1900, 9.

Schulaufführung in Sangerhausen 1749. ZHV. 33, 478 f. (1900).

Schändbrief der Gebrüder v. Dorstedt. ZHV. 33, 479—482 (1900).

Kleine Beiträge und Nachträge zur westfälischen Gelehrtengeschichte. Jahrb. d. Vereins f. evang. Kirchengeschichte Westfalens VIII, 156—165 (1906), X, 56—120 (1908).

Unvollendet blieb eine Arbeit über die Friedensvereine zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten, deren Anfang im Hessischen Kirchenblatt XX (1910)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

43—46, 54—56 erschien, nachdem M. schon 1909 in der Hungener Landpost mehrere Aufsätze über denselben Gegenstand veröffentlicht hatte.

Anderes ist im Manuskript unfertig hinterlassen und wird vielleicht von andern abgeschlossen werden, so eine Arbeit über eine Sekte der Wetterau. Auch aus seinem volkskundlichen Material wäre gewiß noch manches zur Reife gediehen. So ist Moser zu früh für uns Alle, zu früh auch für die Hessische Volkskunde von uns gegangen. Aber er selbst wie seine Arbeit wird unvergessen bleiben.

Gießen. K. Helm.

Volkskundliches aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

Durch die Güte des Herrn Geh. Rat Haupt wurden mir in diesen Tagen die Aufzeichnungen des im Jahre 1878 zu Mainz im Ruhestande verstorbenen Pfarrers Joh. Andreas Hofmann zugänglich. Derselbe hatte ein bewegtes Leben hinter sich, da er in den dreißiger Jahren in die burschenschaftliche Bewegung verwickelt war und infolge davon in die Schweiz fliehen mußte, wo er von 1837—1856 in verschiedenen Stellungen tätig war. Im Jahre 1856 konnte er in die Heimat zurückkehren und war zuerst Diakonus in Laucha (bei Freyburg a. d. Unstrut), später Pastor in Draubwitz, dann in Ostrau bei Zeitz (bis 1877). Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Mainz bei seiner Tochter. In Ostrau schrieb Hofmann auf lose Blätter Erinnerungen aus seinem Leben nieder, die namentlich für die Zeit seines Studiums und seines Exils wichtig sind. Aber auch über seine frühste Kindheit findet sich darin manches, und gelegentlich stoßen wir auf volkskundlich interessante Notizen, von denen ich die wichtigsten nachstehend mit einigen Bemerkungen wiedergebe. Sie beziehen sich auf die Gegend von Baumersroda[1]), wo Hofmann am 16. April 1810 zur Welt kam. Die Jahre, für welche die einzelnen Angaben gelten, füge ich hinzu:

1. [1810]. „Bei dem Kirchgang einer Wöchnerin fand damals (ob jetzt noch, weiß ich nicht) eine eigentümliche Sitte statt. Kam die Wöchnerin nachhause, so fand sie ihr Haus verschlossen, sei es vom Gatten, einer Magd, Tochter u. s. f., und es ward ihr nicht eher geöffnet, als bis sie ein bestimmtes Geschenk versprochen hatte, das sie dann auch geben mußte. Ebenso mußte auch demjenigen, der bei einem Kinde das Hervorbrechen des ersten Zahnes bemerkte, ein Geschenk gegeben werden, was man aber meistenteils den Dienstboten zufallen ließ, wenn es auch die Eltern früher bemerkt haben mochten."

Die erste Sitte, das Verschließen der Tür beim ersten Kirchgang, kann ich sonst nicht nachweisen. Sie vergleicht sich aber zahlreichen ähnlichen Bräuchen, in denen durch Ausschließen, Abfangen und dergl. das Geben eines Geschenkes erzwungen wird. Die nächste Parallele ist das Verschließen der Tür bei der Rückkehr des Taufzuges aus der Kirche; aus Baden, aber auch aus anderen Gegenden ist dies bekannt (vgl. E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 30. und desselben deutsche Volkskunde S. 113 f.). Ebenso findet der Hochzeitszug vielfach eine verschlossene Tür vor (vgl. die Literatur bei Sartori, Sitte und

---

[1]) Prov. Sachsen, etwa zehn Kilometer nördlich von Freyburg a. d. Unstrut.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brauch I, S. 90 Anm. 10; ebenda S. 70, Anm. 23, und S. 85 Anm. 28 ff. Literatur über das verwandte Hemmen und Auslösen des Brautwagens und Hochzeitszuges).

Der Brauch, dem der den ersten Zahn entdeckt, einen Botenlohn zu geben, scheint ziemlich allgemein zu sein[1]). Im Braunschweigischen, wo er nicht mehr ist, verrät sich seine frühere Existenz in der Redensart: **Wer en êrsten tân findt, krigt en niet klêd**[2]).

2. [1816] „Kindleintag (28/12). Wir feierten ihn, den wir Klingeltag nannten, indem wir mit Birkenruthen einander um die Füße schlugen. Ich durfte bloß zu meinen Großeltern und zu den Verwandten meines Schulkameraden Daniel Mittenbecher klingeln gehen und freute mich wie ein Schneekönig, wenn ich dafür einen Apfel erhielt, in welchem ein Zweigroschenstück steckte; das war für mich damals ein Kapital. Die anderen Jungen gingen Haus für Haus und ich beneidete sie darob manchmal, und bedauerte, daß mir dies nicht gestattet wurde. Übrigens gingen auch die Erwachsenen mit tüchtigen Ruten bewaffnet und schlugen einander mitunter recht unbarmherzig. Halbbetrunken hatten dann die Erwachsenen des Nachts Tanz. So ward der Kindleinmord früher in B. gefeiert."

Der Tag der unschuldigen Kindlein gilt vielfach als ein Unglückstag[3]). Andererseits finden sich an ihm die von Hofmann geschilderten Bräuche, die auch an anderen Tagen der Weihnachtszeit (Weihnachten, Stefanstag, Neujahr, Dreikönig) an Fastnacht, Sommertag und Ostern begegnen: Umherziehen und Gabenheischen der Kinder und Schlagen mit der glückbringenden Rute. Zu letzterem genügt es, auf Mannhardt, Feld- und Waldkulte I, 251 ff. zu verweisen; ferner vgl. Schade, Klopfen, Weimarisches Jahrbuch II, 75 ff. Das Auftreten des Brauches gerade am Kindleintag, woher er ja auch die Bezeichnung ‚Kindeln' führt[4]), ist nachzuweisen für Schwaben (Mannhardt a. a. O. 267, 3, Schade S. 132, wo ältere Quellen verzeichnet sind[5]), Kapff, Württemb. Jahrb. 1905 II, 51 f. 57.) Franken (Kück und Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolkes S. 37, Schade 128 ff.), Thüringen (Mannhardt S. 265, Schade a. a. O., Böhme, Kinderlieder S. 346), im Harz, in Steiermark (Mannnhardt a. a. O. 266) und Böhmen (A. John, Sitte, Brauch und Aberglauben im deutschen Westböhmen S. 25, wo auch die dabei gesungenen Sprüche abgedruckt sind.) Auch die Südslaven in Krain kennen nach Mannhardt 268 dieselbe Sitte. Und an derselben Stelle verzeichnet Mannhardt für die Schweiz, Frankreich, Belgien und England den Brauch wenigstens als früher existierend ebenfalls für den Kindleintag. Hofmanns

---

[1]) Sartori a. a. O. S. 43; Für Hessen siehe Mülhause, Zs. d. Ver. f. hess. Gesch. N. F. I (1867), 266.

[2]) R. Andree, Braunschweigische Volkskunde, S. 292.

[3]) Vgl. Wuttke, Volksaberglaube 265. 558.

[4]) Schmeller Bair. Wörterbuch II, 310 f.

[5]) Vgl. die dort zitierte Stelle einer augsburgischen Schrift vom Jahre 1764.
Und an dem lieben Kindlenstag
geht heftig an der Jungfern Platz: (soll heißen: Plag)
Denn um Lebzelten sie zu hauen
viel junge Pursch sich lassen schauen.

Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schlußworte scheinen darauf hinzuweisen, daß zur Zeit der Niederschrift der Notiz in B. die Sitte nicht mehr existierte. Es muß aber fraglich bleiben ob er darüber genau unterrichtet war und wirklich eine exakte Angabe zu machen bestrebt war.

Fraglich muß auch bleiben, ob der Brauch gerade an diesem Tag besonders alt ist. Die Quellen können nichts beweisen, da sie nur bis ins 17. Jhdt. zurückreichen. Ich möchte für wahrscheinlich halten, daß der Brauch des Schlagens mit Ruten erst infolge einer Übertragung von solchen Tagen wie Neujahr, denen er ursprünglich zukam, auf den Kindleintag übertragen worden ist; vgl. auch Haupt in diesen Blättern II. 99 ff., wo jedoch irrtümlich der dritte Weihnachtsfeiertag mit dem Tag der unschuldigen Kindlein identifiziert wird.

[1818] „Es hatten sich viele Spinngesellschaften gebildet, die des Nachts regelmäßig zusammen kamen. So Frauen und Jungfrauen; selbst Schulmädchen kamen zusammen, diese aber bloß am Tage. Am beliebtesten waren die Spinngesellschaften der Jungfrauen, denen aber auch die Jünglinge (Burschen genannt) beiwohnten, die teils Karte spielten, teils mit den Jungfrauen sangen, etwa ein Lied „gedruckt in diesem Jahr", oder auch darauf aufmerkten, ob bei einer Jungfrau der Faden zerreißen werde. Fand dies statt, so nahm ein Bursch der betreffenden Jungfrau den Rocken vom Rade, welchen sie dann mit einem Kusse auslösen mußte. Auch wurden bei diesen Gesellschaften viele „gruselige" Geschichten von Gespenstern, Räubern u. s. f. zum besten gegeben. Auch hörte man manchmal von eigenen Sitten und Gebräuchen. So vernahm ich damals von einem Baumesrodeschen Mädchen, das in dem eine Stunde entfernten Albesrode gedient hatte, das Gerücht bestätigen, das ich einmal schon vernommen aber nicht geglaubt hatte, darin bestehend, daß diese Albersröder die Hühnereier erst dann genießen, wenn sie einige Wochen im Miste gelegen und dadurch einen gewissen haut gout bekommen haben. Auch machte es mir viel Spaß, wenn sich die Mädchen Rätsel auf gaben, die etwa so lauteten: „Es liegt unter der Treppe und hat 99 Köpfe." Die Antwort lautete, man staune: die Kette. — Oder „Es hängt an der Wand und reicht jedem die Hand" Auflösung: die Quäle[1]).

Ebenso vergnügte es mich, wenn ein Mädchen dem andern zurief: ‚der Krug kommt!' Diese erwiderte: ‚Was bringt er?' Jene: ‚Er soll dir einen bringen, der hat die und die Haare, die und die Gestalt, ist so und so gekleidet u. s. f. Wenn er dem Mädchen, dem er gebracht wird, nicht gefällt, so antwortet sie: ‚Schieb ab' (d. h.: ich mag ihn nicht!). Gefällt er, so antwortet sie: ‚Bring her'. — Auch frugen sie manchmal das Orakel, ob der oder jener, den sie im Sinne hatte, sie liebe oder nicht; da nahmen sie ein Händchen voll Flachs, rollten es zusammen, zündeten es an und warfen es in die Höhe; je höher es flog, je inniger glaubte sie sich geliebt. Mich schlafend stellend hörte ich diesen naiven Unterhaltungen zu. — Wenn eine Spinnerin vor Weihnachten ihren Rocken nicht abgesponnen hatte, so konnte sie darauf rechnen, daß nach dem Neujahr (da zwischen Weihnachten und Neujahr nicht gesponnen wird) der am Rocken befindliche Flachs ganz verschmutzt war, was die Mutter

---

[1]) mhd. twehele und mit Übergang von tw in qu (wie in quer aus twer) quehele ‚Handtuch', zum Verb twahen waschen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder Herrschaft getan hatte. Glaubte nun die Spinnerin, wenn sie erwachsen war, nicht mehr an Frau Hulle, die dies getan haben sollte, so war es ihr doch eine Mahnung fleißiger zu sein."

Eine dem Gesamtcharakter nach ziemlich allgemeingiltige Darstellung der Spinnstubenzustände. Auch der Glaube, daß der bis Weihnachten nicht abgesponnene Flachs durch Frau Hulle oder andere verschmutzt werde, ist allgemein und schon alt belegt[1]).

Von Einzelheiten gehört die Geschichte von den Albersröder Hühnereiern natürlich in das Gebiet der Ortsneckereien. Für die Rätsel verzeichnet Wossidlo, Volkstümliche Überlieferungen aus Mecklenburg I, nr. 298 u. 308 die Parallelen:

Es liegt was unter den bänken
mit vierundzwanzig gelenken (aus Neven).
und: Dor hängt wat an de wand
dat gifft mi jeden morgen de hand (aus Mirow).

Weitere Varianten enthält die von Wossidlo herangezogene umfangreiche Literatur (bis 1897), wie es scheint, nicht; die Rätsel sind aber auch sonst anzutreffen; vgl. A. Bonus, Rätsel I, 402 ('s leit was unner der Bänk, hat vierundzwanzig Gelenk) und O. Frömmel, Deutsche Rätsel I (1902) S. 6 (aus Berlin: Es hängt was an der Wand, reicht jeden Morgen dem Herrn die Hand).

[1878] „das Pfingstbier. Fast in jedem thüringischen Dorf ist ein Brauhaus, in welchem sich die Einwohner desselben ihr eigenes, sehr mittelmäßiges Bier brauen. Jeder Hausbesitzer erhält nach Verhältnis der Gerste, die er zu einem Gebräu gegeben, Bier. Beim Pfingstbier ist es anders; da schüttet der Reiche viel, der Arme wenig, der ganz Arme gar nicht ein, d. h. er giebt kein Getreide, und dennoch trinken alle Einwohner davon; auch die Fremden, die dabei erscheinen, erhalten ihren Trunk gratis. Bloß den reichen und vornehmen Fremden wird von den vornehmen Musikanten ein Tusch geblasen, der denselben von jenen mit wenigen Groschen honoriert wird. Das Pfingstbier besteht in folgendem: Von den jungen Burschen d. h. von den 16-24-26-jährigen Jünglingen wird kurz vor Pfingsten ein bis zwei Wagen voll Buchenreisern angekauft und um einen eben gemachten Platz gesteckt, auch bedeckt wird dieser damit, so daß eine Laubhütte entsteht, die so groß ist, daß nicht bloß etwa 10—12 Paare tanzen können, sondern daß auch 4—6 Musikanten und so und soviele Zuschauer und Zuhörer Platz finden. Am Abend vor Pfingsten stecken die jungen Burschen ihren Geliebten ‚Maien', d. h. hohe abgehauene Birken, die sie meistens mit großer List entwendet haben. Am zweiten Pfingstfeiertage gehen dieselben angeführt von Musikanten im Dorf herum, und bitten in vermeintlich wohlgepflegter Rede die Bauern um Erlaubnis, ihre Tochter resp. ihre Magd zum Pfingsttanz führen zu dürfen, was wohl äußerst selten abgeschlagen wird. Darauf geht es zum Tanz in der Laubhütte. Entsteht nach und nach Staub auf dem Erdboden, so wird zur Gießkanne die Zuflucht genommen und man tanzt eine Zeit lang im Schmutz. Das Vergnügen ist aber dennoch groß und mancher Jauchzer steigt in die Luft. Die Jacke (denn damals trug man außer der Kirche selten den Rock)

[1]) Wuttke 874.

Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

wird angezogen u. s. f. Nach einigen Stunden stecken die Mädchen denjenigen Burschen, von denen sie zum Tanze abgeholt worden sind, Messestückchen oder Halstücher auf, und den andern, mit denen sie noch tanzen, seidene Bänder; das ist eine Lust, die anzusehen selbst die ältesten Mütterchen sich aufmachen und im Kreise in der Laubhütte herumsitzen. Den zweiten und dritten Pfingstfeiertag, Nachmittag und Nacht hindurch, wird so getanzt. Am dritten Feiertag haben die Männer eine Mahlzeit in dem sog. Pfingsthause, wo das Bier liegt, die meistens in Selbel, Speck und Eiern besteht, das sie sich in einer Verkleidung zusammengeschnurrt.

Kleinpfingsten[1]), acht Tage nach Pfingsten wird wieder getanzt. Das Pfingstbier findet auch in der Zeitzer Gegend statt; da heißt es Quas."

Im wesentlichen die Beschreibung eines typischen Pfingstfestes mit Maien, Tanz und Gelage. Die hier erwähnte Laubhütte begegnet auch sonst; für Thüringen vgl. A. Witzschel, Kl. Beitr. II, 205 Nr. 16; für Oberlausitz und Provinz Sachsen F. M. Böhme Geschichte des Tanzes in Deutschland I, 155, für Westböhmen John, a. a. O. S. 82, Mannhardt a. a. O. 353 f. Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß die Hütte ursprünglich nicht wie Hofmann angibt als Tanzlokal errichtet ist[2]), sondern nur der Mittelpunkt für die Pfingstspiele, das Königsspiel (John a. a. O.), Königsreiten bildete, ursprünglich wie Mannhardt a. a. O. S. 187. 315. 354 f. gewiß mit Recht annimmt, das Zelt des Pfingstkönigs. Ein derartiges Spiel muß also einmal auch in Baumersroda vorhanden gewesen sein.

Die Bezeichnung Pfingstbier zunächst natürlich die Benennung des Getränkes ist wie hier auch sonst für das ganze Fest verwendet worden[3]); Belege sind seit dem 16. Jhd. vorhanden bei Fischart, in Zedlers Univ.-Lex., bei Rabener und Voß (vgl. Grimm, Wörterb. 7, S. 1699); ebenso in einer etwas späteren Beschreibung eines solchen Festes von M. Kloß (Ein thüringer Pfingstgebrauch, Unterhaltungen am häuslichen Herd 1859, S. 600—604), wo auch das Zusammensteuern zum gemeinsamen Brauen anschaulich geschildert wird. Die nach unserem Gewährsmann bei Zeitz übliche Benennung Quas[4]) ist als Pfingstquas von Böhme a. a. O. auch für das der Zeitzer Gegend benachbarte Pleißnerland belegt.

Zu beachten ist, daß in England ganz parallele Namengebung für das Pfingstfest auftritt. Ein whitsun-ale genanntes Fest, das in Woodstock alle sieben Jahre gefeiert wurde und bis in die Wende des 16. Jahrhunderts

---

[1]) Diese Bezeichnung ist in Thüringen und Sachsen verbreitet; vgl. Grimm, Wb. V 1129 und das dort verbreitete Scherzwort.

[2]) Die Pfingstscheune, von welcher O. Scholz in den Mitteilungen der Gesellschaft f. schles. Volksk. Heft V, S. 13 ff. berichtet, ist eine zum Tanzboden hergerichtete wirkliche Scheune, die dem ganzen Fest dann den Namen gegeben hat.

[3]) Vgl. nd. ‚Kindelbier' für Kindtaufe, und allgemein ‚Kirmesbier' für Kirchweihe; ähnlich ‚Fastnachtsbier' Am Urquell, N. F. I, 130.

[4]) Das Grimmsche Wb. verzeichnet Bd. 7, S. 2328 für Quas als Hauptbedeutung ‚Gasterei, Schlemmerei', erst an zweiter Stelle nennt es das Wort als Bezeichnung eines Getränkes. Die Bedeutungsentwicklung wird auch hier eher den umgekehrten Weg gegangen sein.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückverfolgt werden kann, ist nach den erhaltenen Berichten[1]) ebenfalls ein ganz typisches Pfingstfest, an dem höchstens auffällt, daß es von Himmelfahrt an ununterbrochen bis zum Ende der Pfingstwoche dauert. Diese Dauer ist natürlich nur bei einem nicht jährlich sondern in größeren Zwischenräumen abgehaltenen Feste verständlich. Auf einer noch erhaltenen und in dem genannten Aufsatz reproduzierten Abbildung ist auch ein Zelt zu sehen, das hier offenbar dieselbe Rolle spielt wie die Laubhütte.

[1819 Volksschauspiel]. „Auch in der Passion mußte ich mitwirken. Die Passionsgeschichte war dramatisiert und wurde früher bis zum Jahre 1840 in allen Kirchen zu Stadt und Land abgesungen. Der eine stellte den Evangelisten dar, der andere Jesum, der dritte Petrum u. s. f."

Derartige, wenn auch noch so dürftige Nachrichten über frühere dramatische Darstellungen der Heilsgeschichte und anderer biblischer Stoffe sind von größtem Wert und sollten sorgfältig gesammelt werden.

Gießen. Karl Helm.

Zur Geschichte des Aberglaubens in Gießen.

Im Jahre 1653 ordnete der Superintendent von Gießen, D. Petrus Haberkorn, die Feier eines Bußtags für seine Diözese an „weil viele mit dem abscheulichen, verfluchten Laster der Hexerei sich besudelt, gar mit dem Teufel zuhalten, und in solcher verderblicher Sünde ganz unerhörte und abscheuliche Unthaten begehen." Wenn man die Kirchenkonventsprotokolle, besonders der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufmerksam liest, so erklärt sich diese Maßnahme des Superintendenten, denn diese Bücher erzählen von einer Menge von Fällen, in denen die Kirchensenioren gegen allen möglichen Aberglauben einschreiten mußten. Wenn ich nachstehend die darauf bezüglichen Einträge in chronologischer Folge gebe, so sei vorausgeschickt, daß leider das Protokoll der in den Jahren 1671 bis 1706 abgehaltenen Kirchenkonvente in früheren Jahrhunderten verloren gegangen ist.

1647 im August: „Kühehirte Niclas habe sich vernehmen lassen, daß er zaubern könne. Soll fürn H(errn) Rentmeister gewiesen werden."

1652. Sitzung vom 2. Juli: a) Wird Joh. H . . . . vorgefordert „deswegen, daß er Christallenseher zu frischborn um Raht gefragt. Giebt für Meister Hanß hab ihm den Einschlag gegeben"[2]). b) sagt eine Frau, daß sie „das Siep trähen wölle lehren."

1652. Sitzung vom 2. August. „hab ein Soldat gesagt, wann er ein Maaß bier trinke, der Sathan ihm das Geld dazu gebe."

1652. Sitzung vom 26. Dezember. „G. B. ist zu Warsagern gelaufen."

Seit dem energischen Vorgehen des Superintendenten D. Haberkorn im Jahr 1653 hören wir dann eine Zeitlang weniger von Zaubereivergehen.

Nur am 19. Oktober 1655 schritt man gegen einen Jakob S. ein, der sich „understehe die Leut fest zu machen"[3]).

---

[1]) Siehe P. Manning, Whitsun Ales, Folk-Lore XIV, S. 171—175.

[2]) Er muß später öffentlich Kirchenbuße tun.

[3]) d. h. unverwundbar.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1662. 10. Januar. „Bey der Cantzley zu gedenken derer, so in des Sathans Namen Brodt gessen. Item in der Hexen gesundheit getrunken"[1]).

1663. 25. September. „Der Bader Joh. Hermann R. gebraucht sich der wahrsagerei, den leuten zu sagen, wan sie etwas verloren."

1665, d. 5. Mai. „Der wahrsager sei annoch allhier."

1665, d. 9. Juni. „Des Strumpfwirkers Eidamb wegen eines Schwartzen Mans, für welchem er mit seinem Kind gelaufen neben seiner Hausfrauen. Gestehet zwar daß es geschehen, aber im Schlaf, und daß er selbst nicht gewußt was er gethan, wills hinfuro nicht mehr thun u. Gott vor Augen haben."

Endlich wird im Oktober 1715 vermerkt:

„Es soll ein Kerl in der Maygasse nahmens Hermann B. mit Zauberkünsten und Siebdrehen groß Ärgernüß treiben."

Wenn man übrigens im Inseratenteil unserer Blätter liest „Phrenologe, deutet die Linien der Hand", und wenn man weiß, wieviel Kartenschlägerinnen im zwanzigsten Jahrhundert hier in Gießen brillante Geschäfte machen, dann hat man keine Ursache, sich über jene längst vergangenen Zeiten erhaben zu dünken. Der Unterschied zwischen einst und jetzt ist vielleicht nur der, daß man damals gegen solchen Unfug energisch einschritt.

Gießen. O. Ausfeld.

„Die Gurgel träget Zwirn".

Von den zum Teil recht witzigen „Poetischen Grabschrifften" Hoffmannswaldaus (Leipzig u. Breßlau 1686) ist eine, Nr. CI, einer Gans gewidmet. Sie lautet:

Der Schwingen bestes Theil führt manches Fürsten Hand /
Die Gurgel träget Zwirn / die Feder ehrt das Land.
Wird dieser kleine Raum auf das Privet genommen /
So ist die Grabeschrifft zu ihrem Cörper kommen.

Die Worte „Die Gurgel träget Zwirn" waren mir für den Augenblick nicht recht verständlich. Da fiel mir aus meiner Kinderzeit her ein Brauch ein, der den Sinn der Worte erhellte. Ich erinnerte mich, daß bei dem Ausnehmen der Sonntagsgans meine Mutter sorgfältig darauf achtete, nicht die Gurgel zu zerreißen. Diese wurde nämlich säuberlich „in der oberen Röhre" des Ofens getrocknet und zu einem Ring zusammengefügt, auf den dann Garn oder Zwirn gewickelt wurde. Bisweilen steckte man noch kleine Steinchen oder Erbsen in die Gurgel, und diese klappernden Knäuel erschienen uns Kindern dann als rechte „Wunderknäuel". Auf dem Land wird wohl dieser Brauch noch bestehen; in den Städten dagegen ist er kaum noch bekannt, wie ich aus Erfahrung weiß, und vielen würde wohl obiges Epigramm nicht ganz verständlich sein. Auch im Grimmschen Wörterbuch ist diese Verwendung der

[1]) Diese Feier eines unheiligen Abendmahls zu Ehren des Satan entsprechend zu bestrafen, ging über die an sich großen Befugnisse der kirchlichen Obrigkeit hinaus; die Sache wird deshalb an die Fürstliche Kanzlei weitergegeben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gänsegurgel nicht verzeichnet, obwohl sonst der Artikel „Gans" mit liebevoller Behaglichkeit gearbeitet ist. Es sei daher noch auf eine andere Belegstelle verwiesen, die sich bei dem Elsässer Wolfhart Spangenberg findet. In dessen „Ganßkönig, einem kurtzweiligen Gedicht von der Martinsganß" (Straßburg 1607) ist dargestellt, wie die Gans „zum König erwehlet, resigniret, jhr Testament gemacht / begraben / in Himmel und an das Gestirn kommen" ist. Und in dem Testament der Gans heißt es nun: Kap. II, v. 147 ff. der Ausgabe von E. Martin, Straßb. 1887:

Die Gurgel sie nach rechtem Sinn
Testieret hat den Spinnerin:
Daß sie dieselbig dörren fein /
Vnd machen darauß Ringlein klein:
Jhr garn und faden drauff zu winden /
Wann sie nichts anders können finden.

Marburg. Paul Sparmberg.

Speyerer Recht und Sommertag.

In meinen „Pfälzer Frühlingsfeiern" (Hessische Bl. f. Volkskunde VI [1907] 157, 161) habe ich die Vermutung geäußert, wir hätten es beim Stäupaus (Stabaus, Wintervertreibung auf Sonntag Lätare) ursprünglich mit der Nachahmung einer Rechtssitte zu tun, die heute nach mannigfacher Wandlung zum Kinderspiel verblaßt fortlebt. Wie der zur Landesverweisung verurteilte Verbrecher vom Henker mit dem Staupbesen aus Stadt und Land hinausgepeitscht wurde, das schildert anschaulich ein Aktenauszug aus dem Archiv der Freien Reichsstadt Speyer (Fasz. 713: Peinliche Rechtspflege), auf den mich Herr Gymnasiallehrer Dr. K. Engelhardt in Speyer aufmerksam machte.

Dem Scharfrichter von Bruchsal wird eröffnet:

„Ihr N. N. es hat E. E. Rath hiesiger Stadt gegenwärtige Malefitzperson durch Recht und Urthel zum Staubbesen verurtheilt, denselben sollet ihr hiemit angreifen, und an ihme vollziehen, wie euch bereits anbefohlen worden ist.

Auf dieses ist der Mißthätige von dem Scharpf-Richter angenommen, gebunden und durch die Spital-Gaß, bey dem Rathhof vorbey bis an den Napf und um denselben 3 mahl herumb geführet, an der großen Sperr Kette aber allererst entblößet, und darauf zum Creutzthor hinauß biß an den ersten Bildstock gehauen und nach vollbrachter execution aber wieder loßgebunden und ihme ½ fl. pro viatico gegeben worden.

Hiebey zu merken daß dieser process sich dermahlen nicht wird practiciren lassen sondern alles im Hospithal wird vollzogen werden müssen".

Man kann sich vorstellen, wie so sinnenfällig vollzogene Rechtspflege, die in unserem Falle allerdings nur mehr fast symbolisch geübt wird, auf den Nachahmungstrieb der Jugend im Spiel gewirkt haben mag. Auch andere Bräuche, wie z. B. das Lehenausrufen, zeigen eine unverkennbare Beeinflussung durch Rechtssitten, ein Gebiet, das m. W. im Zusammenhang noch nicht untersucht wurde.

Zweibrücken. A. Becker.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frauenrecht in Brauch und Sitte.

Zu meinen Ausführungen in diesen Blättern X (1911) 145 ff. trage ich nach, daß sich ähnliche Bräuche wie die S. 147 ff. geschilderten auch in der Schweiz und sonst im Alpengebiet nachweisen lassen. Herrn Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer in Basel verdanke ich folgende Hinweise: Osenbrüggen, Die Schweizer 121 ff. (Maidlisunntig); Neue Zürcher Zeitung 1869 Nr. 24 (ähnliches); J. Müller, Der Aargau II 366; Schweiz. Archiv für Volkskunde I 133 (Umziehen der Mädchen an Fastnacht); ähnliches nach hsl. Quellen in Winterthur und im Kanton Zürich. Ein „umgekehrter Ball" auch bei Reiser, Sagen a. d. Allgäu II 57; eine interessante „Weiberzeche" in „Aus dem Schwarzwald" XII 100; einiges Ähnliche aus dem Elsaß in E. Martins Ausgabe von Wolfram v. Eschenbach 324. Zum „schmutzigen" Donnerstag (S. 154 f.) vergl. auch Wörter und Sachen III 104 ff. Über die Grundlagen des Brauches der Weiberzeche s. schließlich W. Mannhardt, Baumkultus (Berlin 1875) 256. Einiges fand ich auch in dem Aufsatz L. Toblers, Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XIV (1883) 64 ff.).

Zweibrücken. A. Becker.



Bücherschau.

F. von der Leyen, Das Märchen. Der als Märchenforscher bekannte Verfasser, welcher sich namentlich durch seine Übertragung indischer Märchen verdient gemacht hat, versucht in dem vorliegenden Büchlein eine Darstellung der Bedeutung des Märchens und der Märchenforschung zu geben. Er behandelt die Geschichte der Märchenforschung, weist sehr eingehend die Ursprünge des Märchens nach und zeigt die Eigentümlichkeit der Märchen bei verschiedenen Völkern. Natürlich werden zum Beweise der einzelnen Thesen zahlreiche Beispiele aus dem reichen Märchenschatz der Weltliteratur angeführt. Das Werk wird sicherlich dazu beitragen, für diesen noch verhältnismäßig jungen Zweig der Volkskunde und vergleichende Literaturgeschichte in weitern Kreisen Interesse zu wecken.

Durchaus richtig scheint uns die scharfe Trennung von Märchen und Märchenmotiven, aus denen die Märchen zusammengesetzt sind und die nach Ansicht des Verfassers allein bis in die ältesten Zeiten zurückreichen. Im einzelnen drückt sich der Verfasser stets sehr vorsichtig aus, aber wir hätten gewünscht, daß er die außerordentliche Unsicherheit, welche in der ganzen Märchenforschung herrscht und ihre Ergebnisse oft so zweifelhaft machen, noch mehr hervorgehoben hätte. Überall fühlt man noch schwankenden Boden unter den Füßen. Verfasser ist der Ansicht, daß es fast immer möglich sei, aus den unzähligen Varianten eines Märchens eine bestimmte Urform zu erschließen (S. 143) und sieht darin einen Triumph der Märchenforscher. Ist das nicht doch wohl eine zu sanguinische Hoffnung? Es fehlt dazu an einer sicheren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Methode. Soll von mehreren Varianten die beste oder die schlechteste als Urform gelten? Und welche ist die beste oder die schlechteste? Schon hierbei werden sich Meinungsverschiedenheiten ergeben. Nehmen wir an, daß die beste Variante immer die Urform sei, so läßt sich erwidern, daß doch auch eine mangelhafte Form später verbessert und veredelt sein kann. Andererseits könnte auch eine vorzügliche Urform nachträglich verdorben sein.

Etwas überschätzt ist wohl die Bedeutung der Träume für die Entstehung der Märchen. Es soll nicht geleugnet werden, daß seltsame Träume oft Motive für wunderbare Märchen gegeben haben mögen, aber es folgt daraus durchaus nicht, daß die S. 36 fg. angeführten Märchen alle Träumen ihre Entstehung verdanken. Neben dem Traum steht auch bei dem Naturmenschen die frei schaffende, dichterische Phantasie, welche ebensogut die abenteuerlichsten Märchen zu ersinnen vermag.

Nicht sehr glücklich ist die Bezeichnung der Märchen, auf welche unsere jetzigen Volksmärchen zurückgehen sollen, als Kunstmärchen. Natürlich ist anzunehmen, daß ein bestimmter Erzähler zuerst ein Märchen aus den märchenhaften Erfindungen und Vorstellungen seines Volkes gestaltet hat und daß diese Form, wenn auch mannigfach verändert, im Volksmund fortlebt, aber es ist immerhin ein Mann des Volkes, kein Dichter, der als solcher Märchen verfaßt ebenso wie er Romane oder Gedichte schreibt. Unter Kunstmärchen versteht man doch Märchen, welcher ein Dichter fast ganz aus seiner Phantasie heraus geschaffen hat, vielleicht mit geringer Anlehnung an bekannte Märchenmotive, wie etwa Andersen. Kunstmärchen werden von dem Dichter ersonnen, niedergeschrieben und gedruckt, in älterer Zeit handschriftlich vervielfältigt, Volksmärchen von einem Mann aus dem Volke, welcher ein guter Erzähler ist, erdacht und erzählt, vielleicht Jahrhunderte lang im Volke weitererzählt, bis irgend ein Sammler sie niederschreibt.

Die Unterscheidung zwischen Märchen und Sage ist, wie Verfasser hervorhebt, eine sehr schwierige, namentlich in ältester Zeit. Etwas zu äußerlich dürfte aber doch wohl die Unterscheidung nach Länge und Kürze sein, die Verfasser S. 78 vorschlägt. Danach sollen Sagen aus den kurzen Geschichten der Urzeit entstanden sein und das Märchen aus den längeren, zusammengesetzten Erzählungen sich entwickelt haben. Wir halten uns lieber an die Feststellung, daß Sage und Märchen sich in der Zeit der Primitiven kaum trennen lassen und daß die Entwicklung bewirkte, daß die Sage gern an einem Orte lebt oder bei einer Person, ernst, der Wirklichkeit zugeneigt und belehrend ist, während das Märchen sich immer neu zusammensetzt und in Erzählung und Erfindung schwelgt. (S. 81.)

Von den Theorien über die Entstehung der Märchen führt der Verfasser die Grimmsche auf, wonach die Märchen aus alten Mythen entstanden sind, die der Sanskritisten Benfey, der alle Märchen aus Indien herleitet, und die der englischen Soziologen Tylor und Lang, der zufolge die Märchen in ihren Anfängen in die Urzeit zurückreichen und bei allen Naturvölkern sich in ähnlicher Weise entwickelt habe. (S. 22 fg.) Nicht erwähnt wird die sogenannte arische Theorie von Max Müller und seiner Schule, die alle Märchen aus den arischen Mythen der Veden erklären wollen. Keine der drei erwähnten Theorien soll die allein richtige sein, aber jede etwas Richtiges enthalten. Verfasser hat aber eine gewisse Vorliebe für die Benfeysche Theorie und wendet sich gegen die-

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jenigen, welche sie für abgetan erklären, indem er eine Auferstehung dieser vielgeschmähten Theorie in geläuterter Gestalt in Aussicht stellt. (S. 125.) Wir halten die englische Theorie für die richtige, die sich mit der Grimmschen sehr gut vereinigen läßt. Allerdings müssen daneben die Wanderungen der Märchen von einem Volke zum andern anerkannt werden, und insofern kann auch von den Wanderungen der indischen Märchen gesprochen werden, denen im übrigen keine ausschlaggebende Bedeutung zukommt.

In der Bewertung der indischen Märchen vermögen wir Verfasser nicht zu folgen. Dieser hält die indischen Märchen für kunstvoller und vollendeter als die aller nicht indischen Völker. Wir haben in unseren deutschen Märchen sehr viel mehr Gemütstiefe, Sinnigkeit, Witz und Humor gefunden als in den indischen, von denen sogar viele fade und geistlos sind, und an Phantasie geben die Araber den Indern kaum etwas nach. Ebenso aussichtslos erscheint es uns, feste Normen zu geben, um den indischen Ursprung eines Märchens zu erkennen. Häufung der Motive, kunstvoller Aufbau durch Kontraste und Differenzierung, Steigerung der Spannung nnd dergl. sollen untrügliche Zeichen indischen Ursprungs sein. Allein diese Eigentümlichkeiten finden sich auch bei andern Völkern, und es ist höchst gewagt, zu behaupten, daß irgend ein Märchen nur in Indien erfunden sein könne. In ganz vereinzelten Fällen mag ein solcher Nachweis durch Benutzung aller verfügbaren indischen und fremdländischen Quellen möglich sein, in den meisten bleibt der Ursprung problematisch. Daß indische Märchen nur in geringer Zahl in die deutschen Volksmärchen eingedrungen sind, erkennt Verfasser selbst an. (S. 125). Bei den Völkern von Nord- und Ostasien ist ihr Einfluß dagegen ein sehr bedeutender gewesen, da diese Völker bei dem Eindringen des Buddhismus auch buddhistische Legenden- und Märchensammlungen direkt aus dem Indischen in ihre Sprache übersetzt haben.

Charlottenburg. A. Forke.

F. Alpers, Untersuchungen über das alte niederdeutsche Volkslied. Diss. Göttingen 1911. 66 S. 8°.

Vorliegende, demnächst auch im Jahrbuch d. V. f. niederd. Sprachforschung, Bd. 38 (1912) erscheinende, von Edw. Schröder geförderte Abhandlung stellt als Erstlingsarbeit eine recht wackre Leistung dar. Wenn der Verfasser sich schon im wesentlichen darauf beschränkt, das niederdeutsche Volkslied zu inventarisieren, was an sich ein lobenswertes und nützliches Unternehmen ist, so verabsäumt er doch dabei keineswegs, das gesammelte Material einer genauen Prüfung zu unterziehen und es eingehend zu mustern. Er verfährt mit großer Umsicht und vertrauenerweckender Besonnenheit; überzeugend rückt er ebenso die maßlosen Ansprüche mancher niederdeutschen Schwärmer zurecht, die womöglich die ganze ältere Dichtung und Heldensage dem niederdeutschen Gebiet zuweisen wollen, wie er die bisweilen auftretende Meinung abweist, als ob es bodenständige niederdeutsche Volkslieder überhaupt nicht gebe, vielmehr alles derartige restlos anderswoher entlehnt sei. Freilich ergibt sich als unbestreitbare Tatsache, „daß die Liederfreudigkeit des Niederdeutschen, besonders des Bauern, weit geringer ist als die des hochdeutschen Bruders, heute wie einst". Wenn schon in den oberdeutschen Mundarten der Volksgesang mehr aus Jod-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lern, Juchzern, Schnadahüpfeln, Gestanzeln als aus größeren zusammenhängenden Liedern besteht, so beschränkt er sich im Niederdeutschen erst recht fast ganz auf poetischen Kleinkram, Liedchen und Sprüchlein von 4 bis 8 Zeilen.

Wenn aber demnach der Ertrag an echten und wurzelhaften niederdeutschen Volksliedern dürftig ausfallen muß im Vergleich zu der unerschöpflichen Fülle des Hochdeutschen, so fällt jede noch vielleicht in Betracht kommende Nummer desto mehr in's Gewicht. Auf S. 11 erwähnt Alpers das „Venusgärtlein“ (v. J. 1656 ff.), sowie „Das neue und große Liederbuch“ v. J. 1650 als aus niederdeutschem Gebiet stammend. Weshalb läßt er sich daraus Nummern entgehen wie „Schörte dy, Gretelin, schörte dy“, das er freilich aus andern Quellen in sein alphabetisches Verzeichnis aufgenommen hat, und „Chim fing an to grinen“, das allerdings gar zu gemein und niedrig ist, oder aus dem Venusgärtlein „Wir trinken alle gerne“, wozu der Herausgeber v. Waldberg keine Parallele wußte und auch bisher keine andre gefunden ist als aus dem so viel älteren niederd. Liederbuch „Wy drinken alle gerne, unde hebben weinich Gelt“, dieses unter den dem Ursprung nach wahrscheinlich niederd. Liedern entschieden ein Prachtstück? Des Johannes Petrus de Memel Lustige Gesellschaft wird nicht einmal erwähnt, ein gleichzeitig mit dem Venusgärtlein seit Mitte des 17. Jahrhunderts in kurzen Zwischenräumen mehrmals gedrucktes Buch, das viele niederdeutsche Gedichte, darunter das in seiner Art vortreffliche Lied über den Sieg der tapfern Drömlinger Bauern enthält (allerdings in die von A. ausgeschlossene historische Gattung gehörig). Aus der Osnabrücker Handschrift v. J. 1575, die, wenn auch zum Hochdeutschen hinstrebend, einen wahrnehmbaren Stich in's Niederdeutsche zeigt, klingt merkwürdigerweise drei Jahrhunderte später ein Ton an in Frischbiers Preußischen Volksreimen (1867 S. 223) „Ön disse dolle Fastlawend“ (Hs. 1575 Nr. 78). Und wie dieser Verbindungsfaden uns hinüberleitet in die neuere Zeit, so will es bei dieser befremdlich erscheinen, weshalb A. sich fast ganz auf den Westen Norddeutschlands beschränkt hat. Warum schließt er Mecklenburg, Pommern, Westpreußen aus? Vielleicht ließe sich im Osten heutzutage eine bessere Ernte halten als im Westen. Zumal in meiner ostpreußischen Heimat hörte man früher oft genug niederdeutsche Gesänge. A. zieht nur das eben genannte Werk von Frischbier ein paar Mal heran, scheint sich aber um andre Werke, wie „Preußische Volkslieder in plattdeutscher Mundart“ von demselben Sammler (1877) u. a. nicht gekümmert zu haben. Ebenso reichhaltige wie sorgfältige, durch A. leider nicht berücksichtigte Literaturangaben von John Meier für das neuere niederdeutsche Volkslied findet man in Paul's Grundriß[2] Bd. 2 Abt. 1 S. 1215—18. Mir ist aus meiner fernen Jugendzeit, die ich ausschließlich in Ostpreußen zubrachte, noch mancherlei niederdeutscher Singsang im Gedächtnis geblieben. Das Lied „Vom Pastor sine Kauh“, das A. S. 12 nach Andree's Braunschweiger Volkskunde nennt, sang ich als junger Student mit einem Freunde, dem ich's für diesen Zweck eingelernt hatte, wiederholentlich in einem Pfarrhause zur ungeheuren Belustigung der Pastorenfamilie: „Kenn ju schon dat nije Lied, dat nije Lied, dat nije Lied, dat man singt to jeder Tit, Vom Pastor sine Kauh, Trulala, trulala, vom Pastor sine Kauh ja, ja, Trulala, trulala, vom Pastor sine Kauh“ usw. Das in Ostpreußen sehr verbreitete „Wenn de Pott aver nu'n Lock hett“ (Alpers S. 63) liest man hochdeutsch bereits im Sächsischen Bergliederbüchlein, das in den Anfang des 18. Jahrhunderts ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hört „Meine liebe Liese wolte wandern" (vgl. Kopp, Ältere Liedersammlungen: Beiträge z. Volkskunde H. 4, 1906, S. 40).

Zum Schluß mag hier stehn ein spaßiges, ostpreußisches Gesangstückchen in platter Mundart und mit einer etwas platten Lehre, nach beiden Richtungen also in gutem Platt; aber diese Lehre nicht beherzigt und in den Wind geschlagen zu haben, mag mancher Sohn eines Bauern oder Handwerkers und vielleicht bei strenger Selbstprüfung auch mancher andre im spätern Leben bereut haben:

Hans min Sähn, wat deihst du da?
„Vader, öck studere."
Hans min Sähn, dat kannst du nich.
„Vader, öck probere."

Hans min Sähn, dat argert mi.
„Vader, dat is Mode."
Hans min Sähn, öck schlage di.
„Vader, nich to Dode!"

Marburg a. L. — A. Kopp.

Caroline Taylor Stewart, The Origin of the werewolf superstition. Published by the University of Missouri. April 1909. (Social science series. Vol. II No. 3.) 32 S.

Die Abhandlung über den „Ursprung des Werwolf-Aberglaubens" bildet in gewisser Beziehung eine Fortsetzung zu Hertz, Der Werwolf. Dieser verfolgte den Aberglauben vom Altertum bis in das Mittelalter an Hand aller schriftlichen Quellen in Europa, die er erreichen konnte; die Amerikanerin geht weit mehr auf die Überlieferungen primitiver Völker ein. Neben Reiseberichten und Volkscharakteristiken aus Afrika und Indien zieht sie namentlich Sagen und Gebräuche der nordamerikanischen Indianer heran und versucht, von hier aus in das Verständnis der eigentümlichen Anschauung einzudringen. Sie entwickelt aus dem Leben der Naturvölker dann folgende Linie:

Die Werwolfsage beruht auf einer Verkleidung des Menschen in ein Tierfell, meist des wilden Tieres, das in dem betreffenden Lande am weitesten verbreitet war. Die Verkleidung wurde zuerst nur angelegt, um dem waffenlosen Menschen die leichtere Gewinnung von Nahrung und Kleidung zu ermöglichen. Von dieser Täuschung der ihn umgebenden Tierwelt behielt er das Tierfell bei, wenn er in Beschwörungen und Tänzen sich selbst in Verzückung und Erregung steigern wollte, bis er sich einbildete, die Eigenschaften (Stärke, Schlauheit) des dargestellten Tieres zu besitzen. Auf eine weitere Täuschung, die des Feindes, ging der Eingeborene dann aus, wenn er als Spion das Tierkleid wählte und das Gebahren eines Tieres nachahmte, sich selbst dadurch vor Nachstellungen zu bewahren. War das Tierkleid hier erstlich bei dem Kampfe der Menschen untereinander zur Verwendung gekommen, so war es nur ein Schritt weiter, das entstellende Gewand beizubehalten, wo immer Furcht im Gegner erregt werden sollte: das Tierkleid wird der Deckmantel für Räuber und Ausgestoßene. Zu der Furcht vor dem Äußeren des Feindes gesellte sich nun die Furcht vor seinen inneren Kräften, der Werwolf wird in den Augen seiner Umgebung zum Hexenmeister. Es genügt in diesem späten Stadium dann auch schon ein Teil der Tierhaut, um die Verwandlung zu bewirken; denn nicht die äußere Erscheinung ist weiterhin das Wesentliche, es sind dies die unheimlichen Zauberkräfte, von denen die Gabe der Verwandlung nur eine ist. Nachdem sich die Phantasie eines Volkes erst einmal mit derartigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorstellungen beschäftigt hat, ist es selbstverständlich, daß durch Träume und durch das Mißverstehen harmloser Naturbegegnungen der Glaube an die Existenz solcher mit übernatürlichen Kräften begabten Wesen neue Nahrung erhält.

So weit die Verfasserin in ihren Ausführungen. Ein Mißverständnis ihrerseits ist es wohl, wenn sie den Werwolfglauben außer in slawischen Ländern besonders im nordwestlichen Deutschland verbreitet sein läßt (S. 2 im Text und in Anm. 9.) In dieser Anmerkung polemisiert sie gegen Hertz und Mogk, die den Werwolfglauben auf den westlichen Zweig der indogermanischen Völker beschränken, bei Indern und Iraniern ihn aber nicht gefunden haben. Der Gegensatz erklärt sich wohl daraus, daß die beiden deutschen Forscher den Werwolf nur mit dem Wolf selbst in Verbindung setzen, während Verfasserin jede Tierverwandlung mit dem Ausdruck „Werwolf" decken will und die Bezeichnung als generelle damit erklärt, daß der Wolf eben am weitesten in den Erdteilen verbreitet ist und daher am häufigsten den Menschen sein Fell leihen mußte. — In einem Vortrag wurde kürzlich das hübsche Diktum geprägt: „Die Anmerkung ist der Schutzengel der deutschen Wissenschaft". Danach hat der Verfasserin ein ganzes Heer von Schutzengeln zur Seite gestanden, auf 32 Textseiten finden sich nicht weniger als 118 Anmerkungen, die zum großen Teil im Text hätten verarbeitet werden müssen.

Jena. H. Glaue.

Gerould, Gordon Hall. The grateful Dead. The History of a Folk Story. Published for the Folk-lore Society by David Nutt, London 1908. 177 Seiten

Das Märchenmotiv „Der dankbare Tote" hat Gerould in über 100 Varianten festgestellt. Das Märchen gründet sich „auf den Glauben an die heilige Pflicht der Bestattung und auf die Fälle, in denen aus Rache, Widervergeltung oder wegen Nichtbezahlung (einer Schuld) die Bestattung unterblieb". Die einfache Erzählung vom dankbaren Toten findet sich nur viermal: bei Cicero, von Simonides erzählt, in einer jüdischen, einer anamitischen und einer slawischen Version. Sehr bald haben sich dann mit dem Motiv des dankbaren Toten andere Stoffe verbunden. Verfasser stellt danach verschiedene Gruppen zusammen. Es finden sich: dankbare Tote und Prinz und Ungeheuer, dankbare Tote und erlöste Prinzessin, dankbare Tote und Schwanmädchen, dankbare Tote und gestiefelte Kater. Die Volkserzähler sind aber nicht bei so einfachen Verbindungen stehen geblieben, sie haben bald noch andere Stoffe mit je einer der genannten Zusammenstellungen verschmolzen. Die Erzählung geht dann über z. B. in das Wasser des Lebens, die kunstvollen Gefährten, die dankbaren Tiere, mitunter werden auch alle diese Züge zu einem Ganzen gehäuft. —

Verfasser hat für seine Untersuchung sowohl die Überlieferung wie die Literatur der einzelnen Völker durchforscht. Da Tobit die älteste, schriftlich fixierte Variante ist, so glaubt Verfasser die von Semiten bewohnte Gegend Asiens als die Heimat des Märchens ansehen zu sollen. Er stellt zum Schluß die Vermutung auf, daß das Märchen vom westlichen Asien auf zwei Wegen, nach Asien und nach Europa, weitergewandert sei: von Mund zu Mund ist es weitergegeben worden, bis es in England (The old Wives Tale) zuerst wieder niedergeschrieben wurde. Von da an findet sich das Motiv häufiger

Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

in allen möglichen Dichtungen, aber erst Andersen hat es wieder als Märchen behandelt.

Wenn Verfasser S. 167 die Entstehung des Buches Tobit unter Hadrian ansetzt, so gehen andere Forscher in ihrem Ansatz weiter hinauf. Für sie ist 175 a. Chr. der terminus a quo, 25 p. Chr. der terminus ad quem (cf. Nöldeke, Schürer, Löhr). Nach Löhr (Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testamentes, herausgegeben von E. Kautzsch) ist der Verfasser des Buches in der jüdischen Diaspora zu suchen, als Entstehungsland darf vielleicht Ägypten angenommen werden, und die erste Niederschrift erfolgte in griechischer Sprache (gegen Neubauer 1878, auf den sich Gerould stützt). Legt man diese Annahme zu Grunde, so entsteht ein etwas anderes Bild der Wanderung des Märchens: der Zusammenhang mit Europa tritt deutlicher hervor; für die verschiedenen Varianten in Asien (Anam, Sibirien) muß man dagegen vielleicht eher an selbständige Entstehung als an eine Übertragung von Volk zu Volk denken.

Jena. H. Glaue.

Hessische Volksblätter. Herausgegeben von Wilh. Diehl. Darmstadt, Selbstverl. des Herausgebers. Band I Friedrich Peppler, Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland 1812—1814. Bd. II Auswahl aus J. W. Wolfs Hessischen Sagen, ausgewählt von Karl Bader. Bd. III Der vordere Odenwald in der Zeit vor und in dem 30jährigen Kriege. Bd. IV Joh. Stelz, Selbstbiographie. Bd. V Philipp, Landgraf von Hessen-Butzbach. — 1908/9. Drei bis vier Bändchen jährlich. Geb. 3 Mk.

Noch ehe der Kampf gegen die Schundliteratur in die breite Öffentlichkeit getragen wurde, ist von einsichtigen Volksfreunden Arbeit in dieser Richtung geleistet worden. In der Erkenntnis, daß es nicht genüge, das Schlechte zu beseitigen, sorgten sie bei Zeiten für gute Lektüre, die den Lesehunger der großen Menge befriedigen kann. Zu den bekannten Sammlungen von Volksbüchern trat 1908 eine neue, Hessische Volksbücher, die sich zum Ziel setzen, hessische Art und Sitte in der Vergangenheit zu schildern, hessische Geschichte und Sage im Gedächtnis der Nachwelt fortleben zu lassen und die Erlebnisse hessischer Landeskinder, womöglich von ihnen selbst erzählt, einem größeren Leserkreis zu vermitteln. Ein gutes Volksbuch muß verschiedenen Anforderungen genügen: es soll leicht zu verstehen sein, es soll anschaulich schildern, und es soll die Leser fesseln. Diese Bedingungen erfüllen die Hessischen Volksbücher, soweit sie uns vorliegen.

Wir wollen uns hier nur noch etwas mit Band II, der Auswahl aus Wolfs Hessischen Sagen beschäftigen. Der Herausgeber K. Bader sagt in seinem Vorwort, daß diese Auswahl ein echtes Volksbuch sein will. Hätte er nur diesen Zweck erreichen wollen, so könnten wir sagen, daß er seine Aufgabe erfüllt habe. Denn er hat fast durchweg glücklich aus Wolfs großer Sammlung die Stücke herausgesucht, die auch hier in der Auswahl den Charakter des ursprünglichen Werkes gut erkennen lassen. Von den 278 Nummern bei Wolf stehen bei Bader 108. Um ein Lese- und Unterhaltungsbuch für Jugend und Volk zusammenzustellen, hat er alle die Sagen, die mit geringen Abweichungen — mit Wechsel des Ortes — sich inhaltlich sehr ähnelten, fortgelassen. Er hat dadurch ein abwechslungsreiches Büchlein für seine Leser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschaffen. — Äußerlich folgt Bader mit einer Ausnahme der Wolf'schen Einteilung — Nr. 51 bei Bader steht im Abschnitt „Wichtel und Elbe", während Wolf es unter „Hexen und Zauberer, Teufel" Nr. 103 eingereiht hatte —; er hat deshalb den Sagen eine Einleitung vorausgeschickt, die über seine Vorlage berichtet und über das Wesen der Sage handelt. Bader schließt aber sein Vorwort: „Die längst anerkannte Notwendigkeit einer großen, kritischen Sagensammlung, wie sie die ‚Vereinigung für Volkskunde' plant, wird durch dieses Büchlein nicht berührt. Es will nur Vorarbeit sein, hofft aber darum doch, auch vor wissenschaftlicher Kritik zu bestehen". Demgegenüber muß man doch fragen, was an dieser Auswahl Vorarbeit für eine große kritische Sagensammlung sein soll? Eine solche kann sich doch nur auf J. W. Wolf selbst stützen, nicht aber auf einen verkürzten, sonst aber unveränderten Abdruck seiner Hessischen Sagen.

Jena. H. Glaue.

Niedersächsische Volksmärchen und Schwänke. Herausgegeben von J. v. Harten und K. Henniger, Zeichnungen von E. Schaefer-Bremen. Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann-Bremen 1908. Bd. I 120 S., Bd. II 159 S.

Die Herausgeber haben in den beiden Bändchen vereinigt, was sie als sächsisches Märchengut feststellen konnten. Vieles ist älteren Sammlungen entnommen, von denen es seinen Weg inzwischen in manche Märchenausgabe gefunden hat und dadurch weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Andere Stücke sind allgemein verbreitetes Märchengut; kleine Varianten und Verkürzungen zeigen, wie auch hier durch Hinzufügen oder Abstreichen die Erzähler den Stoff verändert haben. Bis auf zwei Stücke sind alle Märchen und Schwänke vom Volke überliefert, bei einigen war es noch möglich anzugeben, nach wessen Erzählung sie aufgezeichnet wurden. Die zwei Kunstmärchen hat Georg Ruseler-Oldenburg beigesteuert, sie sind beide sehr hübsch; besonders „den drei Zeugen" liegt ein feiner, tiefer Gedanke zu Grund, aber es fehlt den beiden Märchen doch das Naive, das Ursprüngliche der anderen Stücke.

Ein großer Teil der Märchen ist im Dialekt wiedergegeben, im 1. Band 7, im 2. Band 15 Nummern. Von Holstein bis Oldenburg ist ganz Niedersachsen in seinem verschieden gefärbten Platt vertreten; die Herausgeber haben die unbekannteren Ausdrücke in Anmerkungen verdeutscht, sich aber darauf beschränkt, jedes Wort nur einmal zu geben, etwa am Anfang der Erzählung, dann aber nicht wieder. Hochdeutsche Leser, denen das Platt nicht sehr geläufig ist, werden deshalb mitunter Mühe haben, den Sinn zu verstehen. — Die hübschen Zeichnungen passen gut zum Charakter der Märchen und Schwänke.

Jena. H. Glaue.

K. H. Beetz, Urd. Deutsche Volksmärchen. Leipzig, Turmverlag. Illustrationen von Benno Eggert-München. 183 S. 3 Mk.

Beetz hat seine Märchensammlung in neuem Gewande und neuem Verlage erscheinen lassen, er hat auch drei neue Märchen für andere Stücke eingefügt; so liegt ein ganz verändertes Buch vor. Die Märchen sind alle in Thüringen gesammelt; sie haben sich in der Familie des Verfassers durch zwei Jahrhunderte erhalten, bis er sich entschloß das Erbteil seiner Ahnfrau, die

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einst von Hildburghausen nach dem Thüringer Walde hinaufheiratete, weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Es wird niemand erwarten, nun lauter unbekannte Stücke hier zu finden; die in der Märchenliteratur überall wiederkehrenden Motive sind auch hier zum großen Teil verwendet worden. Immer aber bietet die vorliegende Sammlung insofern Neues, als bekannte Märchen hier einen eigenartigen Schluß haben, z. B. die 7 Raben, deren Erlösung auf dem Glasberg selbst vollbracht wird, oder dadurch daß zwei unabhängige Motive zu einem Ganzen verquickt werden. Ganz ohne Parallele in deutschen Märchen scheinen die beiden Erzählungen „Der Erstebeste“ und „Die Wahlbraut“ zu sein.

Der Verfasser erzählt einfach und volkstümlich; auch der Buchschmuck ist dem Märchen fein angepaßt, nur ein oder zwei Bilder dürften Kindern, für die das Buch doch in erster Linie bestimmt ist, unverständlich bleiben.

Jena. H. Glaue.

Mythologische Bibliothek. Jahrgang III, Bd. 2. Böklen, Sneewittchenstudien. Leipzig, Hinrichs 1910. 172 Seiten. 6 Mk.

Böklen hat sich die Aufgabe gestellt, an einem einzelnen wichtigen Märchen die Erklärungsmethode, deren Schöpfer Ernst Siecke ist, auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Er wollte ursprünglich „direkt auf die Erklärung des Sneewittchenmärchens lossteuern“; beim Sammeln des Stoffes aber entschied er sich für eine Teilung seiner Arbeit. Er legt in diesem ersten Teil die ihm bekannten Varianten vor (75 an der Zahl) und stellt fest, welche dieser Varianten gemeinsame Züge haben. Der erste Abschnitt bringt nach Ländern geordnet in kurzen Worten die Wiedergabe der verschiedenen Erzählungen; der zweite Abschnitt zerfällt nach den einzelnen Motiven in 30 Absätze. Der zweite Teil soll die Deutung bringen. Bis jetzt ist des Verfassers Meinung wohl mitunter schon zu erkennen, aber wir müssen das Erscheinen des zweiten Bandes abwarten, ehe wir uns mit ihm auseinandersetzen.

Eine Variante des Märchens, die Afanaßjew unter dem Titel „der Zauberspiegel“ in seinen russischen Volksmärchen bietet, hat Verfasser übersehen. Trotzdem sie kleine Züge mit den zwei Varianten aus Polen und Rußland gemeinsam hat, ist sie doch ein ganz selbständiger Typus. Dem Verfasser wird sie noch dadurch wichtig sein, daß in ihr ausdrücklich das blonde Haar des Mädchens erwähnt wird, eine Feststellung, auf die er besondern Wert legt.

Jena. H. Glaue.

Gusinde, K., Eine vergessene deutsche Sprachinsel im poln. Oberschlesien. (Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz). [Wort u. Brauch VII.] Breslau 1911. M. u. H. Marcus. M. 8.—

Eine mit großem Fleiß und gediegenen Kenntnissen angelegte Arbeit. Ein flüchtiger Blick auf das umfangreiche Literaturverzeichnis verstärkt noch diese Ansicht. Gusinde hat es in dem vorliegenden Buche unternommen, auf Grund langjähriger, eingehender Studien die Mundart einer deutschen Sprachinsel darzustellen. Schönwald liegt mitten in polnischem Gebiet, 4 km südöstlich von Gleiwitz in der äußersten Südostecke Schlesiens. Infolge seiner 600 jährigen völligen Abgeschlossenheit konnte dieses Dorf bis auf den heutigen Tag seine Eigenart in Sprache, Sitten und Gebräuche bewahren.

Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kurze Bemerkungen über Lautbezeichnung, Sprachtakt, Silbentrennung und Notkers Gesetz leiten die Arbeit ein. Den Untersuchungen liegt das Westgermanische zugrunde. Ältere Wortformen und verwandte mundartliche Erscheinungen sind mit Vorteil in ausgiebigem Maße zum Vergleich herangezogen worden. Auch den Wenkerschen Sprachatlas hat der Verfasser benutzt.

Auf den Vokalismus und Konsonantismus folgt die Formenlehre. Die Syntax wird nicht berücksichtigt. Vielleicht schenkt uns noch der Verfasser eine ausführliche Darstellung dieses interessanten Gebietes der Grammatik, dem in den letzten Dezennien erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt wird. An die Formenlehre reiht sich ein kurzer Überblick über die Geschichte des Schönwäldischen an. Auf die Geschichte des Ortes und die Eigenarten der Bewohner gedenkt der Verfasser in einer besonderen Schrift zurückzukommen. Auf S. 146 bis 148 werden die polnischen Wörter der schönwald. Mundart behandelt. Darauf läßt Gusinde ein mundartliches Wörterverzeichnis folgen. Den Schluß der Arbeit bilden Sprachproben in phonetischer Umschrift, eine dankenswerte Beigabe.

Gusinde zeigt in seinen Untersuchungen, daß zwischen dem Schönwaldischen und dem Schlesischen große Ähnlichkeit besteht. Es ist daher mit Sicherheit anzunehmen, daß die Besiedler Schönwalds, die aus dem östlichen Thüringen stammen, schon einige Zeit in schlesischem Gebiet ansässig waren, ehe sie sich ihre neue Heimat in dem oberschlesischen Gebiete gründeten. Wie dem Gesamtschlesischen, so eignet auch dem Schönwaldischen die Endung -a = -en, z. B. brōta = braten, rufa = rufen.

Die große Bedeutung des Schönwaldischen für die Mundartenforschung liegt darin, daß es sich seit Gründung des Ortes abgeschlossen und selbständig weiterentwickelt hat. Dadurch wird es für die Altersbestimmung mundartlicher Erscheinungen besonders wertvoll.

Zuletzt möchte ich einen rein äußerlichen Umstand nicht unerwähnt lassen: der Gegenstand der Arbeit ließe sich leichter erkennen, wenn der in Klammer gesetzte Untertitel den Platz des Obertitels einnähme.

Gießen. Bernh. Nassua.

Hessische Chronik, Monatsschrift für Familien- und Ortsgeschichte in Hessen und Hessen-Nassau. Hrsg. von Dr. Hermann Bräuning-Oktavio und D. Dr. Wilhelm Diehl. Heft 1 und 2. 1 Jahrgang.

Die neue Zeitschrift nimmt sich einesteils der bisher fast ganz vernachlässigten Familiengeschichte an, mit der wohl niemand vertrauter ist als der Kirchenhistoriker und Darmstädter Pfarrer D. Dr. Diehl. Es ist ja bekannt, wie er besonders in der Geschichte hessischer Familien des 17. und 18. Jahrhunderts Bescheid weiß, und es gibt wohl nicht viele Angehörige althessischer Familien, denen er nicht noch viel ihnen bisher Unbekanntes von ihren Vorfahren sagen könnte. Erfreulich ist, wie viele Mitarbeiter er auf diesem Gebiete gefunden hat. Im 2. Hefte begegnet uns gleich ein wertvoller Beitrag von Pfarrer Ausfeld, Gießen, über die althessische Pfarrersfamilie Schröder und ähnliche sind von Pfarrer Dr. Becker, Alsfeld, Oberhessen, Dreher, Friedberg, Dr. Bräuning-Oktavio, Darmstadt in Aussicht gestellt.

Anderenteils will sich die neue Zeitschrift der Ortsgeschichte in Hessen annehmen. Bisher ist diese sozusagen ja eine Dépendance der historischen Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine gewesen. Sie löst sich nunmehr von ihnen ab und wird selbständig. Und wenn nicht Alles täuscht, wird sie rasch emportreiben. Das Interesse ist ja dafür überall lebendig. Es wird heute schon in Oberhessen wohl kein größeres Fest gefeiert, dessen Liederbuch nicht am Anfang, oft von berufener, oft von unberufener Seite, einen Abriß der Ortsgeschichte bietet. Auch die Flurnamensammlung unsrer Vereinigung hat dazu beigetragen das Interesse lebendig zu erhalten und zu steigern. So kommt die Zeitschrift zu rechter Zeit, Heft 1 und 2 enthalten schon ganz interessante Beiträge, so Diehl's Beschreibung des Offenbacher Lebens aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und Dr. Beckers Aufsatz über die Pestepidemie in Alsfeld 1635, von andern gleich wertvollen zu schweigen.

Darf der Rezensent hier eine Bitte einfügen? Wie wäre es, wenn die hessische Chronik versuchte, einmal alles, was auf dem Gebiete der Ortsgeschichte bisher geleistet worden ist, zusammenzustellen? Es ist da manches veröffentlicht worden, das in unsre öffentlichen Bibliotheken nicht gelangt ist, z. B. gerade die Bücher der Sänger- und Turnfeste. Gewiß ist darin sehr viel Spreu, aber doch auch einiges gute Korn.

Großen-Linden. O. Schulte.

Johs. E. Rabe, Kasper Putschenelle. Historisches über die Handpuppen und Althamburger Kasperszenen. Mit farbigem Titelbild und Figuren im Text. Hamburg, C. Boysen, 1912. VIII, 271 S. 5 Mk.

Eine sehr wertvolle Monographie. R. hat in den einleitenden Kapiteln eine überraschende Menge von Zeugnissen zur Geschichte der Puppenspiele zusammengetragen. Zuerst wird ein Überblick über das Auftreten der Handpuppen in den verschiedenen Ländern gegeben, außer Deutschland und in Deutschland (S. 1—44); dann berichtet R. über das Auftreten des Kasper Putschenelle in Hamburg und schließt daran (S. 53 ff.) Mitteilungen über die früheren Hamburger Puppenspieler: Elders, Brüll, Prigge, Harder, Juncke, Küper (S. 65 ff.), Wilkens und seine Zeitgenossen, endlich (S. 74 ff.) über die neueren Darsteller. Eine Zusammenstellung alles dessen, was in Protokollen, in Zeitungen oder auch in der schönen Literatur des 19. Jhs. über Kasper Putschenelle zu finden war, schließt sich an und endlich ein Verzeichnis deutscher und fremder Kasperbilder (S. 7, 113 ff.) Das wichtigste ist aber die S. 129 bis Schluß folgende Sammlung von Althamburger Kasperszenen. Sie beruht zum größten Teil auf eigenen Aufzeichnungen, die R. vor 56 Jahren gemacht hat; hinzu treten Ergänzungen durch einige Freunde und besonders wichtig ist, daß Rabe auch Diktate des Puppenspielers R. Wilkens benutzen konnte, die mit seinen eigenen Aufzeichnungen großenteils genau übereinstimmen. Die acht letzten Stücke sind nach einer Aufzeichnung des Puppenspielers H. Schacht vom Jahre 1858 mitgeteilt. So ist uns durch Rabe eine Gattung von dramatischen Szenen erhalten, deren Lebenstage leider gezählt sein dürften. Manche davon wecken durch ihren Stoff auch literarische Reminiszenzen; (vgl. dazu Bolte, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 22, 214). Es wäre sehr dankenswert, wenn auch in anderen Gegenden, soweit es noch möglich ist, die Szenen der Puppenspieler aufgezeichnet oder nach vielleicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch vorhandenen älteren Aufzeichnungen mitgeteilt würden. Groß wird die Ausbeute kaum mehr sein; R. gibt an, daß in Norddeutschland außerhalb Hamburgs das Puppenspiel wesentlich aus einer Prügelei bestehe und der Dialog sich auf wenig Redensarten beschränke. In Süddeutschland wird es nicht viel anders sein. Immerhin dürfte es sich doch vielleicht noch lohnen, das letzte, das noch vorhanden sein mag, durch Aufzeichnung festzuhalten.

Gießen. Karl Helm.

Bertsch, Heinrich, Weltanschauung, Volkssage und Volkskunde. In ihrem Zusammenhang untersucht. Dortmund, F. W. Ruhfus, 1910. XII, 446 S. 7 Mk.

Diesem fleißig und gründlich gearbeiteten Buch steht man mit sehr gemischten Gefühlen gegenüber. Es bietet eine Menge Wissenswertes in brauchbarer Gruppierung; und es kann jedem Sagenforscher, der einen bestimmten Sagenzug verfolgt nur geraten werden, auch dieses Buch zu Rate zu ziehen, obwohl der Verfasser darauf verzichtet, die Beispiele in möglichster Fülle vor uns aufzuführen. Man wird dementsprechend nicht Ergänzungen des Materials hier suchen, aber der Blick für charakteristische Eigenheiten wird geschärft werden. Anderes aber in dem Buche und gewiß das, was Verfasser selbst als das Wertvollste betrachten wird, fordert scharfen Widerspruch heraus: die Deutung. Verfasser geht aus von der verbreiteten kosmogonischen Vorstellung, daß die Erde aus dem Wasser entstanden sei. Und mit dieser Grundidee bringt er nun alles in Zusammenhang. Die Schlange, der Baum, der Schatz, alles ist ihm ein Symbol des Wassers, der Bannring ein Bild des um die Erde liegenden Ozeans, Wasserwesen leben noch in allen mythischen Gestalten der Volkssage. Die Begründung dafür wird mit Geschmack, Scharfsinn und großer Belesenheit gegeben. So ist es denn auch nicht ausgeblieben, daß ein überschwenglicher Kritiker die Arbeit B.'s als grundlegend betrachtet, von ihrem Erscheinen eine neue Epoche für Sagenforschung und Mythologie datieren will, und ihre Anschaffung besonders für Lehrerbibliotheken empfiehlt, um so die Kenntnis von dem in den Sagen liegenden Sinn zu verallgemeinern. Ich würde dies sehr bedauern; denn so wertvoll vieles Einzelne in dem Buche ist, und so brauchbar es in der Hand des Kundigen werden kann, so gefährlich ist es in der Hand des weniger kritisch angelegten Lesers. Und es würde gerade durch die angedeutete Verbreitung gewiß eine starke Popularisierung eines Standpunkts eintreten, der in seiner ganzen Einseitigkeit keinen Fortschritt bedeutet. Der schon öfters unternommene Versuch, die Mannigfaltigkeit der mythischen Vorstellungen aus einem Grundprinzip zu erklären und in ein System zusammenzuschmelzen, ist hier einmal von einer Seite unternommen worden, auf der noch wenig vorgearbeitet war; es ist dabei im Einzelnen manches neue Resultat von bleibendem Wert erreicht worden und vieles andere wird uns sehr bestechend vorgetragen. Aber die Systematisierung war doch auch hier ohne eine Pressung des Materials und stark subjektive Deutung nicht möglich und kann deshalb nicht als glücklich betrachtet werden.

Gießen. Karl Helm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für das Archiv sandten ein: Herr Lehrer Funk, Bieber (Kreis Alsfeld), Segen aus Bieber. — Herr Oberlehrer Lehnert, Abschrift einer Sammlung von Segen und Formeln, nach einem Original aus Seifersdorf, Kgr. Sachsen, von 1863. — Herr Heinr. Schmeel II, Bettenhausen, einen Himmelsbrief.

Ferner wurde unserem Archiv von Frau Pfarrer Nebel, Laubach, der handschriftliche Nachlaß ihres verstorbenen Bruders Pfarrer Joh. Moser in Wohnbach überwiesen, nämlich:

1. Nachträge, Bemerkungen und Berichtigungen zu Soldans Geschichte der Hexenprozesse, neu bearbeitet von H. Heppe, sechzehn Bände in Quartformat, im ganzen 9105 (!) Seiten umfassend.

2. Fünfundzwanzig Oktavkonvolute umfassend Mosers Korrespondenz mit Dr. E. Veckenstedt und Sammlungen über Sagen, Kinderspiele und Reime, Volkslieder, Volkstracht und Volksfeste, Wetterregeln, Sprachliches usw. nach eigenen Sammlungen im Volke und aus der Literatur zusammengestellt. Die einzelnen Hefte enthalten meist keinen für sich abgeschlossenen Gegenstand; bei einigen ist es jedoch der Fall. Besonders hervorzuheben ist in dieser Hinsicht Nr. 4 Idiotikon des nordthüringischen Dialekts, wie er in und um Dietersdorf-Harz gesprochen wird (1894/5) mit einem Anhang: Einige synonymische Tabellen aus dem nordthüringischen Dialekt (1896), Nr. 5 Volkslieder, Nr. 10 Sitten und Unsitten bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen in der Grafschaft Stolberg-Roßla (1896; großenteils gedruckt, siehe oben S. 25), Nr. 25 Sagen und Geschichten großenteils aus Oberhessen (8 Hefte umfassend). Dazu ein Ortsregister zu Bindewalds Oberhessischem Sagenbuch und zu Wolf-Bader, Hessische Sagen (Hessische Volksbücher, hrsg. von W. Diehl, Nr. 2).

3. Geschichte der Zauberei: Zehn Hefte mit Material, darunter vier Vorträge Mosers.

4. Elf Hefte Volkskundliches aus der Wetterau und dem Vogelsberg: 1. Sagen, 2. Aberglauben, 3. Volksbräuche, 4. Volkslieder, 5. Kinderspiele, 6. Kinderreime, 7. Sprachliches, 8. Wetterregeln, 9. Hausmittel und Heilbräuche, 10. Vermischtes, 11. Korrespondenz.

5. Zeitungsausschnitte betr. Volksbräuche aus Wetterau und Vogelsberg.

6. Zeitungsausschnitte betreffend Darmstadts Vergangenheit.

7. Zeitungsausschnitte, Siegel und Vermischtes, zwei Hefte.

8. Fünf Hefte Material betr. Separierte und Inspirierte auf Kloster Arnsburg, Herrenhag, Ronneburg, Marienborn und Engeltal.

9. Aufsatz und Material: Johannisfeuer oder Sonnenwendfest.

10. Faust-Splitter, Sammlung von allerlei auf die Faustsage bezüglichen Exzerpten.

11. Italienische Papierhandschrift: Enchiridion III partes (geistliche Kabalistik).

12. Italienische Papierhandschrift: Litaniae. Vorn eingeheftet: „Kräftiges Gebett und Seegen wider das Hochgewitter und kurzer Begriff des Urprungs und großer Kraft dieses Segens", 1768.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

13. Referat, Aufsatz und weiteres Material über die Friedensvereine zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten.

14. Ein polnisches Amulett: Sammetbänder mit Bild der heil. Jungfrau.

Für die Flurnamensammlung sind sechsundzwanzig abgeschlossene Sammlungen eingeliefert worden; sie sind in den Mitteilungen für die Flurnamensammlung Seite XV mit den Namen der Bearbeiter aufgezählt.

Allen Einsendern herzlichen Dank!



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 10. Mai 1912. Die mit * bezeichneten Bücher sind schon zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind nicht mehr aufgeführt.)

*Braungart, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischer Völker, Heidelberg, C. Winter, 1912.

Die Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi hrsg. v. A. Hilka und W. Söderhjelm, Heidelberg, C. Winter, 1911.

Exempla aus Handschriften des Mittelalters, hrsg. v. Jos. Klapper, Heidelberg, C. Winter, 1911.

Fiebig, Paul, Rabbinische Wundergeschichten des neutestamentlichen Zeitalters. (Kleine Texte für Vorlesungen u. Übungen 78.) Bonn 1911. 1 M.

*Grohne, E., Die Hausnamen und Hauszeichen, ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1912. 6 M.

*Kondziella, Franz, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mhd. Volksepos (Wort u. Brauch 8). Breslau 1912. M. 7.20.

von Löwis of Menar, August, Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena, E. Diederichs. 1912. 3 M.

*Lundberg, O., och Sperber, H., Härnevi aus Uppsal. Universitets årsskrift 1911.

Sahr, Jul., Das deutsche Volkslied I (3te Aufl. Göschen, Nr. 25.) 1912.

Saintyves, P., Les Reliques et les images légendaires. Paris, Mercure de France, 1912.

Siuts, Hans, Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen (Teutonia Nr. 19). Leipzig 1911. 8 M.

Wünsch, R., Aus einem griechischen Zauberpapyrus (Kleine Texte Nr. 84). Bonn 1911. M. —.70.

Wünsch, R., Antike Fluchtafeln, 2. Aufl. (Kleine Texte Nr. 20.) Bonn 1912. M. —.70.



Verbandsmitteilungen.

Die Nr. 14 der Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Januar 1912) enthält die folgenden Nachrichten über wissenschaftliche

Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Unternehmungen des Verbandes, die auch für unsere Mitglieder von Interesse sind.

1) Sammlung der Zauber- und Segenssprüche. Einem Wunsche ihres verstorbenen Gatten, des Herrn Hofrats Prof. Dr. A. E. Schönbach folgend, hat Frau Hofrat Schönbach durch die gütige Vermittlung des Herrn Prof. Dr. B. Seuffert in Graz das von jenem aus zahlreichen Handschriften gesammelte umfangreiche Material an Segensprüchen dem Verbande deutscher Vereine für Volkskunde für das von ihm geplante Corpus der deutschen Segen- nnd Zauberformeln übergeben. Die Schönbachsche Sammlung ist jetzt auf der Gießener Universitätsbibliothek deponiert und wird dort von der Kommission benützt werden können. Das außerordentlich wertvolle Material, das von Schönbach in langjähriger, mühevoller Arbeit gesammelt worden ist, umfaßt mehr als tausend Quartzettel. Es ist damit in trefflicher Weise ein Grundstock geschaffen, um den sich der übrige Stoff, soweit Segen in Betracht kommen, zu gruppieren hat. Dem Verband ist durch diese hochherzige Schenkung ein großer Beweis des Vertrauens gegeben worden, das er, wie der Vorstand zuversichtlich hofft, durch seine Leistungen rechtfertigen wird.

Wir bitten unsere Mitglieder, in ihren Zeitschriften möglichst lebhaft auf die Sammlung der Segen- und Zauberformeln hinweisen und auch ihrerseits ihre Mitglieder auffordern zu wollen, einschlägiges Material, sei es in Originalen oder Abschriften direkt oder durch Vermittlung des Vereinsvorstandes an Herrn Privatdozenten Dr. Hepding in Gießen zu senden.

Ein für Massenverbreitung durch die einzelnen Vereine geeigneter Fragebogen wird zur Zeit von der Kommission vorbereitet. Soweit es noch nicht geschehen ist, sollte schon jetzt das Segen- und Zaubermaterial in den Vereinsarchiven verzettelt werden. Mitarbeit durch Exzerpieren von älteren Zeitschriften, Kirchenvisitationsprotokollen, Hexenprozeßakten u. a., sowie Unterstützung durch Einsendung von Literaturnachweisen, Zeitungsausschnitten und Sonderabzügen, die für den Gegenstand in Betracht kommen, ist der Kommission sehr erwünscht.

2) Sammlung deutscher Volkslieder. Ein offizieller Bescheid auf das Gesuch des Verbandes um eine Subvention für die Sammlung deutscher Volkslieder ist dem Vorsitzenden des Verbandes noch nicht zugegangen.

Das Kopieren der in Erks Nachlaß enthaltenen aus mündlicher Überlieferung aufgezeichneten Volkslieder ist nunmehr in Angriff genommen. Dem Vorstand ist es gelungen, durch die gütige Vermittlung des Herrn Geheimrats Prof. Dr. Max Friedländer Herrn Organisten Lütge für die Leitung und teilweise Ausführung dieser Arbeit zu gewinnen, und wir hoffen vierteljährlich, zuerst schon am 1. April 1912, einschlägige Abschriften den einzelnen Vereinen zugehen lassen zu können.

Die diesjährige Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde wird Ende September in Gießen und Großen-Linden stattfinden. Das Programm wird später bekannt gegeben werden.

Generated on 2018-04-27 17:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

(1. Juni 1912.)

Beschreibung der Tätigkeit eines Flurnamensammlers.

Von Dr. phil. Wilhelm Ludwig Friedrich, Darmstadt.

Die Bedeutung der Flur- oder Gewannnamen für die Wissenschaft ist zweifellos sehr groß. Zu den wissenschaftlichen Fächern, die von einer methodischen Flurnamensammlung Nutzen ziehen, gehören vorzüglich: Allgemeine Geschichte, Volkskunde, Kultur-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte, Rechts- und Kirchengeschichte, Orts- und Familiengeschichte, Archäologie, deutsche und vergleichende Sprachwissenschaft, Geographie. Im folgenden soll ein gangbarer Weg gewiesen werden, auf dem ein jeder einzelne Sammler zu einer wissenschaftlich brauchbaren Sammlung gelangen kann.

1. Hauptforderungen an den Sammler.

Den Sammlern ist von seiten der Leiter des Unternehmens als Grundlage für ihre Arbeit eine Gemarkungsskizze mit eingezeichneten Flurgrenzen zur Verfügung gestellt worden. Außerdem erhielten die Sammler der Provinz Starkenburg eine von dem verstorbenen Hofrat Kofler aus den Katasterkarten ausgezogene Liste der offiziell gültigen Flurnamen. Soweit der Vorrat reichte wurde ferner das „Werbeheft", den Anfang der Flurnamen der Grafschaft Schlitz enthaltend, unter den Sammlern verteilt. Auf Grund dieses Materials soll der Sammler einer zweifachen Aufgabe gerecht werden:

a) Er soll alle irgendwie bekannt gewordene Flurnamen seines Heimatsortes flurenweise zusammentragen und in der jeweils vorgefundenen Form in alphabetischer Ordnung aufschreiben, einschließlich der „historischen" Flurnamen, welche ihm etwa aus alten Akten und Urkunden, älteren Flurbüchern und aus Abgabenverzeichnissen bekannt sein mögen (wovon ein Teil nicht mehr in Gebrauch sein dürfte), unter Einbeziehung auch der sämtlichen mundartlichen oder volkstümlichen Namensformen, d. i. aller derjenigen Bezeichnungen, welche die Ackerbau treibende Bevölkerung oder auch nur noch die älteren Vertreter derselben für irgend welche Flurnamen im Munde führen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß jedem offiziellen Namen unbedingt eine (wenn nicht mehrere) volkstümliche Namensform entsprechen muß, die allerdings in besonderen Fällen von dem offiziellen Namen ganz verschieden lauten kann. Endlich fallen nnter den Begriff der Flurnamen im weiteren Sinn und sind zu verzeichnen alle Namen von einzelnen Äckern, Grundstücken, Parzellen, Walddistrikten usw., sowie die Namen sämtlicher Ortsstraßen[1]),

[1]) Die modernen Straßennamen größerer Städte bleiben schon aus praktischen Gründen fort. Zu sammeln sind dort nur wirklich alte Straßennamen und solche, die auf ehemalige Gewanne schließen lassen.

Generated on 2018-04-27 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Feld- und Waldwege, benannten Gräben, Hecken, Gewässer, Teiche, Berge, Fels- und Baumgruppen, einzelner Gehöfte und alter Gebäude usf.

b) Der Sammler soll die so in allen Fluren gesammelten und bereits geordneten „Flurnamen" (im weiteren Sinn) in einer einzigen alphabetisch geordneten, alle Flurnamen der einen Gemarkung ausnahmslos umfassenden Gesamtliste vereinigen. Nach Beendigung dieser Gesamtliste soll er die Ordnungsziffern derselben in das ihm zur Verfügung gestellte Gemarkungskärtchen in die Mitte einer jeden Gewannlage in annähernd wagrechter Linie eintragen, wobei er die Längsrichtung der Gewann durch dünne Striche oder Pfeile zweckmäßig andeuten kann. Dabei ist unter der Längsrichtung der Gewann diejenige Richtung zu verstehen, die mit der Langseite der als ein Ganzes vorgestellten Gewann parallel läuft. Verschieden von der Längsrichtung der Gewann ist die Längsrichtung oder der Furchenlauf der einzelnen Äcker und Parzellen; die letztere bildet mit der ersteren in der Regel einen rechten Winkel. Es ist also lediglich festzustellen, welche Seite einer heutigen Gewann die längere ist; in der Richtung derselben ist der Pfeil anzubringen. Wenn es nicht gelingen sollte, alle Ordnungsziffern der Schlußliste in das Kärtchen einzuzeichnen, so versuche man wenigstens das angegebne Verfahren für die wichtigsten und historisch bedeutsamsten Flurnamen durchzuführen.

2. Ergänzung des Materials, Übersichtskarte.

Um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, muß jeder gewissenhafte Sammler das neueste Grundbuch und die Parzellenkarten einsehen. Beide Werke können auf den Bürgermeisterämtern laut einer ministeriellen Verfügung jederzeit kostenlos eingesehen werden. Auch die hierin vorgefundenen Namen haben als offizielle zu gelten. Weiterhin besteht für das direkte Eintragen der Ordnungsziffern in das Kärtchen eine kleine Schwierigkeit; diese beseitigt man größtenteils dadurch, daß man die auf dem ersten Blatt der Parzellenkarten befindliche größere Übersichtskarte mitsamt den darauf verzeichneten Flurgrenzen, Straßen, Wegen und Bächen 1—2mal durchpaust, und daß man die Ordnungsziffern zuerst in die durchgepauste Übersichtskarte einträgt. Nunmehr ist es leicht sie von hier in das Kärtchen zu übertragen. Die erwähnte Übersichtskarte wird für die Wälder durch die in Fluren eingeteilte Forstübersichtskarte vertreten, welche auf der jeweils zuständigen Oberförsterei zu haben ist. Kein Sammler, dem es um Vollständigkeit zu tun ist, darf es versäumen, für die zu seiner Gemarkung gehörigen Domanialwaldungen die betreffenden Pausen der Forstübersichtskarten herzustellen, ferner die in den Gemeindegrundbüchern fehlenden domanialen Forstortsnamen aus den Walddistriktskarten herauszuschreiben und sich bezüglich der volkstümlichen Benennungen mit den betreffenden Revierförstern in Verbindung zu setzen.

3. Herstellung der Flurtabellen.

a) Ich will nun den Verlauf der Arbeit im einzeln noch etwas genauer schildern. Am besten beginnt man mit dem Durchpausen der Übersichtskarte. Sie gewährt die Grundlage für die gesamte Orientierung.

Generated on 2018-04-27 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Man gewahrt auf der Übersichtskarte den genauen Zug der Straßen, Hauptwege und Flüsse, mit deren Verlauf man sich von jetzt ab auf öfteren Spaziergängen ins Freie sofort vertraut macht. Ohne Kenntnis der hauptsächlichsten Lokalitäten wird man auf dem Papier die Lage der Gewanne weder schnell noch sicher bestimmen können. Nun schreibt man sämtliche offiziellen Namen der Flur I (unter Hinzufügung der zu Flur I gehörigen Ortsstraßennamen) in alphabetischer Reihenfolge unter einander auf ein Blatt und desgleichen sämtliche offiziellen Namen der übrigen Fluren auf ebenso viel Blätter, als Fluren sind. Dabei wird sofort hinter jedem offiziellen Namen für die historische, die volkstümliche Namensform und die etwaige Erklärung entsprechender Raum gelassen. So erhält man fünfspaltige Flurentabellen, in deren 1. Spalte die Ordnungsziffern, in der 2. die offiziellen Namen nebst derzeitiger Kulturart und Flurnummer angegeben werden, während die 3. Spalte die etwa vorgefundenen historischen Benennungen aufweist, ebenfalls, sofern die Urkunden dies erwähnen, mit Kulturbezeichnung und der Zeit der Quelle[1]); die 4. Spalte enthält die mundartlichen Formen in dialektischer Niederschrift (vgl. die Grundsätze dafür unten S. XX), die 5. Spalte treffende oder interessante volkstümliche und treffende eigene Erklärungen (die ersteren sind als solche durch Anführungszeichen kenntlich zu machen), ferner Volkssagen, zuverlässige Angaben über Bodenverhältnisse und die Beschaffenheit des Geländes und andres. Die Form der Erklärungen sei knapp und präzis. Diese Spalte ist auch die geeignete Stelle, um die für die Geschichte so wichtigen Entdeckungen und Funde zu verzeichnen (Angaben über Grabstätten, Inschriftensteine, Waffen, Münzen, prähistorisches Geschirr usw.). Dadurch wird nachträglich der genaue Fundort (Gewannort) bestimmt, dessen Feststellung bisher meistens vernachlässigt wurde.

4. Nachträge hierzu.

Zu Spalte 1 (Ordnungsziffer): Jeder historische Name, dessen Gewannlage nicht mehr festzustellen ist oder der nur einen Teil einer heutigen Gewann ausmacht, erhält seine besondere Ordnungsziffer, und die Spalten der zugehörigen, aber nicht vorhandenen Namensformen bleiben frei. Das Gleiche gilt bezüglich der volkstümlichen Namen; bei diesen soll, wenn sie nur einen Teil der offiziellen Gewanne bilden, ebenso wie bei den entsprechenden historischen Namen in der Spalte der Erklärungen ein kurzer, ihre Lage erläuternder Zusatz nicht fehlen, etwa: Teil der — Gewann, am Südende von Nr. 5 2c. Mundartliche Namen, die von den ihnen entsprechenden offiziellen Namen stark abweichen, erhalten ebenfalls eine besondere Nummer. Zu Spalte 2—4: Sämtliche offiziellen und sonstigen Namen sind mit ihren jeweiligen Präpositionen, denen eine große Bedeutung zukommt, aufzunehmen. Auch modern klingende präpositionale Flurbezeichnungen dürfen, weil sie für die Forschung einen bedeutenden Wert haben können, nicht ausgeschlossen werden. Zu Spalte 3: Historische Namen gewinnt man aus Beständen des Gemeinde- und eventuell des Pfarrarchivs. Zu Spalte 4 (Mundartliche Namen): Da das Volk in weitaus den

[1]) Für die Quellenangabe benutze man Abkürzungen, die man an der Spitze der Sammlung erläutert.

Generated on 2018-04-27 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

meisten Fällen die ursprüngliche Namensform treu überliefert hat, so haben die mundartlichen Formen für den Sprachkenner in vielen Fällen nahezu den gleichen Wert wie historische Namen, die in sehr alten Urkunden überliefert sind. Übrigens gibt es in jeder Gemarkung (selbst die kleinste nicht ausgeschlossen) eine Anzahl Namen für einzelne Grundstücke, die nur im Volksmunde leben, die aber in Karten und Grundbüchern nicht zu finden sind.

5. Schluß- oder Gesamtliste.

b) Nachdem man so alle irgendwie erreichbaren Flurnamen in sämtlichen Fluren aufgezeichnet hat, schreitet man zur Herstellung der alphabetischen Gesamttabelle. In dieser müssen sämtliche Flurnamen der betreffenden Gemarkung vertreten sein. Sie wird genau so geordnet und eingerichtet wie die oben beschriebenen Flurtabellen. Nach Vollendung der Gesamttabelle trägt man die Ordnungsziffern derselben mit Benutzung der ausgefüllten Übersichtskarte in das kleine Kärtchen sorgfältig ein. Da die Ordnungsziffern jetzt andre geworden sind, so achte man genau darauf, daß man die richtige Ziffer nicht verfehle. Wenn so die Sammlung ganz vollendet ist, so sind die Gesamttabelle, die Flurtabellen, die beiden Karten und die etwa zugeschickten Listen mit offiziellen und historischen Namen unter genauer Angabe der Adresse (Vor- und Zuname, Beruf und Wohnort) des Sammlers und derjenigen Mitarbeiter, welche selbständig einzelne Fluren oder die Karten bearbeitet haben, einzusenden an die jeweiligen Leiter der Provinz: Herrn Pfarrer Schulte in Großen-Linden, Staatsarchivdirektor Dr. Dieterich in Darmstadt (Staatsarchiv), Prof. Dr. Reis in Mainz. Wenn möglich, soll der 1. Jan. 1914 als Ablieferungstermin nicht überschritten werden. Die genannten Herren sind auch die Provinzialkorrespondenten; doch lautet für Starkenburg bis auf weiteres die Adresse für gewöhnliche Korrespondenzen: Herrn Dr. phil. W. L. Friedrich, Darmstadt, Staatsarchiv.

Zur historischen Bedeutung der Flurnamen.

Von Dr. W. L. Friedrich, Darmstadt.

Die folgenden Zeilen sollen zeigen, daß jeder Sammler, auch wenn er über eigentliche sprachwissenschaftliche Kenntnisse nicht verfügt, gleichwohl imstande ist, den wissenschaftlichen Wert seiner Sammlung durch Beobachtung gewisser oft wiederkehrender Namenserscheinungen und übereinstimmender Benennungen und durch Beantwortung bestimmter Fragen um ein Bedeutendes zu erhöhen. Vielfache Wahrnehmungen und Vergleiche berechtigen nämlich zu dem Schlusse, daß in den Flurnamen eine häufig sich gleichbleibende Namengebung, eine feste Terminologie herrscht. Das will sagen, daß innerhalb eines bestimmten ethnographischen und geographischen Gebiets für die gleichen Bodenverhältnisse, die gleiche Beschaffenheit des Geländes, gleiche Kulturart und sonstige gleichbleibende Umstände fast immer die nämlichen, ganz bestimmten Bezeichnungen gebraucht werden, wenn anders die betreffenden Ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hältnisse überhaupt zum Ausdruck gebracht werden sollten. In Nachstehendem werde ich derartige in Flurnamen steckende feste Ausdrücke kurz behandeln. Indem der Sammler, der solche in Betracht zu ziehende Flurnamen vorfindet, die ursprüngliche Bedeutung dieser Ausdrücke mit den heutigen örtlichen und sonstigen Verhältnissen, welche die Gewanne und Äcker darbieten, vergleicht, Ähnlichkeiten oder Unterschiede hier und dort anmerkt, oder die noch besonders von mir angeregten Fragen beantwortet, wird er wichtiges Material für die Erforschung der Flurnamen und für viele andre wissenschaftliche Fächer beitragen können. Ich bespreche zunächst:

1. Flurnamen die auf ehemalige Besitz- und Verkehrsverhältnisse, sowie solche, die auf alte Ansiedlungen hinweisen.

Namen wie Ritteräcker, Herrenäcker, Pfaffengrund, Presenzäcker (d. h. Äcker, die einem besonderen, Präsenz genannten Fonds eines Stifts gehörten, woraus den anwesenden d. i. diensttuenden Stiftsherren die Präsenzgelder gezahlt wurden), Abtswiesen, Nonnenäcker weisen auf Adlige, Stifter, Klöster, Äbte usw. als ehemalige Besitzer hin. Namen wie Pfarracker, Pfarrwiese zeigen Orte an, wo die Pfarrei eines Dorfes, solche wie Schulacker, Kastenäcker Stellen, wo die Schule oder der Gotteskasten Besitzungen hatten. Darüber läßt sich manchmal aus den Gemeindeakten und -Urkunden Näheres ergründen. Bei den Ausdrücken Almen, Almende, die auf Gemeindegüter hindeuten, kann der Sammler ohne weiteres angeben, ob das so bezeichnete Gebiet heute noch Gemeindeland ist, oder ob es bereits früher an die Einwohner verteilt worden ist. Da bei der Aufteilung und Anweisung des Gemeindelandes das Los zu entscheiden hatte, führen derartige Besitzungen häufig den Namen Looser oder Loosäcker. Noch nicht völlig aufgeklärt ist die Bezeichnung Beine, Bune, Beunde. Topographische Angaben und Angaben über Bodenbeschaffenheit (ob fruchtbar) sind da sehr erwünscht.

Kirchweg bezeichnet einen Weg, der die Bewohner eines Filialdorfes zum Kirchenbesuch in das Pfarrdorf führte. Hohe Straßen nennt das Volk alte Verkehrs- und Heeresstraßen. Ihr Lauf wird da, wo keine mit ihrem Namen ausgestattete Feldwege ihre Stelle einnehmen, außer durch andre Umstände vor allem durch Flurnamen wie An der hohen Straße, neben, an der Straße (Landstraße) erkannt.

Die Lage ausgegangener Orte, sogenannter Wüstungen, wird durch Flurnamen gekennzeichnet, die auf -heim, -hausen, -stadt, -dorf endigen, bezw. durch Flurnamen mit einem adjektivischen Attribut auf -heimer, -häuser usw. (NB. Bei den mit -häuser gebildeten Namen ist die Möglichkeit der Herkunft von einem adligen Namen zu erwägen.) Die Nähe eines verfallenen steinernen Brunnens, von Mauerwerk, das in der Erde versteckt ist, können zur weiteren Bestätigung dienen. Auf dem Kirchhofe heißt bisweilen die Stelle, wo der Friedhof des ausgegangenen Dorfes sich befunden hatte. Die Flurnamen Auf der Burg, Alteburg weisen entweder auf ehemalige Burgen oder auf noch ältere befestigte Ansiedlungen hin. Römische und vorrömische Anlagen treffen oft mit den Namen Teufelsgraben, Teufelsmauer, Teufelsstall zusammen, in deren Nähe auch nicht selten Hünengräber gefunden werden. Die zahlreichen mit Heiden- zusammengesetzten Flurnamen weisen auf römische oder andere vorchristliche Anlagen zurück. Noch besonders zu erwähnen sind Namen, die auf

Generated on 2018-04-27 17:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ein steinernes Standbild eines Heiligen hindeuten: Heiligenstock, Helgenacker (bi dem Helgin häufig in Urk.), Helgenwald, Bildstock, Bildstein, Billacker. Man vermutet, daß sie vielleicht teilweise an Stätten heidnischen Kultes errichtet worden sind. Wo ein überdachtes Heiligenbild gestanden hatte, finden wir den Namen Bei dem heiligen Haus (gern an Kreuzungen von Straßen aufgestellt). Die Orte, wo Christbilder aufgestellt waren, werden durch Namen wie Kreuzgewann, Kreuzacker bezeichnet.

2. Flurnamen, die auf Bewirtschaftung, Bepflanzung und Feldeinteilung hinweisen.

Kappusgärten hießen die Krautgärten. Driesch (besonders in Oberhessen gebräuchlich) bedeutet ödes, bloß zur Weide geeignetes Land, Trist. Klauer, ein Wort, mit dem besonders in Rheinhessen und im Ried viele Flurnamen zusammengesetzt sind, bedeutet Weidicht, d. h. eine mit Weiden bestandne Fläche (Grasfläche). An die Bearbeitung des Flachses und Tuches erinnern die häufigen Namen Flachsrosse (Ort, wo die Flachsstengel durch Bewässerung in der Nähe von Wassergruben zum Faulen gebracht wurden, sogenanntes Rösten von mhd. rœzen, retzen = mürbe oder faul machen; spätmhd. Subst. rœze stf.) und Tuchbleiche. Speckwiese war eine Wiese mit einem Damm; Specklache = Dammlache. Bei dem Namen In der Struth, Striet (bisweilen zu Streit verderbt) wird ein eifriger Sammler anzugeben vermögen a) ob der Boden dort feucht und undurchlässig ist, b) ob sich üppiger Buschwald daselbst ausbreitet. Im Mhd. kommt nämlich das Wort struot, strût stf. sowohl in der Bedeutung „Sumpf", als auch in der Bedeutung „Gebüsch, Buschwald, Dickicht" (besonders in nasser Gegend) vor.

Interessant ist folgender in vielen Flurnamen erhaltener Ausdruck: die Erde, Irde, Irr, Örr. Er erscheint in Urkunden stets als Femininum (auf Karten auch: Auf dem Irr, erg. -feld, -acker, vgl. unten Nr. 6) und bezeichnet ein seit längerer Zeit unbebaut liegendes Grundstück. Seine sprachliche Bedeutung erhellt aus folgenden Stellen: „Item petia terre inculte dicta Erde sita in monte Sancti Petri" U(rk.) D(armst.) (Bechtolsheim) 1305. — „Ein flecken erden gelegen an Sanct Peters berge" 1305 = Copie in U. D. (Bechtolsheim) 1443. Und öfters so in alten rheinhess. Urkunden. — „Ein zweytell . . ., geforcht oben vnd vnden wuest jrden, jst vnfruchtbar landt" U. D. (Kleinwinternheim) 1611. — Vgl. „Disser acker stehet in ihrtum" Ebendaselbst. — „Vnnd anderthalb morgen yrden" U. D. (Wolfskehlen) 1613. — Weingarts Irr ist Bezeichnung für ein brachliegendes Stück, welches ehedem ein Weingarten war; vgl. Zinsbuch von Nieder-Ramstadt 1697 S. 24: „Von seinem theil Weingartts Irrn am Weingarttsberg", S. 53: „von einer Weingartts Irren in der Griesbach", S. 57: „von einer Weingartts Irrn in der Gries Bach". Die Häufigkeit der mit -wingert zusammengesetzten Flurnamen brauche ich nur kurz zu streifen. War doch um die Wende des Mittelalters der Weinbau in Starkenburg und Oberhessen, in der Ebene wie im Tal und in niedrigen Höhenlagen, ganz allgemein verbreitet.

Besonders erwähnenswert sind endlich die sehr zahlreichen Namen Kurze Gewann, Langgewann. Damit bezeichnete der Landmann meistenteils die Länge oder Kürze der Gewann, d. h. die größere oder geringere Ausdehnung, welche eine Gewann auf ihrer längeren Seite einnimmt. Doch bisweilen scheint er damit deren Tiefe, d. h. die Länge oder Kürze der Äcker

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Parzellen, bezeichnet zu haben (vgl. oben S. II). Denn von dem letzteren Umstand hing die größere oder kleinere Zahl der zu ackernden Furchen ab, die für ihn ein Hauptmerkmal seines Besitztums ausmachte. In Nieder-Ramstadt z. B. hat „die Kurzgewann" sehr kurze Parzellen; sie ist langgestreckt, ja ihre Länge scheint sich ursprünglich noch weiter ausgedehnt zu haben. Direkt unter ihr liegt „Langenstrich" eine Gewann, die zwar nur halb so lang ist als die Kurzgewann, die aber fast doppelt so lange, sehr schmale Parzellen besitzt. (Vgl. mhd. strich unter anderm = Richtung der Fäden eines Gewebes der Länge nach). Es wäre interessant zu erfahren, ob auch sonst die gleiche Beobachtung zutrifft.

3. Flurnamen, welche sich auf die örtliche Lage, die Beschaffenheit des Geländes und des Bodens beziehen.

Winterseite erscheint als Name von Gewannen, die am nördlichen Abhang eines Berges liegen. Mühlberg heißt ein Berg nach einer an seinem Fuße liegenden Mühle: der Sammler forsche nach ihrer Lage! Brühl, Briebel, Briefel findet sich als Name einer bewässerten Wiese oder Aue. Im Brückel (beachte die Präposition!) wird nicht selten feuchtes Wiesengelände genannt, mit einer kleinen Brücke hat diese Benennung nichts zu tun. (Abgeleitet entweder von Mhd. brüel, brügel oder eine Verkleinerungsform? von bruoch = Sumpf, Moor). Bei ehedem sumpfigen Stellen finden wir: Im Bruch, im Meer, im Mersch, Orbesgarten, im Ried. Die Namen In der Döll, Dell bezeichnen meistens einen zwischen 2 Bergen liegenden Talgrund bezw. Talkessel, bisweilen wohl auch eine runde Vertiefung auf dem Berge. Erdfall, Erbel heißt ein im Talgrund dicht unter einem jähen Abhang liegendes feuchtes Grundstück, an dem Rutschungen des Erdreichs öfters vorkamen. Fahrt, Fort bezeichnet einen Fahrweg durchs Wasser. Die mit -bohl oder -bühl zusammengesetzten Flurnamen bedeuten einen Hügel, die mit -grund gebildeten weisen stets auf einen Talgrund (meist Wiesengrund) hin. Die Namen bei der Höl, Hül verdanken ihre Entstehung einem Hohlweg; dagegen bezeichnet in Rheinhessen Auf der Hahl (gesprochen: uff de Hål) eine Halde, Bergesabhang. Auch die mit Hall-, Hell-, Heller- zusammengesetzten Flurnamen (z. B. Hellrain) deuten wohl teilweise auf das Work Halde = Abhang zurück. (Mhd. halde und helde.) Kanzel heißt ein (bisweilen runder) Bergesabsatz oder -vorsprung, von dem man eine Aussicht ins Tal genießt. (Beispiel: die Gronauer Kanzel bei Knoden.) Die zahlreichen mit -klingen zusammengesetzten Flurnamen bezeichnen eine Talschlucht; häufig entspringt dort ein Bach. Die Bedeutung von Leimenkaut, Lettenweg (Letten = Thon) ist allbekannt. In Rheinhessen sowie am Neckar erscheint Kniebreche als Name steiler Wege. Rech bedeutet einen meist doppeltseitigen Abhang, eine häufig bergab ziehende Mulde (bisweilen wohl einen einseitigen Abhang; Zutreffendes anzugeben!).

In der Steig bezeichnet wohl immer ein (bisweilen auf mehreren Seiten) ansteigendes Gelände ohne Berücksichtigung des bis dahin führenden Wegs. In der Röde, im Rot, auf den Rödern bezeichnet eine ehedem durch Rodung entstandene Gewann; der Zehnte, der davon gegeben wurde, hieß der Röderzehnte. Die mit -stein gebildeten Flurnamen bedeuten meistens einen Berggipfel, da dort in der Regel das Gestein in Felsenform zutage tritt. Daneben scheint im Odenwald Auf dem Stein einen von dem umliegenden Gebirg

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutlich unterschiedenen (nicht immer steinigen) Höhenrücken zu bedeuten (Breiter, langer Stein = breiter, langer Höhenrücken). Zweifelhaft sind die Bedeutungen von Hach, Hauck, Haug (anzugeben, ob dort Abhang oder Bergeshöhe?); Kretenacker, Kredenbühl (im Odenwald); am, im Loch, großes, tiefes Loch (ob Wassergräben?); in der Stettbach.

4. Flurnamen, die auf die Oberflächengestalt (= geometrische Gestalt) einzelner Grundstücke hinweisen. Beispiele: Gigack (= Traggestell, Kefze), Hackmesser, Bratwurst, Sackpfeife, Baßgeige, Krummacker.

5. Die mit den Eigennamen ehemaliger Besitzer gebildeten zahlreichen Flurnamen.

Ihre Zahl ist viel größer, als bisher angenommen zu werden pflegte. Der Genitiv des Personennamens steht entweder in der starken Form auf -s oder in der schwachen auf -en; Beispiele: Hartmannsäcker, Kunzenmorgen.

6. Zum Schluß erwähne ich, daß ein Flurname bisweilen scheinbar das Geschlecht wechselt. So heißt in Nieder-Ramstadt ein Acker, der viele Sorgen (Femininum) bereitet haben soll: uffm Sorg (ergänze: Acker).

Über Verkleinerung alter Gewanne.

Von Dr. W. L. Friedrich, Darmstadt.

Die folgende Abhandlung soll dartun, auf welche Weise die Zerteilung und Verkleinerung alter Gewanne nachgewiesen werden kann. Gleichzeitig soll auf den Wert aufmerksam gemacht werden, den für diesen Nachweis gerade die modern klingenden Gewannnamen (vgl. oben S. III) besitzen. Unbedingt modern sind die folgendermaßen gebildeten Flurnamen: „zwischen dem — und dem —“, „links (rechts) von dem —“ Alle übrigen mit den Präpositionen „an, bei, auf, neben, vor, hinter“ usw. gebildeten Flurnamen, können, wie ein Blick in die Urkunden- und Abgabenverzeichnisse lehrt, viele Jahrhunderte alt sein. Die unter a) verzeichneten Flurnamenbeispiele finden sich in der Umgebung des langgestreckten Tals, in dem die von Nieder-Ramstadt nach Waschenbach und Frankenhausen führende Kreisstraße hinaufzieht. Bei meinen Angaben rechts und links setze ich stets diejenige Körperstellung voraus, die ein von Nieder-Ramstadt heraufschreitender Wanderer einnimmt.

a) Ich gehe aus von der Stelle, wo sich das erwähnte Tal zum zweiten Male etwas verengert, bei dem Dörfchen Waschenbach. Unmittelbar vor diesem Dörfchen erstreckt sich auf einem Abhang zur Rechten der Straße die Waschenbacher Gewann: in der Döll. Den gleichen Namen In de Dell führen noch im Munde der ältesten Leute die untersten Äcker des links von der Straße, über dem Talkessel drüben, dem ersteren Abhang gegenüberliegenden, gleichmäßig ansteigenden Bergabhangs (= Teil der heutigen Gewann: Am Hainberg). Beiderseitig ist keine Vertiefung im Erdreich wahrzunehmen; die Bezeichnung kann daher nur von dem dazwischenliegenden Talkessel herrühren. Hier erscheint die Folgerung unabweisbar, daß die Gewann In der Döll von einem Teil des diesseitigen Abhangs herabkommend den Talgrund bei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der heutigen Gewann Kappusgärten durchquerte und bis auf den gegenüber emporsteigenden Berghang hinauflief. Zur Bestätigung mag der Umstand dienen, daß die Parzellen der beiden gleichbenannten Stücke rechtwinklig zu der gedachten Längsrichtung und ungefähr miteinander parallel laufen. — Weiter unterhalb, die Kreisstraße zurückwandernd, trifft man da, wo sich der Talgrund, zwischen Gickelsberg zur Rechten und Mühlberg zur Linken, zum ersten Male verengert, rechts auf die Nieder-Ramstädter über den Bergesabhang sich ausdehnende Gewann In der Döll (Von einer Vertiefung auf dem Abhang keine Spur). Zu ihr muß ursprünglich der schmale Talkessel gehört haben, der ihr auch den Namen gegeben haben wird, und der heute zu der auf der Parzellenkarte vorgefundenen modernen Gewann „Zwischen der Waschenbach und dem Weg“ gehört. Die Gewann „Zwischen der Waschenbach und dem Weg“, welche auf der linken Seite der Kreisstraße ungefähr 1 km weit herläuft, hat auf dieser ganzen Strecke fast die gesamte Breite des Wiesengrunds eingenommen, und der genannte Wiesengrund muß noch zwei weiteren Nieder-Ramstädter Gewannen Namen verliehen haben: dem auf flachem Bergeshang liegenden Dorschengrund und dem Grebengrund. Mit letzterem hat es eine eigene Bewandtnis. Hier bei dem Grebengrund ist der namengebende Talgrund, der außer durch die Gewann „Zwischen der Waschenbach und dem Weg“ noch durch ein Stück der Gewann „Hinter der Schneckenmühl“ gebildet wird, ziemlich breit. Die ursprüngliche, von hier steil bergan ziehende und von links nach rechts die Straße kreuzende Gewann erstreckte sich zunächst über einen allseitig abgesetzten Hügel, Grebenbühl (volkstüml. Gräwebīl) genannt, auf dem sich heute der hochragende Friedhof erhebt. Für das ganze rechts dahinterliegende Stück, das, obwohl etwas niedriger als der Grebenbühl, dennoch zum Abhang des Kloßbergs gerechnet werden muß, hat das Volk den Namen Gräwegrund erhalten, während auf der Karte sich hier von Nordwesten her die zweifellos moderne Gewann „Rechts der Waschenbacher Hohl“ hineinschiebt und nur ein kleines „Neben dem Grebengrund“ benanntes Stück übrig läßt. Es scheint ziemlich sicher, daß der Grebenbühl ursprünglich nur ein sich besonders abhebendes Stück der „Grebengrund“ genannten alten Gewann ausmachte und daß er seinen besonderen Namen eben seiner besonderen Formation verdankt. Aber auch der Hauptteil der eben erwähnten Gewann „Rechts der Waschenbacher Hohl“ hält vor der Wissenschaft nicht stand; er wird nämlich vollständig weggeschnitten, wenn man die auf dem Kloßberg liegende Gewann „An der heiligen Bach“ in ihrer Längsrichtung nach unten verlängert, wobei sie ganz von selbst auf den kurz vor seiner Mündung südwestlich gerichteten Unterlauf des Flüßchens Waschenbach aufstößt, das auf seiner unteren Strecke im Volksmund „Heilge Bach“ genannt wird.

b) Nach diesen Ergebnissen dürfte es nicht zu kühn erscheinen, wenn ich eine weitere Vermutung, die Niederramstädter „Kurzgewann“ betreffend, ausspreche. Diese ist in zwei jetzt gesonderten Stücken erhalten, wovon das größere, langgedehnte Stück (s. oben S. VII) auf der Höhe des Berges beim Bruchweg anfängt und sich bis in die Nähe der im Talgrund befindlichen, nach Eberstadt zuführenden Landstraße erstreckt. Das zweite Stück liegt jenseits des Talgrunds am Fuße der gegenüberliegenden Anhöhe. Beide Stücke, die nach der Einteilung der Dreifelderwirtschaft zu dem nämlichen „Dritten

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feld" gehörten, haben gleich kurze, nahezu parallel zu einander verlaufende Parzellen; wenn man ihre Längsseiten durch gerade Linien verbindet, so erhält man eine einzige Gewann, die im Talgrund den Rand der „Großen Au" wegnimmt und die Gewann „Am alten Graben" mitten hindurch schneidet. Wenn die angegebene Vermutung richtig ist, so ergibt sich als notwendige Folgerung, daß die „Kurzgewann" älter sein muß, als die weiter talabwärts sich erstreckende Gewann „Am (im) alten Graben." Letztere, deren eine Langseite noch heutzutage einen großen Teil des Modaubettes auf seinem als „Alte Bach" von dem Mühlgraben getrennten Laufe begrenzt, wird bereits in dem ältesten erhaltenen Niederramstädter Abgabenverzeichnis von 1537 erwähnt: sie setzt die Einrichtung der zuerst 1493 erwähnten und vielleicht noch älteren Bruchmühle voraus.

Bitte an die Flurnamensammler.

Von Dr. W. L. Friedrich, Darmstadt.

Die Sammler werden gebeten sich die Erhaltung der alten Straßen- und Gassennamen angelegen sein zu lassen. Wenn sie hören, daß alte Straßennamen entstellt oder durch moderne Namen ersetzt werden sollen, so sollen sie unverzüglich dem Vorsitzenden dieses Vereins oder dem Staatsarchiv Mitteilung davon machen.

Alte Straßen in Hessen.

Von Ludwig Fleck, Kohden.

I. Echzell—Unterschmitten—Vogelsberg.

Gelegentlich meiner Flur- und Gewanngänge in den drei früher vereinigten Gemarkungen Kohden mit Salzhausen und Harbwald, die ich seit 1½ Jahren fleißig pflege, habe ich gar manchen historischen Punkt entdecken und bewundern können.

Da lese ich z. B. in unserem Parzellenbrouillon von ca. 1830 unter anderen Namen auch den Namen einer Gewann die da heißt: „Stößt auf die Straße". Ich befrage meine „Alten", ob sie denn gar keine Erklärung für diese Namen hätten; und der älteste Mann sagt mir: „O ja dås wås aich nåch, wäi se die ālt Strōße gefahrn sai, do harre se nåch Oassekärrn möt Holzasse wu se möt nooch Framfot fuhrn!" (O ja das weiß ich noch, wie sie die alte Straße gefahren sind, da hatten sie noch Ochsenkarren mit Holzachsen, womit sie nach Frankfurt fuhren.)

Ja du lieber Gott!, denke ich da bei mir, wie ist es möglich, daß hier mitten im Feld eine alte Straße gelegen haben soll; und doch haben der alte Mann und das Brouillon recht.

Als ich mit meinen Arbeiten immer tiefer hinein komme in die Vergangenheit, die sich mir durch Sagen und Erzählungen aus dem Volksmunde offenbart, kommt mir noch ein Alter zu Hilfe, ein richtiger Chronist, der mir durch die Güte des Herrn Staats-Archivars Herrn Dr. Dieterich vorgestellt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird: Der berührt auch diese Straße und offenbart mir im Salbuch von Anno 1537 an fünf Stellen, daß mein Ratgeber von heute recht hat.

Jahrelang habe ich aber auch schon darüber nachgedacht und mir gesagt, daß dieser alte, durch tiefe Schachte (Hohlen) ziehende und dann wieder auf ebenem Terrain bis zu 8 Meter breite Fahrweg, der sich durch mein Flur- und Gewanngebiet 4 Kilometer lang dahinzieht, eine alte Verkehrsstraße gewesen sein muß.

Nun liegen auch die „alten Straßen in Hessen" vom hochverdienten Herrn Hofrat Dr. Kofler vor mir, die mir aber leider trotz ihrer Reichhaltigkeit nur wenig Aufschluß über diese alte Straße geben können; aber in Buch III Trier 1893 finde ich auf Seite 31 unter XII. f. Echzell—Kastell zu Ober-Florstadt den Schlußsatz: „Von Echzell aus führte weiter eine alte Straße nach Nidda und durch das Real nach Zwiefalten in die Bilsteiner Straße", und dies ist für mich ein Anhaltspunkt, welcher bezeugt, daß von Echzell aus eine alte Straße in nordöstlicher Richtung nach dem Vogelsberg gezogen sein muß, deren Lage aber noch nicht festgestellt werden konnte.

Nun will ich versuchen eine solche an der Hand obigen Materials und auf Grund meines persönlichen Studiums nachzuweisen.

In der Nähe der Geißniddaer Haltestelle der Friedberger Eisenbahn existiert eine Gegend, auf welcher die Grundstücke als „o de hūch Strōße" (an der hohen Straße) liegend bezeichnet werden. In nordöstlicher Richtung die Staatsstraße Nidda—Berstadt (früher „der Berstetter wege") überschreitend gelangte man bis vor einigen Jahren in einen Hohlweg, welcher nach rechts in östlicher Richtung an unsere Gewanne „Seefeld" und „Hinterster Söder Köppel" und dann an der Borsdorf—Kohdener Grenze entlang nordöstlich zur Harb zog. In obiger Kohder Gewann lagen Anno 1537 Äcker „an der hohen strassen". Der 11 St. (Stein) des „Soeder zehend" stand nach Überschreitung des „Berstetter wege", „vff der hohen strassen. Unter Volgen vnßers gned. Hern Zinße Gütter, besaß Cuntze scheibe (Konrad Scheib?) „3½ m. as. (agkers = Acker) am Soder Kuppel, stoffen hinten vff ein Strauch vnd die strasse". In unserem Harbfeld liegt heute noch eine Gewann, die beschreibt sich: „Stößt auf die Straße" und beim „Horber vnd kaffer zehenden" ist von „der strassen, so von gemelther vnderschmitten nach der Soden gehet", die Rede.

Unter „Helnroder guttgen" (Heute Gewann „Im Höllenrod", — also wurde im Verlauf der Zeit aus einem Heiligenrod ein Höllenrod gemacht —) kommt dann wieder: Stein, 4½ m. as. vff dem oilffer berge zuschen vln Heil (Heil. Uhl) Furster valter (Walter Förster), dem oilffer wege (Dem Ulfaer Wege) vnd der strassen, vor und noch einmal: „11 m. as. „Im Helnrode", stoffen vorne an der widdersheimer Acker, hinden vff der Lodewigen bergk, oben widder die strasse vnd vnden vff Bernharthen von Habell. (Die Gebrüder und Ritter Widdersheim hatten ein Lehen in Kohden, Ludwig Berck war wahrscheinlich ein angrenzender Unterschmitter und Bernhard von Habell (Happel?) besaß einen Hof zu Kohden.)

Aus obigen Ausführungen geht nun deutlich hervor, daß wir hier vor einer alten Straße stehen, die von Echzell—Bisses kommend als Fortsetzung der Hohen Straße (Friedberg—Echzell) den Markwald und die nördliche Gemarkung Geißnidda durchzog und sich dann in fast gerader Richtung unsere Ge-

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

markung streifend und durchziehend bei Unterschmitten mit anderen Hauptstraßen vereinigte.

Hypothese:

Nach dem mir gewordenen Eindruck scheint diese Straße von Echzell kommend durch den Markwald, den Wannkopf rechts liegen lassend, in nordöstlicher Richtung an der Dretsch, den Lachen, dem Geißebach, Wingertsberg und Sturzköppel vorbei über die Berstädter Straße in obengenannte Straße als „Hohe Straße" eingebogen zu haben; zumal da diese Geißniddaer Gegend (Terminei wie die Geißniddaer Leute sagen) im Volksmund noch als: „ō de Hūch Strōße" weiterlebt.

Von hier aus durch einen Hohlweg ziehend — der leider bei der Borsdorfer Feldbereinigung geebnet wurde und in Ackergelände übergegangen ist — lief sie zwischen der Borsdorfer Weide und unserem Gemeindewald (hinderster Söderköppel) in ziemlicher Breite (wovon eine große Strecke einen alten Steinbau verrät) die Grenze entlang bis zur Harb (Söder Ecke).

Dicht vor der Harb am Fuße des Söder Köppel (Rabenstein) bog sie nach rechts in einen Hohlweg (der leider auch durch die Borsdorfer Feldbereinigung geebnet wurde) und verrät hier ihre Spur in dem jetzt eingepflanzten „Widdersheimer Weg".

Als solcher trat sie dann aus dem Wald heraus lief dann zwischen Flur X (Harbwald) und Flur VI und VII (Kohden—Salzh.) bis zum Kaff am Eingang des breiten Wegs, den sie dann wieder in der Richtung Kohden laufend nach einigen hundert Metern verließ, um als selbständige Straße in fast gerader nordöstlicher Richtung bei Unterschmitten das Niddatal zu überschreiten und sich mit zwei von Süden kommenden Straßen zu verbinden.

In der Nähe dieser Straße, auf den sogenannten Borsdorfer „Köppelstöcker" unterm Söderköppel, wurden um 1848 viele sogen. Römerhügel geebnet, wobei man Scherben und Töpfe gefunden.

Dicht an dieser Straße in Flur IV Kohden werden Äcker „Uff der Schanze" benannt, und auch hier sind „Römerhügel" vorhanden.

Die gegen Unterschmitten auf der linken Seite dieser Straße in Flur V liegende Gewann heißt: „Am Schlaghausen" und schrieb sich Anno 1537 „vffm Schlage In haussen".

Sollte nicht vielleicht hier an diesem Schlag ein Geleitsrecht angefangen haben?

II. Nidda—Schotten.

Diese Straße, von Süden kommend, muß am rechten Ufer der Nidda, (Die Altstadt Nidda lag am linken Ufer) am Johanniterhof vorbeigezogen sein. Nidda rechts liegenlassend zog sie dann in nordöstlicher Richtung am „helligen Kreuz" (heiligen Kreuz) vorbei durch den „Weinfurth". Hier war sie bis vor 40 Jahren noch in Gestalt des alten Viehtriebs eine Strecke sichtbar, und diesen halbwegs Kohden verlassend zog sie als selbständige Straße weiter.

Beim Neubau des Lehrer Dom'schen Hauses in Weinfurth kam der alte Straßenbau wieder zum Vorschein.

Im „Althenburger zehenden" wird sie als „straffen so von Nidda nach Koden laufft" 1537 erwähnt. Durch den Neubau der Staatsstraße Nidda—Schotten im Jahr 1835—37 ist sie vielfach von dieser bedeckt worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei Anlage der Kohdener Wasserleitung trat der alte primitive Steinbau wieder zu Tage, wobei eine Menge Hufeisen gefunden wurden, die die Pferde in dem stellenweise morastigen Boden verloren hatten. Auf Flur III ist sie noch als „äler Wääck" sichtbar und gesteint. Am krummem Acker überschreitet sie auf einer ca. 1770 erbauten steinernen Brücke den alten Salinenkanal und die Grenze zwischen Kohden und Unterschmitten, sowie die Schottener Eisenbahn und läuft dann neben der Chaussee auf Unterschmitten zu.

1537 tritt sie als „straffen" zwischen Kohden und Unterschmitten und auch als solche „gegen gedochter oberschmitten" auf.

III. Frankfurt—Vogelsberg.

Von Ranstadt kommend, an der Hardt und dem Hain vorbei zieht diese alte Straße heute noch entlang der Ausläufer des Vogelsbergs immer die Richtung nach Nordosten einschlagend, auf der rechten Seite des Niddatals (linkes Flußufer).

Wahrscheinlich berührte sie den zwischen Ranstadt und Nidda gelegenen Ort Stedeveld (1187); hier wird sie gelegentlich einiger Grenzstreitigkeiten zwischen der Stadt Nidda und Wallernhausen in dem 16. und 17. Jahrhundert genannt. Damals hieß der Ort Stehfelden. Dann zog sie rechts der Vorstadt Rauna bei Nidda am jetzigen Karlshof vorbei ein Stück Wegs mit der alten Straße gegen Michelnau, zweigte dann links ab, an dem jetzigen Neuwirtshaus und der Krötenburg vorbei.

Hier kommt sie wieder in Urkunden vor und zwar als „Frankfurter Straße". 1712 kaufte die Stadt Nidda die Kohder Ziegelhütte für 180 fl. auf den Abbruch und benutzte das Material zum Bau des Wirtshauses „zum halben Mond" (jetzt Neuwirtshaus) an der alten Frankfurter Straße; S. Roth, Geschichte von Nidda.

Dann streifte sie den wahrscheinlich im Schwedenkriege zerstörten Ort Habertshaußen, der an der Grenze von Nidda und Unterschmitten lag und zog rechts an Unterschmitten an dem alten Gasthaus (von Amand Schneider) vorbei über Oberschmitten, Eichelsdorf und Rainrod, wo sie sich im Gebirge verzweigt oder verliert.

Da bei Unterschmitten wahrscheinlich die Vereinigung mit Straße I stattfand, so ist anzunehmen, daß sie eine sehr alte Verkehrsstraße gewesen ist.

In dem dicht neben der schon alten Brücke über die Nidda auf deren linkem Ufer gelegenen Straßenwirtshaus, wurde wahrscheinlich schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts Branntwein gebrannt, ferner war es mit einer Bäckerei und Schlächterei verbunden und hatte Stallungen zum Unterstellen der Pferde der Fuhrleute, die von und nach Frankfurt fuhren.

Der Straßenbau ist allenthalben noch zu sehen. Mir scheint, daß diese Straße schon zur Römerzeit existierte, denn wahrscheinlich bildete sie die Fortsetzung der römischen „Hohe Straße", die das Haupttor des Pfahlgrabens bei Marköbel, zwischen den beiden Kastellen, verlassend sich in nordöstlicher Richtung und in einer Abzweigung in nördlicher Richtung über Altenstadt und Nidda nach dem Vogelsberg zu wandte.

Möglich, daß auf ihr in friedlichen Zeiten bis zum Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. die römischen Händler wanderten.

Im Jahre 1016 erscheinen in der Grenzbeschreibung des Kirchspiels Wingershausen zwei Straßen: einmal inde ab howistrazun (von der Hohen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Straße) am Schweher- oder Schweberfeld, worunter viele die Hochfläche des Taufsteins und Hoherodskopfs im Vogelsberg verstehen, und in „Fuldere strazun“, welche zwischen der Pracht und Nidder genannt wird. (Archiv für hess. Geschichte VII, S. 333 ff.).

Ob letztere Straße nun der nordöstliche Arm obengenannter römischer „Hohen Straße“ gewesen, lasse ich dahin gestellt; zumal da sie nicht zu meiner oben erwähnten „Frankfurter Straße“ gehört.

In einer der beiden „howistrazun“ aber erblicke ich meine alte „Hohe Straße“ die sich Anno 1555 und 1579 von Busenborn nach Eichelsdorf erstreckte.

Die zweite „Hohe Straße“ erkenne ich heute wieder in Koflers Straße XII: Mainz—Echzell—Oberwiddersheim—Harbkopf—Kiliansherberge—Feldkrücker Höhe usw.; sie wird heute noch im Volksmunde „Strōße“, „Hūch Strōße“, „lang Strōße“ usw. genannt. Möglich, daß auf ihr schon der Apostel Kyllene (St. Kilian) um 620 n. Chr. zu den noch heidnischen Chatten und Thüringern wanderte, um dort das Evangelium zu predigen.

Das Wort Ǭen.

Ein Beitrag zur Flurnamenkunde.

Von Kurt Becker, Lehramtsassessor, Nidda.

Ein recht seltsam klingender Flurname, von dem es bis heute noch keine sichere etymologische Erklärung gibt, ist die oberhessische Bezeichnung (phonetisch geschrieben): ǭen, oder ǭel. Ich folge mehrfach geäußerten Wünschen, wenn ich hier das aufzeichne, was ich über dieses Wort bis jetzt habe erfahren können, und hoffe, daß der eine oder der andere durch diesen Aufsatz zur weiteren Erforschung des interessanten Namens angeregt wird; für jede Mitteilung über das Wort bin ich dankbar.

Bei Nidda begegnete mir die Flurbezeichnung „Schnägelsoen“, die aber in die offizielle Karte nicht eingetragen ist. Ich mußte mir nun aus dem mundartlichen Wortbild das schriftdeutsche schaffen. Im wesentlichen gleichlautende Wörter sind fǭen = fahren, Hǭen = Haaren, bezǭen = bezahlen, brǭen = prahlen. Demnach entspräche ǭen einem schriftsprachlichen: āren oder ālen. Ein Blick in die „Geschichte der deutschen Sprache“ von O. Behagel bestätigt diese Annahme. Das ā der älteren Sprache erscheint heute meist getrübt[1]) und zwar ist es in unserer Mundart zu offenem ǭ geworden. Das n im Auslaut ist in der Gegend von Nidda namentlich dann erhalten geblieben, „wenn die Wurzel oder das Suffix auf r, teilweise auch wenn sie auf l ausgeht; hier wurde e der Endung synkopiert, und n hat sich in konsonantischer Geltung an das r oder l angeschlossen“[2]). r und l werden in dieser Stellung dann im Hessischen vokalisiert. Sie erscheinen entweder als kurzes dumpfes a oder als kurzes dumpfes e. So werden āren und ālen zu ǭan. In einem Salbuche vom Amte Nidda aus dem 16. Jahrhundert fand ich neben Schellenberger Rain (Eintrag a. 1587) und Schelnberger

[1]) O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[4], Straßburg 1911, § 171.

[2]) Behaghel a. a. O. § 267, 6.

Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

(a. 1560) auch Schenberger Rain (a. 1580). Selbst dem Nominativ des schwach biegenden Wortes „Āl" entspricht in der Niddaer Mundart ǭən, da nach dem Muster des obliquen Kasus ein neuer Nominativ analogisch gebildet wurde: vgl. Mühle 〉 mēn, Höhle 〉 hēn, Geisel 〉 gāsin u. a. m.

In den Grundbüchern des Amtes Nidda habe ich nach „Ahl", „Ahlen" oder „Ahren" lautenden oder mit diesen Wörtern zusammengesetzten Flurbezeichnungen gesucht. Die Schreibung ist meist: Ahl, Ahle, Ahlen, seltener Ahrn; eine Schreibung „Ahn" habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, obwohl man sie erwarten sollte. Denn neben dem durch den Einfluß der Schriftsprache erhaltenen Wortbild findet man bei Flurnamen oft die durch die Mundart bedingte Schreibung, z. B. „Brühl"-Sumpf (Kohden) neben der mundartlichen Wiedergabe „Breul" (Büdingen).

Ich habe mir die „Ahlen" im Felde auf ihre Bodengestalt und -beschaffenheit hin angesehen; auch haben mir Flurnamensammler oder, wo solche fehlten, oft Lehrer in liebenswürdiger Weise schriftliche Auskunft über das Aussehen eines „Ahlen" in ihrer Gegend gegeben. Folgendes habe ich feststellen können:

1. Am häufigsten kommt Ahl vor als Bezeichnung des schmalen Ganges oder Winkels zwischen zwei Gebäuden — in vielen anderen Orten „Zwinger" oder „Reul" genannt. — Als solcher wird er heute noch in manchen Dörfern als „Bedürfnisanstalt" benutzt, sodaß die Bezeichnung ǭən auch für das sonst übliche „Abtritt" oder „das Profet", „das Sekret" gebraucht wird[1]). In Wallernhausen z. B. habe man, so erzählte mir ein alter Bauer, den hinter dem Hause befindlichen Abtritt auch ǭən genannt. Die längliche Gestalt dieses Ortes war dadurch bedingt, daß die beiden an dem oberen Ende gegabelten Pfähle, über die ein „Reidel" gelegt war, zur gegebenen Zeit weiter vorgerückt wurden. Wenn der mit Spreu oder altem Heu überschüttete Dung abgefahren wàr, schlug man die Pfähle am hinteren Ende des ǭən wieder ein. Oft war ein derartiger Ort mit „Hollerbüschen" umpflanzt, denen einmal der scharfe Dung nichts ausmachte und deren intensiver Blütenduft außerdem den Riechorganen der Bauern im Sommer nicht unwillkommen sein mochte.

2. Man findet das Wort in der Bedeutung „Sackgasse", z. B. in Oberschmitten; angeschrieben steht „Sackgasse", der Volksmund spricht aber ǭən. Ebenso wird in Mittelgründau eine Sackgasse mit „Ahl" bezeichnet. Im Weningser Grundbuch Fl. I „im Ahl", das Volk sagt heute „Ecke".

Es haftet heute dem Worte, wenn es in diesem Sinne als Dorfteil angewandt wird, oft der Begriff des Ärmlichen, Verächtlichen, Schmutzigen an. In Rudingshain z. B. wurde ein durch ansteigendes Gelände begrenzter Dorfteil ǭən genannt. Die dort wohnenden Bauern haben es durchgesetzt, daß ihr Wohnort fortan amtlich „Bergstraße" heißt. Sie wollten nicht mehr im „ǭən" wohnen. Auch habe ich den Schimpfnamen Oənhannes gehört.

3. Das Volk gebraucht Āl oft zur Bezeichnung eines Gemarkungsteils. Es würde zu weit führen, wollte ich auf die Beschreibung der Gestalt dieser Fluren einzeln eingehen. Im allgemeinen kann man feststellen, daß der Name angewandt wird zur Bezeichnung von:

---

[1]) Vgl. über die beiden letzten Wörter: W. Crecelius, Oberhess. Wörterbuch, Darmstadt 1898, S. 663.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

a. von länglichen, sich in einen Berg ziehenden, schluchtenartigen Vertiefungen,

b. von langgestreckten, vom Feld in den Wald einschneidenden Wiesen oder Äckern, bei denen meist das Gelände am Rande ansteigt,

c. von ebenem Gelände, das die Gestalt eines spitzen Winkels hat; die Grenze wird dann meist gebildet durch zwei zusammenfließende Bäche oder Gräben,

d. von muldenartig vertieften, länglichen Wiesen, die durch Ackerland scharf abgegrenzt sind z. B. in Wenings Fl. XXIV, XXV, XXVII oder in Gettenau. In diesem Falle ist es leicht möglich, daß im Laufe der Zeit durch die verschiedenartige Bewirtschaftung des Bodens oder neuerdings durch die Feldbereinigung sich die Grenzen abgeschliffen haben und zum Teil gar nicht mehr zu erkennen sind. Oder die früher feuchten Wiesen sind durch Drainage trocken gelegt, wie dies in Gettenau jetzt der Fall ist. Der Name „Ahl“ nur läßt die frühere Bodengestalt und -beschaffenheit erkennen.

Oft kommt das Wort Ahl als Flurname allein, ohne nähere Bestimmung vor; nicht selten aber wird seine Eigenart genauer gekennzeichnet durch:

1. ein Eigenschaftswort: groß, klein, lang, rot, sauer.

2. einen Personennamen, der meist den früheren Besitzer angibt: Bechtholds-, Mertze-, Nohle-ahl,

3. durch Hauptwörter, die die Bepflanzung des umgebenden Geländes erkennen lassen: Buchen-, Erlen-, Heeg-, Wiesen-ahl,

4. durch die Verbindung mit dem Namen der Flur, in der der Ahl liegt: Margarethenburger-, Haingründer-, Hainstädter-ahl,

5. durch Tiernamen; wohl meist auf das häufige Vorkommen der betreffenden Tiere in dem Ahl zurückzuführen: Schweine-, Schnägels-, Krebs-ahl,

6. durch Hauptwörter, die besonderen Ereignissen ihre Verbindung mit Ahl verdanken: Streit-, Teufels-ahl.

Auch die Verkleinerungsform „Älchen“ ist im Gebrauch; z. B. in Unterschmitten.

Ich lasse nun die urkundlichen Belege folgen. Den ältesten fand ich in einer Arnsburger Urkunde aus dem Jahre 1347 [1]): „Auch hant vns vnse Herren von Arnsburg dyse fruntschaft getayn, daz wir mogen verbuwen den Alen, da dye mure windet vnd Henkleyn Stechinis zun an dem orte da man zu der wingarten porten in verit geyn Heyenrich Markelren, dye twerchis obir vnd nit me dar ober.“

Ob eine Urkunde aus dem Jahre 1350 hierher gehört, ist schwer zu entscheiden [2]): Dort unterzeichnet sich ein Schöffe aus Marburg mit: Lutze von dem aren; analoge Bildungen wären: von dem Hofe, von dem Berge, von der Mauer u. a. m. In der Limburger Chronik, 27,16 heißt es [3]): „in dieser zit stunt Limpurg in gar großen eren, want alle gaßen vnde alen waren voll lude unde gudes.“

Aus einem Salbuche des Amtes Nidda, begonnen im Jahre 1537, kann ich folgenden deutlichen Beleg des Flurnamens anführen. Unter „Glashütten“ ist zu

---

[1]) L. Baur, Urkundenbuch des Klosters Arnsburg, Darmst. 1851. Nr. 739.

[2]) L. Baur a. a. O. Nr. 767.

[3]) Crecelius a. a. O. S. 21.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

finden: funffzehenden halben morgen, anderhalb virtell acht ruden weßen in Glesers aln stoffen oben, vnden vnd zu beiden seitten widders gewelde." In dem zweiten von mir durchgesehenen Salbuche aus dem 16. Jahrhundert wird dieselbe Flur erwähnt: Eintrag aus dem Jahre 1597, Blatt 523: 1 ½ viertell wiesen in ailn. Gewiß gehören auch hierher die Einträge von Wallernhausen: Salbuch I, und II anno 1537: im Eidelngrund, 1580 Sb. II im aideln grundt, a. 1593 Sb. II: im eudeln grundt. Ferner wird der heute „Nohle Ahl" genannte Flurname bei Wallernhausen belegt: „ein halb morgen wisen „In Nolen hanßen ailn stost allenthalben an walt, vnden vff nolen heintzen kinder, ist newe gerodt." Aus demselben Jahre Bl. 523: „drey virtell wießen In ailn, zwischen dem waldt und Hans seumen." Sb. II Bl. 16 a. 1537 unter „Eichelsdorf" wird der heute „Ahrnberg" geschriebene Berg erwähnt: der „adelnberg" und „adelnburg." Erasmus Alberus, Pfarrer von Staden, hat in seinem Wetterauer Wörterbuche vom Jahre 1540 verzeichnet: Al und Aln = angulus (Ecke, Winkel). Herr Pfarrer Schulte teilte mir mit, daß er in einem Salbuche vom Jahre 1563 den heute noch bei Großen-Linden vorkommenden Flurnamen als „ahln" verzeichnet fand. In den Büdinger Hexenprozeßakten von 1596 steht [1]): „Urgicht Margarethen Henn Schlegels Frauen zu Niedergrinda: — auch sie furters in einen Ahln inß finster gefurt." Bei Joh. Winkelmann 32 Hochzeitspredigten 1616 [1]): „daß man unter den Tächern, auff den Boden, in finstern Ahln Kindsköpfe und Todten-Beine gefunden." In einem Dausenauer Weistum von 1694 (Grimms Weistümer, 1₆₀₂): der Ahle [2]). Herr Lehrer Heusohn in Lorbach fand in einem Weningser Schatzungsbuch von 1754 die heute noch gebräuchlichen „Heegahl", „Streitahl", „Klingenahl".

Ich komme zu den Erklärungsversuchen, die man über das Wort Ahl angestellt hat. Grimm kannte das Wort, anscheinend aber nicht als Flurname. Er hat es in sein Wörterbuch aufgenommen als „Al", I, 199. Aber selbst er hat keine bestimmte Erklärung auszusprechen gewagt. Seine Vermutung, das Wort gehöre mit got. alhs, ahd. alah = „Tempel" zusammen, steht mit den grammatischen Tatsachen [3]) in unlöslichem Widerspruch und kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden.

Eine andere Erklärung stellte Weigand auf; er schreibt [4]): „der „Al", oder wenn man die Dehnung des a bezeichnen will: der „Aal" d. i. der Zwinger oder Winkel zwischen Gebäuden . . . Es ist die zusammengezogene niederdeutsche Form von einem im Hochdeutschen unüblichen, rheinisch-deutschen Worte „Adel", welches die „Pfütze" bezeichnet, die sich als Abfluß aus den Viehställen bildet, und so bedeutet der Aal eigentlich den Abzugskanal für unreine Flüssigkeit, wozu ja unsere Winkel zwischen Gebäuden dienten."

Man ersieht aus diesen Worten Weigands, daß ihm nur die Anwendung der Bezeichnung „Ahl" = Winkel bekannt war, nicht aber der Gebrauch des Wortes zur Bezeichnung von Flurteilen. Trotzdem glaube ich, daß Weigand

[1]) Crecelius a. a. O. S. 21.

[2]) J. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau, Bonn 1872. Bd. I, S. 38 ff.

[3]) Sachlich wäre ein Zusammenhang der Stämme wohl denkbar; vgl. lat. templum = abgeschnittenes Stück Land, dann heiliger Bezirk, Tempel.

[4]) Oberhess. Intelligenzblatt, 1844. S. 378.

2

Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

das Richtige getroffen hat. Sprachlich kann in unserer Mundart Adel zu Al werden, wie der Übergang von Nadel zu Nal beweist. Das n bei „Ahln" wäre dann auf das n des Dativs oder Akkusativs zurückzuführen, da die Ortsbezeichnungen fast immer auf die Fragen: Wo? Wohin? Woher? stehen. Daß das Wort „Adel" = Mistjauche in unserer Gegend früher üblich gewesen ist, beweisen einige der oben erwähnten urkundlichen Belege. Alle Belege habe ich nicht angeführt. Öfters war in den Salbüchern zu lesen: „in der aideln wesen" neben „in der ailn wesen"[1]). Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß wir es hier mit dem erwähnten Worte „Adel" zu tun haben. Auch Fischer ist dieser Ansicht: „das Wort ‚Adel' m. Mistjauche ist am wahrscheinlichsten erhalten in „Adelwiese" (daß sie aus einem Acker ein recht ehhafftig Adelwyse machen dürfen. 1447"[2]). Herrn Dr. L. Schäfer in Darmstadt verdanke ich einen hierher gehörigen Beleg aus einem dritten Niddaer Salbuch des 16. Jahrhunderts, Bl. 16: „in der aideln". Allerdings hier der weibliche Artikel. Es ist aber ein Schwanken in dem Gebrauch des männlichen und weiblichen Artikels festzustellen; der männliche herrscht aber vor. Ich befinde mich mit dieser Behauptung allerdings im Gegensatz zu Kehrein, der feststellt, daß man in der Wetterau sage: die Ahl[3]).

Ich erwähnte schon, daß in Wallernhausen „Ahl" Abtritt bedeutet, auch wenn sich dieser nicht in dem Zwischenraum zweier Häuser befindet. Es haftet dem Worte „Ahl" in unserer Gegend mitunter die Bedeutung des Verächtlichen rc. an, vor allem, wenn man damit eine Sackgasse meint. In einer solchen hat sich in früheren Zeiten, besonders wenn sie tief liegt, wie z. B. in Oberschmitten, leicht Pfuhl angesammelt, denn die Miststätte befand sich vor dem Hause nach der Straße zu. Weigands Ansicht trifft also auch für den Begriff Ahl = Sackgasse zu.

Wie verhalten sich nun die Flurnamen zu dieser Deutung? Grimm (1, 177) sagt von der Bedeutung des Wortes Adel u. a. folgendes: Adel m. coenum (Schmutz, Kot), lutum (Dreck, die beständig feuchte und fettige Erde, Ton, Lehm) rc. Angelsächsisch „adele"; angelsächsisch „adelseád" = cloaca (der Abzugskanal, die tiefe bedeckte Gosse). Doornkat-Koolman[4]) führt als Bedeutung von „Adel" an: Jauche, Schmutz; adelig: faulig, stinkend, verdorben; nfries. ethel: garstige, stinkende Flüssigkeit; schottisch; addill, addle: stinkendes, schmutziges Wasser. Nach dem Teutonista (vgl. Richey, Hamburg. Idiotikon, S. 444) ist am Niederrhein adel ein Sumpf, Pfuhl[5]). Lübben[6]): adel (addel, eddel, iddel) = zusammengeflossene garstige Feuchtigkeit, Jauche, Mistjauche. Woeste[7]) äl = Mistjauche. Schmeller[8]) hat neben adel auch das Verbum adeln = mit Jauche düngen.

---

[1]) ai in diesem Wortbild ist nicht als Diphthong aufzufassen; sondern ist einfach Bezeichnung der Länge.

[2]) H. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch Bd. I, S. 103, Tübingen 1904.

[3]) Kehrein a. a. O. Bd. I, S. 38.

[4]) Doornkat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Norden 1879. Bd. I, S. 10.

[5]) Vilmar a. a. O. S. 4.

[6]) Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch S. 3.

[7]) Woeste, Westfäl. Mundart. Leipzig. 1872. S. 4.

[8]) Schmeller, Bayrisches Wörterbuch Bd. I, S. 34.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie kann nun ein Wort mit diesen Bedeutungen zur Bezeichnung von Fluren dienen? Grimm gibt als Bedeutung von adel das lat. Wort lutum an; dieses bedeutet neben „Dreck“ die beständig feuchte Erde. Wie ich oben ausführte, sind die Ahle schluchtenartige oder muldenartige Vertiefungen. Der Boden dieser Flurteile ist daher durch das stagnierende Wasser stets feucht, das Wasser kann, wenn es keinen Abfluß hat, zu einer „garstigen Feuchtigkeit“ werden. Oder, ein Ahl ist durch Bäche begrenzt. Nach Überschwemmungen bleiben in dem Ahl „Pfützen“ in Menge zurück, wie dies z. B. bei dem Margarethenburger Ahl bei Nidda einst der Fall gewesen sein mag. Ferner spricht das Adjektivum „sauer“, das man öfters in Verbindung mit Ahl findet, dafür, daß der Boden sehr feucht ist, ebenso die Bezeichnungen: „Schnägels“- und „Schweineahl“.

Ich vermute nun, daß das Wort, das heute noch als âl = Mistjauche im Westfälischen[1]), gebräuchlich ist, zunächst auch nur in diesem Sinne innerhalb menschlicher Wohnungen bei uns angewandt worden ist. Da sich aber, wie ich oben schon anführte, in früherer Zeit besonders in den „Winkeln“ und „Zwingern“, wie auch in den Sackgassen häufig Pfuhl ꝛc. angesammelt hat, hat sich bei dem Wort der Begriff „garstige Flüssigkeit“ allmählich mit dem einer „Ecke“, eines „Winkels“ ꝛc. zu einem Ganzen verbunden. Die Übertragung des Wortes auf Flurteile, die fast sämtlich die Gestalt eines Winkels oder einer Sackgasse im Grundrisse haben und deren Boden feucht ist, ist erst später erfolgt, zu einer Zeit, wo die beiden an und für sich so verschiedenen Begriffe bereits in einander übergegangen waren.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß Weigands Erklärung auch für die Flurnamen paßt. Ich will aber nicht bestreiten, daß wir es bei manchem ǭen nicht mit adel zu tun haben. Es kann z. B. bei manchem heute ǭen lautenden Flurnamen zu Grunde liegen das Wort arn = Ernte (ahd.; thiu arn, mhd. erne). Bei Großen-Linden heißt z. B. eine Gewann, heute ǭen gesprochen, in einer Handschrift des Klosters Arnsburg: „eine dem arefell“; der Weg, der hindurchgeht, der Areweg[2]). Crecelius[3]) erwähnt: „die Arne = Ernte, ist hauptsächlich wetterauisch und am meisten gebraucht in der Redensart: „ean die Arn gĩñ“, d. h. zur Erntezeit als Schnitter anderwärts hingehen, was namentlich die Fulder und Hinterländer tun.“ Außerdem kommt die Aussprache des Wortes „Ahorn“ derjenigen von „Ahl“ in manchen Gegenden gleich. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß man dort unter dem Worte ǭen bisweilen auch den Baumnamen zu verstehen hat. Ich habe sogar einmal in einer Flurkarte das Wort „Ahorn“ fälschlich für einen „wirklichen Ahl“ angetroffen.

Ich weise zum Schlusse noch auf einen Irrtum hin, der einigen Herausgebern von Dialekt-Wörterbüchern bei der Behandlung des Wortes Ahl

---

[1]) Das Hessische und Westfälische berühren sich in ihrem Sprachschatze vielleicht mehr, als man bisher angenommen hat; vgl. z. B. unser Wort „Schnägel“ für „Schnecke“. Auch dieses Wort schließt sich dem westfälischen „snagel“ an. Es ist das angelsächsische Wort: snägel, snegel; engl. snail; dänisch snegel.

[2]) freundl. Mitteilung von Herrn Pfarrer Schulte.

[3]) Crecelius a. a. O. S. 47.

Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

unterlaufen ist. Es gibt Gegenden, in denen die Aussprache unseres Wortes einem anderen mit ähnlicher Bedeutung fast oder gar ganz gleichkommt. Es wird nämlich unser Ahl verwechselt mit mhd. ern, eren. Dies bedeutet Fußboden, Tenne, Hausflur und ist in unserer Mundart als irn erhalten. Daß die beiden Wörter streng von einander zu trennen sind, beweisen — abgesehen von der verschiedenen Aussprache in unserer Gegend — die Aufzeichnungen in den Büdinger Hexenprozeßakten vom Jahre 1596. Wie oben schon erwähnt, kommt dort „Ahln" vor. Daneben findet sich aber in denselben Akten auch das mhd. „ern" geschrieben „irn": „ . . . daß ihr Mutter sie Creinen, alß sie noch ein klein Mägdlein gewesen, die Zauberezkunst in ihrem Hauß in dem irn gelernt habe."

Hiermit schließe ich diesen Aufsatz. Der Zweck dieser Arbeit sollte nur der sein, an einem Beispiele zu zeigen, wie unendlich viel sprachlich Interessantes in unseren Flurnamen steckt, und ferner manchen dazu anzuregen, gerade diesem hessischen Worte nachzugehen. Vielleicht wird dann ein zweiter Aufsatz noch mehr Licht in den immer noch etwas „finstern ahln" bringen.

Grundsätze für die Aufzeichnung der mundartlichen Laute.[1])

1. Im allgemeinen sind zur Aufzeichnung die Zeichen unserer gewöhnlichen Rechtschreibung zu verwenden. Ein und derselbe Laut soll bei jedem Auftreten das gleiche Zeichen erhalten. Wenn also z. B. klein in der Mundart als klain erscheint, ist es stets so, d. h. mit ai zu schreiben, und dies gleiche ai dann auch in Rain, Hain usw. zu verwenden.

2. Die Betonung des Wortes bleibt unbezeichnet, wenn die betonte Silbe die erste Silbe des Wortes ist, sonst wird sie durch einen Akzent (') bezeichnet; also z. B. Steinberg, Wingert, aber Böllefálltor, Paffeéck, Hütteberg.

3. Lange Vokale werden mit einem Strich über dem Vokal bezeichnet; auch das lange i wird durch ī bezeichnet, nicht durch ie; die Kürze des Vokals bleibt unbezeichnet. Also z. B. Hoiwēg, Langewēg, aber Parracker.

4. Ist ein Vokal nasaliert, wie im franz. le plan, plein, bon, so ist nach dem Vokal über der Linie ein kleines ^{n} zu schreiben, also z. B. Sta^{n}wēg, Stē^{n}wēg, oder Stai^{n}wēg oder Stoi^{n}weg.

5. Für den zwischen a und o liegenden Laut ist å zu schreiben, nicht ao oder oa; z. B. dål (Tal).

6. Der Vokal, der z. B. in odenwäldisch Sai (See), oberhessisch Räid (= Ried) gehört wird, ist als äi zu schreiben.

7. Der Laut, der vielfach oberhessisch in Wörtern wie Feld, Linde begegnet, ist ea, ia zu schreiben, z. B. Middelfeald (Mittelfeld), Lianewīs (Lindenwiese).

[1]) Abdruck aus der Werbeschrift für die geplante Sammlung der Flurnamen des Großherzogtums Hessen, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von J. R. Dieterich, Darmstadt 1910, S. XXXV. Die Grundsätze sind von der mit der Leitung der Sammlung betrauten Kommission (vgl. Hess. Blätter f. Volksk. IX, 160) festgesetzt worden. — Dieselbe Werbeschrift enthält auf S. XXXIV eine Probe einer Sammeltabelle, wie sie Dr. Friedrich oben S. III beschreibt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bericht über den Fortgang der Sammeltätigkeit.

1. Neue Sammler.

a. Oberhessen.

Nieder-Florstadt } Lehrer Rühl, Nieder-Florstadt, der die von Pfarrer Wagner
Ober-Florstadt } angefangene Sammlung beendet.

b. Rheinhessen.

Büdesheim: Pfarrer Ebersmann, Westhofen, an Stelle von Oberlehrer Como, Bingen.

c. Starkenburg.

I. **Kreis Darmstadt** (ganz).

Braunshardt: Lehrer Spamer, Braunshardt.

Darmstadt-Bessungen: Gesamter Feldbezirk: Ökonomieverwalter Burg, Darmstadt. Domanialwald, Forstwartei Böllenfalltor: Förster Klipstein, Forsth. Böllenfalltor. Ein Teil des Parkwaldes (Flur 55 usw.): Förster Böglin, Forsthaus Einsiedel. Historische Namen: Dr. Friedrich.

Eberstadt: Hauptlehrer Müller, Eberstadt.

Eich: Lehrer Wetzel, Pfungstadt (bereits fertig).

Hahn: Lehrer Wetzel, Pfungstadt (bereits fertig).

Ober-Ramstadt: Pfarrer Junker und Hauptlehrer Würtenberger, Ober-Ramstadt.

Sensfelderhof: Lehrer Krausmüller I, Wixhausen.

Traisa: Lehrer Wolf und Bauunternehmer Bernhard.

Waschenbach: Schulverwalter Geyer, Rüsselsheim.

II. **Kreis Bensheim** (ganz).

Biedensand: Lehrer Keil, Lampertheim.

Hammer-Aue: Lehrer Helfrich, Groß-Rohrheim.

Hohenstein: Lehrer Wolf, Reichenbach.

Hüttenfeld: Lehrer Keil, Lampertheim.

Scheuerberg: Pfarrer Wahl, Schlierbach.

Schönberg: Lehrer Fritz und Kraus, Schönberg.

Seeheim: Lehrer Saal, Seeheim.

Wildbahn: Hauptlehrer Graf, Lorsch.

Zell: Lehrer Schmitt, Zell.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III. Kreis Dieburg (ganz).

Allertshofen: Lehrer Wilhelm Lampert, Brandau.

Billings: Lehrer Müller, Billings.

Brandau: Pfarrer Schott, Neunkirchen.

Waldgemarkung bei Brensbach: Pfarrer Anthes, Brensbach.

Coloniewald: Pfarrer Frank, Rohrbach.

Eppertshausen: Pfarrer Reutter, Eppertshausen.

Waldgemarkung östl. von Harreshausen: Pfarrer Stotz, Babenhausen.

Herchenrode: Pfarrer Bernhard, Ernsthofen.

Hoxhohl: Lehrer Wilhelm Lampert, Brandau.

Klein-Zimmern: Lehrer Weiß, Klein-Zimmern.

Messenhausen: Pfarrer Gallei, Ober-Roden.

Meßbach: Lehrer Müller, Billings.

Mosbach: Pfarrer Berdel, Mosbach.

Münster: Pfarrer Lesker, Münster.

Nonrod: Lehrer Müller, Billings.

Ober-Roden: Pfarrer Gallei, Ober-Roden.

Waldgemarkung bei Rohrbach: Pfarrer Frank, Rohrbach.

Schlierbach (Kreis Dieburg): Lehrer Schwörer, Schlierbach.

Spachbrücker Wald bei Forsthaus Einsiedel: Forstwart May, Forsthaus Marckhaus, Station Messel.

Thomashütte: Pfarrer Reutter, Eppertshausen.

Urberach: Techniker Georg Thomas Huther, Urberach.

IV. Kreis Erbach.

Birkert: Lehrer Zimmermann, Birkert.

Böllstein: Lehrer Stöhr, Böllstein.

Brunnthal: Pfarrer Störmer, Vielbrunn.

Eulbach: Lehrer König, Würzberg.

Forst Eulbach, Revier Eulbach: Lehrer König, Würzberg.

Groß-Heubusch: Lehrer Hassenfratz, Hainstadt (bereits fertig).

Hembach: Lehrer Stöhr, Böllstein.

Höchster Centwald und Gräben: Lehrer Lippert, Rimhorn (bereits fertig).

Kirch-Beerfurth: Lehrer Heilmann daselbst.

Langenbrombach (beide): Lehrer Naumann, Langenbrombach.

Nieder-Kinzig: Lehrer G. Hopp, Nieder-Kinzig.

Ober-Hainbrunn: Rentner Greuel, Heidelberg.

Pfaffenbeerfurth: Lehrer Freund, Pfaffenbeerfurth u. Dr. Schäfer, Mainz.

Forst Reichenberg: Lehrer Repp, Reichelsheim.

Waldgemarkung bei Rimhorn: Lehrer Lippert, Rimhorn.

Würzberg: Lehrer König, Würzberg.

Zell: Bäckermeister L. Lust, Zell.

V. Kreis Groß-Gerau.

Bischofsheimer Wald: Forstmeister Schäfer, Mönchbruch.

Dornberg: Forstmeister Kleinkopf, Dornberg.

Dornheim: Lehrer Kaffenberger, Dornheim.

Goddelau und Hospital Hofheim: Lehrer Eckstein, Goddelau.

Gundhof, Gundwald und Schlüchter: Forstmeister Schenk von Schmittburg, Kelsterbach.

Klein-Rohrheim: Lehrer Wehming, Kl.-Rohrheim.

Seeheim: Lehrer Guyot, Seeheim.

Mönchbruch: Forstmeister Schäfer, Mönchbruch.

Mönchhof-Claraberg: Forstmeister Hämmerle, Mönchhof.

Nauheim: Pfarrer Allwohn, Nauheim.

Rheinauen: Lehrer Bechtolsheimer, Bischofsheim.

Rüsselsheimer Wald: Forstmeister Schäfer, Mönchbruch.

Stockstadt: Lehrer Mauer, Stockstadt.

Trebur: Lehrer Acker, Trebur.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VI. Kreis Heppenheim.

Albersbach: Pfarrer Betzler, Rimbach.
Bonsweiher: Pfarrer Betzler, Rimbach.
Finkenhof bei Wimpfen: Forstmeister Zeh, Wimpfen a. B.
Helmhof: Forstmeister Zeh, Wimpfen a. B.
Löhrbach: Lehrer B. Ludwig, Offenbach-Bürgel.
Mackenheim: Lehrer B. Ludwig, Offenbach-Bürgel.
Ober-Absteinach: Lehrer B. Ludwig, Offenbach-Bürgel.
Ober-Liebersbach: Lehrer Knapp, Mörlenbach.
Seehof: Pfarrer Wahl, Schlierbach.
Unter-Absteinach: Lehrer B. Ludwig, Offenbach-Bürgel.

VII. Kreis Offenbach.

Buchschlag: Forstmeister Klump, Langen.
Grafenbruch: Lehrer Vogel, Heusenstamm.
Hanauer Koberstadt: Forstmeister Klump, Langen.
Isenburgerwald: Geheimer Forstrat Reiß, Offenbach a. M.
Mitteldick: Forstmeister Hillerich, Langen.
Nauheimer Oberwald: Forstmeister Klump, Langen.
Patershäuser Hof: Lehrer Vogel, Heusenstamm.
Wildhof: Lehrer Vogel, Heusenstamm.
Wolfsgarten: Forstmeister Klump, Langen.

N. B. Sämtliche Sammler dieser Liste und die früher genannten Sammler sind mit Material versehen.

---

2. Eingesandte Flurnamensammlungen.

a. Oberhessen.

Bieben (Kr. Alsfeld): Lehrer Funk, Bieben.
Allendorf a/Lda (Kr. Gießen): Lehrer Adam, Allendorf a/Lda.
Röthges (Kr. Schotten): Heinrich Töpfer II, Röthges.

b. Starkenburg.

Bürgel a. M. (Kr. Offenbach): Amtsvorsteher C. Lammert, Bürgel.
Biebesheim (Kr. Groß-Gerau): Oberlehrer Dr. Hammann, Darmstadt.
Eich (Kr. Darmstadt): Lehrer Wetzel, Pfungstadt.
Hahn (Kr. Darmstadt): Lehrer Wetzel, Pfungstadt.
Groß-Hausen (Kr. Bensheim): Lehrer Sattler, Groß-Hausen.
Groß-Heubusch (Kr. Erbach): Lehrer Haffenfratz, Hainstadt.
Neustadt (Kr. Erbach): Lehrer Philipp Schmitt, Neustadt.
Spachbrücken (Kr. Dieburg): Lehrer Friedrich, Spachbrücken.
Steinbach (Kr. Offenbach): Lehrer Kraußmüller, Steinbach.
Hirschhorn (Kr. Heppenheim): Rentner Greuel, Heidelberg.
Rimhorn mit Höchster Centwald und Gräben (Kr. Erbach): Lehrer Lippert, Rimhorn.
Birkenau (Kr. Heppenheim): Lehrer Pfeiffer, Birkenau.
Arheiligen (Kr. Darmstadt): stud. theol. Von der Au.
Lindenfels (Kr. Bensheim): Forstmeister Heimburg, Lindenfels.
Niedernhausen (Kr. Dieburg): Lehrer Bert, Niedernhausen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

c. Rheinhessen.

Bechtheim (Kr. Worms): P. Schnell, Straßburg i/E.
Flonheim (Kr. Alzey): H. Lambert, Flonheim.
Esselborn und Gau-Heppenheim: stud. theol. Zimmermann.
Jugenheim: Lehrer Harth, Mainz.
Dromersheim: Lehrer Francke, Dromersheim.
Wendelsheim: Frl. A. Maurer, Wendelsheim.
Oppenheim: Frl. L. Wernher, Oppenheim.

Berichtigungen.

Es muß heißen:

a) In der Hauptliste vom 20. Februar 1911, S. 12:
Auerbach: Lehramtsreferendar Leonhardt, Auerbach.

b) In der Sammlerliste vom 1. August 1911, S. 7:
Winterkasten: Lehrer Pohl.

c) Unter den eingegangenen Sammlungen 1911, Heft 3 S. 11:
Rai-Breitenbach: Lehrer Storck, Rai-Breitenbach.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Band XI Heft 2/3



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1912

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sendungen von Beiträgen und Rezensionsexemplaren sind an die Redaktion der Blätter:

Professor Dr. Karl Helm, Gießen, Stephanstraße 7

zu richten.

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, nur lose Quartblätter zu verwenden, nur eine Seite zu beschreiben und einen breiten Rand frei zu lassen.

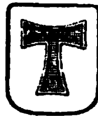
Alle sich auf die Zusendung der Blätter beziehenden Wünsche sind an den Schriftführer der Hess. Vereinigung für Volkskunde, Herrn Lehrer Römer, Großen-Linden bei Gießen, zu richten.

Inhalt.

(Forsetzung des Inhalts siehe Seite 3 des Umschlags.)

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hessische Blätter für Volkskunde
Band XI 1912 Heft 2



Das Antoniterkreuz.

Von Richard Wünsch in Königsberg.

Als die hessische Ludwigsuniversität zu Gießen im Jahre 1907 die Feier ihres dreihundertjährigen Bestehens beging, erhielten die Festteilnehmer als Abzeichen eine Nadel überreicht, deren Schmuck ein großes lateinisches T war, blau in silbernem, goldgerändertem Felde. Mancher erfuhr erst durch dies Erkennungszeichen, wie das Wappen der Alma Mater Ludoviciana aussah, und mehr als Einer hat damals nach Herkunft und Bedeutung dieses eigenartigen Wappens gefragt[1]).

Die letzten Etappen des Weges zurückzuverfolgen, den dieses Zeichen — um die griechische Benennung des Buchstabens zu gebrauchen, dieses Tau – gegangen ist, war nach der Vorarbeit von W. M. Becker leicht (Das erste halbe Jahrhundert der hessen-darmstädtischen Landesuniversität, in der Festschrift: Die Universität Gießen von 1607—1907, Beiträge zu ihrer Geschichte, Band I S. 96)[2]). Zum ersten Male taucht es auf in den Akten der Universität Gießen 1736[3]). Im Juli jenes Jahres war der amtierende Rektor Melchior Verdries gestorben. Für die Einzelheiten der feierlichen Beisetzung hatte das Konsistorium der Professoren Serenissimi hochfürstlicher Durchlaucht nach Darmstadt Vorschläge zu unter-

[1]) Mit dem Universitätswappen identisch ist das Verlagszeichen, das Herr A. Töpelmann in Gießen seit 1910 führt; es ist mit seiner freundlichen Erlaubnis hier als Kopfschmuck verwertet.

[2]) Ich behandle die grundlegenden Dokumente ausführlicher als Becker. Daß ich sie in Königsberg benutzen durfte, danke ich den Gießener Behörden und der Vermittelung von K. Helm.

[3]) No IV Lit. A. 'Todliches Ableiben und erfolgte solenne Beerdigung des Rectoris Magnifici D. Jo. Melch. Verdries med. prof. ordinarii'.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

breiten. Diese wurden am 26. Juli formuliert, Punkt 10 enthielt die Anfrage 'ob nicht der Sarg mit gemahlten Schildern, nehmlich dem Wappen löblicher Universität, sodann der vier Facultäten und des verstorbenen Rectoris eigenen Wappen zu behängen'. Am 20. August — die wirkliche Beerdigung hatte inzwischen in aller Stille stattgefunden — entscheidet der Kanzler ex speciali commissione Serenissimi zu diesem Punkt so, daß 'das Tuch über den Sarg loco primario mit dem Anthoniter Creuz, unten zu Füßen mit des defuncti eigenen, auf beyden Seiten aber mit denen Wappen der vier Facultäten behangen werden solle'. Dementsprechend wird am 25. Oktober im Senate der Universität ein Beschluß gefaßt 'wegen Mahlung des Antoniter Creutzes, hellblau, in Silber eingefaßt, in fahlen Gold'[1]). Auch der bei den Akten liegende Bericht über die Vorgänge bei der 'solennen Leichbegängnüs' erwähnt zweimal das Antoniterkreuz.

Aus diesen Akten geht hervor, daß jenes Tau identisch ist mit dem dreiarmigen Kreuz, das der Orden der Antoniterherren zu tragen pflegte. Merkwürdig ist, daß die Professoren zuerst von dem Universitätswappen sprechen, daß die Darmstädter Kanzlei dafür stillschweigend das Wort 'Antoniterkreuz' einsetzt, und daß diese Korrektur von den Gießenern angenommen wird. Daraus muß man schließen, daß die Universität, weil sie ein eigenes Wappen nicht besaß[2]), selbst sich das Antoniterkreuz zugelegt hatte; ferner, daß man in Darmstadt diesen Sachverhalt kannte und deshalb den Ausdruck 'Universitätswappen' vermied.

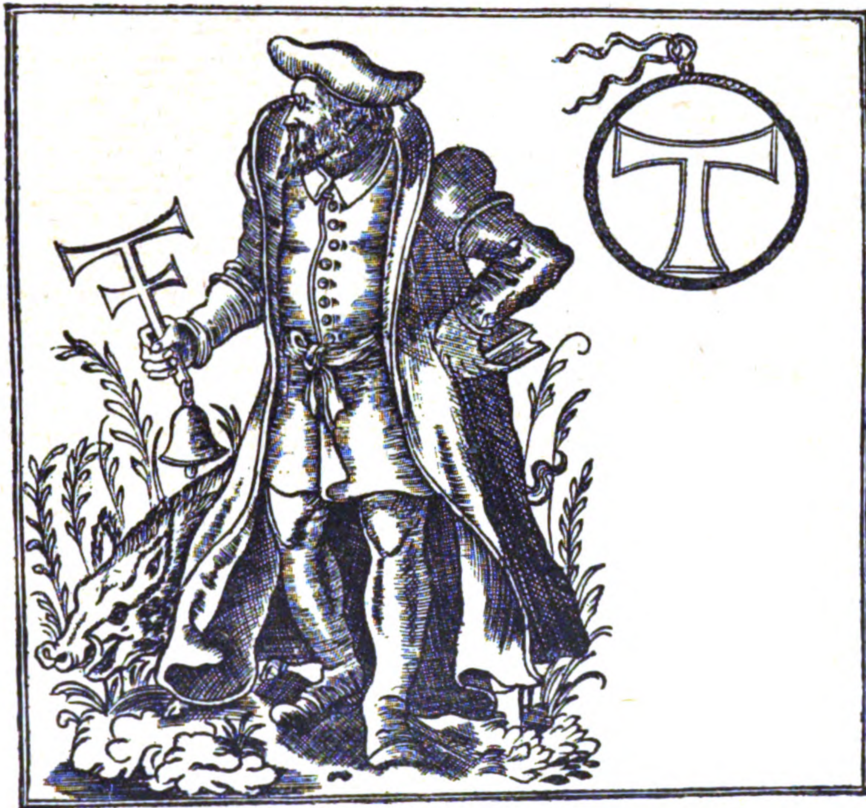
Für die Annexion des Antoniterkreuzes scheint den Anstoß eine Schrift gegeben zu haben, die zehn Jahre vor jenem Begräbnis erschien. In dem Universitätsprogramm von 1726 (Universitatis Gissensis rector J. Conr. Arnoldi, SS. Theol. et Phil. D. . . . de parallelismo Antoniani ordinis et rectoralis gissensis dignitatis verba facturus . . ad solemnem magistratus academici permutationem proceres civesque academicos . . invitat) stellt der damalige Rektor Arnoldi eine Beziehung der Universität zu den Antonitern her durch den Hinweis (S. 14), daß die Universität

[1]) Diese knappe Beschreibung ist durch das Festzeichen von 1907 richtig interpretiert worden.

[2]) In den Privilegien der Universität vom 12. Okt. 1607 (abgedruckt z. B. in der Universitätsschrift Privilegia studiosorum gissensium . . explicata a rectore academiae Mich. Bernh. Valentini 1720 als Beilage B, S. 29 Abs. 3) ist nur von Fakultätssiegeln, nicht aber von einem Universitätssiegel die Rede

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gießen die Erbin der Einkünfte des ehemaligen Antoniterklosters zu Grünberg in Hessen geworden ist. Bei dieser Veranlassung erzählt Arnoldi einiges über diesen Orden, und gibt zur besseren Illustration ein Titelbild bei, einen Antoniusherrn, nach einem alten Blatte[1]). Dies Bild ist hier nach einer Abzeichnung wiederholt (Abb. 1). Darüber stehen im Original kurze Notizen über Anto-



Abbild. 1.

nius und seine Ordensleute: 'Töngesbrüder, Antoniterherrn . . tragen schwartze Kleider und ein blau Creutz darauff'. Unter dem Bild stehen die Verse: 'Sanct Tonges ist gewesen fromb / hat nicht getrachtet nach Reichthumb / Und lehret disz sein Ordensleut / die man Antoges Herrn nennt heut / Er lehret sie, daß sie ein Glock / trügen und einen schwartzen Rock / Ein blawes Creutz und ein magers Schwein / soll stetig umb und bey in seyn'.

S. 16 macht Arnoldi besonders auf das Kreuz aufmerksam, das auf dem Bild in der rechten oberen Ecke erscheint. Ein solches

[1]) S. 15: Ipsa S. Antonii (so) imago . . ex fragmento scriniorum meorum lacero ne periret eruta.

Generated on 2018-04-27 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kreuz aus Silber, blau emailliert, pflegten, wie er sagt, die Antoniterherren auf der Brust zu tragen. Arnoldi gibt seine Abbildung nach einem Exemplar, das in den Trümmern von Grünberg gefunden und in den Besitz der Universität Gießen gekommen war. Deutlich haben wir hier das Prototyp des Universitätswappens vor uns.

Das Antoniterkreuz begegnet bereits in der Gründungslegende des Ordens [1]). Ende des elften Jahrhunderts wütete in Frankreich eine Seuche, der die meisten Befallenen erlagen. Auch Guerin, der Sohn eines Edelmanns mit Namen Gaston, erkrankte. Der Vater betete vor den Reliquien des Heiligen Antonius Eremita, die sich zu St. Didier de la Mothe in Vienne befanden. Der Heilige erhörte das Gebet des Vaters und heilte den Kranken. Dann träumte Gaston, Antonius erscheine ihm und lege ihm die Gründung einer Bruderschaft zu seinem Dienst nahe. Zugleich befahl er, daß alle, die beitreten wollten, sich mit einem himmelblauen Kreuz in Tauform bezeichneten. Sollten auch nicht alle Züge dieser Legende [2]) historisch sein, so stammt doch sicher die Nachricht vom Anlegen des blauen Kreuzes, dieses wichtigsten Erkennungszeichens, aus der Zeit der Gründung. Man entnahm es der Legende des Schutzheiligen. Hatte doch dessen Biograph Athanasios des öfteren erzählt, wie Antonius das Zeichen des Kreuzes gepriesen hatte als bestes Mittel gegen die Dämonen: 'wo dieses ist, da ist Zauberei kraftlos, Gift wirkungslos' (Migne, Patrologia graeca 26 S. 951 c).

Die Antoniter wurden als Bruderschaft 1095 von Papst Urban II. bestätigt. Später ist aus dieser Genossenschaft, die ihre Hauptaufgabe in der Krankenpflege sah, ein Orden hervorgegangen, der weite Verbreitung gefunden und sein blaues Kreuz bis nach Grünberg in Hessen getragen hat.

Das Tau, mit dem diese Antoniterherren sich zeichneten, ist der Volkskunde wohlbekannt. Wertvolle Zusammenstellungen über seine

---

[1]) Von der einschlägigen Literatur (s. a. Herzog-Hauck Realenc. für prot. Theol. und Kirche I³ 606 f.) waren mir nur zugänglich: R. P. Natalis Alexandri Historia ecclesiastica veteris novique testamenti, Paris 1699, Bd. VI S. 593 ff.; Ph. Bonani, Verzeichnis der geistlichen Ordenspersonen in der streitenden Kirchen I 1711 S. 1 ff.; Hipp. Helyot, Ausf. Geschichte aller geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden, aus dem Französischen übers., II Leipz. 1753 S. 128 ff.: Von den Religiosen des Ordens des H. Antonius von Viennois.

[2]) Über weitere Legenden, die den H. Antonius mit dem Tau in Verbindung bringen, s. O. Zöckler, Das Kreuz Christi, Gütersloh 1875 S. 76.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwendung hat Marie Andree=Eysn gegeben (Volkskundliches aus dem bayrisch=österreichischen Alpengebiet, Braunschweig 1910, S. 63—72: Das Tau und die Pestamulette), deren Aufsatz ich Verschiedenes entnehme. Seit dem 13. Jahrhundert, und zum Teil bis in unsere Zeit hinein, wird jenes Zeichen als wirksames Amulet betrachtet, das namentlich gegen die Pest hilft. Man malt es an Hauswände und Stubentüren[1]), oder man trägt es als Anhänger aus Metall; das Museum in Kopenhagen besitzt einen Anhänger aus Gold, der in einer Rundung das Taukreuz zeigt, genau wie das übliche Emblem der Antoniter. Apotropäische Bedeutung hat dies Symbol wohl auch auf den esthnischen Schmuckstücken des 16. und 17. Jahrhunderts, die es öfter aufweisen (Ausstellungskatalog Riga 1896, Taf. XXX Fig. 10, 19, 20, 26 und Text S. LXXXIIIf.; freundliche Mitteilung von Herrn H. Kemke in Königsberg). Oder man hat das Tau auf Papier gemalt und mit kräftigen Sprüchen umrahmt, die gleichfalls besonders gegen Pest schützen. Aber auch allgemein prophylaktische Kraft besaß dies Zeichen; H. Hepding beschreibt mir brieflich eine Medaille des 18. Jahrhunderts: beide Seiten zeigen das Tau, auf dem Avers mit der Umschrift TETRAGRAMMATON, auf dem Revers mit ANNANISAPTA DEI, abgebildet in einem Büchlein der Gießener Universitätsbibliothek 'Fernerer Verfolg derer Nachrichten Von der zu Ausgang des 1715ten Jahrs in der Heil. Christnacht vorgenommenen schändlichen Conjuration oder Beschwerung des Satans . . zu Jena'. Da diente das Zeichen, den Zauberer vor den unsauberen Geistern zu behüten, die seine Beschwörung entfesselte.

Es läge nahe anzunehmen, daß alle diese Verwendungen des Tau ausgegangen seien von der Tracht der Antoniter[2]), die als Krankenpfleger gleichfalls mit Dämonen, nämlich dem Krankheits=

[1]) Bereits Heinrich von Hesler spricht in seinem Evangelium Nicodemi (um 1300, s. K. Helm, Paul und Braunes Beiträge 24, 84 ff.; herausgegeben von demselben in der 224. Publikation des lit. Vereins in Stuttgart 1902, mir nachgewiesen von W. Ziesemer in Königsberg) V. 1770 vom dreiarmigen Kreuz Christi: der menschheit zu glucke, / als Moyses der wissage / .. bedutte den juden vore / an den ubertorn enpore, / da er sie 'tau' schriben liez / als in got selben tun hiez / mit des lammes blute / iren liben zu hute / vor des slanden engeles zorne.

[2]) Auf die naheliegende Deutung als Hammer des Thor gehe ich nicht ein, da sich unten der orientalische Ursprung des Tau ergeben wird. Doch soll nicht geleugnet werden, daß es bei den germanischen Völkern deshalb so beliebt wurde, weil man dabei zugleich an den Thorshammer dachte.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dämon der Pest zu kämpfen hatten. Will man über diese Annahme urteilen, so mußl man alle Fälle bei Seite lassen, in denen das Tau isoliert erscheint: sie sagen nichts über seine Herkunft aus. Wichtig aber sind die Verbindungen, die das Zeichen eingegangen ist. Unter diesen erscheint wohl einmal ein Bild des Antonius Eremita, aber er ist nur einer unter vielen Heiligen; wäre sein Dienst der Ausgangspunkt, so würde man nur ihn zu finden erwarten. Wo nun gar die Kraft des Tau durch einen beigeschriebenen Text erläutert wird, knüpft dieser nicht an die Tracht der Antoniter, sondern an Stellen des Alten Testamentes an[1]). Daraus muß man schließen, daß jener Glaube an die geheime Macht des dreiarmigen Kreuzes nicht bei der Gründung der Antoniusbruderschaft entstanden ist. Vielmehr ist es eine ältere, auch später noch verbreitete volkstümliche Anschauung, die erst von den Gründern jener Genossenschaft, in Anlehnung an die Empfehlung des Kreuzzeichens durch Antonius (s. S. 25), für immer mit diesem Heiligen und seinen Dienern kombiniert wurde. Dieser Schluß wird bestätigt durch eine Stelle, die beweist, daß die Verwendung des Tau gegen die Pest älter ist als das 11. Jahrhundert. Gregorius von Tours[2]) in der Historia Francorum erzählt Buch IV Kap. 5, daß in den vierziger Jahren des 6. Jahrhunderts in der Provence die Beulenpest wütete. Damals war Bischof der Auvergne der H. Gallus. 'Als dieser bei Tag und Nacht zu Gott flehte, daß es ihm nicht beschieden sein möge, auch sein Volk sterben zu sehn, erschien ihm im Traum des Nachts der Engel des Herrn, dessen Haar und Gewand weiß waren wie Schnee, und sprach zu ihm: 'Du tust wohl, daß Du so zu Gott für Dein Volk flehst. Denn Dein Gebet ist erhört' . . . Damals sah man auch plötzlich, wie die Wände der Häuser und Kirchen mit dem Kreuzeszeichen versehen wurden, woher von den Bauern die Schrift Tau genannt wurde'[3]).

Der Gegend dieses Vorganges, der Auvergne, ist die Stätte,

---

[1]) S. M. Andree-Eysn S. 66ff.

[2]) Zitiert, aber nicht abschließend behandelt, von M. Andree-Eysn S. 64.

[3]) Tunc etiam in subita contemplatione parietes vel domorum vel ecclesiarum signari videbantur, unde a rusticis hic scriptos Tau vocabatur. (Mon. germ. hist., script. rer. merov. T. 1 S. 145). Hier ist signari in der prägnanten Bedeutung 'das Kreuzeszeichen machen' gebraucht, und als bekannt vorausgesetzt, daß der griechische Buchstabe Kreuzesgestalt besitzt. Die Geistlichen sahen in jenem Zeichen das Kreuz, die rustici, d. h. Laien, nannten es das Tau.

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

wo der Antoniterorden entstand, Vienne in der Dauphiné, fast benachbart. Daß ein Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen besteht, ist wahrscheinlich, sei es nun, daß Gaston die Verwendung des Tau gegen die Pest als lebendigen Volksbrauch seiner Landsleute kannte, sei es, daß ihm die Stelle des Gregor von Tours vorschwebte — auch dort ist mit dem Zeichen die Erzählung von einer Traumerscheinung verbunden —, oder daß Beides, Volksbrauch und Literaturkenntnis, zusammen auf ihn einwirkte, um ihn zur Wahl gerade dieses Abzeichens zu bestimmen. Gewählt wurde es offenbar in der Absicht, die Brüder bei der Krankenpflege gegen die Anfälle der Pest beschützen, d. h. die volkstümliche Vorstellung von der prophylaktischen Kraft dieses Zeichens wurde beibehalten und kanonisiert.

Allerdings, ob auch die blaue Farbe älter ist als das 11. Jahrhundert, erfahren wir nicht. Der volkstümlichen Verwendung ist sie fremd. Der deutsche Volksbrauch nimmt schwarz [1]). Wenn man in Syrien und Palästina die Gebäude schützen will, wird das Tau mit Blut — also rot — an die Front gemalt; s. die Abbildung 14 bei S. J. Curtiss, Ursemitische Religion, zu S. 216 [2]). Die blaue Farbe scheint also eine Erfindung Gastons zu sein. Warum er sie wählte, können wir nur raten. Man könnte daran denken, daß im Alten Testament gelegentlich blaue Farbe für rituelle Kleidungsstücke vorgeschrieben wird, wie denn auch heute noch palästinensische Juden die blaue Farbe zum Bannen von Dämonen benutzen (A. Jirku, Die Dämonen und ihre Abwehr im Alten Testament, Leipzig 1912 S. 86): aber an jenen Stellen muß man den prophylaktischen Zweck der Farbe erst mühsam erschließen. Wahrscheinlicher ist, daß dies Tau von Gaston die Farbe des Himmels erhielt, weil es seinen Träger mit himmlischer Hilfe schützen sollte.

Weiter in der Frage nach dem Ursprung des Tauzeichens helfen uns die Stellen des Alten Testaments, die auf jenen alten Pestblättern erwähnt werden [3]). Auf einem solchen liest man: 'Durch

---

[1]) M. Andree-Eysn S. 63.

[2]) Vgl. dort 223—226. Im orientalischen Volksbrauch gibt es also diese Sitte auch, und es wird hier die apotropäische Kraft des Zeichens durch die des Blutes verstärkt. Küchler, Hebr. Volkskunde S. 54 kenne ich nur aus einem Zitat.

[3]) Ich behandle nur die entscheidende. In Numeri 21 ist bei der Erhöhung der Schlange auf einem Zeichen, um Schlangenbisse zu heilen, ursprünglich die Form dieses Zeichens nicht fixiert; s. M. Andree-Eysn S. 71. Heinrich von Hesler (s. oben S. 53) schreibt auch dem Blutzeichen des Passah die Tauform zu; aber davon steht in der Bibel (Exodus 12, 22) nichts.

Generated on 2018-04-27 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die Kraft dieses Zeichens Tau, mit dem gezeichnet wurden die lebendigen Kinder Israel, befreie uns vom Tode der Pest, unser Gott!' [1]) Das verweist auf eine Stelle des Ezechiel, Kap. IX. Die Strafe des Herrn ergeht dort über die Ungerechten, die Gerechten aber sind gezeichnet, damit der Würgengel an ihnen vorübergeht. Von ihnen heißt es V. 4: 'Mache ein Zeichen (hebr. taw) auf ihre Stirn', und im Gebot an die Racheengel V. 6: 'Allen aber, an denen das taw ist, denen nahet nicht'.

Daß dies hebräische Wort ein Zeichen von der Gestalt des Buchstabens taw bedeute, der kreuzförmig und das Vorbild des griechischen Tau gewesen sei, merken bereits die Kirchenväter an. Ich zitiere nur Lateiner, da die Griechen für die Verbreitung des abendländischen Brauches, der uns besonders interessiert, weniger in Frage kommen. Cyprian (Migne Patrol. lat. 4 S. 716, Testim. II 22) führt die christliche Sitte, an der Stirn das Kreuz zu schlagen, auf die Stelle des Ezechiel zurück: ihm sind also bereits das Zeichen des Kreuzes und das Zeichen des Propheten in Form und apotropäischer Wirkung einander gleich. Genauer sagt Hieronymus, man übersetze bei Ezechiel entweder 'Zeichen', oder behalte das hebräische Wort tau bei: 'im alten hebräischen Alphabet, das heute noch die Samaritaner anwenden, ist Tau der letzte Buchstabe und hat Ähnlichkeit mit dem Kreuz, das die Christen an die Stirn zeichnen und häufig mit der Hand schlagen' [2]). Die Vulgata hat an beiden Stellen das Wort Tau im Texte stehen gelassen.

Zweierlei ist nun möglich: die volkstümliche Anwendung des Tauzeichens ist entweder biblischen oder nicht biblischen Ursprungs. Des Ezechiel Übersetzer und Interpreten besaßen Autorität genug im christlichen Abendlande, um, im ersten Fall, die Menschen zum Glauben an die apotropäische Kraft des Tau zu veranlassen, im zweiten Fall, um den bestehenden Brauch als unheidnisch und unschädlich zu erweisen.

Es ist aber noch eine offene Frage, ob die Erklärer des Ezechiel im Recht sind, wenn sie das hebräische Wort taw mit dem Namen

[1]) M. Andree-Eysn S. 69: In virtute huius signi tav, in quo signati fuerunt vivi filii Jsrael, a morte Epidemiae libera nos, Deus noster.

[2]) In Ezech. III c. IX, Migne Patrol. lat. 25 S. 88: pro 'signo', quod LXX, Aquila et Symmachus transtulerunt, Theodotio ipsum verbum Hebraicum posuit Thau. . . . antiquis Hebraeorum litteris, quibus usque hodie utuntur Samaritani, extrema Thau littera crucis habet similitudinem, quae in Christianorum frontibus pingitur et frequenti manus inscriptione signatur.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des griechischen Buchstabens gleichsetzen. Denn man darf nicht übersehen, daß hebr. taw nicht ein kreuzförmiges Zeichen bedeuten muß, sondern Zeichen schlechthin bedeuten kann; die Septuaginta übersetzen es mit σημεῖον. Es bleibt also die Möglichkeit, daß Ezechiel irgend ein anderes, uns verschollenes Zeichen gemeint hat[1]). Wenn das der Fall ist, so stammt der Glaube an die apotropäische Kraft des Tau im letzten Grund aus einem Mißverständnis der Exegeten her, die, durch eine Wortgleichheit getäuscht, das hebräische Wort dem griechischen Buchstaben gleich gesetzt und dadurch diesem wunderbare Kraft verliehen haben.

Aber doch darf die Untersuchung hier nicht Halt machen. Denn es ist ja keineswegs ausgeschlossen, daß jene Gleichsetzung dennoch ihre Berechtigung hat, daß Ezechiel bei jenem Wort tatsächlich an ein dem Buchstaben Tau ähnliches Kreuz dachte. Diese Möglichkeit wird zur Wahrscheinlichkeit, wenn sich zeigen läßt, daß es zu seiner Zeit in Palästina taugestaltige Kreuze gab, denen man apotropäische Kraft zuschrieb. In der Tat existiert eine Form des hebräischen Buchstabens, die ein vierarmiges stehendes Kreuz mit kurzem Oberarm darstellt[2]). Und zu dieser kennen wir ein monumentales Analogon, mit dem sich bereits damals Vorstellungen von magischer Macht verknüpft zu haben scheinen. Ezechiel schreibt zu Anfang des 6. Jahrhunderts[3]). Zu jener Zeit aber waren im Orient als Schmuck verbreitet Ohrgehänge, Ringe mit einem daran hängenden dreiarmigen Kreuz, meist aus Gold gefertigt. Diese Gehänge werden apotropäische Bedeutung gehabt haben. Denn Schmuck ist überhaupt vielfach Amulet gewesen[4]), und daß Gold nach dem Volksglauben böse Geister abwehrt, ist bekannt (M. Siebourg, Ein gnostisches Goldamulet aus Gellep, Bonner Jahrb. 103, 1908 S. 130).

---

[1]) Vermutungen darüber findet man in den modernen Kommentaren (Rud. Krätzschmar in Nowacks Handkommentar III 3, 1 S. 101 und A. Bertholet in K. Martis Handkommentar IV z. St.); s. auch F. J. Dölger, Sphragis, eine altchristliche Taufbezeichnung in ihren Beziehungen zur profanen und und religiösen Kultur des Altertums, Paderborn 1911 S. 55 f.

[2]) S. M. Lidzbarski, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik II Tafel XLVI, Schrifttafel III.

[3]) Haller, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart II 199.

[4]) S. z. B. meinen Artikel Charms and amulets, roman in Hastings Encyclopaedia of Religion and Ethics III 462; O. Jahn, Über den Aberglauben des bösen Blicks bei den Alten, Ber. Sächs. Ges. der Wiss. phil. hist. Cl. 1855 S. 51 ff., der ein solches apotropäisches Schmuckstück Tafel V 2 abbildet. Daß die Koralle, die heute vielfach als Schmuck getragen wird, ursprünglich ein Amulet war, lehren die orphischen Lithika V. 510 ff.

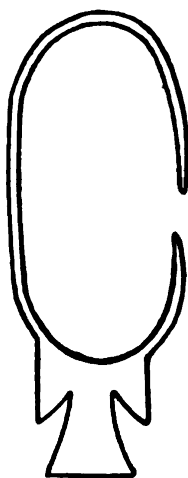
Digitized by Google

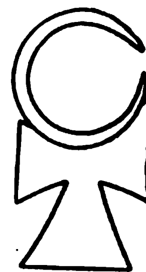
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ringe der beschriebenen Form sind auf assyrischem Kulturgebiet öfter dargestellt, z. B. in den Ohren der Eunuchen eines Reliefs von Korsabad (abgebildet bei Perrot-Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité II S. 100 f., Fig. 23, 24, danach hier Abb. 2)[1]); der Palast Sargons, in welchem das Relief gefunden wurde, ist Ende des 8. Jahrhunderts erbaut (s. ebenda S. 44). Goldene Ohrringe dieser Art sind in Karthago gefunden worden — M. Andree-Eysn sah sie in großer Zahl im Museum Alaoui im Bardo bei Tunis (S. 71). Ebenso kommen sie aus den Gräbern phönikischer Siedelungen auf Sardinien zu Tage, in Nora (6. Jahrhundert v. Chr.) und in großer Menge zu Tharros. Zwei solcher Ohrringe sind abgebildet bei F. H. Marshall, Catalogue of the Jewellery, greek etruscan and roman in the Departements of Antiquities, British Museum, London 1911, Taf. XXIII No. 1499[2]) und 1508; ich wiederhole sie nach einer Durchzeichnung, Abb. 3 und 4. Das


Abbild. 2.


Abbild. 3.


Abbild. 4.

Kreuz mit dem kleinen Ring (Abb. 4) ist auf Durchstechen des Ohres berechnet, das Kreuz mit der Schleife (Abb. 3) wurde hinter dem Ohr eingehängt. Man muß annehmen, daß die erste, praktische Art eine spätere Erfindung ist, die andere, weniger sichere, die ältere Tragweise, daß mithin die Schleife älter ist als der Ring.

[1]) Während der Korrektur sehe ich eine Photographie von H. Kleinmann in Haarlem, die den Großvesier und einen Eunuchen von diesem Relief wiedergiebt. Der Ohrring des Eunuchen ist ein dreiarmiges Kreuz mit verzierten Enden, das an einem Ring im Ohre hängt.

[2]) Dort steht weitere Literatur über Geschmeide in dieser Form; ich habe sie in Vorstehendem dankbar benutzt.

Generated on 2018-04-27 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Bilder zeigen eine frappante Ähnlichkeit mit dem Antoniterkreuz. Nur fehlt diesem der Ring. Das erklärt sich entweder daraus, daß man im Anschluß an die Exegeten des Ezechiel auf die ringlose Form des griechischen Buchstabens zurückgriff, ist aber auch, wenn man an einen Zusammenhang mit dem Ohrschmuck denkt, begreiflich, da dieser ja nicht mehr im Ohr getragen wird. Man hat dem Ring nur eine praktische Bedeutung zugeschrieben und ihn nicht mehr für einen wesentlichen Bestandteil des Segensbildes gehalten. Aber ursprünglich muß er, wenn diese Zusammenstellung mit Ezechiel richtig ist, ein Teil des Zeichens gewesen sein. Denn das hebräische Taw ist vierarmig, dem vierten Arm entspricht die ursprüngliche Schleife.

Bei der frühen und weiten Verbreitung des orientalischen Amulets ist es ausgeschlossen, daß man es in Nachahmung der der Ezechielstelle geschaffen habe. Vielmehr war es damals schon bekannt, und zwar auch in Palästina. Goblet d'Alviella (in dem Artikel Cross der Encyclopaedia of Religion and Ethics) behauptet es, ohne Nachweise im einzelnen zu geben. Aber man darf als Beleg vielleicht hierherziehen, Genesis 35, 4: 'Da gaben sie ihm (die Angehörigen dem Jakob) alle fremden Götter, die unter ihren Händen waren, und ihre Ohrspangen, und er vergrub sie unter einer Eiche, die neben Sichem stand'. Das sind also Ohrringe, die aus der Fremde kamen, und denen man göttliche Kräfte zuschrieb (vgl. Gunkel bei Marti I 344). Wenn das richtig ist, erscheint es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß Ezechiel bei seinem taw an derartigen, und zwar tauförmigen Ohrschmuck gedacht hat.

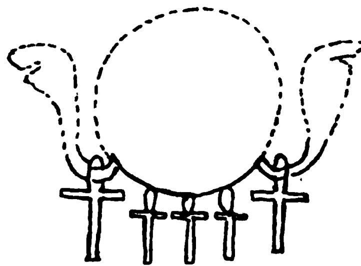
Es fragt sich aber weiter, ob jener Schmuck die älteste Form des Tauzeichens ist, oder ob man eine noch ältere Gestalt erschließen darf. In der Tat läßt sich ein solcher Schluß ziehen. Wenn er gleichfalls nicht sicher ist, so ist er doch wahrscheinlich [1]). Man hat schon lange mit jenen orientalischen Gehängen das ägyptische Henkelkreuz verglichen (Perrot-Chipiez Band III S. 822 f. zu Fig. 582; zuletzt Goblet d'Alviella in dem angeführten Artikel). Diese Crux

[1]) Die Beziehung, die hier hergestellt wird, ist deshalb unsicher, weil nicht alle diese Zeichen notwendig denselben Ursprung haben müssen. Es kann auf jene Ringkreuze auch etwa das Bild eines Menschen mit ausgebreiteten Armen, oder eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln eingewirkt haben. Die Symbole der afrikanischen Saturnstelen (Roscher, Lex. der griech. und röm. Mythologie IV Sp. 443) sehen aus wie ein anthropomorphisiertes Henkelkreuz, und sind doch aus einer Sonnenscheibe entstanden, die in einer Schale auf einem Steinkegel ruht (G. Wissowa bei Roscher a. a. O.).

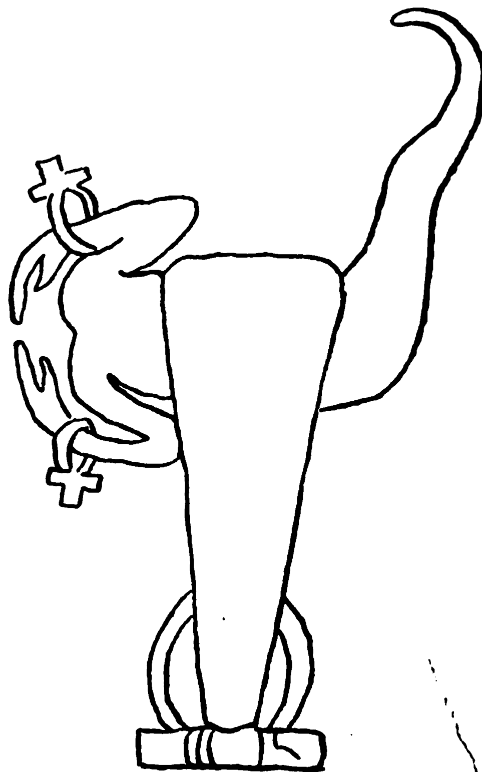
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ansata kommt auf unendlich vielen Denkmälern vor und hat eine sehr umfangreiche ausdeutende Literatur hervorgerufen. Auf den ägyptischen Darstellungen tragen Götter und Menschen das Zeichen, meist halten sie es der Hand. Wer Ad. Erman's 'Ägyptische Religion' durchblättert, findet von S. 11 an (2. Aufl., Berlin 1909) Beispiele in Menge. Gelegentlich aber wird es schon im Nillande als Anhänger verwendet: auf Monumenten Amenophis des IV.[1]) schwebt es dreifach unter der Sonne und hängt außerdem, worauf ich aufmerksam mache, rechts und links von den Uräusschlangen herab, die sich wie Ohren an die Sonnenscheibe anschließen (Erman S. 77, Berlin Inv. Nr. 2072: danach hier, sicher ergänzt, Abb. 5).

Einen weiteren Beleg verdanke ich dem Königsberger Ägyptologen W. Wreszinski. Er macht mich auf folgende ägyptische Darstellung aufmerksam (Griffith, Hieroglyphs II 13; hier Abb. 6):



Abbild. 5.



Abbild. 6.

die ägyptische Göttin Selkis wird in der Gestalt eines Skorpions dargestellt, der die Crux ansata als Armbänder trägt. Diese Armbänder entsprechen wohl wirklich getragenem Schmuck: die Arme

[1]) Ed. Meyer, Gesch. des Altert. I² S. 27 setzt ihn ins 14. Jahrhundert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Kreuzes sind aus Gründen der Haltbarkeit kürzer und dicker geworden, und so sieht dieses ägyptische Kreuz genau so aus, wie die Ohrgehänge von Korsabad. Aber man versteht auch leicht, daß je länger je mehr an Stelle des unbequemen Tragens in der Hand oder am Arm das bequemere Tragen am Ohr aufkam. Hierbei konnte sich dann die elliptische Form des Griffes allmählich runden — Abb. 3 zeigt noch die ursprüngliche Ellipse, die sich erst später in den Ring verwandelte.

Die Bedeutung dieses ägyptischen Zeichens ist 'Leben'[1]). Sokrates (Hist. eccl. V 17) und Sozomenos (Hist. eccl. VII 15)[2]), die im vierten und fünften Jahrhundert leben, haben es im Auge, wenn sie erzählen, daß bei der Zerstörung des Sarapeions von Alexandreia Hieroglyphen zu Tage gekommen seien, dem Kreuze der Christen ähnlich, die man 'kommendes Leben' interpretiert habe. 'Leben' als ursprüngliche Bedeutung dieser Hieroglyphe läßt sich auch aus einer vielfach angefochtenen Stelle eines Lateiners erschließen. Isidor sagt von den Soldatenlisten: das Zeichen T bei einem Namen sage, daß der Träger lebe[3]). Da liegt wohl das ägyptische Zeichen für 'Leben' zugrunde, das seine Gestalt bereits durch die Einbuße des Rings geändert hat. Auch sonst gibt es Spuren, daß das ägyptische Kreuz Eingang in das Christentum gefunden hat. R. Forrer in Straßburg i. E. besitzt Gewänder des vierten Jahrhunderts, der Zeit des Sokrates, aus Achmim in Ägypten, die das Henkelkreuz mit nur leiser Veränderung zeigen: der Ring ist im Verhältnis größer gehalten als das Kreuz und umschließt eine Inschrift oder das Monogramm Christi[4]). — Daß die Crux ansata älter ist als jenes Ohrgehänge, geht außer aus den chronologischen Daten schon daraus hervor, daß dies Zeichen sich nur aus dem Ägyptischen genügend erklären läßt. W. Wreszinski gab mir darüber folgende

---

[1]) S. J. F. Champollion le Jeune, Dictionnaire égyptien en écriture hiéroglyphique, Paris 1891, S. 329; Erman, Glossar 22.

[2]) S. Letronne, De la croix ansée égyptienne par les Chrétiens d'Égypte pour figurer le signe de la croix, Ann. dell' Inst. 1863 S. 133 ff. Mehr bei Jo. Bapt. Casalius, De profanis et sacris veteribus ritibus, Frankfurt und Hannover 1681 S. 29. Ich vermeide es in dieser Skizze auf die Symbolik des christlichen Kreuzes einzugehen. Über dessen Darstellung in Tauform s. Zöckler a. a. O. 426 ff.

[3]) Orig. I 24, 1: T (Tau) nota in capite versiculi posita superstitem designabat, θ (Theta) vero ad uniuscuiusque defuncti nomen apponebatur. θ ist der Anfang von griech. Thanatos, Tod. — Daß die Militärbehörden ihr Zeichen aus Ezechiel abstrahiert haben, wäre möglich, ist mir aber wenig wahrscheinlich.

[4]) R. Forrer, Reallex. der prähist. Altertümer. S. 147 Abb. 143, 144.

Generated on 2018-04-27 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auskunft: 'Das Zeichen ist die Darstellung des Sandalenriemens. Die runde Schleife wird um die Ferse gelegt, die kurzen wagrechten Streifen greifen über die Mittelfußknochen, der lange senkrechte umschließt die große Zehe. Das ägyptische Wort für Sandalenriemen war ursprünglich onech (so oder ähnlich vokalisiert). Den gleichen konsonantischen Lautbestand hatte aber auch das Wort für 'Leben', und so wird jenes Zeichen auch zur Darstellung dies zweiten Begriffs übernommen. Der erste geriet darüber schon früh in Vergessenheit'.

Nach primitiver Anschauung ist Bild oder Name des Dinges und das Ding selbst identisch[1]). Wir dürfen heute noch nicht den Teufel an die Wand malen, weil das Bild der Teufel selbst ist. Das Henkelkreuz in der Hand von Götterbildern verleiht diesen Leben; Menschen, die das 'Leben' an sich tragen, werden am Leben erhalten: sie sind gegen Würgengel gefeit. Darum tragen Assyrer und Phönizier es als Amulet, darum ist es wahrscheinlich dies Zeichen, das Ezechiel als Phylakterion den Gerechten auf die Stirne schreiben läßt; was in Ägypten und Assyrien beliebt war, konnte in Palästina kaum unbekannt bleiben. In Ägypten nahmen Israeliten dies Amulet ohne Bedenken an; das zeigt die Publikation von Ed. Sachau, Aramäische Papyrus und Ostraka, Leipzig 1911 Tafel 28: die jüdische Militärkolonie zu Elephantine siegelt im 5. Jahrhundert mit dem Onechzeichen; dies Siegel soll Übel und Zerstörung von den Urkunden abwehren.

Für Würgengel, gegen die jenes Zeichen besonders wirksam ist, haben primitive Völker auch die Krankheiten gehalten, für Dämonen, die umgehen, und den Menschen befallen. Die Pest dachte man sich als Pestjungfrau, als männlichen Dämon, als Engel mit dem Schwerte (M. Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch S. 460): darum wurde gegen sie das Tauzeichen besonders gern verwendet. So bereits im 6. Jahrhundert in Gallien, sei es in Nachahmung des lateinischen Ezechiel und unter dem Einfluß seiner Erklärer, sei es[2]) in Anlehnung an den älteren orientalischen Volksbrauch, der sich an das ägyptische Lebenszeichen angehängt hatte. Denn es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser auch nach Gallien gedrungen ist und sich dort behauptet hat: syrische Kaufleute saßen genug in Marseille und verbreiteten ihren Glauben und Aberglauben rhoneaufwärts,

[1]) S. z. B. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie S. 110 ff.; Kleine Schriften S. 314 f.

[2]) Über dies Dilemma s. oben S. 57.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch über Dauphiné und Auvergne hinaus[1]). Jedenfalls erobert sich durch die Epidemien des Mittelalters das Tauzeichen ein weites Gebiet des Abendlandes; auch die krankenpflegenden Brüder vom Orden des H. Antonius tragen es, um ihr Leben gegen den Pestdämon zu sichern. Als von ihnen die Universität Gießen im 18. Jahrhundert das Tau als Wappen übernahm, hat sie sich unbewußt in den Schutz eines lebenverheißenden Symbols gestellt.



Die Liedersammlung des Studenten Friedrich Rolle 1846/47.

Von Otto Stückrath-Biebrich a. Rh.

Einleitung: Eine 1909 durch die Tageszeitungen gehende Notiz machte mich auf die Liederhandschrift Friedrich Rolles aufmerksam. Eine Anfrage bei der Verwaltung der Stadtbibliothek zu Homburg v. d. H. hatte zur Folge, daß mir nicht nur die Handschrift zur Benutzung auf dem hiesigen Rathaus hergeliehen, sondern auch die Veröffentlichung außerhalb meiner Sammlung nassauischer Volkslieder bereitwilligst gestattet wurde. Mein Plan ging ursprünglich dahin, sämtliche Texte der Rolleschen Handschrift ungekürzt herauszugeben und sie durch Hinzufügung von Texten und Melodien aus meiner handschriftlichen Sammlung zu ergänzen. Eine Reihe, hier nicht zu erörternder, triftiger Gründe hält mich von dieser Arbeit ab. Ein Bericht über die Sammlung mit Abdruck der wichtigsten Lieder erschien aber wertvoll genug. Aus freien Stücken verzichtete ich auf einen großen kritischen Apparat, beschränkte auch die literarhistorischen Anmerkungen auf ein Mindestmaß. Wichtiges hoffe ich dabei nicht vergessen zu haben, obwohl knapp der zwanzigste Teil der ursprünglich bereit gestellten Notizen Verwendung fand. Die Rechtschreibung Rolles habe ich beibehalten, die Zeichensetzung nur leise geändert, wo es unumgänglich notwendig erschien. Die von Rolle nur unvollkommen, teilweise fehlerhaft vorgenommene Numerierung ist durchgeführt; die Rollesche Bezifferung blieb un-

[1]) F. Cumont, Les religions orientales dans le paganisme romain, 1907 S. 181.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beachtet. Die Lieder 1—44 sind wahrscheinlich in Holzappel a. d. L. aufgezeichnet — wenigstens wurde die Niederschrift dort begonnen —; alle andern sind in Homburg v. d. H. und Umgebung zu lokalisieren.

Die Handschrift: Die Stadtbibliothek zu Homburg v. d. H. bewahrt eine Handschrift (DL 326) auf, die von dem Studenten Friedrich Rolle in den Jahren 1846/47 angelegt und dann wohl auch abgeschlossen wurde. Der in Pappe gebundene Quartband weist als Titel auf dem Deckel folgende Aufschrift (von der Hand des Bibliothekars) auf: „Rolle | Sammlung von Liedern und | Sprüchen | Mscr." Die Handschrift umfaßt 248 Seiten mit Ausschluß des vorderen und hinteren Vorsatzblattes. Die ungeraden Seitenzahlen sind mit Bleistift von anderer Hand eingesetzt. S. 1 bis 8 leer; S. 9 von der Hand des Sammlers: „Sammlung | von | Liedern & Sprüchen | F. Rolle | Holzappel | im Mai 1846" S. 10 Bibliotheksstempel. S. 11 Überschrift: „Sammlung von Liedern u. Sprüchen | verschiedner Art". Die Lieder sind teilweise numeriert. Von Seite 1—44 zählt man 27 numerierte und 17 nicht mit Bezifferung versehene Lieder und Reime. Nr. 15—20 sind durch ein Versehen des Buchbinders an verkehrter Stelle eingeheftet. Dadurch kommt Nr. 15 auf S. 44 zu stehen, während S. 29 der richtige Ort wäre. S. 45 neuer Titel: „Gesammelte Lieder | Sprüche und Gedichte. | Heft II | (Volkslieder) | Friedr. Rolle | stud. philos. | Homburg v. d. H. | d. 20. December 1846." 41 Lieder und S. 61 „Sprüche aus der | Gegend von Homburg v. d. Höhe." Auch hier ist das Manuskript falsch gebunden. Es folgt auf Nr. 11 (S. 62 Nr. 21 (S. 63), während Nr. 12 ff. auf S. 77 ff., durch die leeren Seiten 75/76 von den Liedern getrennt, zu stehen kamen. S. 89 Titel: „Gesammelte | Lieder und Verse | Heft III | (Volkslieder) | F. Rolle | Homburg v. d. Höhe | März 1847." 9 Lieder numeriert (S. 91—98); es folgen die leeren Seiten 99—110, darauf 11 nicht numerierte Lieder und Gedichte. S. 121 Titel: „Gesammelte | Lieder und Verse | Heft IV | (Volkslieder) | Fr. Rolle | Homburg v. d. H. | März 1847." 15 Lieder (S. 123—132.) Das mit Nr. 14 versehene Lied an verkehrter Stelle eingebunden (S. 145.) S. 133 bis 148 leer. S. 149 Titel: „Gesammelte | Lieder und Verse | Heft 8. (Sammlung verbreiteter | Volkslieder) Fr. Rolle | Homburg | v. d. H. | März 1847." 12 Lieder, z. T. numeriert. S. 169 Titel: „Gesammelte Lieder | (Lieder in Mundarten) | Heft VII | F. Rolle | Homburg v. d. H. | 1847." S. 170—248. Dieses Heft kommt für Volksliedzwecke nicht in Betracht. Es blieb, da es nur Dialektdichtungen

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und unvolksmäßige Dichtungen, darunter solche des Sammlers aufweist, hier unbeachtet bis auf einige zerstreute Mitteilungen, die mir erwähnenswert erschienen (S. 216.) Die im Sammelband fehlenden Hefte V und VI haben sich in Rolles Nachlaß nicht gefunden.

Der Sammler: Friedrich Rolle war der Sohn des Hess. Homburgischen Hauptmanns Carl Ludwig Wilhelm Rolle. Er wurde am 16. Mai 1827 zu Homburg geboren. In Gießen und Tübingen studierte er Naturwissenschaften und promovierte in dem letztgenannten Orte mit der Dissertation „Versuch einer Vergleichung des Norddeutschen Lias mit dem Schwäbischen". Seit 1853 war er in Österreichischen Diensten. Als Mitglied der geologischen Reichsanstalt machte er geologische Aufnahmen der Steiermark und machte sich in Gemeinschaft mit seinen Studienfreunden Ferd. von Hochstetter und Gustav Jäger um die Neuordnung und Aufstellung des Hofmineralienkabinets verdient. Im Jahre 1863 verließ er seine Stellung und zog sich nach seiner Vaterstadt Homburg zurück. Von 1865—1873 fungierte er als wissenschaftlicher Berater und kontrollierender Beamter bei der Neufassung der Homburger Mineralquellen. Sein Aufenthalt in Homburg wurde durch längere Reisen, die er im Auftrag der Preußischen und Schweizerischen Regierung antrat, unterbrochen. Außer der großen geologischen Karte der Schweiz, der Geologie Graubündens, Italiens usw. seien besonders die Karten von Kirn, Kreuznach, Langenlonsheim, Trier, St. Wendel, Saarlouis usw. erwähnt. Um seine Vaterstadt hat sich Rolle durch zwei Veröffentlichungen verdient gemacht:

1. Der Taunus in der näheren Umgebung von Bad Homburg, geognostisch dargestellt. Homburg vor der Höhe 1850.
2. Übersicht der geognostischen Verhältnisse von Homburg vor der Höhe und Umgegend. Homburg v. d. Höhe 1866.

Rolle war Anhänger der Lehre Darwins und schrieb:

3. Chr. Darwins Lehre von der Entstehung der Arten im Pflanzen- und Tierreich in ihrer Anwendung auf die Schöpfungsgeschichte dargestellt und erläutert. Frankfurt a. M. Hermann 1863. (Eine spätere Titelauflage dieses Werkes [Prag 1870] konnte ich nicht einsehen).
4. Der Mensch, seine Abstammung und Gesittung im Lichte der Darwinschen Lehre. Frankfurt a. M. J. Chr. Hermannsche Verlagsbuchhandlung 1866.
5. Versuch der Gewächse und Tiere des Amts Homburg. Homburg vor der Höhe 1847. Manuskript.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6. Über einige Landschnecken aus einer römischen Aufgrabung bei Homburg. S. A.

Endlich führte ihn seine Volksliedsammelarbeit zur Abfassung eines poetischen Werkchens.

7. Das Hohelied der Hebräischen Königszeit in Weisen des Deutschen Volksliedes übertragen und mit einem erläuternden Anhang begleitet. Homburg vor der Höhe 1869.

Um die Aufzählung seiner Arbeiten vollständig zu gestalten (eine ausführliche Bibliographie, die bis jetzt 38 größere und kleinere Arbeiten, größtenteils geologischen Inhalts, umfaßt, erscheint demnächst in der „Nassovia") sei auch hier noch einmal genannt:

8. Die Liederhandschrift 1846/47. Holzappel und Homburg v. d. H.

Nur die beiden letztgenannten Werke bedürfen im Rahmen unseres Berichtes einer Besprechung. Als das zuerst entstandene Werk sei die Volksliedersammlung herangezogen. Nur auf zwei Jahre erstreckte sich die Sammeltätigkeit Friedrich Rolles. Die Zahl der in dieser kurzen Zeit zusammengebrachten Lieder frappiert, wenn man die reiche, schriftstellerische Tätigkeit Rolles schon in diesen Jahren mit dazu rechnet. Es war ihm, dem Naturwissenschaftler, das Volksliedersammeln doch nicht Beruf, sondern lediglich eine, durch seine poetische Begabung begünstigte Lieblingsbeschäftigung. Ob er sich jemals mit dem Gedanken getragen hat, seine Sammlung zu veröffentlichen, entzieht sich meiner Kenntnis. Der Umstand, daß er in späteren Jahren nur wenig oder gar nicht sammelte, scheint nicht dafür zu sprechen. Rolle hat in bunter Mischung Studenten- und Volkspoesie in den Kreis seiner Aufzeichnungen hineingezogen. Er gibt seine Lieder ohne Weisen, berücksichtigt, was ich ihm direkt als Verdienst anrechnen möchte, in weitestem Umfange das volkläufig gewordene Volkslied und behandelt seine Texte mit der Sorgfalt eines Philologen. Dem Kundigen wird es nicht schwer fallen, Volks- und Studentenpoesie in Rolles Handschrift zu scheiden. So ist seine Sammlung wertvoll genug, um diese Sonderveröffentlichung zu rechtfertigen. Daß er auch den festgeprägten Formeln der Mundart, wie sie uns in Sprichwort und Redensart entgegentreten, ein offenes Ohr entgegenbrachte, zeigen unsere Nummern 57 und 136. Es ist wirklich schade, daß Rolle, obwohl zum Sammler gewissermaßen prädestiniert, seine so erfolgreich begonnene Sammelarbeit nicht fortsetzte und zu einer gewissen Vollendung führte. Daß ganz moderne Gesichtspunkte bei der Aufnahme des Volksliederschatzes mitsprachen, ist bereits erwähnt worden. Als schönste Frucht aus

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seinen Volksliedsammelarbeiten erwuchs die Übertragung des Hohen Liedes. Es ist Rolle tatsächlich gelungen, deutschen Geist in die Dichtung zu gießen. Er sah das Hohelied an als „eine nur wenig geordnete Sammlung alter Lieder", eine Ansicht, die meines Wissens auch heute noch von ernsten Forschern vertreten wird. Auf jeden Fall sind die poetischen Übertragungen Rolles zum Teil vollendet schön. Ich setze das „Mädchenlied" (Kap. 8 Vers 1 bis 2) hierher:

O wärst du doch mein Bruder
Und meiner Mutter Sohn,
Daß ich dich küssen dürfte
Und keiner spräche Hohn!

Heim wollte ich dich führen
In meiner Mutter Haus
Und deinen Worten lauschen,
Ich ließ dich nimmer aus.

Da wollte ich dich tränken
Mit unsres Kellers Wein,
Vom Moste der Granaten
Schenkt' ich dir munter ein.

In den Anmerkungen zu seinen Dichtungen geht er dem Unterschied zwischen dem deutschen Volkslied und dem Hohenliede nach und findet recht beachtenswerte Charakteristika. Bei dem Hohelied ist es „das Vorwiegen der sinnlichen Empfindung und innerhalb dieser die Abstufung von der schüchternsten Sehnsucht bis zur üppigsten Freude des Genusses bei auffallendem Mangel der Reflexion". „Kühler fließt das Blut in den Adern des Abendländers" und nur vereinzelt schmückt auch unser Volkslied mit . . . . . weit hergeholten . . . . . Vergleichen den Gegenstand seiner Sehnsucht. „Man braucht nur ein paar unserer eignen Volkslieder, wie sie von Mund zu Mund noch umgehen, damit [mit dem Hohelied] zu vergleichen und wird — bei aller Übereinstimmung in manchen Einzelheiten — doch im großen und ganzen den Gegensatz auffällig finden. Treue und Untreue spielen in den Liedern unserer Knechte und Mägde, in den Gesängen der ländlichen Spinnstube eine sehr hervorragende Rolle. Das Hohelied hingegen hat nur wenige Verse, welche diese Seite berühren". „Gar nicht erörtert ist im Hohelied der im deutschen Volkslied so oft hervortretende Gegensatz von „lieber todt als ungetreu" und „lieber ungetreu als todt". So weit reflektieren die Stücke des Hohelieds nicht".

Weiter enthalten die Anmerkungen eine Reihe in der Handschrift nicht vorhandener Volksliederbruchstücke und Vierzeiler, die von Rolle wahrscheinlich in Nassau aufgezeichnet wurden. Da sie an einem entlegenen Orte stehen, so seien sie hier noch einmal abgedruckt.

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

1. Wenn du willst in Garten geh'n
Wo die schönen Blümlein steh'n,
Schau, wo sie am schönsten stehn,
Brech sie ab und denk an mich.

2. Eine andre hab ich nicht,
Schatz auf dich verlaß ich mich,
Schatz, ich geh' nun weiter,
Schatz, ich werd ein Reiter,
Ich geh' fort von hier.

3. Mein Schatz, der is fort,
Der is über die See.
Ich darf nit dran denke,
Das Herz thut mir weh.

4. Denk ich an dich, so muß mein Herze brechen,
Von der Liebe darf ich nicht mehr sprechen.
Ach die Leiden, trag ich mit Freuden,
Könnt ich nur ewig bei dir sein!
(S. 42.)

5. Ihr Augenpaar, das ist so blank
Und leuchtet wie zwei Sterne.
Ihr Mund so roth, ihr Wuchs so schlank,
Wir küssen uns so gerne.

6. Wann i a Jäger wär,
Schoß i a Taub'n,
Die rothi Wangin hätt
Und schwarzi Aug'n.

7. So hübsch und so fein
Muß mei' Dirndl sein,
Daß nit glei eini is,
Die so hübsch und fein is.
(S. 45 Nr. 6 u. 7. Aus der oberen Murgegend.)

8. Dos hon' i au nit gewißt,
Dos so weit aufi is
Zu der schehn Bauernschnal'n
Unter der Al'n.
(S. 4 Steiermark.)

Literatur dazu gebe ich nicht, da die Arbeit bereits abgeschlossen war, als mir ein glücklicher Zufall noch Rolles Büchlein in die Hände spielte. Hinweisen möchte ich noch auf die treffenden Bemerkungen über das „Fensterln“ (S. 48), die zwar allgemein gehalten, doch den Nagel auf den Kopf treffen. „Der „Bua“ pflegt dem erwählten „Dirndl“ des Nachts seinen Besuch zu machen, vorzüglich des Samstags. Vor dem Fenster betreibt er in Reim und Lied seine Bewerbung. Dies heißt „Fensterln“. Nur selten wird das „Dirndl“ später vom „Bua“ im Stich gelassen. Aber häufig wird der „Bua“ zumal, wenn er aus einer fremden Gemeinde ist, von den Angehörigen oder den wachsamen Burschen des Dorfs ernsthaft heimgeschickt“. Rolle endete am 10. Februar 1887 durch Selbstmord. Wie sein Name als Mineraloge und Geologe einen guten Klang hatte und nicht vergessen werden wird, so wird auch die deutsche Liedforschung, insbesondere die Hessen-Nassauische den Namen Rolles einreihen in die Zahl der stillen, bescheidenen und darum so erfolgreichen Sammler.

(Literatur: Allgemeine deutsche Biographie XXIX, Leipzig 1889

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

S. 76 f. Ludwig Jacobi,' Das Grab Dr. Friedrich Rolles in Homburg v. d. H. Kleine Presse Frankfurt a. M. 1888 Nr. 239. Mitteilungen von Herrn Stadtbibliothekar Dr. Wilh. Rüdiger, Homburg v. d. H.).

Es drängt mich, auch an dieser Stelle der Verwaltung der Stadtbibliothek zu Homburg v. d. H., insbesondere Herrn Stadtbibliothekar Dr. Wilh. Rüdiger für die zuvorkommende Bereitwilligkeit, die es mir ermöglichte, die Handschrift lange Zeit zur Benutzung bequem in Händen zu haben, die eine genaue Durchsicht der Korrektur gestattete, ebenso wie für die Fülle von Mitteilungen zu dem in der ADB recht dürftig weggekommenen Lebensgange Rolles meinen innigsten Dank auszusprechen. Ebenso danke ich Herrn Dr. Jürges-Wiesbaden für eine Reihe wertvoller Auskünfte und meiner Braut Fräulein Olga Stawitz-Wiesbaden für einige Liednachweise. Möge Rolles Sammlung die Beachtung finden, die sie nach meiner Ansicht reichlich verdient.

1. (S. 11 u. 12.) Tabakslied. Ihr Herren seid mir all willkomm.

12 Str., 8 Z. Str. 8 u. 11 später eingefügt. Lesarten vorhanden zu Str. 7 u. 8.

Nassau (Wolfram, Nassauische Volkslieder, Berlin 1894 Nr. 418.) Schauenburgs Allgemeines Deutsches Kommersbuch. 71.—74. Aufl. Lahr o. J. John Meier, Kunstlieder im Volksmunde (KiV.), Halle 1906, Nr. 465.

2. (S. 17.) Runkeler Ball-Lied.

1. Zu Runkel auf dem Balle,
Da gehts ganz lustig her,
Der Herr, der liebt das Saufen,
Die Damen läßt er laufen;
Es thuts halt, es thuts halt
Es thuts halt nimmermehr.

2. Der Herr, der kommt ganz sans façon
Mit Tabakspfeif und Stock,
Und setzt sich dann ins Nebenzimmer
Und raucht und spielt und trinket immer.
Es thuts halt, es thuts halt,
Es thuts halt nimmermehr.

3. Die Damen kommen scharenweis,
Theils weiß, theils bunt, daher
Und denket doch, o Himmel,
Sie halten all den Schimmel!
Es thuts halt, es thuts halt,
Es thuts halt nimmermehr.

Vf. ? Das Lied wird heute noch in stark veränderter Form gesungen; besonders beliebt ist es als Einzellied bei älteren Leuten.

Zu 3,4: Schimmel ist ein etwa 2 l fassendes Blechgefäß, das bei den Bierbrauern als Trinkgefäß benutzt wird.

3. (S. 17.) Wechsel. Es sitzen drei Ritter hoch oben im Söller.

2 Str., 4 Z. Wertloses Kunstgedicht. Vf. ?

4. (S. 18.) Des Handwerksburschen Noth. Gott grüß dir, Bruder Straubinger.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2 Str., 8 Z. Schlecht überliefert.

Vf. Kurt Müller. Hoffmann-Prahl Nr. 507. Zuerst gedruckt in „Gedichte, Aufsätze und Lieder im Geiste Marc. Sturm's. Gesammelt und jedem lustigen Mannen-Zirkel gewidmet von Dr. C. Müller," Augsburg 1826. (Friedländer, Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert, Stuttgart und Berlin 1902, II, 450.) Lahrer Kommersbuch Nr. 688.

5. (S. 18 u. 19.) In Runkeler Mundart. Wanns wohr wehr, deß mei Anne Kett.

Vf. Friedrich Lennig. (Etwas zum Lachen, von Friedrich Lennig. Ill. von Edm. Harburger. Mainz 1872, S. 59 Nr. IX. „Die Kinderzucht." Dasselbe herausgegeben von Karl Altendorf, Leipzig o. J. (1893) S. 37. Ältere Auflagen waren mir nicht zugänglich.)

6. (S. 19.) Bergmanns Wanderlied.

1. Glück auf! Kameraden, hinaus in die Fern!
Fort, fort aus den heimischen Gauen,
Zu grüßen der Berge bewaldete Höhn,
Und Städte und Länder zu schauen!

2. Nicht immer entzieh uns die finstere Gruft
Dem strahlenden Lichte der Sonne!
Heut leuchte sie uns auf fröhligem Pfad
Und spende uns Freude und Wonne!

3. Ja, folgte die Sonne uns nach in den Schacht,
Dann wär es gut bei uns bestellet —
Ein Lämpchen nur ist es, ein düsterer Schein,
Was unsere Schritte erhellet.

4. Tief unten im Grunde, im Dunkel der Nacht,
Im starren Bereiche der Felsen
Gewinnen wir glänzendes, kostbares Erz,
Es sorgsam im Ofen zu schmelzen.

5. Wenn die Sonne ersteht, da fahren wir ein,
Hinab in die Tiefe der Erde, (S. 20)
Um spät erst zu grüßen das rosige Licht
Der Sonne, das lange entbehrte.

6. Lang hämmern wir lustig am felsigen Grund,
Den Keil in die Felsen zu treiben,
Dann dröhnet der Schuß und mächtig zerreißt
Der Fels in gewaltige Scheiben.

7. So leben wir heute im Dunkel der Nacht
Und morgen im Lichte der Sonne,
Und steetig belebet uns froher Gesang
Zu lebenslustiger Wonne.

8. Und heiterer Muth und froher Gesang,
Er mög uns auch heute erheben,
Durch Wälder und Felder und Berge hinaus,
Uns munter den Schritt zu beleben.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vf. ? Scheint eine Parodie von Schillers „Reiterlied" aus Wallensteins Lager zu sein, bei der allerdings nur die vier ersten Zeilen als Vorlage dienten.

7. (S. 20, 21 u. 22.) Crambambuli. Crambambuli, das ist der Titel.

11 Str., 6 Z.

Vf. Wittekind (pseud.) Crescentius Koromandel. 1745 zuerst als Einzeldruck veröffentlicht. (Friedländer II, 317.) Keil, Robert und Richard, Deutsche Studentenlieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, Lahr o. J. S. 96 f. Friedländer, Commersbuch, 3. Aufl. Leipzig o. J. Nr. 28. Fink, Musikalischer Hausschatz der Deutschen, Achter Abdruck, Altona o. J. (1868) Nr. 488. Härtel, Deutsches Liederlexikon, 7. Aufl. Leipzig o. J. Nr. 130. Lahrer Kommersbuch Nr. 591. Hoffmann-Prahl Nr. 789.

8. (S. 22 u. 23.) Der Erde Herr. Der ist der Herr der Erde.

11 Str., 4 Z.

Vf. Novalis um 1800. Hoffmann-Prahl Nr. 199.

9. (S. 23.) Bergmannsluſt.

1. Was ist des Bergmanns höchste Lust?
Sein Schmuck sein Schlägel und Eisen,
Sein Lied nach ächten deutschen Weisen,
Der Bergherrn Wohl in weiten Kreisen;
Dem schlägt das Herz in heitrer Brust —
Das ist des Bergmanns Lust!

2. Was ist des Bergmanns höchste Lust?
Wenn Hammerschlag und Fäustel klingen,
Wenn donnernd rings die Felsen springen, (S. 24)
Und ihre Schätze aufwärts bringen;
Dann ist er sich der Pflicht bewußt —
Das ist des Bergmanns Lust!

3. Was ist des Bergmanns höchste Lust?
Wenn alle Zechen fröhlich blühen,
Die heißen Dämpfe treibend glühen,
Und auf dem Strand die Schiffe ziehen,
Dann jauchzt das Herz in seiner Brust —
Das ist des Bergmanns Lust!

4. Was ist des Bergmanns höchste Lust?
Die Feierschicht zur guten Stunde,
Ein Ehrentrunk in heitrer Runde,
Ein frisch Glück auf! zum Bruderbunde,
Dem Bergherrn Heil! aus voller Brust —
Das ist des Bergmanns Lust!

Vf. G. Schneider. Vgl. Vaterländisches Liederbuch III, Wesel o. J., Nr. 13. Das Lied ist eine Nachbildung des Studentenliedes „Was ist des Lebens höchste Lust? Die Liebe und der Wein." (Gedruckt ? Friedländer II, 474.) In zwei Lesarten in meiner hs. Sammlung.

10. (S. 24 u. 25.) Bergmannslied. (Volkslied.) Wacht auf! Wacht auf! der Steiger kommt!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4 Str., 3 bezw. 4 Z. Dazu eine Lesart: Der Bergmann kommt!

4 Str., 3 bezw. 4 Z. Vor 1730. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, Leipzig 1894 II, Nr. 1512, 1513. * Elsaß, Schwaben, Steiermark, Odenwald, Bergstraße, Hessen, Nassau, Rheinland, Thüringen, Franken, Sachsen, Erzgebirge, Böhmen, Kuhland, Schlesien, Harz, Altmark, Brandenburg, Mosel u. Saar (Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar, Halle 1896 Nr. 324). * Badische Pfalz, Bergisch, Mährisch (Marriage, Volkslieder aus der Badischen Pfalz, Halle 1902 Nr. 171). Kreis Wetzlar (Wolfram Nr. 349). Nassau (Ludwig, Karl, Rosmarin und Nägelein. Wiesbaden 1907 S. 27). Aargau (Grolimund, Sigmund, Volkslieder aus dem Kanton Aargau, Basel 1911 Nr. 244. Das. w. Quellen). Storndorf (Weber, Storndorfer Volkslieder Nr. 27). Meier, KiV. S. CXI. Hoffmann-Prahl Nr. 503.

11. (S. 25 u. 26.) Knappenkühnheit. Wer steigt dort herab durch den felsigten Schacht.

4 Str., 7 Z. Vf. L. Stegmayer. (Angabe Rolle's.) Vaterl. Lbb. III Nr. 12. Eine Nachbildung von Körners „Lützows wilde Jagd" 1813. In noch fünf Lesarten in meinem Besitz. Gesungen wurde das Lied nie, sondern mir immer nur als „Vortragslied" bezeichnet.

12. (S. 26 u. 27.) Der Doctor Eisenbart. Ich bin der Doctor Eisenbart.

10 Str., 4 Z. Nassau (Wolfram S. 481). Vgl. Kopp, A., Eisenbart im Leben und im Liede. Berlin 1900. Lahrer Kommersbuch Nr. 698. Härtel Nr. 350. Meier, KiV. Nr. 438. Hoffmann-Prahl Nr. 590.

13. (S. 27.) Gefährliche Nachbarschaft. Nichts ist auf der Welt mir lieber.

4 Str., 4 Z. Auf S. 86 ist das Lied nochmals überliefert (3 Str.) die Fortsetzung ist S. 62 (3 Str.) eingefügt. Hier die zweite, vollständigere Lesart:

1. Auf der Welt ist nichts mir lieber
Als mein Stübchen wo ich bin,
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine schöne Nachbarin.

2. Sie ist schön und strahlt von ferne
Wie am Himmelszelt die Sterne,
Und nichts andres will mein Sinn
Als die schöne Nachbarin.

3. Nie hab ich in meinem Leben
So was Schönes noch erblickt,
Am Leib mir alle Glieder beben,
Und mein Herz ist recht entzückt.

4. (S. 62.) Selbst mein Herz fängt an zu schlagen
Als hett es mir etwas zu sagen,
Und nicht anders ist mein Sinn,
Als die schöne Nachbarin.

5. Ach, warum bist du mir immer,
Schönste Nachbarin, im Sinn?
Alle Tag in meinem Zimmer
Schwebt sie immer vor mir hin.

6. Ich steh auf und leg mich nieder,
Sie erschien im Traum mir wieder,
Mit Entzücken faßt ich sie,
Ach, es war nur Phantasie.

Lesarten der Überlieferung auf S. 27. 1, 1 Nichts ist auf der Welt mir lieber 2, 1 Schön ist sie und strahlt von ferne 2, 3 u. 4 fehlen.

3. Etwas wäre mir noch lieber
Als mein Stübchen, wo ich bin,
Und das wäre gegenüber
Meine schöne Nachbarin.

4. Mit welch freudigem Entzücken
Würd ich sie ans Herze drücken,
Ja, sie liegt mir stets im Sinn:
Meine schöne, meine schöne, meine schöne Nachbarin.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

*Elsaß, Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 78). Hessen, Rheinpfalz (Heeger-Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz, Kaiserslautern 1909 II, Nr. 334 d, Str. 3. Hier kotaminiert mit „Von meinem Berge muß ich scheiden". Storndorf (Weber Nr. 63 und Nr. 167). Fink Nr. 188. Härtel Nr. 528. Keil, Studentenlieder S. 103 „Nichts ist mir in Jena lieber".

14. (S. 28.) Der Krähwinkler Landsturm. Nur langsam voran, nur langsam voran.

8 Str., 4 Z. Erk-Böhme III Nr. 1432. Baden (Glock, Kriegslieder der badischen Truppen, Karlsruhe 1910 Nr. 82). Fink Nr. 546. Härtel Nr. 415. Lahrer Kommersbuch Nr. 742. Hoffmann-Prahl Nr. 708.

15. (S. 29.) Mansfelder Pionierlied.

1. Als Veltheim uns zusammenrief, Glückauf!
Da gings mit Bonaparte schief, Glück auf!
Er ward mit seiner ganzen Macht
Geschlagen in der Völkerschlacht.
Glück auf! Glück auf! Glück auf!

2. Der König schickt den Biberstein,
Der kam zurück aus Laub am Rhein,
Wo er die große Brücke schlug,
Die unser Heer nach Frankreich trug.
Glück auf! ꝛc.

3. Als unser Hauptmann zu uns stieß,
Kam er geritten aus Paris.
Das Vaterland war wieder frei,
Des Krieges Elend war vorbei.
Glück auf! ꝛc.

4. Nun gehts in Frankreich wieder los,
Wir sehnten uns nach Order blos.
Die hat der General Rauch dictirt,
Da sind wir lustig raus marschirt.
Glück auf! ꝛc.

5. Das Schlägel und das Eisen ruht,
Und alle treibt der Kriegesmuth;
Wohl tapfer sind wir Pionier,
Für unser Deutschland fechten wir.
Glück auf! ꝛc.

Vf. Fr. Nauck (Vaterl. Ldb. III Nr. 35).

16. (S. 29.) Tabakslied.

1. Ein werther Freund in Freud' und Leid
Ist doch der Tabak jederzeit.
Er macht so leicht ums Herz und Sinn
Und führt uns froh durchs Leben hin.

2. (S. 30.) Doch ist er nicht für alle gleich,
Bei jung und alt und arm und reich:
Gar manchen drückt ein harter Schuh,
Dem bringt auch's Pfeifchen wenig Ruh.

3. Der Kaiser, wenn er aus dem Rath
Geht jagen über Forst und Saat,
Der langt, wie andre auch, zum Sack
Und stopft sich seine Pfeif' Tabak.

4. Doch bringts ihm wenig Freud und Lust,
Ihn drückt gar manches auf der Brust,
Die goldnen Kronen sind gar schwer;
S' ist nicht, als wenns ein Strohhut wär!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. Und wenn vom Schlachtfeld voller Blut
Der General im Lager ruht,
So langt er gleicherweis zum Sack
Und stopft sich seine Pfeif' Tabak.

6. Doch schmeckt's ihm nicht in seinem Zelt,
Ist nicht zufrieden mit der Welt,
Er hat turnirt mit Glanz und Ruhm,
Und niemand mag ihn loben drum.

7. Und wenn zur Meß mit Gut und Geld
Der Kaufmann reist durchs weite Feld,
So langt er eben auch zum Sack
Und stopft sich eine Pfeif' Tabak.

8. Doch schmeckt's ihm nicht, dem armen Mann,
Man sieht ihm wohl die Sorgen an,
Das Einmaleins — es ist ein Graus —
Schaut aus den Augen ihm heraus.

9. Am besten schmeckt's dem Bauersmann,
Wenn er ohn' Sorgen rauchen kann;
Ihm schmeckt's, gottlob, er ist gesund,
Liegt nur die Saat in gutem Grund.

10. Und mit der Supp' harrt froh und frisch
Das Weibchen. Und am kleinen Tisch
Die Kinder; man weiß in der That
Nicht, welches man am liebsten hat.

17. (S. 31.) Die Romanze von den drei Schneidern. Es sind mal drei Schneider gewesen, o je, o je, o je!

6 Str., 5 Z.

(S. 41.) Dasselbe Lied mit denselben Eingangsworten in anderer Lesart.

6 Str., 4 Z.

(S. 43.) Dasselbe Lied. Andere Lesart.

6 Str., 4 Z.

(S. 33.) Dasselbe Lied. Drei Schneider sind gewesen.

5 Str., 4 Z.

Erk-Böhme III Nr. 1683. Wunderhorn (ed. Grisebach) S. 222.

18. (S. 32.) Altes Trinklied. Edit nonne edit clerus.

1 Str., 12 Z.

Die Volksharfe. Erstes Bändchen, Stuttgart 1838 Nr. 13.

19. (S. 32.) Fuhrmannslied. Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein.

4 Str., 5 Z.

Erk-Böhme II Nr. 858. Älteste Form in Kestners Hs. 1809—1814 (a. a. O.) Nassau (Wolfram Nr. 419.) Lahn (Mittler, Fr. L., Deutsche Volkslieder, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1865 Nr. 75.) Badische Pfalz (Marriage S. 383.) Oberschefflenz (Bender, Augusta, Ober-Schefflenzer Volkslieder Karlsruhe 1902 Nr. 145.) Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 15.) Friedländer, Commersbuch Nr. 70. Lahrer Kommersbuch Nr. 768. Vgl. auch

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch Anthropophyteia II, 113 Nr. LII. Hoffmann-Prahl Nr. 424 ist abzuändern: vor 1806 vgl. Erk-Böhme a. a. O. Mscr. von 1817 in meinem Besitz.

20. (S. 33 u. 34.) Die alte Garde. Es ward einmal geschlagen bei Belle alliance die Schlacht.

3 Str., 4 Z.

Vf. Wollheim (nach Lahrer Kommersbuch Nr. 680.) W. Levysohn (nach Köhlers Taschen-Liederbuch Minden o. J. Nr. 126.)

21. (S. 34.; S. 216 gleichlautend wiederholt.)

Ist es nicht ein Jammer?
Oben auf der Höh'
Und in meiner Kammer
Beißen mich die Flöh'!

22. (S. 34.; S. 216 gleichlautend wiederholt.)

Aich wollt, aich wär e Schlüsselbloam
Un säß im koilen Gras!
Da fräße maich die Koiercher
Un schissen mer uff die Nas!

23. (S. 34) Hörst du die Vögelein
Singen im Wald?
Willst du mein Schätzel sein,
Sei es nur bald.

24. (S. 35.) Kleinere Verse.

Ich hatt' einmal 'nen Rausch gehabt
Und konnte nicht mehr stehn,
Da fiel mirs ein, da fiel mirs ein,
Zu meinem Lieb zu gehn.
Doch kaum noch war ich um die Eck',
Witschwatsch, da lag ich in dem Dreck.
Vivallerala la vivallerala!

25. (S. 35.) Frühmorgens sprach mein junges Weib,
Frühmorgens, eh' es tagt,
Ach bleibe doch, mein Engel, bleib'
Nur heut' noch von der Jagd.

Vf. Daniel Schiebeler 1766. Hoffmann-Prahl Nr. 886. Lieder zur Hubertus-Jagd zu Homburg vor der Hoehe 1830. Frankfurt. S. 14.

26. (S. 35.) Ich bin Soldat und will Soldat
Mein ganzes Leben sein,
Viel lieber als Geheimerath,
Dazu bin ich zu klein.

Vf. Gleim? Nach „Weitershausen, Liederbuch für deutsche Krieger und deutsches Volk." Darmstadt 1830, S. 236 Nr. 256. Sollte Rolle den Reim in Erinnerung an ein vielleicht von seinem Vater aus diesem Buche gesungenes Lied aufgezeichnet haben? Unter den Subskribenten des genannten Werkes fungiert nämlich (S. XLI) auch „Rolle, Capitain, in Homburg".

27. (S. 35.) Des Vaters Brief ist wieder dünn,
's ist weder Geld noch Wechsel drin;
Wär' nicht die gute Mutter noch,
So säße ich schon lang im Loch.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

28. (S. 35.) Ein Gläschen guten Rebensaft
Erhält dem Menschen Muth und Kraft.
So lang euch schmeckt ein gut Glas Wein,
Könnt vor dem Tod ihr sicher sein.

Vaterl. Ldb. III., S. 241 Nr. 24.

29. (S. 35.) Ich, du, er, wir, ihr, sie,
Es lebe die ganze Compagnie!

Vaterl. Ldb. III., S. 258 Nr. 4.

30. (S. 36.) Herr Pastor, ich beicht' vor dir,
Meine Sünde bring' ich hier:
Hab' ich nicht in einer Woch'
Siebenundzwanzig Dippe gebroch',
Und den alten Essigkrug?
Herr Pastor, ist das genug?

Böhmen (Hruschka u. Toischer 371 Nr. 911.); Hessen (Schulte, Hess. Bl. f. Volksk. X, 18).

31. (S. 36.) Es soll ein höchstes Wesen sein!
So sprach das Volk der Franken.
Da schickte Gott ein Engelein
Und ließ sich hübsch bedanken.

32. (S. 36.) Was ist das für ein durstig Jahr.

2 Str., 6 Z.

Vf. Ludwig Uhland 1816.

Lahrer Kommersbuch Nr. 617. Fink Nr. 726. Hoffmann-Prahl Nr. 1189.

33. (S. 37.) Im Kreise froher kluger Zecher.

1 Str., 6 Z.

Vf. Chr. Gottl. Otto. Seit 1808 bekannt.

Lahrer Kommersbuch Nr. 178. Fink Nr. 682. Härtel Nr. 178. Hoffmann-Prahl Nr. 705.

34. (S. 37.) Trink' ich Bier, so werd' ich faul,
Trink' ich Wasser, hänk' ichs Maul,
Trink' ich Wein, so werd' ich voll:
Weiß nicht, was ich trinken soll.

Moscherosch, Philander von Sittewald Gesichte II, S. 220 Straßburg 1666.

35. (S. 37.) Im Lande zu Hessen
Sind hohe Berge
Und wenig zu eßen,
Sind große Krüge
Und sauerer Wein:
Wer mögte wohl
Im Lande zu Heßen sein?

Vgl. das Zitat aus Simon Dachs Zeitvertreiber 1700 S. 184 bei Erk-Böhme II Nr. 1029 Anm.

36. (S. 37.) Wir armen (guten) Franken,
Wir loben und danken,
Daß wir nicht sein
Wie die groben am Rhein!

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

37. (S 37.) Hätt' ich Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Ulmer Geld,
Wär' ich Herr von der Welt!

38. Pariser Napoleons-Vergötterung. (? D. H.)

Jésus dans sa plus tendre enfance
Promettait vertu et candeur,
Napoléon d'experience
Étonne ses instituteurs.
Jésus aimait le proletaire
Faisait le bonheur des élus,
Napoléon aimait la guerre,
Et son peuple comme Jésus.

(Daneben schreibt eine andere Hand „O sancta simplicitas!")

39. (S. 37.) Und als ich einst durch Gießen ritt,
Da schmiß mein Gaul aufs Pflaster.
Da kamen die Philister her
Und rauchten es als Knaster.

40. (S. 38, 39 u. 40.) Das Lied vom Himmel. Nach soviel Kreutz und ausgestandnen Leiden.

12 Str., 5 Z.

Vf. Nic. Sturm 1780 nach einem älteren Liede. 1819 gedr. in „Lieder, zum Theil in bairischer Mundart von P. Marcellin Sturm, ehemaligem Augustiner. In Musik gesetzt nach den eigenen Melodien des Verfassers von dem Königl. Advokaten J. Giehrl in Neuenburg vor dem Walde o. O. 1819. (Friedländer II, 449; Erk-Böhme III Nr. 1764.) Luzerner Wiggertal (Gaßmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland, Basel 1906 Nr. 112.) Wunderhorn S. 208 u. S. 614. Ähnliche Lieder sind ziemlich häufig überliefert. Vgl. Fink Nr. 75. Volksharfe II Nr. 39, IV Nr. 42. Erk-Böhme III Nr. 1763, 1765, 1766. Zs. f. Volkskunde XXI, 407 f., II, 362. Das. weitere Literatur. Meier, KiV. Nr. 231. Hoffmann-Prahl Nr. 902.

41. (S. 42.) Wein-Lied. Beim großen Faß zu Heidelberg, da sitzet der Senat.

2 Str., 8 Z.

Vf. Aug. Mahlmann. 1803.

Str. 5 u. 6 des Liedes „Mein Lebenslauf ist Lieb' und Lust". Häufig gedruckt. Fink Nr. 489. Härtel Nr. 513. Hoffmann-Prahl Nr. 863a.

42. (S. 42.) Sündflut-Lied. Vor Alters einst zum Sterben die Welt darnieder lag.

2 Str., 7 Z.

Vf. Comtessa (nach Fr. Rolle). Ich konnte das Lied in keiner der mir zugänglichen Liedersammlungen finden.

43. (S. 42.) Kriegslied. Es schwanket die Waage, ob Fried' oder Streit.

1 Str., 8 Z.

Von Comtessa. (Angabe Fr. Rolles.)

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

44. (S. 44.) Unstern. Ich hab ein junges, heißes Blut.
6 Str., 8 Z.
Vf. Theodor Körner. (Angabe Fr. Rolles.)
Elberfeld (Zs. f. Rhein. u. Westf. Volksk., IX, 24 Nr. 18). Meier, KiV. Nr. 157.

45. (S. 47.) Abschied. Sie naht die bittre Trennungsstunde.
3 Str., 4 Z.
*Rheinland, Mosel u. Saar (Köhler, Meier Nr. 171). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 136). Rheinpfalz (Heeger, Wüst II. Nr. 298, vgl. auch I, Nr. 126). Erk-Böhme II, Nr. 759 u. 568, 4—6).

46. (S. 47, 48.) Verlegenheit. Sie ging zum Sonntagstanze. Lesart: Ich ging...
7 Str., 4 Z.
Vf. Tiedge 1815. Fink Nr. 56. Härtel Nr. 686. Meier, KiV. Nr. 263. Hoffmann-Prahl Nr. 1035.

47. (S. 48 u. 49.) Klage um die Geliebte. Das ganze Dorf versammelt sich.
6 Str. 4 Z.
(S. 109, 110 u. 111.) Dasselbe Lied. Elegie.
15 Str. 4 Z.
Vf. Johann Martin Miller, 1772 zuerst gedruckt im Göttinger Musenalmanach für 1773. (Friedländer II, 274.) Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 30). Sächsisches Erzgebirge (John, Volkslieder und volkstümliche Lieder aus dem sächsischen Erzgebirge. Annaberg 1909 Nr. 64.). Rheinpfalz (Heeger-Wüst Nr. 258.). Fink Nr. 27. Meier, KiV. Nr. 39. Hoffmann-Prahl Nr. 151. Eine Parodie (1819) „Das ganze Dorf versammelt sich zum Fressen und zum Saufen" in meinem Besitz.

48. (S. 49 u. 50.) Zufriedenheit. Freund, ich bin zufrieden, geh es, wie es will.
6 Str., 4 Z.
Vf. Joh. Heinrich Witschel. 1800 erschien das Lied in den „Liedern geselliger Freude Nürnberg" (Friedländer II, 431). Nassau (Wolfram S. 480). Lahrer Kommersbuch Nr. 483. (Wird auch heute noch in Nassau viel gesungen. Es ist wohl vorzugsweise die weichlich sentimentale Melodie, die das Lied am Leben erhält.) Meier, KiV., Nr. 106. Hoffmann-Prahl Nr. 749.

49. (S. 50.) Heimweh.

1. Nach der Heimath möcht ich wieder,
In der Heimath möcht ich sein,
Strahlt mir doch noch eines golden
Dort der lieben Sonne Schein;
In der Heimath wohnt die Liebe,
In der Heimath wohnt die Lust,
(S. 51) Und so bange, ach so bange
Klopft das Herz mir in der Brust:
Süße Heimath, süße Heimath!

2. Warum ist es doch, das Sehnen
Nach der Heimath trautem Land,
Das mit süßer, stiller Schwermuth
Mir mein armes Herz umwand?
Seh ich hier die grünen Fluren,
Dort der Schiffe Wimpeln wehn,
Denk mit Sehnsucht ich der Heimath,
Wo mir alles doppelt schön;
Süße Heimath, süße Heimath!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. (S. 56 Nachtrag.) Nach der Heimath möcht ich gerne,
Ja recht bald, ja nur recht bald,
Ich möcht zum Vater und zur Mutter,
Ich möcht zum Berg und Thal und Wald.
Keiner hat uns lieb da draußen,
Keiner drückt uns warm die Hand,
Und kein Kindlein will uns lächeln
Wie daheim im Heimathsland:
Süße Heimath, süße Heimath!

1,7 In der Heimath athmet freier 1,8 Wieder die bedrängte Brust 3,5 Ach, wer hat uns lieb.

Vf. C. Beils vor 1828 in Anlehnung an ein Gedicht von Joh. Rud. Wyß d. J. 1811. Mosel u. Saar (Köhler-Meier Nr. 153, vgl. auch Nr. 155.) Nassau (Wolfram S. 481.) Fink Nr. 433. Fl. Bl. Ausgewählte Lieder Gedruckt und zu haben bei Th. Thon Mainz o. J. (1910) das erste „Teure Heimat sei gegrüßt." Meier, KiV. Nr. 229, Hoffmann-Prahl Nr. 899. (Ich setze den Text hier ein, weil er einen eigenartigen Übergang zu Beils Lied darstellt.)

50. (S. 51, 52 u. 53.) Unglückliche Liebe. Wenn heim die Herden ziehn von ihren Weiden.

15 Str., 4 Z.

Vf. C. A. Tiedge 1827. Erk-Böhme I Nr. 191c. *Nassau, Mosel u. Saar (Köhler-Meier Nr. 187). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 60.) Meier, KiV. Nr. 307. Hoffmann-Prahl Nr. 1222.

51. (S. 54.) Die Glocke. Hörst du jene sanfte (!) Laute aus der Nebelferne dort.

5 Str., 4 Z.

Kunstlied. Vf. ? Ich fand es in keiner der von mir durchgesehenen Sammlungen.

52. (S. 54, 55 u. 56.) Treubruch. Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten.

9 Str., 4 Z.

Vf. Johann Friedrich Kazner 1779 zuerst gedruckt in „Die Schreibtafel" Siebente Lieferung. Mannheim bei C. F. Schwan. (Friedländer II, 214.) *Nassau, Thüringen, Hessen, Lothringen, Niederrhein, Schlesien, Mosel u. Saar Köhler-Meier Nr. 28). *Hessen, München, Kanton Bern, Badische Pfalz (Marriage Nr. 36). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 63). Erzgebirge (John Nr. 8). Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 25). Solothurn (Grolimund, Sigmund, Volkslieder aus dem Kanton Solothurn. Basel 1910 Nr. 18.) Oberwesterwald (Oberwesterwälder Liederbuch. Marienberg 1900 S. 44). Storndorf (Weber Nr. 39.) Meier, KiV. Nr. 131. Hoffmann-Prahl Nr. 539.

53. (S. 56.) Trennung. Lebe wohl, vergiß mein nicht.

2 Str., 5 Z.

Vf. Johann Friedrich Cordes 1797, zuerst gedruckt im Schillerschen Musenalmanach für 1798 (Friedländer II, 422). Nassau (Wolfram S. 481). Solothurn (Grolimund, Solothurn Nr. 41). Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 88). Tirol (Zf. f. Volkskd. XX, 41 Nr. 5). Meier, KiV. Nr. 199. Hoffmann-Prahl Nr. 807.

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

54. (S. 57 u. 58.) Wiedersehen. Weint mit ihr, ihr nächtlich stillen Haine.

5 Str., 6 Z.

Vf. ? (Vgl. E. K. Blümmls Abhandlung in Pommers Zs. V. 1903, S. 81, 140, 169 u. VI. 1904 S. 62, 128.) *Elsaß, Odenwald, Oberhessen Thüringen, Schlesien, Nassau, Rheinland, Ostpreußen, Mosel u. Saar (Köhler-Meier Nr. 26). *Pommern, Spessart, Hessen. Vogtland, Schlesien, Böhmen, Badische Pfalz (Marriage Nr. 83), Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 27). Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 87). Sächsisches Erzgebirge (John Nr. 19). Böhmerwald (Jungbauer S. 84 f. mit einer Parodie „Weint mit mir, ihr Wirte und ihr Bräuer"). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 64). Oberschefflenz (Bender Nr. 160). Meier, KiV. Nr. 301. Hoffmann-Prahl Nr. 1210.

55. (S. 58, 59 u. 60). Des Ritters Töchterlein. Ein trotziger Ritter aus fränkischem Land.

14 Str., 4 Z. Sehr mangelhaft überliefert.

Vf. Joseph Franz Ratschky 1778 (Friedländer II, 45[illegible]). *Urach, Hessen, Pfalz, Rügen, Ostpreußen, Badische Pfalz (Marriage Nr. 31). Oberschefflenz (Bender Nr. 180). Storndorf (Weber Nr. 35[illegible]) Meier, KiV. Nr. 82. Hoffmann-Prahl Nr. 355.

56. (S. 60.) O ihr Berg und Hügel.

1 Str., 4 Z.

Nassau (Wolfram Nr. 288). Bergisch (Mittler Nr. 886). Storndorf (Weber Nr. 60.) Meier, KiV. Nr. 846. Wunderhorn (ed. Grisebach S. 464). Hoffmann-Prahl Nr. 33, ist abzuändern, da schon vor 1806 bekannt.

57. (S. 61) Sprüche aus der Gegend von Homburg v. d. Höhe. (Rolle hat die einzelnen Redensarten numeriert.)

a) „Deß wohr e anner Korn!" sehgt der Müller, wie er uff en Mäusdreck gebisse hott (beim Versuchen des Korns).

b) Ze wink unn ze vill
Verdärbts gans Spill.

c) Er stället sichs fihr wie der Vallendin Schneider die Kaiserkrehning.

d) Se iß schlau wie die Heuern, die ihrm Mann die Uhr verkahft und Kuche dervor gebacke hott.

e) Där mohgs gewohne, weis Bäckers Katz! Mit der iß der Backohfe ausgewischt wohrn, weil se kahn Besem hatte.

f) Där hot sahn Wille, wies Bäckers Lamm. Deß konnt verrecke oders bleibe losse! (aus Mangel an Futter.)

g) Wär lange schlehft,
Dehn Gott ernährt,
Wär frih ausfsteht,
Sein Geld verzehrt,

h) Es kimmt hinne drein wie die alt Faßnocht.

i) Er zäit erim wäi die Katz mit ihrne Junge.

k) Se schehmt sich in die Aage. Do geht nett vill enei.

l) Wanns am beste geht, fällts Rod aus.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

58. (S. 63.) Liebe. Aus deinen blauen Augen strahlet Liebe.

5 Str., 4 Z.

*Elsaß, Hessen, Rheinland, Hannover, Nassau, Rheinland, Mosel (Köhler-Meier Nr. 111). Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 76). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 260). Oberschefflenz (Bender Nr. 19). Meier, KiV. Nr. 354.

59. (S. 63 u. 64.) Andenken. Einsam bin ich, nicht alleine.

3 Str., 4 Z.

Vf. P. A. Wolff 1821 in „Preziosa", Musik von Weber. Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 300 Anm.). Härtel Nr. 224. Fink Nr. 47. Lahrer Kommersbuch Nr. 468. Meier, KiV. Nr. 84. Hoffmann-Prahl Nr. 337.

60. (S. 64 u. 65.) Verdenk mirs nicht, daß ich dich meide.

4 Str., 6 Z. Unvollständig überliefert.

Erk-Böhme II Nr. 716 ab. Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 195). Nassau (Wolfram Nr. 216). Elsaß (Mündel, Elsässische Volkslieder, Straßburg 1884 Nr. 82). Franken (Ditfurth, Fränkische Volkslieder, Leipzig 1855 II Nr. 95). Odenwald (Mittler 875). Mosel u. Saar (Köhler-Meier Nr. 50, mit wichtigen Anmerkungen). Hoffmann-Prahl Nr. 1134.

61. (S. 65.) Volkslieder. (Nur 6 Anfänge.) Freut euch des Lebens.

Vf. Martin Usteri. Erster Druck 1793. (Friedländer II, 373.) Badische Pfalz (Marriage Nr. 180 und S. 383). Ditfurth, Historische Volkslieder I 2. Teil Nr. 83, eine Parodie auf den Frieden von Basel 1795 „Freut euch des Sieges". Friedländer, Kommersbuch Nr. 484. Sehr häufig gedruckt und heute noch viel gesungen. Hoffmann-Prahl Nr. 464.

62. (S. 65.) Wer wollte sich mit Grillen plagen.

Vf. Ludw. Heinr. Christoph Hölty. Erster Druck 1776 im Vossischen Musenalmanach (Friedländer II, 273). Fink Nr. 341. Lahrer Kommersbuch Nr. 314. Härtel Nr. 891. Meier, KiV. Nr. 315. Hoffmann-Prahl Nr. 1264.

63. (S. 65.) In einem kühlen Grunde.

Vf. J. von Eichendorff 1809. *Ulm, Saar (Köhler-Meier Nr. 46). *Nassau, Baden, Taubergrund, Kanton Bern, Badische Pfalz (Marriage Nr. 77). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 236 s. d. weitere Literatur). Friedländer, Kommersbuch Nr. 108. Härtel Nr. 425. Lahrer Kommersbuch Nr. 24. Meier, KiV. Nr. 181. Hoffmann-Prahl Nr. 729.

64. (S. 65.) Lieber Mantel, laß dich mit mir.

Vf. C. von Holtei 1827. Nassau (Wolfram S. 482). Oberschefflenz (Bender S. 210 Nr. 18). Lahrer Kommersbuch Nr. 524. Härtel Nr. 637. Fink Nr. 532. Hoffmann-Prahl Nr. 990.

65. (S. 65.) In des Waldes finstern Gründen.

Vf. Christian August Vulpius 1800 zuerst gedruckt in „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts. Leipzig (Friedländer II, 430). *Nassau, Mosel, Saar, Berg (Köhler-Meier Nr. 336). Berlin, Spessart, Kanton Bern, Hessen, Badische Pfalz (Marriage Nr. 32). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 45). Oberschefflenz (Bender S. 210 Nr. 2). Baden (Glock Nr. 79, ib. Nr. 179 eine Parodie auf Garibaldi „In des Jura düstern Schlünden"). Friedländer, Kommersbuch Nr. 107. Fink Nr. 788. Härtel Nr. 424. Lahrer Kommersbuch Nr. 497. Meier, KiV. Nr. 180. Hoffmann-Prahl Nr. 726.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

66. (S. 65.) Prinz Eugen, der edle Ritter.

1717, 1719. (Friedländer I, XXXIX Anm.). Vilmar, Handbüchlein S. 50. Becker, Lieder und Weisen I, S. 54 f. Friedländer, Kommersbuch Nr. 131. Fink Nr. 525. Härtel Nr. 601. Lahrer Kommersbuch Nr. 94. Erk-Böhme II Nr. 324. Hoffmann-Prahl Nr. 970.

67. (S. 65.) Ich hab ein kleines Brüderchen, kaum zwanzig Monde alt.

5 Str., 2 Z.

Kunstlied. Vf. ?

68. (S. 66.)

1. Hätt' ich Flügel, könnt' ich fliegen,
Durch die Lüfte schnell und leicht,
Und an deinem Busen liegen,
Dem kein Herz auf Erden gleicht.
Hätt' ich Flügel, wär ich da,
Wär ich dir, o Theure, nah!

2. Aber glaub', es hält gebunden
Große Pflicht mich Armen hier,
Ach, ich zähle, glaub's, die Stunden,
Die mich trennen noch von dir.
Hätt' ich Flügel, wär ich da,
Wär ich dir, o Theure, nach!

3. Trage mich auf leichten Schwingen
Hin zu mir (!), mein kleiner Gott,
Hilf mir ihre Lust erringen,
Mache meine Flügel flott.
O, wie glücklich wär ich da,
Wär ich dir, o Theure, nah!

4. Küsse von den Lippen drücken,
Hör, o Liebchen, welche Lust!
So in Wonne sich erquicken
An der treuen Götterbrust.
O wie glücklich wär ich da,
Wär ich dir doch ewig nah'!

69. (S. 67.) Abschied. So leb denn wohl, du stilles Haus.

9 Str., 4 Z., Str. 2, 6, 7, 8, 9 späterer Zusatz.

Vf. Ferdinand Raimund 1828. (Rolle hält Kotzebue für den Vf.) *Ulm, Nassau, Anhalt, Sachsen, Mosel (Köhler-Meier Nr. 163). Solothurn (Grolimund, Solothurn Nr. 39). *Erzgebirge, Böhmen, Spessart, Hessen, Kanton Bern, Badische Pfalz (Marriage Nr. 128. Zu berichtigen ist, daß Wolfram Nr. 492 nur eine lokale Parodie auf das Lied darstellt). Oberschefflenz (Bender S. 209 Nr. 10). Friedländer, Commersbuch Nr. 137. Über die Musik vgl. Friedländer I, LIV. Fink Nr. 317. Härtel Nr. 716. Lahrer Kommersbuch Nr. 402. Meier, KiV. Nr. 270. Hoffmann-Prahl Nr. 1056.

70. (S. 67 u. 68.) Wenn die Nacht in stiller (süßer) Ruh'.

4 Str., 6 Z.

Vf. Heinrich Wilhelm Stamford. 1776 zuerst gedruckt im Göttinger Musenalmanach für 1777 (Friedländer II, 242). *Kreuznach, Hessen, Rheinland, Koburg, Sachsen, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 83). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 374). Härtel 865. Meier, KiV. Nr. 304. Hoffmann-Prahl Nr. 1219.

71. (S. 68 u. 69.) (Ei) Ist denn Lieben ein Verbrechen.

7 Str., 4 Z. Str. 7 späterer Nachtrag.

Erk-Böhme II Nr. 645. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899 S. 285 Nr. 44. Odenwald, Nassau, Niederhessen, Mosel (Köhler-Meier Nr. 86.) Solothurn, (Grolimund, Solothurn Nr. 21.) Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 75.) Rhein-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pfalz (Heeger-Wüst I Nr. 153.) Härtel Nr. 428. Meier, KiV. Nr. 480. Hoffmann-Prahl Nr. 744.

72. (S. 69. Nachtr. S. 62.) Wann kommt die frohe Stunde.

9 Str., 4 Z.

Entstanden im Anschluß an ein Gedicht Grefflingers (1644) Erk-Böhme II Nr. 641. *Rheinland, Unterfranken, Westpreußen, Mosel (Köhler-Meier Nr. 109.) Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 59.) Rheinpfalz (Heeger-Wüst I, Nr. 151.) Hoffmann-Prahl Nr. 1167 u. 1168. Rolle, Das Hohelied S. 51.

73. (S. 69 u. 70.) Heiter war der Frühling meines Lebens.

5 Str., 4 Z. Unvollständig überliefert.

*Westerwald, Hildburghausen, Rheinland, Ostpreußen, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 66.)

74. (S. 70 u. 71.) Der Troubadour, stolz auf der Liebe Bande.

3 Str., 5 Z., 2 Str., 2 Z.

Vf.? Scheint aus einer Oper entnommen.

75. (S. 71 u. 72.) Die Mähderin und der Junker. Schönes Mädchen, ei, noch so spät im Heu.

11 Str., 2 Z.

Kunstprodukt. Vf.?

76. (S. 72 u. 73.) Lebe wohl, du, die ich ewig liebe.

8 Str., 4 Z.

Erk-Böhme II Nr. 761. Nassau (Wolfram S. 481.) Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 116.) Rheinpfalz (Heeger-Wüst Nr. 301 s. d. w. Literatur.) Meier, KiV. Nr. 488.

77. (S. 74.) An die Ungetreue. Träum' ich, ist mein Auge trübe? Nebelt mirs ums Angesicht?

Vf. Fr. v. Schiller. 1782 zuerst gedr. in „Anthologie auf d. J. 1782." [Schillers sämtl. Schriften ed. Goedeke Bd. I Stuttgart 1867, S. 307 f.]

78. (S. 77 u. 78.) In Lauterbach. In Lauterbach hab ich mein Strumpf verlorn.

10 Str., 4 Z.

Erk-Böhme II Nr. 1009, 1010. Kopp, Studentenlied Nr. 18 Anm. *Elsaß, Tirol, Österreich, Hessen, Nassau, Franken, Voigtland, Böhmen, Harz, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 364.) Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 105.) *Appenzell, Kanton Bern, Elsaß, Oberrhein, Oberbaiern, Tirol, Nieder-Österreich, Hessen, Nassau, Rhein, Thüringen, Franken, Mittel-Saar, Süddeutschland, Badische Pfalz (Marriage Nr. 248.) Storndorf (Weber Nr. 170.) Fink Nr. 183. Lahrer Kommersbuch Nr. 554. Härtel Nr. 959.

79. (S. 79, 80, 81.) Ein preußischer Husar. Ein preußischer Husar fiel in Franzosenhände.

7 Str., 4 Z.

Vf.? Erk-Böhme III Nr. 1318. Baden (Glock Nr. 50.) Nassau (Wolfram S. 480.) Oberwesterwald (Oberwesterwälder Liederbuch S. 20.) Ditfurth, Hist. Volkslieder des siebenjähr. Krieges, S. 83 u. S. 121. Kühn,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

C. G. Preußische Soldatenlieder rc. Berlin 1852, S. 39. Meier, KiV. Nr. 392 Hoffmann-Prahl Nr. 335.

80. (S. 81.) Leichter Sinn. Ein Herz, das sich mit Sorgen quält.

2 Str., insgesamt 13 Z. Sehr mangelhaft überliefert.

Vf. Celander (Gressel) 1716. (Friedländer II, 76 u. 529.) Nassau (Wolfram Nr. 405.) Badische Pfalz (Marriage S. 383.) Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 138.) Oberschefflenz (Bender S. 209 Nr. 2.) Fink Nr. 53. Härtel Nr. 216. Meier, KiV. Nr. 72. Hoffmann-Prahl Nr. 317.

81. (S. 82, 83 u. 84.) Das Lied vom jungen Grafen. Ich stand auf hohen Bergen.

9 Str., 4 Z.

Erk-Böhme I Nr. 89, 90. *Schweiz, Elsaß, Schwaben, Bayern, Steiermark, Odenwald, Frankfurt a. M., Hessen, Nassau, Rheinland, Franken, Thüringen, Sachsen, Erzgebirge, Böhmen, Kuhland, Schlesien, Westfalen, Harz, Ostsee, Westpreußen, Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Mosel (Köhler-Meier Nr. 97.) *Schweiz, Schwaben, Frankfurt a. M., Badische Pfalz, Odenwald, Rheinland, Lausitz, Schlesien, Brandenburg, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Flandern (Marriage Nr. 3.) Rheinland (Ostwald, Lieder aus dem Rinnstein. Drittes Bändchen S. 10.) Rheinpfalz (Heeger-Wüst I, Nr. 29.) Solothurn (Grolimund, Solothurn Nr. 6.) Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 10.) Sächsisches Erzgebirge (John Nr. 11.) Oberschefflenz (Bender Nr. 7.) Sterndorf (Weber Nr. 147.) Rolle, Das Hohelied, S. 38.

82. (S. 84 u. 85.) Einladung zur Liebe. Minna, komm, um mich zu lieben, eh der Lenz entflieht.

11 Str., 2 Z.

Vf.?

Meier, KiV. Nr. 501.

83. (S. 85.) Wiedersehen.

1. Ich habe dich gefunden
Im stillen Friedensthal,
Wir waren längst verbunden,
Wir wurdens noch einmal.

2. So fügt sich Ring dem Ringe
Zur Blumenkette an,
Daß sie uns sanft umschlinge.
Und unser Liebeskahn

3. Er zieht den Strom darnieder,
Dann auf der Schiffer Land,
Wir reichen uns dann wieder
Am Ufer dort die Hand.

Vf.? (Ich nahm das Lied auf, weil es, kontaminiert mit Uhlands „Ein Schifflein ziehet leise, den Strom hin seine Gleise" (Hoffmann-Prahl Nr. 343) in der lebendigen Volksliedüberlieferung weiterlebt.) Vgl. folgende Lesart aus Nanzenbach (Dillkreis) 1909.:

1. Ein Schifflein macht die Reise
Den Strom hin sein Geleise,
Ein jeder kennt den andern,
Sie gehn zusammen wandern.

2. Da fügt sich dann der (!) Ringe,
Zu einer Blumenschlinge,
Sieht eins den andern an
In unserm Liebenskahn(!).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Wir haben uns gefunden
Im stillen Friedental,
Glückselig sind die Stunden,
Da wir beisammen sein.

4. Wir fahren den Strom hinunter
Wohl in ein fremdes Land,
Und reichen uns dann einsam
Am Ufer dort die Hand.

84. (S. 85 u. 86.) Sehnsucht. Ach, ich fühl', es ist verschwunden. 4 Str., 8 Z.

Vf. Schikaneder, Arie Nr. 17 aus der Zauberflöte, 2. Aufz., 19. Auftritt. Main, Rhein, Lahn, Nassau, Mosel (Köhler-Meier Nr. 61.) Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 230.) Härtel Nr. 11. Meier, KiV. Nr. 9.

Rolle verweist auf Heft IV, S. 130, 9, das Lied „Dir folgen meine Tränen", das die Fortsetzung des obengenannten Liedes sein soll. Stimmt die Angabe Rolles, so handelt es sich hier um eine ganz lose Kotamination. Siehe unten Nr. 116.

85. (S. 87.) Die Eisenbahn.

Ich geh heut lustig an den Stand
Die Eisenbahn zu sehn,
Mit meinem Lottchen an der Hand,
Ihr werdet mich verstehn.
Wir singen alle: Tralala, dirallala 2c.
Wir gehen nach der Eisenbahn.

Das schönste Mädchen in der Welt,
Das ist gewiß das meine,
Und wenn sie schottisch tanzen will,
Tanzt sie mit mir allein.
Wir singen . . . .

Ihr Augenpaar, das ist so blank
Und leuchtet wie zwei Sterne,
Ihr Mund ist roth, ihr Wuchs so schlank,
Wir küssen uns so gerne.

Liebes Lottchen hör' mich an,
Willst du mich denn nicht frein?
Bist du mein Weib und ich dein Mann,
Dann können wir glücklich sein.

Hör', Lottchen, hör' das Hophophop!
Die Musik ist schon da,
Da tanzen sie ein schottisch Galopp,
Stets lustig, heisasa!

Wir leben lustig in der Welt
Mit fröligem Gemüth, (S. 88.)
Und ist im Beutel auch kein Geld,
Werd' ich doch nicht betrübt.

Wir lieben uns bis an das Grab,
Und bleiben stets vergnügt,
Und werden nie das Küssen satt,
Bis uns das Auge bricht.
Wir singen alle tralala 2c.
Wir gehen nach der Eisenbahn.

Oberscheflenz (Bender Nr. 164) Nassau (Wolfram Nr. 163.) Meier, KiV. Nr. 365.

86. (S. 88.) Neues Östreicher Lied.

Hab gehabt in meinem Heimathsland
Ein Dirndel schön und guat,
Bin aber von ihr gegangen fort,
Ach, wie michs reuen thuat.
Ach Dirndel, schönes Dirndel mein,
Könnt' ich nur immer bei dir sein,
O Dirndel, schönes Dirndel mein,
Könnt ich nur bei dir sein.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Oestreich sind sie alle guat,
Da sind sie lieb und treu,
Da hab' ich mir eins auserſehn,
Und bleibe auch dabei.
Ach Dirndel . . . .

In Paris, da hat mich eine druckt,
Am Buſen, und das wie!
Drauf hat sie einen andern druckt,
Und aus war es mit mir.
Ach Dirndel . . . .

Erk-Böhme II Nr. 556.

87. (S. 91.) Junggeſellenleben.

1. Ein ſchöneres, freieres Leben
Als ledigſein, gibt es ja nicht!
Nur die ſich in Ehſtand begeben,
Die leiſten auf Freiheit Verzicht.
Mich unter Pantoffel zu ſchmiegen
— Wer lebte ſo ruhig als ich? —
Ich könnte darin mich nicht fügen,
Nein, nein, das möchte ich nicht!

2. Ich halt' mich an fröhliche Brüder
So lang mirs bei ihnen gefällt,
Steig auf und lege mich nieder,
Kein brummendes Hauskreuz mich quält.
Mit Frieden erwach' ich am Morgen,
Der heiter dem Himmel entgraut,
Mich drücken nicht häusliche Sorgen:
Des Ehſtands bitteres Kraut.

3. Macht man nicht, was modiſch iſt, glänzen,
So hat man den Teufel im Haus,
Dann ſpielen ſie über die Grenzen
Des Ehſtands gerne hinaus;
Denn häusliche, treue und brave
Gibts ſelten wie Edelſtein,
Drum ſcheint mir der Ehſtand die Strafe
Geweſener Sünden zu ſein.

4. Nehmt junge, ſo muß man ſie hüten,
Nehmt alte, ſo winket der Tod,
Sinds Reiche, die wollen gebieten,
Sinds Arme, ſo leidet man Not,
Sinds Schöne, ſo hat man Gefahren,
Und gibt man auch noch ſo gut acht,
Sinds leichte, ſo hat man zu ſparen,
Sinds häßliche, wird man verlacht.

88. (S. 91 u. 92.) Warnung vorm Heirathen. Recht vergnüglich kann man leben.

5 Str., 5 Z.

Vſ.? Erk-Böhme II Nr. 862. Naſſau (Wolfram Nr. 273). Elſaß (Mündel Nr. 229). Heſſen (Mittler Nr. 945). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 162). Härtel Nr. 606.

89. (S. 93.)

1. Der Mädchen hat man viele,
Brünette, blöde, ſtille,
Drum ſag' ichs ohne Scheu;
Ich blieb auch keiner treu.

2. Heut' geh' ich zur Finette,
Und morgen zur Brünette,
Zum Malchen geh' ich früh,
Und abends zu Marie.

3. Thereschen war zu hitzig,
Amalchen mir zu witzig,
Schön Lieschen ſchon zu alt,
Auguſte mir zu kalt.

4. Zu dick das holde Settchen,
Zu mager dann mein Käthchen,
Luiſe viel zu groß,
Und Minchen trug ſich bloß.

5. Drum will ich lieber meiden
Des Mädchenumgangs Freuden,
Will nur bei Brüdern ſein.
Und mich beim Glaſe freun.

Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vf. ? Scheint in den 50er Jahren ein sehr beliebtes Lied gewesen zu sein. In meinem Besitz 6 Lesarten, davon eine kontaminiert mit „Es leben die Soldaten" von Cl. Brentano 1813. Ich gebe das Lied noch in einer anderen Version nach einem Quartblatt, geschr. um 1850 von Auguste Rücker, Biebrich a. Rh. im Ortsmuseum zu Biebrich a. Rh.:

1. Der Mädchen lieb ich viele,
Braunschwarze und Blondine,
Und sage ohne Scheu:
Ich bin ja keiner treu.

2. Zu dumm war mir die Eine,
Und gar zu klug die Kleine,
Die Eine war nicht reich,
Die Andre mir zu bleich.

3. Heut ging ich zu Brunette,
Und morgen zu Hannette,
Zum Malchen ging ich früh,
Des Abends zur Sophie.

4. Theresia war zu hitzig,
Und Nannchen mir zu witzig,
Schön Lieschen mir zu alt,
Auguste mir zu kalt.

5. Zu dick war holdes Jettchen,
Zu mager mir das Kettchen
Philippine mir zu groß,
Luischen trug sich bloß.

6. Zu affektiert war Hannchen,
Zu unbelesen Sannchen,
Antonie war zu still,
Emilie sprach zu viel.

7. Drum will ich lieber meiden
Der Mädchen Umgangs Freuden,
Will stets bei Weibern sein,
Und froh beim Gläschen Wein.

90. (S. 92.) Der Türkenprinz.

1. Freier athmen unsre Herzen
Bei der Freude Rundgesang,
Bei der Freude Lust und Schmerzen,
Bei der Becher hellem Klang;
Drum stoßet an und trinket,
Trinkt Wein und singt dabei:
Fort mit den Grillen,
Vertreibet die Sorgen,
Heiter ja lacht schon der nächste Morgen,
Lacht ja der nächste Morgen uns schon!

2. Einst aus fernem Morgenlande
Kam ein Prinz aus der Türkei,
Krank an Herzen und Verstande,
Denn der Wein war ihm ja neu.
Unglücklich hat er geliebet,
Seine Braut war ungetreu.
Fort mit den Grillen 2c.

3. Auch hat er sogleich befohlen
Bei der Sonne letztem Schein,
Man soll den Doktor ihm holen;
Der kam und brachte ihm Wein.
Trink, sprach er, du sollst genesen,
Trink Wein und singe dabei:
Fort mit den Grillen 2c.

4. (S. 94.) Einst ging er beim Mondenscheine
Schwermüthig, die Wangen blaß,
Ging spazieren ganz alleine,
Bekümmert die Augen naß,
Da hört er ein Liedchen singen,
Dies Lied war jenes Lied:
Fort mit den Grillen 2c.

5. Und er kaufte sich am Rheine,
— Jene Gegend ist bekannt
Durch die edelsten der Weine —
Sich ein neues Vaterland.
Jeden (!), der jetzt ihn besuchet,
Gibt er Wein und singt dabei:
Fort mit den Grillen 2c.

6. Nun ist er wieder genesen
Am Herzen, sowie am Verstand,
Seine Braut, die hat er vergessen,
Und mit ihr sein Vaterland;
Dort sitzt er jetzt, isset und trinket,
Trinkt Wein und singet dabei:
Fort mit den Grillen 2c.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

7. Drum sollen die Mädchen auch
Die treuen, meine ich nur, [leben,
Und sollt es auch untreue geben,
Der Wein ist die beste Kur.
Drum stoßet an und trinket,
Trinkt Wein und singet dabei:
Fort mit den Grillen rc.

Str. 1 ist ein späterer Nachtrag. Vf. ?

91. (S. 94 u. 95.) Der Pilger durchs Leben. Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand.

5 Str., 4 Z.

Vf. Conrad Rotter (1825). *Elsaß, Schwaben, Nassau, Thüringen, Sachsen, Brandenburg, Ulm, Saar (Köhler-Meier Nr. 174). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 347). Böhmerwald (Jungbauer S. 158: ein Lied mit gleichem Anfang „A Sträußal am Hüatal"). Solothurn (Grolimund, Solothurn Nr. 43). Oberschefflenz (Bender S. 210 Nr. 26). Oberwesterwald (Oberwesterwälder Liederbuch S. 22). Friedländer, Kommersbuch Nr. 58. Härtel Nr. 229. Lahrer Kommersbuch Nr. 470. Meier, KiV. Nr. 81. Hoffmann-Prahl Nr. 352.

92. (S. 95 u. 96.) Der Gärtner. Es war einmal ein Gärtner.

7 Str., 5 Z.

Vf. Johann Martin Miller. 1776 zuerst gedr. in seinem Roman „Siegwart. Eine Klostergeschichte." Leipzig (Friedländer II 279). *Schwaben, Rheinland, Schlesien, Westfalen, Brandenburg, Pommern, Odenwald, Hessen, Rheinland, Franken, Schlesien, Saar (Köhler-Meier Nr. 98). *Lothringen, Schlesien, Westpreußen, Badische Pfalz (Marriage Nr. 170). Rheinpfalz (Heeger-Wüst Nr. 183). Vilmar, Handbüchlein S. 195. Meier, KiV. Nr. 96. Hoffmann-Prahl Nr. 429.

93. (S. 96 u. 97.) Das Lied vom Sand. Du stehst in unsrer Mitte.

7 Str., 4 Z.

Ditfurth, Historische Volkslieder II, 1 Nr. 6.

94. (S. 97 u. 98.) Das Lied vom böhmischen Krieg. Im Böhmerland bei Prag.

Ditfurth, Hist. Volksl. I, S. 24. Erk-Böhme II Nr. 329. Pröhle, Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele 2. Ausg. Stuttgart 1863 Nr. 101. E. M. Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, hrsg. von H. Rösch (Leipzig 1892), S. 42.

95. (S. 98.) Am Bache. Beschattet von der Pappelweide.

4 Str., 6 Z.

Vf. Joh. Heinr. Voß. Erster Druck 1780 im Vossischen Musenalmanach für 1781 mit einer Komposition von Joh. Abr. Peter Schulz. (Friedländer II, 300.) Nassau (Nassovia, 12. Jahrg. S. 232 Nr. XXX.). Mosel (Köhler-Meier Nr. 101.). Oberschefflenz (Bender Nr. 169). Meier, KiV. Nr. 33. Fink Nr. 61. Härtel Nr. 113. Hoffmann-Prahl Nr. 122 a.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

96. (S. 111.) Häusliche Zwiste.

1. Gestern schlug mir meine Frau
Mit der Ofengabel
Meinen Rücken braun und blau,
Das war miserabel;
Wenn sie das noch einmal thut,
Dann bin ich ihr nicht mehr gut.

2. Liebes Hannchen, sagte ich,
Laß du mich doch gehen,
Denn du weißt, ich schäme mich,
Wenns die Leute sehen,
Daß du das Commando führst
Und mich niemals respektierst.

3. Ach, was geht mich dieses an,
Sprach sie ganz verwogen,
Du bist ja für mich mein Mann
Du hast mich betrogen,
Bei dir hab' ich manche Nacht
Ungeliebt dahingebracht.

4. So geht es mir armen Mann
Jetzt und alle Tage,
Weil sie mich nicht leiden kann,
Hab' ich diese Plage,
Meiner Frauen Narr zu sein,
Das ist wahre Höllenpein.

5. Will ich, wie ein andrer Mann,
Ein Vergnügen machen,
Sieht sie mich ganz spöttisch an
Und thut höhnisch lachen:
Alter, spricht sie dann zu mir,
Ich bin Herr im Hause hier!

6. Alle Tage geht sie aus,
Sich Pläsier zu machen,
Und ich armer muß zu Haus
Halbe Nächte wachen;
Brummend kommt sie dann zurück,
Und klagt über Mißgeschick.

7. Ach, wie oft spricht sie zu mir:
Ich kann dich nicht leiden,
Bei dir find' ich kein Pläsier,
Bald laß ich mich scheiden;
Denn mir fehlt ein rascher Mann,
Der mich recht vergnügen kann.

8. So nimm deinen Officier
In drei Kuckucks Namen,
Dieser macht sich gern Pläsier
Bei den raschen Damen;
Denn er krähet wie ein Hahn,
Dieser ist für dich ein Mann.

9. Männer, hört das Beispiel an,
Das ich euch gegeben,
Freiet nur kein junges Weib,
Wenn ihr ruhig wollt leben;
Denn ein flottes, junges Weib
Wünscht sich andern Zeitvertreib.

Lesarten zu Str. 9. 9,2 Das der Alte gibt; 9,3 Und seid nie wie dieser Mann; 9,4 Im Alter noch vergibt (!); 9,5 Glaubet nur ein junges Weib; 9,6 sich täglich Zeitvertreib.

97. (S. 113.) Geld.

Ach, dem lieben Gold
Sind wir alle hold,
Denn das liebe Geld,
Das regiert die Welt;
Wer kein Geld nicht hat,
Der ist stets malad,
Denn nach Geld und stets nach Geld
Schreit die ganze, weite Welt.

Arm und ehrlich sein,
Das ist wahrlich Pein,
Und bringt gar nichts ein,
Das ist klar und rein;
Nur den reichen Mann
Schaut man freundlich an
Denn nach Geld und stets nach Geld
Schreit die ganze, weite Welt.

Vgl. Erzgebirge (John Nr. 54.) Storndorf (Weber Nr. 125 Refrain.)

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

98. (S. 113.) Der geschoßene Waidmann.

1. Ihr edlen Waidgenossen,
Bejammert meine Noth,
Ich armer bin geschossen
Mit Amors Hasenschrot;
Umsonst war euer Warnen,
Der Schelm hat mich berückt,
Und hält in Liebesgarnen
Mich rettungslos verstrickt.

2. Schön Rickchen, ach, die -lose,
Hat Augen wie ein Reh,
Die Wangen gleich der Rose,
Der Busen frischem Schnee.
Bei St. Hubertusschmause
Sah sie mich freundlich an,
Da führt ich sie nach Hause,
Da wars um mich gethan.

3. Doch als ich leis und blöde,
Willst du mein Liebchen sein?
Sie fragte, that sie spröde
. . . .
. . . .
Schweißt nun mein wundes Herz,
Ich renn umher und klage,
Den Wäldern meinen Schmerz.

4. (S. 114.) Im Wachen wie im Traume
Seh' ich nur sie allein,
Und schneide jedem Baume
Schon Rickchens Namen ein.
Ach, mich verzehrt die Flamme,
Und schmachtend girr' ich hier,
Wie auf dem dürren Stamme
Die Tauben über mir.

5. Oft, wenn ich ganz alleine
Im Thal zum Bache schleicht (!),
Lauf' ich ihr nach, und meine,
Jetzt hätt' ich sie erreicht.
Umsonst! Leicht wie ein Häschen
Hüpft Rickchen durch die Flur,
Zerdrückt ist kaum ein Gräschen
Von ihrer schmalen Spur.

6. Sonst froh und lustig immer,
Auf meine Freiheit stolz,
Zog ich beim ersten Schlummer (!)
Aurorens schon zu Holz;
Jetzt ruhen Flint' und Büchse,
Mit euch ist Friede jetzt,
Ihr Hirsche, Hasen, Füchse,
Ich werde selbst gehetzt!

Lieder z. Hubertusjagd, S. 25. 9 Str.

99. (S. 114.) Jägerlied.

1. Ein Jäger geht ins Holz
Es ziert ihn wohl die Flinte,
Sein Jagdhund läuft geschwinde,
Er springt bald hin, bald her,
Das freut den Jäger sehr.
Hussa! Hussa! Hussa!
Er springt bald hin, bald her,
Das freut den Jäger sehr 2c.

2. Der Jäger hebt den Blick
Um in die Luft zu sehen,
Er fühlt ihr frisches Wehen,
Schaut in ihr frisches Wehen,
Schaut in ihr blaues Meer,
Das freut den Jäger sehr.

3. Da steht der grüne Wald,
Er sieht die Blätter kräuseln,
Er hört ihr leises Säuseln,
. . . .
Ihm klingt der Vögel Heer,
Das freut den Jäger sehr.

4. So freut er lange sich,
Ins Taschel thut er laden
Zwei feiste Sonntagsbraten
Was will der Jäger mehr?
Das freut den Jäger sehr.
Hussa! Hussa! Hussa!

3,4 Er sieht die Blätter kräuseln (Soll an dieser Stelle vielleicht eingefügt werden?).

100. (S. 115 u. 116.) Tischlerlied. Da streiten sich die Leut' herum. 7 Str., 8 Z. Vf. F. Raimund 1833. Böhmen (Zs. d. V. f. Volksk. III,

188. Härtel Nr. 141. Lahrer Kommersbuch Nr. 450. Meier, KiV. Nr. 38. Hoffmann-Prahl Nr. 170.

101. (S. 116.) Der Peter in der Fremde. Was soll ich in der Fremde thun.

5 Str., 4 Z.

Vf. J. B. Adrian 1823. Erk-Böhme III Nr. 1615. Rheinpfalz (Heeger-Wüst I, Nr. 103). Nassau (Wolfram Nr. 435 a. u. b.) Meier, KiV. Nr. 298. Härtel Nr. 853. Hoffmann-Prahl Nr. 1202.

102. (S. 116 u. 117.) Schatz, mein Schatz, was fehlet dir.

4 Str., 5 Z.

Erk-Böhme III Nr. 1419 u. 1420. *Elsaß, Schwaben, Steiermark, Hessen, Frankfurt, Nassau, Rheinland, Franken, Lausitz, Sachsen, Erzgebirge, Böhmen, Preußen, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 45. Unser Lied ist kontaminiert mit Köhler-Meier Nr. 256). Sächsisches Erzgebirge (John Nr. 193).

103. (S. 117.)

1. Wo sind die Frühlingsstunden
Der Jugendjahre hin?
Beim Kriegsdienst verschwunden,
Sind sie wie Rauch im Wind.

2. Ein Traum ists nur auf Erden,
Und glücklich nur, wer nie vergißt:
Der Mensch, der muß wieder werden,
Was er vordem gewesen ist.

3. Soldat ist viel, wers betrachtet,
Er setzt sein Leben zum Spiel,
Wird wenig im Preiße geachtet,
Und lebt hin im Mordgefühl.

4. Viel Tausend in Rußland sind blieben
Bei Berezina auf der Brück'
Von Hunger und Kält' aufgerieben,
Die kommen nun nimmer zurück.

5. Da liegen sie vor meinen Füßen,
Dem fehlet ein Arm, dem ein Fuß,
Viele Thränen sehe ich fließen,
Was doch ein Soldat leiden muß!

6. Der Vater klagt und die Mutter,
Daß den lieben (S.118) Sohn sie verlorn,
Es weinet die Schwester um den Bruder,
Der dort im Schnee ihr erfror.

Unsere Version ist einstweilen die älteste. Steiermark, Franken, Mosel, Saar (Köhler-Meier Nr. 312). Elsaß (Mündel Nr. 158). Baden (Glock Nr. 14).

104. (S. 118.) Mein Schatz ist ein Reiter.

5 Str., 4 Z.

Erk-Böhme II Nr. 1055. Nassau (Wolfram Nr. 169). Badische Pfalz (Marriage S. 384). Storndorf (Weber Nr. 77 kontaminiert mit „Einst war ich so glücklich".) Fink Nr. 100. Härtel Nr. 517.

105. (S. 118 u. 119.) Lied für Lumpen. Auf, laßt uns in die Stadt marschieren.

5 Str., 8 Z.

Aus Nestroys Lumpaci Vagabundus.

106. (S. 123 u. 124.) Trennung. Ach, sie naht, die bange Stunde.

11 Str., 4 Z.

Erk-Böhme II Nr. 760. *Badische Pfalz, Hessen (Marriage Nr. 99). Rheinpfalz (Heeger-Wüst Nr. II Nr. 201 und Nr. 300). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 109). Meier, KiV. Nr. 343.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

107. (S. 124.) Ach Herzchen, schön Schätzchen, was fällt mirs so schwer.

9 Str., 2 Z.

Unser Lied ist eine Kontamination der Klage eines betrogenen Mädchens mit einem Wanderliede. Eine der ursprünglichen Fassung des Liedes sehr ähnliche Version bei Ditfurth, Fränkische Volkslieder II Nr. 38. (An anderem Ort Genaueres über dieses Lied.) *Elsaß, Nassau, Hessen, Rheinland, Harz, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 141). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 158). Böhmen (Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 128 Nr. 37). Franken (Ditfurth II Nr. 134). Elsaß (Mündel Nr. 142). Badische Pfalz (Marriage Nr. 54). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 186c, d und II Nr. 190; ferner I Nr. 92). Erk-Böhme II Nr. 714. Storndorf (Weber Nr. 61 u. Nr. 136).

108. (S. 124 u. 125). So alleine wandelst du.

9 Str., 4 Z. Str. 2, 5 und 7 späterer Zusatz.

Vf. L. Schubart 1791. *Nassau, Rheinland, Berlin, Pommern, Niederrhein, Schlesien, Mosel (Köhler-Meier Nr. 27). Oberschefflenz (Bender Nr. 177). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 28). Fink Nr. 182. Härtel Nr. 707. Meier, KiV. Nr. 267. Hoffmann-Prahl Nr. 1048. Rolle, Das Hohelied S. 53.

109. (S. 125.) Unser Leben gleicht der Reise.

4 Str., 4 Z.

Erster Druck (?) im Gesellschaftsbuch, Bayreuth 1799. (Friedländer II, 343).

110. (S. 125 u. 126). Schönstes Kind, auf dieser Erden.

4 Str., 4 Z.

Erk-Böhme II Nr. 545. *Odenwald, Hessen, Nassau, Rheinland, Mosel (Köhler-Meier Nr. 115). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 64). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 111). Hoffmann-Prahl Nr. 1011.

111. (S. 126.) Mädchen, willst du mirs gestehen.

4 Str., 4 Z.

Vf. Christian Felix Weiße 1772. Abgedruckt bei Köhler-Meier Nr. 107. Erk-Böhme II Nr. 717. *Elsaß, Ulm, Rheinland, Sachsen, Erzgebirge, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 107). Badische Pfalz (Marriage Nr. 188). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 196). Sächsisches Erzgebirge (John Nr. 60). Oberschefflenz (Bender Nr. 21). Meier, KiV. Nr. 203. Hoffmann-Prahl Nr. 843.

112. (S. 126 u. 127). Mädchen, wann ich dich erblicke.

9 Str., 4 Z.

Erk-Böhme II Nr. 566. *Schweiz, Elsaß, Schwaben, Nassau, Rheinland, Fränkische Schweiz, Voigtland, Erzgebirge, Schlesien, Westfalen, Brandenburg, Mosel (Köhler-Meier Nr. 112). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 123). Sächsisches Erzgebirge (John Nr. 31). Oberschefflenz (Bender Nr. 13).

113. (S. 127 u. 128.) Untreue. Es kann mich nichts Schönres erfreuen.

7 Str., 4 Z.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erk-Böhme I Nr. 48 u. 49. Über die Melodie vgl. Friedländer II, 75. *Schweiz, Elsaß, Oberrhein, Schwaben, Steiermark, Gottschee, Hessen, Nassau, Rheinland, Franken, Sachsen, Thüringen, Erzgebirge, Lausitz, Böhmen, Kuhland, Schlesien, Westfalen, Harz, Ostpreußen, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 18). Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 18). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 8 u. 9). Aargau (Grolimund. Aargau Nr. 22). Sächsisches Erzgebirge (John Nr. 83). Vilmar, Handbüchlein S. 117 f.

114. (S. 128 u. 129.) Zum Abschied. Bestes Magdeburg und dich muß ich verlassen.

6 Str., 4 Z.

Erk-Böhme III Nr. 1600 und 1601. *Baden, Hessen, Nassau, Rheinland, Sachsen, Erzgebirge, Böhmen, Schlesien, Westfalen, Brandenburg, Berlin, Hinterpommern, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 255). *Kanton Bern, Graubünden, Schwaben, Siebengebirge, Hessen, Badische Pfalz, Siegelau, Oderbruch, Ostpreußen (Marriage Nr. 55). Rheinpfalz (Heeger-Wüst II Nr. 221). Storndorf (Weber Nr. 162.)

115. (S. 129.)

1. Der Sternlein Heer am Himmel glänzt,
Mein Liebchen mir am Fenster winkt,
Ach Liebchen, sieh, ich komme.

2. Der Mond mir leuchtet auf dem Weg,
Durch Stock und Stein und hohen Steg
Zu deiner kleinen Hütte.

3. Sie tritt zurück und winket mir,
Es schleicht der Riegel an der Thür.
Und öffnet sich ganz leise.

4. Lösch aus, des Lämpleins hellen Schein,
Mir glänzen deine Augelein
Herzliebchen, über alles.

5. Die Wangen (!) braucht nicht roth zu sein,
Der Liebe Schwur ist ewig treu,
Und ist der Unschuld Bürge.

6. Nach einem raschen halben Jahr
Sind wir, wills Gott, ein (S. 130.) trautes Paar,
O Himmel, welche Freude!

7. Dann dürfen wir im Sonnenschein
Uns lieben, sehen, glücklich sein,
Bei Spielen und bei Festen.

116. (S. 130.) Dir folgen meine Thränen.

4 Str., 8 Z.

Vf. Johann Thimotheus Hermes 1766 in „Die Geschichte der Miß Fanny Wilkes", Leipzig. (Friedländer II, 140.) *Nieder- und Mittelrhein, Mosel (Köhler-Meier Nr. 42). Fink Nr. 829. Meier, KiV. Nr. 60. Hoffmann-Prahl Nr. 227.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

117. (S. 130.)

1. Mädchen zu küssen, das schadet ja nicht,
Macht dir ein Mädchen ein freundlich Gesicht
Wärst du ein Narr ganz und gar, (S. 131)
Böteſt du schnell nicht ein Küßchen ihm dar.

2. Trinken, ihr Lieben, das schadet ja nicht,
Wahrheit am ersten der Trinker ja spricht,
Schenkt mir drum fein fleißig nur ein,
Daß ich wahrhaftig in Freude kann sein.

3. Lustig, ihr Brüder, und tut es uns nach,
Küßet und trinket, Freund Luther schon sprach:
Weiber und Wein müssen ja sein,
Auch sollen wir weidlich beim Lied uns noch freun!

118. (S. 131.)

1. O süßer Traum, wie bald bist du verschwunden,
Und mit dir meines Lebens höchstes Glück,
Ach, nimmer, nimmer kehr'n die frohen Stunden
Meines armen Herzens je zurück.

2. Hätte ich die frische Rosenblüthe
Deines jungen Lebens nie erblickt,
Hätte deiner Seele Engelgüte
Doch mein armes Herze nie erblickt!

3. O, so könnt ich ärmster dich vergessen,
Schönste, beste, traute Mina, dich,
Welch ein himmlisch Glück hab' ich besessen,
Schön und reitzend, aber nicht für mich.

119. (S. 132.) Der Vogelfänger. Der Vogelfänger bin ich ja.
3 Str., 8 Z.
Vf. Emmanuel Schikaneder „Die Zauberflöte". 1791 gedruckt. (Friedländer II, 471.) Fink Nr. 151. Härtel Nr. 435. Hoffmann-Prahl Nr. 226.

120. (S. 132.) Der Pfannenflicker. Ein Pfannenflicker, dems gut geht.
2 Str., 8 Z.
Badische Pfalz (Marriage Nr. 174). Nassau (Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia Bd. IV. S. 140 Nr. XXIV).

121. (S. 145.) Abschied.

1. Helle Sonne, helle Strahlen,
Helle Sterne, helles Licht,
Ihr könnt schwarz und dunkel mahlen
Ein so schönes Angesicht.
Helft mein Unglück stets bedauern,
Fangt mit mir jetzt an zu trauern,
Dann heut' ist die Abschiedszeit,
Heut' der Trennung schweres Leid.

2. Düster ist der helle Morgen,
Finster ist die Abendzeit,
Dann der Tag bringt viele Sorgen
Und benimmt die Lustbarkeit.
Sonn' und Mond mögt ich entbehren,
Kann ich anders dich nicht hören,
Ach, der Sonne freudges Licht,
Duldet meine Trauer nicht!

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Erd' und Himmel gibt mir nimmer
Freude, komm ich von dir ab,
Ach, mein Jammer führt mich langsam
Allgemach ins frühe Grab.
Von der Besten aller Schönen
Muß ich Armer heut' mich trennen,
Mich umfängt des Grabes Nacht,
Ach, kein Stern am Himmel lacht!

Meier, KiV. Nr. 428.

122. (S. 151.) Den Montag kocht sie Kartoffelbrei.
6 Str., 4 Z. Unvollständig überliefert.
Ditfurth, Fränk. Volkslieder II Nr. 207.

123. (S. 152.) Der Stiefel muß sterben.
10 Z.
Schwaben, Elsaß (Böhme, Kinderlied und Kinderspiel S. 130 Nr. 599). Meier, KiV. Nr. 530.

124. (S. 152.) Ich bin so etwas liederlich.
2 Str., 4 Z.
Kopp, Studentenlied Nr. 155. Wunderhorn (ed. Grisebach) S. 877.

125. (S. 152 u. 153.) Wer mich gern will haben.
4 Str., 6 Z.; Str. 3 = 4 Z.
Elsaß (Mündel Nr. 89).

126. (S. 153.) Ich ging einmal spazieren.
4 Str., 4 Z.
Erk-Böhme II Nr. 818. Rheinpfalz (Heeger-Wüst Nr. 367). Nassau (Wolfram Nr. 111). Elsaß (Mündel Nr. 111).

127. (S. 153 u. 154.) Jungfer Lieschen lag oben im Bette allein.
3 Str., 4 Z.
Erk-Böhme III Nr. 1732b. Nassau (Wolfram S. 481). Elsaß Mündel Nr. 99).

128. (S. 154.) Gestern legt ich mich aufs Bette.
6 Str., 4 Z.
Kopp, Deutsches Studentenlied Nr. 101.

129. (S. 155.) Es waren drei Gesellen.
4 Str., 4 Z.; Str. 3 = 5 Z.
Erk-Böhme III Nr. 1302 u. 1305. *Elsaß, Schwaben, Rheinpfalz und Kreichgau, Südungarn, Hessen, Frankfurt a. M. Nassau, Rheinland, Franken, Jena, Anhalt, Böhmen, Kuhland, Oberlausitz, Schlesien, Harz, Berlin, Pommern, Ostpreußen, Flamland, Mosel und Saar (Köhler-Meier Nr. 132). Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 39). Oberschefflenz (Bender Nr. 67). Erzgebirge (John Nr. 181). Storndorf (Weber Nr. 114.)

130. (S. 161.) Ach Mutter, liebe Mutter, geb' sie mir guten Rat.
5 Str., 4 Z.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erk-Böhme I Nr. 71. Nassau (Wolfram Nr. 21.) Aargau (Grolimund, Aargau Nr. 70.) Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 22 das. weitere Literatur.

131. (S. 161.) Saß ich auf einem Feiglingsbaum.
6 Str. 2 Z.
Erk-Böhme II Nr. 859. Franken (Ditfurth, Fränkische Volksl. II Nr. 56.) Rheinpfalz (Heeger-Wüst Nr. 245.)

132. (S. 161.) Vom heiligen Rock. Freifrau von Droste Vischering.
4 Str., 6 Z.
Vf. Rudolf Löwenstein 1844. Ditfurth, Hist. Volksl. II, 1 Nr. 57. Hoffmann-Prahl Nr. 453.

133. (S. 162 u. 163.) Ich hab mein feines Liebchen.
8 Str. Str. 1, 2, = 2 Z.; 3, 4, 5, 6 = 3 Z.; 8 = 4 Z.
Erk-Böhme II Nr. 536, Nr. 467, 1, Nr. 506, 4; I Nr. 126a, 8. *Elsaß, Schwaben, Hessen, Nassau, Rheinland, Franken, Thüringen, Erzgebirge, Böhmen, Schlesien, Ostpreußen, Mosel, Saar (Köhler-Meier Nr. 142.) Luzerner Wiggertal (Gaßmann Nr. 180.) Solothurn (Grolimund, Solothurn Nr. 33.) Oberschefflenz (Bender Nr. 54). Rheinpfalz (Heeger-Wüst I Nr. 106.) Härtel Nr. 368.

134. (S. 215) Alter Waidmannsspruch.
Reminiscere — Nach Schnepfen suchen geh';
Oculi — Da sind sie — da kommen sie,
Laetare — Das ist das Wahre;
Judica — Sind sie auch (ergänze „noch da")
Palmarum — Trallarum!
Quasimodogeniti — Halt, Jäger, halt, da brüten sie!

135. (S. 215.) Der in dem schwarze Frack,
Der hott ka Geld im Sack!
Den will ich hon,
Den will ich hon,
Der hott die gehle
Reitstiwwel on!

Badische Pfalz (Marriage Nr. 262.) Erzgebirge (Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge. Annaberg 1891, S. 153 Nr. 90, S. 169 Nr. 143. Überrest eines Liedes „Ballbemerkungen" Vf.? Mskr. in meinem Besitz.

136. (S. 216.) Homburger Sprichwörter.

a) Vorne Getrommel, un hinne kei Soldote! Es kommt nix dabei eraus. — Amtsschreiber Emden.
b) Der Ostwind is nix nutz, er mag komme aus welcher Weltgegend er will. — Major von Buseck.
c) Beim Schuldebezohle wird das meiste Geld verschleudert. — Medizinalrat Friedlieb.
d) 's geht alles sein geweiste Weg. — Kurhausdirektor Hartlieb (gest. 1879.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alphabetisches Verzeichnis der Liedanfänge.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Die Zeitbestimmungen in der Schwälmer Mundart.

Ein Beitrag zur mundartlichen Wortforschung.

Von Direktor Dr. Wilhelm Schoof, Hersfeld.

Wie der Schwälmer Volksstamm in Tracht, Sitten und Gebräuchen zäh an alten Überlieferungen festhält, so bewahrt er auch in der Sprache noch alte germanische Eigenart. Insbesondere weist der Wortschatz noch mannigfache Berührungspunkte mit dem mittelhochdeutschen Sprachschatz auf.

Die Zeitbegriffe und Zeitbestimmungen, wie sie noch heute dem Schwälmer Volke zu eigen sind, bilden eins der interessantesten Kapitel in der Wortforschung der Schwälmer Mundart. Die hier folgenden Zusammenstellungen, die von mir persönlich aus dem Munde des Volkes erfragt sind, entstammen den Vorarbeiten für ein in Aussicht genommenes Sonderwörterbuch der Schwälmer Mundart, das jedoch, nach Vereinbarung mit Herrn Univ.-Professor Wrede, zu Gunsten des von der Akademie der Wissenschaften geplanten hessen-nassauischen Wörterbuches aufgegeben bezw. dem größeren Unternehmen mit einverleibt werden wird.

Die hier angewandte Lautschrift ist die der Zeitschrift für deutsche Mundarten: c (ich-Laut wie in Licht), x (ach-Laut wie in Nacht), ŋ (gutturaler Nasal wie in bringen), š (stimmloses sch), ə (überkurzer e-Vokal), ęi = griech. ει.

1. mhd. ahd. tac.

a) Die einfache Form.

Die spezifisch gemeingermanische Bezeichnung tac findet sich in der Schwälmer Mundart noch in der einfachen Bildung də dååk, während sie in der zusammengesetzten Bildung sich vielfach zu -dic

verflüchtigt hat und in ihrer ursprünglichen Bedeutung nicht immer mehr verstanden wird (ähnlich wie Morgen, Abend, Nacht). Der Plural wird ohne Umlaut (di dååj bezw. dååjə)[1]) gebildet. Eine umgelautete Form deec, wie sie Reis, Die Mundarten des Großherzogtums Hessen S. 102 für die dortige Gegend anführt, ist hier unbekannt. — Mhd. tagelîch (tegelîch) dringt erst neuerdings unter hochd. Einfluß als deeclic ein, volksüblicher ist die adverbiale Verbindung alə dååk < ahd. allero tago, oder dååk feer dååk. Andere adverbiale Verbindungen (mit naht): bai dååj on bai nååxd, drai dååj on drai nååxd. Sehr beliebt ist in der Mundart der Akkusativ der Zeit[2]) (ähnlich wie im Französischen): i̥n dååk, éemool i̥n dååk = un jour, une fois; də dååk feerhääər = le jour précédent; dswii dååj feerhääər = deux jours auparavant; də aanər dååk = le jour suivant[3]), ähnlich də mårjə = le matin, də aanər mårjə = le lendemain, də noowəd = le soir, də aaner noowəd = le soir suivant, di aanər wox = la semaine suivante, de meddå'åk = le midi, də feermeddååk = l'après-midi usw. So auch in Redensarten wie də dååk ewər = tagsüber, während des Tages, wo wir im Nhd. den Genetiv der Zeit brauchen. Weitere Beispiele für den Akk. der Zeit finden sich weiter unten.

Sehr interessant gestaltet sich die Abwandlung von dååk in Verbindung mit Zahlbegriffen: dswii dååj feerhääər = deux jours auparavant, feer dswii dååj = il y a deux jours, ähnlich auch adjektivisch də feericə dååk (ähnlich di feerix wǫx) im Gegensatz zu də aanər dååk (und di aanər wǫx). In eineinhalb Tagen: en aanərdhalb dååj, in zweieinhalb Tagen: en dswii on əm halwə dååk. Der Zeitbegriff „ungefähr" in Wendungen wie „vor ungefähr acht Tagen" wird ausgedrückt: 1. feer ee dååjər (auch dååjənər) ååxd; 2. feer šdegər ååxd dååj. Vgl. hierzu Vilm. Idiot. v. Kurhessen 289, Pfister Nachtr. 197 und besonders Weise, Syntax der Altenburger Mundart S. 89, welcher der Ansicht Vilmars beipflichtet und die Endung -ər für ein verflüchtigtes oder (schwälm. orər) hält. Dieses orər wird heute, wie auch Crecelius, Oberhess. Wörterb. S. 11 für Vogelsberg, Wetterau und Hinterland bezeugt, kaum noch verstanden und daher vielfach

---

[1]) Ähnlich wie wääk > wääj, ääk > ääjər, so auch zsg. dååjəloo, dååjəleenər.

[2]) Vgl. hierzu die adverbialen Genitive morjens, nachts, owends, mittags in der Mainzer Mundart (Reis, Syntax der Mainzer Mundart S. 40).

[3]) Dagegen entspricht franz. l'autre jour, engl. the other day schwälm. frisər, nailic u. ä.

mit owər = aber verwechselt. Das von Crecelius a. a. O. angeführte Beispiel zwîn ewwer (statt òrrer) drai zur ungefähren Zahlenangabe im Sinne von nhd. „bis" bringt die Erklärung ihrem Ziele etwas näher[1]). Es würde dann der Sinn sein: vor einem Tag bis acht (Tagen). Wie auch Reis a. a. O. mit Recht hervorhebt, bleibt dann noch die Frage ungelöst, warum vor šdegər nie die Zahl ee steht, z. B. feer šdegər sewə jooən „vor ungefähr sieben Jahren", und warum es auch in den übrigen hessischen Mundarten stets stücker sechs u. ä. heißt. Reis möchte daher in der Form stücker einen einfachen Plural sehen, wie ich glaube, mit Unrecht, schon wegen der eigentümlichen Stellung des Zahlworts sechs. Natürlicher wäre es, an einen Ausfall des Zahlworts ein (schwälm. ee) zu denken, ähnlich wie bei pååər (z. B. schwälm. pååər såŋdicər feerhääər). Zweifellos werden euphonische Gründe bei dem Wegfall mitgesprochen haben. So findet sich dååjər fädsə in dem Satze: so fərguŋə dååjər fädsə neben feer ə dååjər fädsə, weiterhin oo (an) dååjər fädsə „ungefähr vierzehn Tage lang", oo šdåŋər drai „ungefähr drei Stunden lang", ebenso šdåŋər dswee in dem Satze: so harə šdåŋər dswee gəlääŋ, ebenso šuxər fiiər (ungefähr vier Schuh, d. h. Fuß) in dem Satze: dä had hänər (Hörner) of fon šuxər fiiər[2]) usw. Vor einem Zischlaut und zur Vermeidung eines Hiatus scheint der Ausfall von ee Regel zu sein. Vgl. hierzu auch: nååx͡nər fädsə dååj = nach ungefähr vierzehn Tagen (J. H. Schwalm: Jonker Hoose. Ee Sâj âus d'm Schwalmdâl, eine Dichtung in Schwälmer Mundart, die mir handschriftlich vorliegt und demnächst im Druck erscheinen soll). Hier scheint årər vor dem Zeitbegriff zu stehen, so daß der Sinn wäre: nach ein bis vierzehn Tagen. Vgl. ebenda: med rek (Röcken) ee šdegər fädsə. Der Begriff „ungefähr" wird daneben auch durch das Wörtchen so ausgedrückt: so fädsə dååj feer peŋsdə „ungefähr vierzehn Tage vor Pfingsten".

Die Form dååjənər neben dååjər ist nichts anderes als eine Analogiebildung zu wǫxenər von einem schwachgebildeten Akkusativ eine wochen (ebenso eine stunden). Die Einwendungen Pfisters a. a. O. S. 197 sind daher wenig stichhaltig.

Als einfache Bildung findet sich ahd. mhd. tac noch in der

[1]) Auch der von Reis, Die Mundart des Großherzogtums Hessen S. 104 angeführte niederrheinische Beleg ein stückeder achtzig weist auf die Form oder hin. Vgl. auch Grimm Wtb. III, 114, 698 und VII 1152 (10b).

[2]) Vgl. dagegen: of͡əm si̥wə fus laaŋə šdee.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grußformel gun dåák oder gən dåák, auch bloß ndåák, während man für „Guten Tag sagen", „grüßen" noch den Ausdruck di dsęid biirə, di dsęid dsuubiirə gebraucht. Für dsęid findet sich meist auch die vollere Form dååjəsdsęid, z. B. do bəgäänd͡em ə fremdər man on bod͡əm di dsęid dsuu oder di lęid boorən͡em di dååjəs-sdsęid.

b) Die zusammengesetzte Form.

Mannigfach sind die mit dåák gebildeten Zusammensetzungen: wärkdåák, fęsdåák, kréesdåák (Weihnachten), lääwəsdåák und die Namen der Wochentage: sóndåák[1]), móondåák, dénsdåák, dónəšdåák, fręidåák. Auffallend ist die Betonung in der Zs. medå'åk < ahd. míttitag, mhd. míttetac mit den Weiterbildungen feermedå'åk, nåmədå'åk (< nåxmedåák), während es andererseits médwǫxə < míttewoche lautet. Die Bezeichnungen „Alltag"[2]), „Feiertag" und die im Fuldischen und Schmalkaldischen übliche Form hêltag (Vilm. 164), oberhess. helldåk (Crecel. S. 454), kennt die Mundart nicht.

Der Begriff „Tag" ist in den Namen der Wochentage vielfach verloren gegangen und daher dåák meist zu dic geworden. Die ursprüngliche Form dåák findet sich noch in Ascherode, Holzburg, Immichenhain, Mengsberg, Merzhausen, Neukirchen, Niedergrenzebach, Romershausen, Wasenberg, Willingshausen, Steina teils mit, teils ohne Nasal ŋ (sóŋdåák neben sóndåák), außerdem in Rörshain, Schönborn, Allendorf, Leimsfeld (hier fregdåák statt fręidåák: möndåák statt mondåák) sowie in Treysa (mit nhd. Lautierung, fraidaak, mondaak, densdaak). Sämtliche übrigen Ortschaften (Asterode, Borsa, Christerode, Gungelshausen, Görzhain, Hattendorf, Hauptschwenda, Loshausen, Nauses, Obergrenzebach, Riebelsdorf, Röllshausen, Schrecksbach, Schorbach, Schwarzenborn, Weißenborn) haben außer in dónəršdåák die nebentonige Silbe -dåák in -dic verwandelt: sǫ́ŋdic (neben sóndic), Plural sóŋdicər[3]), moondic, densdic, fręidic (Obergrenzebach, Christerode, Hauptschwenda: fregdic, Schwarzenborn: frigdic, Schorbach: fredic, Görzhain, Weißenborn: fridic). Zella und Ottrau haben neben fręidic noch fręidåák erhalten, letzteres neben sǫndic auch noch sondåák. Ebenso findet sich wäädic neben älterem wärkdåák in Hattendorf. Auch für

[1]) Vgl. hierzu das Schwälmer Sprichwort: då sondic es in dåák, då es wääd, dås mərn drai dååj feerhäääər on drai dååj nåxhäääər faiərd.

[2]) e aller tåk ein Werkeltag, Wochentag (Spieß, Henneb. Jd. 250.

[3]) Z. B. feer ə pååər sóŋdicər = vor mehreren Sonntagen (Wochen).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Teil des Vogelsberges wird diese Entwickelung soundich, mondich, densdich, fredich, aber donneršdoak bezeugt (Crecelius a. a. O. S. 244). Ebenso findet sich dort Léddich und Láddich neben Leáwedåg. Auch in Thüringen scheint sich dieselbe Entwickelung zu finden (Spieß, Henneb. Jd. 235), desgl. alem. suntig, mā̂āntig, tsištig, donštig, fritig, samštig, lebtig, siebenb. sanktich (Sonntag), westerw. sonnig, monig, dienstig (Kehrein, Nass. Jd. I, 7).

Über die Entwickelung von dååk zu dic vgl. Ztsch. f. hochd. Mundart IV, 104. Wahrscheinlich ist anzunehmen dååk > dax > dəx > dəc > dic. Die Endung -ic bezw, -bic, -mic, -nic, -dic ist in der hessischen Mundart sehr beliebt, wie die zahlreichen Belege bei Vilmar-Crecelius und die mundartlichen Flurnamen bezeugen. Ich hoffe demnächst in einer besonderen Abhandlung näher auf diese Frage einzugehen. Im vorliegenden Falle hängt die Entwicklung von dååk zu dic zweifellos mit der Silbenzahl bezw. mit den Betonungsverhältnissen zusammen: zweisilbige Wörter entwickeln dååk und dic, falls sie nicht auf der letzten Silbe betont sind, mehrsi̯lbige behalten die alte Form dååk. Beispiele: móondìc, aber dónəršdå'åk, medå'åk, aber nicht medic, desgl. guŋ då'åk und nicht gundic, weil die Betonung die Entwicklung > dic hemmt. Dagegen gúentig (Schweiz. Jd. III, 384) neben rheinfr. kutetáak, kuutáx, lä'äbdic, aber lääwəsdå'åk, cf. meŋ lääwəsdå'åk neben meŋ lääwəs lä'äbdååk (als ein zusammengesetzter Begriff gefühlt), ebenso obh. maëñ leawedâg bezw. maëñs lêawedes dåes. Ausnahme: kre'esdå'åk und nicht, wie man erwarten sollte, kre'esdic, während neben wä'ärkdååk infolge Analogiezwangs auch wä'ädic eindringt. Wahrscheinlich dürfte hierbei mitsprechen, daß der Ausdruck kreesdååk weniger häufig gebraucht wird, und daß der Begriff „Tag" hier deutlicher im Bewußtsein des Volkes haften blieb wie z. B. in den Namen der Wochentage.

Sehr beliebt ist der Akk. der Zeit auch bei den zusammengesetzten Bildungen: də medå'åk em uurər ee, də nå'mədå'åk em uurə fiiər, də fermedå'åk em uurər ååxd oder geeje dswoo der (mhd. dirre) nåxmedå'åk[1]) = vers deux heures cette après-midi. Sogar ohne Artikel und Präposition findet sich dieser Akkusativ der Zeit: feermedå'åk (vormittags) lööfə di neerən (Näherinnen) i̯m do̧rf rem.[2]) Seltener ist die Anwendung einer Präpo-

[1]) Kranz und Schwalm: Kreizschwerneng, Spaß muß seng (Ziegenhain, Korell) I, 62.

[2]) Sprachproben in Schwälmer Ma. (Ztsch. f. d. Ma. 1907, 344).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sition wie z. B. em də medå'åk oder em medå'åksdsęid, sə medå'åk em uurər ee. Zur Angabe von Tageszeiten, Tagen, Wochen und Jahren zieht man den bloßen Akkusativ vor, während bei Monatsangaben die Präposition vorherrscht, z. B. dä mondic węd di kärməs bəgrååwə,[1]) šbeed də noowəd, dä sonoowəd mårjə, dä sǫndicsmårjə, dä fregdicsmårjə, dä donneršdååksnoowəd, ebenso dä mondic, densdic, medwǫxə on donəšdååk wäən bis di nååxd em uurər dswelf als bräs kärməsəkuxə gəbagə[2]), desgl. di kärməsəwǫx węd aləs barååd gəmåxd,[3]) aber die lesdə wǫx įm obdoowər dä fregdic, sonoowəd on sǫndic węd di kärməs gəhaaln,[4]) desgl. įm aujúsd, įm feersomər, įm friijååər, įm härbsd u. s. w. Zu den zusammengesetzten Bildungen mit -tac gehört auch ahd. hiutu, hiuto, hiuta, mhd. hiute, nhd. heute, das in der hessischen Mundart sich als hyrhre[5]) (Niederhessen), hiet (Schlitzerland),[6]) häirə, neuere Form haurə (hess. Hinterland), in der Schwälmer Mundart sich als het (Zella, Loshausen, Niebelsdorf, Steina, Osterode, Christerode, Nauses, Schorbach), hit (Görzhain, Weißenborn), hęit (Allendorf, Immichenhain, Neukirchen, Obergrenzebach, Ottrau, Romershausen, Schlierbach), hait (Bersa, Hattendorf, Holzburg, Ulerzhausen, Trausa, Millingshausen), herə (Hauptschwenda, Niedergrenzebach, Leimsfeld, Rörshain, Schönborn) und her (Schwarzenborn), findet. Es liegt hier ein ähnlicher Entwickelungsgang zu Grunde wie bei dååk zu dic. Infolge starker Betonung des Pronominalstammes hi- wurden die beiden Worte hiu und tagu zu einem Wort verschmolzen, in welchem der zweite Bestandteil unkenntlich wurde, weil man sich der Bedeutung dieses Wortes nicht mehr bewußt blieb. Agſ. heodaeg, afrieſ. hiudega bebewahren die ursprüngliche Lautform noch am reinsten. Vgl. auch nhd. heuer und heint (schwälm. hęiņd), die eine gleiche Entwickelung durchmachten. Der im ersten Teil von hiute steckende Pronominalstamm hi-, der im Gotischen sich noch in himma daga „heute“, und hina dag „bis heute“, in den sächsischen Dialekten als Pron. perſ. der 3. Person erhalten hat (vgl. engl. he, agſ. he, engl. him, agſ. him, ndd. he „er“, lat. hi-c), scheint auch noch in

[1]) Ebd. 1907, 344.

[2]) Ebd. 343.

[3]) Ebd. 343.

[4]) Ebd. 343.

[5]) Nach der Schreibweise Pfister's in seiner chattischen Stammeskunde (Kassel 1880) hier wiedergegeben.

[6]) hiet es net morn (Ebd. S. 101).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den hessischen Mundarten sich erhalten zu haben, z. B. hie dirren daag (= den heutigen Tag) vergësse ich zît mînes lëwens nit (Pfister, Stammeskunde S. 84, Sprachprobe aus Niederzwehren bei Kassel). Ähnlich sagt auch der Schwälmer — nur daß das temporale Pronomen hie nicht mehr dazu gesetzt wird — derə oder der (mhd. dirre) mǫrjə = ce matin, derə oder der (mhd. dirre) noowəd = ce soir, auch geejə dswoo der (mhd. dirre) nåxmedååk,[1]) obwohl het dafür jetzt beliebter ist, z. B. het sə medå'åk, het feermedå'åk, het nåmedå'åk, het feer ååxd dååj, het i ååxd dååj, het feer fädsə dååj, het feer inóm jooər u. s. w. Es scheint also, daß het vielfach an die Stelle von hie derə (mhd. hie dirre) getreten ist. Fon het om dååk = von heute an.

Zusammensetzungen mit -tag in der Bedeutung „Zeit", „unbestimmte Zeit" wie hess. Jubelchestag, St. Nimmerstag (Vilmar 187) kennt die Schwälmer Mundart nicht. Das einzige Beispiel ist lääwəsdååk bezw. lääbdic. Sonst gebraucht man lieber Wendungen wie medå'åksdsẹid u. ä. Auch die ältere Bedeutung: der zu einer Verhandlung bestimmte Tag, die Verhandlung, insbesondere Gerichtsverhandlung, Unterredung (vgl. Reichstag, Landtag) ist der Mundart nicht oder nicht mehr bekannt.

2. ahd. morgan, mhd. morgen.

Got. maurgins, ahd. mhd. morgen, asächs. morgan, ags. morgen, engl. morning (morgening wie evening), anord. morgunn, schwälm. dä mårjə[2]) ist eine gemeingermanische Bezeichnung für die erste Tageshälfte von Tagesanbruch an. In den hessischen Mundarten erscheint dieses Substantiv meist mit Angleichung an die Form oowəd, oowənd (Abend): mórjend, mórjed (Oberhessen), z. B. des mórjeds schuñd eass er besoffe (Crecelius a. a. O. S. 603), mǫrgəd (hess. Hinterland) z. B. dər morgəd froi (Gladenbach), de morghend (Schlitzerland), z. B. de morghend gëng der špass schont lôs (Pfister, Stammeskunde S. 100) u. s. w. Vgl. dazu der jooəd (S. 16) und westerw. nächtend und nâchent. Sehr häufig ist hier wieder der Akkusativ der Zeit: der (mhd. dirre) mǫrjə = ce matin, də aanər[3]) mǫrjə = le matin suivant, də noowəd

---

[1]) Kranz und Schwalm, a. a. O. I, 62.

[2]) Vgl. das Sprichwort: bär sec dəs bed maxd də mǫrjə, lääbd də gaandsə dååk oonə sǫrjə.

[3]) ahd. mhd. ander ist die alte Ordnungszahl für nhd. (der) zweite. Bei Zeitangaben findet sich noch durchweg schwälm. aanər für dswiid

Generated on 2018-04-27 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

öö də mǫrjə = le soir et le matin, het en fädsə dååj də mǫrjə (= des Morgens früh), də mǫrjə frii = le matin de bonne heure, də sǫŋdicsmǫrjə oder də sǫŋdic sə mǫrjə = am Sonntag Morgen, ebenso də fregdicsmǫrjə, də sonoowəd mǫrjə u. s. w. Auch in Verbindung mit den Präpositionen „bis" findet sich der Akkusativ der Zeit: bis də aanər mǫrjə fiiər = bis zum andern Morgen um 4 Uhr, aber fon der (mhd. dirre) mǫrjə oo[1]) = depuis ce matin.

Vom Substantiv dä mǫrjə ist das Adverb mǫrn, mǫn, mhd. morne scharf zu trennen, das aus morgene, einem Dativ Sing. von morgen, zusammengezogen ist (ähnlich wie engl. morning aus morgening) und im Sinne des lat. cras ursprünglich nur von der ersten Hälfte des folgenden Tages, dann von der ganzen Dauer des folgenden Tages gebraucht wurde. Ähnlich frz. demain, lendemain aus lat. mane, ebenso engl. to morrow, mittelengl. tô morwe Dat. aus morge(n) im Sinne von cras, crastinus dies neben morning = mane, matutinum tempus. Daher werden in der Schwalm, ähnlich wie in der Wetterau (Crecelius S. 603) und Niederhessen (more morgen, Vilm. 272), noch genauere Zeitbestimmungen zu morn hinzugefügt, um die einzelnen Tageszeiten auseinanderzuhalten z. B. morn Fritagk morgen (Vilmar 272), ebenso mǫrn sə mǫrjə = morgen vormittag bis um 12 Uhr, engl. to morrow morning, mǫrn sə noowəd = am Abend des nächsten Tages. Da mǫrn infolge der Bedeutungsübertragung „nächster Tag"[2]) seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte, trat an dessen Stelle mǫrnfrii, bis auch dieses schließlich auf den ganzen Verlauf des nächsten Tages ausgedehnt wurde. Beispiele: mǫrnfrii sə mǫrjə = engl. to morrow morning, mornfrii sə noowəd = engl. to morrow evening. Weitere Belege: mǫrnfrii (d. h. am nächsten Tag) da es di lic[3]), oder bii wed mərš ågəršd gii mǫnfrii[3]). Ein in der Schwalmgegend geflügeltes Wort lautet: hęid ii Bonəman's hǫus, mǫnfrii em Waichǫus[4]). „Heute rot, morgen tot" würde in Schwälmer Mundart lauten: hęid rood, mǫnfrii dood.

dsweed, dswood, z. B. dər dswiidə man, di dsweed und dswood fräå, dås dsweedə kend, aber stets də aanər dååk, də aanər mårjə u. s. w.

[1]) Kranz und Schwalm a. a. O. I, 22.

[2]) Vgl. u. a. mǫrn (d. h. im Laufe des nächsten Tages) do wommer wees iisakə (Altes Schwälmer Kirmeslied aus dem 18. Jh., mitgeteilt bei Pfister, chatt. Stammesk. S. 106), ferner hiet es nët morn (Schlitzerland, ebd. S. 101).

[3]) Kranz u. Schwalm I, 123.

[4]) Ztsch. f. d. Ma. 1907, 237.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

So kann man dementsprechend sagen: mǫrnfrii (d. h. am nächsten Tage) do gii mər ii di šuul = demain nous irons à l'école, mǫrnfrii sə mǫrjə (morgen früh) do gii mər ii di šuul, mǫrnfrii sə medååk (morgen früh nach 12 Uhr, etwa um 1 oder 2 Uhr) do gii mər ii di šuul, mǫrnfrii nåmədååk (morgen etwa um 4 Uhr) do gii mər ii di šuul, mǫrnfrii sə noowəd (d. h. morgen etwa um 6 Uhr) do gii mər ii di šuul. So heißt „übermorgen" mǫrnfrii ned, də aanər[1]) dååk, „übermorgen Vormittag" mǫrnfrii sə mǫrjə ned, də aanər mǫrje, „übermorgen Mittag" mǫrnfrii sə medååk ned, də aanər medååk, „übermorgen Nachmittag" mǫrnfrii sə nåmədååk ned, de aanər nåmədååk, „übermorgen Abend" mǫrnfrii sə noowəd ned, də aanər noowəd, oder auch in elliptischer Form mǫrnfrii ned, də aanər medååk, mǫrnfrii ned, de aanər namədååk u. s. w. Ähnlich heißt es im hessischen Hinterland: įwərmǫn sə mǫrjə (übermorgen früh), įwərmǫn sə noowəd (übermorgen Abend). Statt įwermǫn, das neuerdings erst einzudringen scheint, sagt man auch mǫn on da də aanər dååk, statt „überübermorgen" iwərmǫn on da də aanər dååk.

Zgs. findet sich das Substantiv mǫrjə in mǫrjəšdåŋ und mǫrjəseejə z. B. dä mǫrjəseejə bloosə und bär di mǫrjəšdåŋ fərbasd, höd də gaandsə dååk seŋ lasd (Sprichwort). Der von Reis (Syntax S. 40) für die Mainzer Mundart beobachtete Sprachgebrauch, statt vor- und nachmittags morjens und owends zu setzen, findet sich in der Schwälmer Mundart nicht.

3. ahd. âbant, mhd. âbent.

Ein gemeingermanisches Wort, das nur im Gotischen nicht belegt ist: asächs. âband, ndl. avond, ags. ǣfen, hierzu die Ableitung ags. ǣfning, engl. evening, anord. aptann, oberhess. ôwed, Plural ôweder, in Lauterbach awwed (Crecel. 11), niederhess. oowəd, owəd, obəd, schwälm. oowəd, meist noowəd. Diese Form ist durch Prosthese aus der Grußformel gun óowəd, gən óowəd, (vgl. gəndååk, gəmǫ́rjə, gənååxd), entstanden und hat sich so eingebürgert, daß oowəd nur noch in Zusammensetzungen gehört wird, z. B. d's oowəndmool, d'soowəndäsə (Abendessen), aber sonst immer noowə(n)d, z. B. derə noowəd = ce soir, Sonoowed sə nóowəd (am Samstag Abend), dä soŋdicsnóowəd, dä donəršdååksnóowəd, dä fregdicsnóowəd u. s. w. Ebenso mǫn sə nóowed, mǫnfrii sə

[1]) Vgl. hierzu die Anm. 3 S. 105.

nǫowed, in͡ nóowəd = un soir, šbeed də nóowəd (spät Abends), helcə nóowəd (heiligen Abend), bis də noowəd em uurer åå̊xd usw. In den übrigen hessischen Gegenden ist die Prosthese nicht so streng durchgeführt, z. B. bis den owend, den Mittwoch owend imme sesse (Eschweger Gegend), nęind ds obəd (gestern Abend, Niederaula) usw.

Zusammengesetzt findet sich schwälm. oowəd in dem Namen des letzten Wochentages sonoowəd[1]), sonoowənd, welches der in ganz Hessen (auch Oberhessen) übliche Ausdruck ist. Samstag kennt man auf dem Lande nicht. Vgl. auch Spieß, Henneb. Idiotikon S. 235. — Weitere zgs. Bildungen: bróoroowəd (Bratabend), Bezeichnung für den Abend vor Aschermittwoch, helcə[2]) nóowəd, auch helcnóowəd = heiliger Abend, zunächst Bezeichnung für den Sonnabend Abend nach dem Einläuten des Sonntags, dann überhaupt das Abendläuten zum Gebet (Heilig-Abend-Läuten). əs lǫud helc oowəd oder əs lǫud sə nåå̊xd, Bezeichnung für das Abendläuten, während dessen die Leute auf dem Felde oder in den Häusern ihr Gebet verrichten.

4. ahd. mhd. naht.

a) Die einfache Form.

Das Wort ist allen idg. Sprachen gemeinsam, während die Bezeichnungen für „Tag", „Morgen", „Abend" spezifisch germanisch sind. Dies erklärt sich daraus, daß man in idg. Vorzeit nach Nächten statt nach Tagen zählte (vgl. engl. fortnight)[3]). Über die Bedeutungsentwicklung vgl. Lenz: die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Nacht" (Ztsch. f. d. Ma. 1908, S. 256 ff.).

Oberhess. nåå̊xd, schwälm. nåå̊xd, in einigen Dörfern (wie Wasenberg) nooxd, Plur. ohne Umlaut nåå̊xd(ə) bezw. nooxd(ə),

---

[1]) Dazu der Kinderreim:

də sonoowəd ged's kadufəlnsob,
də sondic do ged's kles,
ban di mänər in's wädshǫus gii,
do sen di waiwər bees. (Berffa.)

oder Variation aus Hattendorf:

di gaandsə wǫx ged's im kalǫp,
də sonoowəd ged's kadufəlsǫb.

[2]) Zu helc (< heilig) vgl. helldâk (Festtag), der helle sunnåwed (Samstag vor Ostern), am helle soundak (Crecelius S. 454).

[3]) Uf den Sonabent viertzehin nacht nach ostern Heff. Urk. v. 1329 (Vilm. 279). Vgl. Schrader, Reallexikon S. 845.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

z. B. ii də laaŋə nooxdə wǫsə ęisblǫumə oo də fänsdər[1]) oder drai dååj on drai nååxd. Zeitangaben: bai dååj on (bai) nååxd, nååxdəlaaŋ, di nååxd (des Nachts) em uurər dswoo, bis in di doŋgəlšdegicdə[2]) nååxd = bis tief in die Nacht hinein. Verbale Bildungen: ewər nååxd blęiwə = übernachten, sə nååxd äsə = zu Abend essen (ebenso nååxdmool = Abendmahl), sə nååxd lourə[3]) = zu Abend läuten, Feierabend machen. S. oben.

Die alte Zeitberechnung nach Nächten statt nach Tagen wird außer in alten Urkunden (vgl. Vilm. 279) noch durch den lebendigen Sprachgebrauch der hessischen Mundart bezeugt. Sie hat sich durch ganz Hessen hin erhalten in dem adverbial gebrauchten mhd. Dativ Plur. nechten, schon mhd. meist nechte, nächt im Sinne von „in der vergangenen Nacht", „gestern Abend" (Grimm d. Gr. III, 138, Erdmann-Mensing, Grdz. d. d. Syntax II, 269, Lexer II, 48 ff.). Bei der Bedeutungsentwicklung bleibt zu beachten, daß nååxd in der Schwälmer Mundart gern für oowəd gebraucht wird, daß der Rest des Sonnabends nach dem Heilig-Abend-Läuten nach altgermanischer Zeitrechnung zum Sonntag gerechnet wurde, daß dann auch der Rest jedes anderen Abends als Beginn des folgenden Tages galt (vgl. Kluge Wtb. unter „Abend"). So bezeichnet frîgeǣfen im Angels. den „Donnerstag Abend", frîgeniht die Nacht von Donnerstag auf Freitag, sunnan-ǣfen den Vorabend vor Sonntag. Im Deutschen wurde die Teilbenennung (z. B. ahd. sunnûn-âbend) auf den Verlauf des ganzen Tages übertragen. Ähnlich wird frz. la veille, eig. der Abend vor einem Feste oder Ereignis, auf den ganzen vorhergehenden Tag übertragen. Ganz ebenso vollzog sich die Bedeutungsentwicklung von schwälm. nääcd: 1. die vorhergehende Nacht, 2. der vorhergehende Abend (nach dem Heilig-Abendläuten), 3. der ganze vorhergehende Tag. Im Gegensatz zu mǫrn, mǫrnfrii, deren Bedeutung sich progressiv entwickelte, war hier die Entwicklung regressiv. Wie die eigentliche Bedeutung von mǫrn, mǫrnfrii immer mehr verblaßte und neue Ergänzungen oder Zusätze nötig

---

[1]) Ztschr. f. d. Ma. 1907, 339.

[2]) Vgl. dazu hochd. „stockdunkel", während hier sich die umgekehrte Form mit der Weiterbildung -ig und dadurch bewirktem Umlaut findet. Das Suffix -icd (statt -ic) findet sich öfters in der Schwälmer Mundart, z. B. gəheericd, läcəricd (= lächerlich) u. a.

[3]) Vgl. hierzu den Kinderreim: əs lǫud sə nååxd,
di jǫŋə seŋ sååd,
di mairəcə med də Kudsəlkeb
šdiŋgə wi di gaisəbęk. (Loshausen.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

machte, so machte sich dasselbe auch bei nääcd im Lauf der Zeit geltend. So findet sich sent nääcd = seit gestern oder nääcd seꝝ jc of Alsfeld of's käšəmååd gəmååxd, aber nääcd sə mǫrjə (gestern morgen), nääcd sə medå'åk (gestern mittag), nääcd sə nåmədå'åk (gestern nachmittag), nääcd sə nóowəd (gestern abend). Da „gestern" (ahd. gësteron, got. gistra-dagis) und „vorgestern" (mhd. êgëster) ebensowenig wie „übermorgen" in der Schwälmer Mundart volksüblich sind, sagt man dementsprechend eenäăcd, auch feernäăcd und oondicnäăcd [1]) sə mǫrjə (vorgestern morgen), eenäăcd sə medå'åk (vorgestern mittag), eenäăcd sə nåmədå'åk usw.

In Ascherode sagt man für „vorgestern" [2]) nääcd ned də eene [3]) dååk, und entsprechend nääcd sə mǫrjə ned də eenə mǫrjə (vorgestern morgen), nääcd sə medååk ned də eenə medååk (vorgestern mittag) u. s. w. Statt „vorgestern Abend" kann man sagen nääcd sə noowəd ned də eenə dååk oder nääcd sə noowəd ned də eenə noowəd. [4]) „Gestern Morgen", „gestern Abend" u. s. w. wird auch ausgedrückt durch feerjə mǫrjə, feerjə noowəd u. s. w., „vorgestern Morgen", vorgestern Abend" durch feernäăcd sə mǫrjə, feernäăcd sə noowəd. „Vorvorgestern" drückt man aus durch feer dswii dååj, „vorvorgestern Morgen" durch feer dswii dååj də mǫrjə, „vorvorgestern Abend" durch feer dzwii dååj də noowəd u. s. w.

Im Vogelsberg (vgl. Crecel. S. 618) findet sich ganz ähnlich nääcd z'oowəd, nääcd z'onnern [5]) (gestern Mittag), nääcd ze Meddåk, ja sogar nääcd ze nôcht, wofür man in der Schwälmer Mundart hęiꝝd [6]) gebrauchen würde. In der Wetterau (ebd. 618) ist für nääcd geast, geaster, geastert, geastern, für eenäăcd, feernäăcd, oondicnäăcd firgeast, firgeaster, zuweilen auch înergeast, îniggeast üblich, z. B. geastr-ôwet, înergeast ze ôwed. Auch niederhessisch (Zwehren) findet sich gëst, firgëst, ebenso im Hinterland gestern, fiirgesdərn, fiirgesdərn dafeer də dååk (vorvorgestern), daher ist die Behauptung Vilmars (Idiot. S. 279),

---

[1]) Zur etymol. Erklärung vgl. Crecel. S. 27 u. S. 618/19. Im Haunegrund ist foornäăcd, in der Fuldaer Gegend eenicnäăcd üblich.

[2]) In dem Schwälmer Kirmeslied (18. Jhdt.) steht oondic ohne nääcd für „vorgestern": oondic hoo mər öö gəšroorə maalds dsum liiwə kerməsbiər.

[3]) Vgl. S. 119.

[4]) Vgl. Hertel: Thüring. Sprachschatz S. 171, Kehrein: Nassau. Volksspr. S. 289.

[5]) Siehe unten S. 112.

[6]) Siehe S. 111.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß „gestern“, „vorgestern“ in Hessen fast gar nicht volksüblich sei, heute nicht mehr zutreffend, vielmehr gewinnt es den Anschein, als ob das alte nääcd durch das nhd. gestern immer mehr verdrängt würde.

b) Die zusammengesetzte Form.

Zgs. findet sich mhd. naht in schwälm. hęiŋd, oberhess. haint, hait Alsfeldisch: hint < ahd. hînaht, mhd. hînt. Über den darin steckenden Pronominalstamm hi- vgl. S. 104. Im vorliegenden Fall wurde hînaht zuerst zu hînecht, dann zu hîned, hînd und mit Diphtongierung des i-Vokals zu hęind und schließlich mit Verwandlung des n in Gutturalnasal zu hęiŋd. In der Schwälmer Mundart bezeichnet hęiŋd immer die vorhergehende Nacht, wie es Vilmar überhaupt für Kurhessen bezeugt, während in Oberhessen (Crecelius S. 456) sowohl die vergangene als die kommende Nacht darunter verstanden wird. Will man die verflossene und die kommende Nacht gegenüberstellen, so sagt man hęiŋd und derə nååxd, oberhess. heint[1]) nååcht und desse nååcht.

Weitere zgs. Bildungen: di Wálbəršnååxd (Walpurgisnacht),[2]) di Fásənååxd[3]) (zur Bedeutungsentwickelung von -nååxd in dieser Zusammensetzung vgl. Kluge Wtb.), dås nååxdmool (Abendmahl), di médərnååxd (Mitternacht), neuere Bildung für di mędəricə nååxd von einem Adjektivum mędəric, einer Weiterbildung[4]) zu einem im Schriftdeutschen erloschenen, im Volksmund hie und da noch vorkommenden Adjektiv mędə (oberhess. meadde) cf. mhd. mitte woche, mitter tag, mitter sumer, wetterauisch ean dr meadde nâcht, uffem meadde acker, eamm meadde wâld u. s. w. (Crecel. S. 596). Ungefähre Zeitangaben: em di mędəricə nååxd, dä donəršdååksnoowəd em mędərnååxd rem.

---

[1]) Ob die mir aus Kathus (bei Hersfeld) und Niederaula bezeugten Ausdrücke nęində bezw. nendə (ds obəd) = gestern Abend hiermit verwandt sind? Die Bedeutungsentwickelung wäre dann die gleiche wie die von nääcd. Lautlich bestehen allerdings Bedenken wegen des anlautenden n, das sich schwerlich als Prosthese erklären läßt.

[2]) i dər Walbəršnååxd oder of Walbərn (in der Walpurgisnacht).

[3]) aber stets də kreésdååk, seltener di kreésdnååxd, während Weihnachten in der Schw. Ma. nicht bekannt ist, z. B. dsum kreesdååk (zu Weichnachten), oder dås šensdə fesd sen di kreesdååk.

[4]) Solche Weiterbildungen sind in der Schwälmer Ma. sehr beliebt, z. B. eenicnääcd statt eenääcd, doŋgəlšdegicdə nååxd, leric (leer) u. s. w.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. got. *undaurns, ahd. untarn, mhd. undern, stm. Mittag.

Dieses Wort, das in Bayern, Franken, am Rhein, im Westerwald, in Friesland und den Niederlanden noch vorkommt (vgl. Schade, Altd. Wörtb. 2, 1052), findet sich nach Vilmar (Idiot. 423) in Oberhessen, im nördl. Teil der Grafschaft Ziegenhain, in der Gegend der untern Schwalm und Edder bis über Gudensberg hinaus an die Grenze der niederdeutschen Bezirke[1]. In der Schwälmer Ma., wo nd, nt > ŋ wird, findet sich ein Zeitwort oŋərn (z. B. Ascherode) = sich ausruhen, Mittagsrast halten, meistens von dem Ruhen und der Ruhestätte des Schäfers und der Schafe gebraucht nachmittags etwa um 4 Uhr[2]. Hiervon gebildet ist ein substantivierter Infinitiv dås unern[3] der Nachmittag, die Zeit von 4 bis 5 Uhr oder auch schon früher, den sowohl Vilmar wie Pfister und Crecelius erwähnen, der aber in der Schwalmgegend nicht mehr bekannt zu sein scheint. So findet sich im hess. Hinterland desə ånərn = heute nachmittag, z. B. desə ånərn sai mər doogəwääsd (Biedenkopf), ebenso im Vogelsberg dese onnern, z'onnern (nachmittags), morn z'onnern (morgen nachmittag), necht z'onnern (gestern nachmittag), ênignecht z'onnern (vorgestern nachmittag), in der Wetterau ëam onnern (um Mittag), iwwer onnern[4] (über Mittag), vgl. Crecelius S. 841. Auch in der Hersfelder Gegend findet sich da onnen für „um 4 Uhr" (Pfister, Nachträge zu Vilmar's Id. 308).

6. ahd. stunta, mhd. stunde.

Die ahd. Grundbedeutung „unbestimmter Zeitraum", „Zeitabschnitt", Zeitpunkt", „Zeit" scheint auch heute noch dem Schwälmer Ausdruck di šdåŋ, Pl. di šdåŋ anzuhaften. Wenigstens verbindet der Schwälmer Bauer einen durchaus unklaren Begriff damit. Man darf sicher sein, daß, wenn man ihn nach der Dauer einer Wegstrecke fragt, er unter dem Begriff halwə šdåŋ, ə gurə šdåŋ, dswoo šdåŋ ungefähr das Doppelte von dem versteht, was wir im Hochdeutschen unter den entsprechenden Angaben verstehen. Da der Ausdruck menúudə wenig volkstümlich ist, — z. B. pååər menúudə, dswii (also Masc.) menu'udə — bedient sich der Schwälmer vorzugsweise des Wortes šdåŋ in seinen verschiedenen Abstufungen:

[1] Die Bemerkung Schade's a. a. O., daß das Wort sich im eigentlichen Hessen nicht findet, ist daher unrichtig.

[2] Vgl. dazu zahlreiche Lokalbezeichnungen wie öwwer der unner (Crecel. 842), Hungerberg, Hungerliede, Hungerborn usw.

[3] Crecelius kennt nur ein Mascul. u. Fem..

[4] Vgl. das oberhess. Sprichwort: bann der freidig gut wetter well hâñ, fängt's de donnersdåk onnern schoñ âñ (Crecel. 841).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

e fęrdəl šdåŋ[1]), ə klee fęrdəl šdåŋ oder ə fęrdəl šdęŋcə[2]), ə gurə fęrdəl šdåŋ, ə halwə šdåŋ, ə klee halwə šdåŋ oder ə halb šdęŋcə ə gurə[3]) halwə šdåŋ, ə draifęrdəl(s)šdåŋ, ee šdåŋ, ə gurə šdåŋ, ə klee šdåŋ, fenfęrdəl šdåŋ, anərdhalb šdåŋ, dswoo oder dswee šdåŋ, drai šdåŋ, drai gurə šdåŋ u. s. w., z. B. send dswoo šdåŋ = seit zwei Stunden.

Zur ungefähren Zeitangabe bedient man sich der bei Angabe von Maßen, Zahlen u. ä. üblichen Ausdrucksweise[4]), z. B. oo (= an) šdåŋər drai = ungefähr drei Stunden lang, ee šdåŋər ååxd, ee šdåŋər dswee (auch dswoo), z. B. soo harə wiŋsdəns šond ee šdåŋər dswee gəlääŋ. Die Grenze nach unten wird wie in dem oben angeführten Beispiel durch wiŋsdəns (wenigstens), die Grenze nach oben durch heecsdəns angegeben. Seit zwei Stunden: send dswoo šdåŋ. Eine entsprechende Bildung wie nhd. „stündlich" gibt es nicht. Man gebraucht statt dessen alə šdåŋ, alə pååər šdåŋ u. ä.

7. ahd. wehha, mhd. woche.

Mhd. woche findet sich in der Schwälmer Ma. als di wåx, Pl. di wåxə. Die vorhergehende Woche wird mit feerje wåx, die folgende Woche mit di aanər wåx bezeichnet, z. B. sent feerjər wåx oder i dər aanər wåx do win mər holds klee maxə oder insə kärməs dsu Leshǫusə hoo mər ii dər aanər wåx (Kirmeslied aus dem 18. Jh.). Zu aanər vgl. də aanər dååk, də aanər mǫrjə. „In der übernächsten Woche": di wåx ned, di aanər, „in der vorvorigen Woche": di feericə wåx ned, di dərfeer. Beliebter als die Angabe durch wåxə für eine oder zwei Wochen ist die (auch im Hochdeutschen übliche) Umschreibung durch dååj, z. B. feer ee dååjər ååxd = il y a huit jours, het en ååxd dååj, so dååjər fädsə neben so fädsə dååj = à peu près quinze jours, het en fädsə dååj[5]), vgl. dazu engl. fortnight (aus fourteen nights), frz. quinze jours, ähnlich in der Eschweger Gegend: bis synndaak ywer acht daghe (Pfister, Chatt. Stammesk. S. 58).

Sind mehr als 2 Wochen gemeint, so ist auch die Zählung mit såŋdicər (Plural zu sondååk bezw. soŋdic) beliebt, z. B. feer ə paaər såŋdicər seŋ mər of Naukärcə gəmååxd.

---

[1]) in der Werragegend: ne fārdəlšdunə.

[2]) Die Diminutivform bei Zeitangaben findet sich auch sonst noch, z. B. alwailcə (Crecelius XX).

[3]) So findet sich auch ə gurə wail = eine Zeit lang.

[4]) Vgl. dazu S. 100 und 101.

[5]) So auch in dem erwähnten Kirmeslied: fädsee dååj seŋ šoo fəršdrecə.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die nhd. Bildung „wöchentlich" ist nicht bekannt und wird umschrieben durch alə ååxd dååj, alə fädsə dååj, alə pååər sånдixr u. ä., wie auch deeclic erst neuerdings für alə dååk üblich wird. So sagt man di šmädsə fon säks wåxə für: die sechs Wochen langen oder sechswöchentlichen Schmerzen.

Zusammengesetzt findet sich mhd. woche in Wörtern wie oosdərn wåx, peŋsd wåx und in dem Namen des Wochentags medwåxə = mhd. mittewoche. Endsprechend Bildungen wie di aanər wåx, di feerjə wåx, di dsweed wåx u. ä. findet sich in einigen Ortschaften (Allendorf, Romershausen, Neukirchen) die Form medwåx. Zu den Schwälmer Wochentagen auf -dic wie moondic, deensdic vgl. man nass. mettwich mittwich (Kehrein, Nass. Volksspr. I, 7) = mhd. mittich, miteche, mitche, mitache, einer Nebenform von mittewoche (Ztschr. f. hochd. Ma. IV, 205).

8. ahd. mânôd, mhd. mânôt.

Schwälm. moond, mond, Plur. meend, mend ist so wenig volksüblich wie die Bezeichnungen „gestern", „vorgestern", „übermorgen", menúud und (in gewissen Fällen) wåx. Nur ganz selten findet es sich für Zeitangaben, wie z. B. meend laaŋ = Monate lang[1]) feer ə pååər meend. Gewöhnlich bedient man sich der Umschreibung wie alə fiiər wåxə; dä soŋdic feer fiiər wåxe, ewər fiiər wåxə u. ä. So wird man statt aanərdhalb meend laaŋ in der Regel sagen: säks wåxə laaŋ.

Wie wåx in bestimmten Fällen durch dååj und entsprechendes Zahlwort ersetzt wird, wie menúud, selbst auf die Gefahr hin ungenau in der Zeitangabe zu sein, durch šdåŋ mit seinen einzelnen Abstufungen umschrieben wird, so wird moond fast ganz durch wåx ersetzt.

9. mhd. ahd. jâr.

Schwälm. jooər, Plur. di jooər, Nbf. jooən[2]), z. B. šoo laaŋə jooən = schon lange, schon seit langer Zeit, neben feer finf jooər, feer dswee jooər, feer dswandsəc jooər und andrerseits wieder feer sewə jooən, feer jooən = friiər (ehemals.) Es scheint demnach, daß beide Formen nebeneinander hergehen. Bei der jüngeren

[1]) Sogar in der Bezeichnung für die Menstruation, die vielfach das „Monatliche" volkstümlich benannt wird, vermeidet die Schw. Ma. den Ausdruck. Sie sagt dafür lieber see hod ååər wääsə, see hod ååər gənaandəs u. ä.

[2]) Vgl. dazu Plurale wie šlisəln (Schlüssel), hooən (Haare), diiən (Tiere), ärməln (Aermel), feešdeln (Viehställe), feeln (Vögel) u. a.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Form jooən liegt zweifellos schriftsprachlicher Einfluß vor, sodann Analogiezwang (Beeinflussung des Nom. Plur. durch den Dat. Plur.), wie wir es auch in dem Nom. Plur. di hooən (Haare) finden.

Die verschiedenen Abstufungen von jååər (jooər) sind: ə fẹrdəl jååər, ə halwəs jååər, ə draifẹrdəlsjååər, ə gaands(əs) jååər, anərdhalwəs jaaər, ee on ə draifẹrdəlsjååər, dswee jååər, z. B. feerəm draifẹrdelsjååər doo seŋ mər i Dsaihääŋ (Ziegenhain) of dər salåådkärməs gəwääsd oder feer͡əm jååər doo har sə flọüsə, deds jååər ewər sal sə dox sii i rọuw öö freed gešaa (Kirmeslied aus dem 18. Jhd.). So lassen sich gegenüberstellen: feericəs jååər (l'année passée), dẹds jååər (cette anné), ds aanər jååər (l'année prochaine). „Über's Jahr": ewərš jooər, „Zwischen den Jahren: dsešə də jooən. Zur ungefähren Zeitangabe bedient man sich des Wortes šdegər (Stücker) oder påååər, z. B. (ə) påååər jooən, feer šdegər sewə jooən, feer šdegər fädsə jooən usw.

Nhd. „jährlich", „jährig" wird umschrieben: alə jooər, alə påååər jooər, auch wohl jeerəs jooər, im zweiten Fall: dswee mairəcə foo elf bis dswelf jooər (elf- bis zwölfjährige Mädchen), ähnlich franz. deux jeunes filles âgées de onze ou douze ans.

Um anzugeben, daß eine Begebenheit sich „voriges Jahr um dieselbe Zeit" zugetragen hat, sagt man im Schwalmgrund ebenso wie in der Hersfelder und Alsfelder Gegend dər jooərd. Der Ausdruck findet sich außerdem noch im hessischen Hinterland (Gladenbach) im Sinne von „vor mehreren Jahren". Der Ansicht Pfister's (Nachträge 103), daß dər nichts anderes als dar (ibi) sei, kann ich ebensowenig beipflichten wie der ebenda aufgestellten Behauptung, daß oonic, oondic = ahd. âno sei („was außerhalb des Jahres liegt"). Zum letzten Punkte vgl. Crecelius S. 619.

Zum ersten Punkt ist zu bemerken, daß eine starre Verbindung von Adverb und Hauptwort, wie sie Pfister für möglich hält, fast ausgeschlossen ist. Es müßte dann das Adverb in attributiver Stellung mindestens adjektivische Endung erhalten, wie deren z. B. Weise (Altenb. Syntax § 69) aufzählt und wie sie auch die Schwälmer Mundart kennt (z. B. ən abadənər šbẹiəl). Auch die von Crecelius (S. 490) vertretene Ansicht, daß dər = dem nhd. Artikel der, de sei, ist unwahrscheinlich, denn dann hieße es schwälm. dä jooərd bezw. də jooərd. Vielmehr muß dər = mhd. dirre (angeglichen < disər) sein, wie wir in der Schwälmer Mundart ganz ähnlich nur mit anderer Bedeutung haben dər mọrjə (ce matin), dər

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oowəd oder der(ə) noowəd (ce soir), dər nåmedå'åk (cette après-midi) usw. Der anorganische Dental in jooərd erklärt sich durch Angleichung an derə noowəd, dər morgəd (obh.) und ähnliche Wörter. Vgl. schwälm. bošd (Bursche), nurd (nur), ågərd (nur), gəheericd (gehörig), doŋgəlšdegicd (stockdunkel), sänsd (Sense), und obh. bauet, taufet (Crecel. 490). Vilmar verzeichnet neben jooərd auch noch die alte Form dər jooər. Auffallend ist die Geschlechtsänderung, doch vgl. hierzu schwälm. dä mennud, Plur. dswii mennudə, wo wir den gleichen Übertritt finden[1]). Vielleicht erklärt sich der Geschlechtswandel am einfachsten durch Analogiezwang (dər oowəd, dər mǫrjəd, dər medååk, dər nåmədååk). Schwieriger ist die Erklärung von dər jooərd mit dem Sinne „im vorigen Jahre". Hierzu vgl. man Altenburgisch jenen Abend = vorgestern Abend, jenen Tag = vorgestern, neulich (Weise a. a. O. 68). Statt jener tritt in der Regel der ... salt (dort) ein, also der Abend salt. Ganz ähnlich ist die Entwicklung von dər jooərd zu denken, nämlich mit einer entsprechenden Hinweisung, die später wegblieb. Vgl. Vilmar (a. a. O. 181): „der Jahrt um diese Zeit." So findet sich auch hersfeldisch selmoo (= sëlp-mâl, selbiges Mal, Salzmann, Die Hersfelder Mundart 48) = dər jooəd im Sinne von feer jooər. Vgl. auch nhd. Wendungen wie dieser tage im Sinne von kürzlich vergangenen Tagen. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. obh. haint für die verflossene Nacht, obh. heuer für das verflossene Jahr, z. B. heuer de lenz (voriges Frühjahr, Crecel. 463), westerw. hauern ebenfalls für das verflossene Jahr. In allen diesen Wörtern wird das hinweisende Fürwort nicht vom gegenwärtigen, sondern vom vergangenen Jahre gebraucht. Vgl. auch nääcd = gestern (regressive Entwicklung) im Gegensatz zu mǫrn, mǫrnfrii (progressive Entwicklung).

In zgs. Form findet sich jååər (jooər) in Nai-jååər (z. B. am naijååəršdååk), frii-jååər (vgl. dazu feersomər), šáldjååər u. ä. Die aus hiu jaru (vgl. nhd. heuer) entstandene zusammengezogene Bildung heuer, die Vilmar für die Hanauer Gegend, Crecelius für den Vogelsberg, Pfister als hauern für den Westerwald nachweist, ist im Schwalmgrund wie auch sonst in Niederhessen unbekannt. Pfister führt sogar Bildungen an wie ônigh hauern = im vergangenen

[1]) Auch sonst findet sich solcher Wandel in der Schwälmer Ma., z. B. dər åårməd neben di åårməd (Armut), z. B. əs wååər en groosər åårməd ii dəm dǫrf, aber so groos es dox di åårməd ned (Ascherode), so auch di rååw (Rabe), die hååwər (Hafer), di (fänsdər)room, dås såål, dä baaŋk (eŋəm'baaŋk) u. s. w.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahre und derhauern = vor mehreren Jahren (vgl. hierzu die Entwicklung von dər jooərd 1. = im vergangenen Jahr, 2. = vor mehreren Jahren).

10. Lat. hora, frz. heure, engl. hour, mhd. ôre, md. ûər.

Ein Lehnwort, das zunächst die Gebetsstunde der Mönche und Nonnen und den dazu rufenden Glockenschlag bezeichnete, sodann sich nach Kluges etym. Wörterbuch schon in mhd. Zeit als niederrhein. ûr „Stunde" findet, ist schwälm. di uuər, Plur. di uuən = nhd. Uhr, hess. Hinterland und Oberhess. di auər. Zur weiteren Orientierung vgl. den anregenden Aufsatz von Weise: Die Stundenbezeichnungen in den deutschen Mundarten (Ztsch. f. d. Ma. 1910, S. 187 u. 260 ff.). Um die volle Stunde auf der Uhr zu bezeichnen, sagt man: emə ee, em ee uuər oder em uurər ee, z. B. sə medååk em uurər ee gee di musəgandə rǫus, ebenso em(ə) dswoo, em dswoo uuər (ältere Leute) bezw. em dswee uuər oder em uurər dswoo, z. B. bis di nååxd em uurər dswoo, ebenso em(ə) fįmf, em fįmf uuər, em(ə) uurə fįmf, em(ə) ååxd, em ååxd uuər, em uurer ååxd, z. B. sə daandsə bis də noowəd em uurər ååxd, ähnlich em(ə) dsaa, em dsaa uuər, em uurə(r) dsaa, em(ə) dswelf, em dswelf uuər, em uurər dswelf u. s. w. Vgl. hierzu niederhessisch (Eschweger Gegend)[1]: imm dswai uhre, imm drî uhre, imm nien uhre, imme zahn uhre, oder einfach imme dswai, imme drî, imm sesse, imme niene, imme zwelfe u. s. w. Stellt man das Zahlwort nach uhr, so lautet es imm'en uhrener dswai, imm'en uhrener drî, imm'en uhrener dswelf u. s. w. Zu dieser Ausdrucksweise, besonders der schwachen Bildung uhr e n er vgl. S. 101 die analogen Bildungen dååj ə n er, wåx ə n er. Während in Niederhessen das Zahlwort ein vor uhr überall erhalten scheint, ist es in der Schwälmer Mundart weggefallen, ja vielfach die ursprüngliche Form uurər durch die neuere uurə verdrängt worden, wie es scheint, aus euphonischen Ursachen. So haben wir vor Konsonanten meist uurə, z. B. uurə fįmf, uurə fiiər, vor Vokalen meist uurər, z. B. uurər ååxd, uurər ee u. s. w.

Während em die bestimmte Stunde andeutet, wird zur ungefähren Zeitangabe neben Bildungen wie em uurər dswoo u. a. (d. h. Nachstellung des Zahlbegriffs) em — rem, soo em — rem oder geejə, bis geejə gebraucht, z. B. soo em dsaa rem, em medərnååxd rem (um 12 Uhr nachts etwa) oder geejə dswoo der (mhd. dirre)

[1] Pfister, Chatt. Stammesk. S. 89 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nåmədååk[1]). In der Werragegend (Abterode): so imm'en uhrener dswai rimme. Die Abgrenzung einer bestimmten Zeit geschieht durch bis, z. B. bis də ˌaanər mǫrjə fiiər, bis in di mędəricə nååxd, bis di nååxd em uurər dswelfə, bis də noowəd em uurər ååxd u. s. w. Ebenso niederhessisch (Werragegend): bis in de Naacht, bis imme zwelfe, bis den owend, bis imm zwai, drî uhre, bis den anneren morgen imme niene[2]) u. s. w. Vgl. andererseits hierzu: bis Synndaag (= am Sonntag) ywwer acht daghe geht unse kërmes an[3]). Um auszudrücken, daß etwas genau zu einer bestimmten Zeit stattgefunden hat, bedient man sich der Zusätze glǫk und šlääŋ (schlagen), puŋd, gərååd, ääwə (justement) u. ä. Der Ausdruck uhr pflegt bei diesen Angaben meist zu fehlen, z. B. əs hod gərååd dswelf gəšlääŋ, oder di glǫk hod ääwə dswelf gəšlääŋ[4]) oder əs wååər gərååd em dswoo. Es ist genau 5 Uhr: əs šleed gərååd fįmf, es hatte gerade 6 geschlagen: di kercuuər had di säks gəšlääŋ u. ä. m. Vgl. niederhessisch (Kassel): ich komme punkt uf d'ure[5]).

Wieviel Uhr ist es?: bewəl uuər es daa? Können Sie mir sagen, wieviel Uhr es ist?: kond ər mər gəsääŋ, bewəl uuər däs͡ əs es? Vgl. hierzu: see wusd ned mii wii sə oo dər uuər wååər (= wieviel Uhr es war)[6]). Scherzhafte sprichwörtliche Redensarten auf die Frage nach der Uhr: so feel bi nääcd em derə (mhd. dirre) dsęid. — e bescə ewər ääwə. — månfrii es di nååxd rem — drai fädəl ems bakhǫus, femf fädəl of kaalə ärwəs, ban's šleed, es di šdåŋ ǫus. — wesd͡ ə šond, däs månfrii de gaandsə dååk sonoowəd es?

Die halben Stunden werden ähnlich bezeichnet, nur stets mit Weglassung von uuər, z. B. em(ə) halb fįmf oder ęm(ə) halwər fįmf, em(ə) halb säks oder em(ə) halwər säks. Die Form halwər erklärt sich durch Analogie von uurər. Entweder hieß es früher em uurər halb säks, dann mit Analogiezwang und Weglassung von uurər em halwər säks oder aber die Form halwər geht wie uurər auf folgende Satzbildung zurück: em ee uur årər halb säks, d. h. um ein Uhr (hier im Sinne von voller Stunde, also

[1]) Kranz u Schwalm a. a. O. I, 62.

[2]) Pfister a. a. O. S. 89. [3]) Ebd. S. 88.

[4]) Statt šlääŋ und glǫk gebraucht man, wenn 10 Uhr Abends oder Mitternacht gemeint ist, pęifə oder bloosə, weil diese Stunde vom (Kuh)hirten bezw. Nachtwächter angekündigt wird, z. B. bii də het (Hirt) di dsaa gəpefə oder gəbloosə had, oder: endlic had's di dswelf gəbloosə u. ä. m.

[5]) Pfister, a. a. O. S. 87. [6]) Ztsch. f. d. Ma. 1906, 372.

5 Uhr) bis 1/26. Jedenfalls drücken Bildungen mit halwər immer die ungefähre Zeitangabe aus, während die mit halb bestimmter sind. Vgl. hierzu Weise (Altenb. Syntax S. 89) und die Ausführunegn S. 100.

Weniger häufiger bedient man sich der Zeitangaben durch Viertelstunden oder durch Minuten. Es hängt das mit dem in Nr. 6 erwähnten Begriff von „Stunde" zusammen. So sagt man wohl gelegentlich: ə fädəl ååxd (1/4 8 Uhr), ə fädəl dsaa (1/4 10 Uhr), drai fädel niŋ (3/4 9 Uhr) oder auch: ee fädəl feer niŋ, fimf menuudə feer dsaa, fenf menuudə feer ååxd, fenf menuudə ewər ååxd (5 Minuten nach 8). „Es ist in 5 Minuten 8": əs es en fenf menuudə ååxd. Im Gegensatz zum Niederhessischen und anderen Mundarten (Ztsch. f. d. Ma. 1910, S. 262) werden die Zahlwörter auch dann, wenn uhr nicht dabei steht, in der unflektierten Form gebraucht, also em ee, em dswoo (dswee), em drai, em fiiər, em fịmf, em säks, em sewə, em ååxd, em nịŋ, em dsaa u. s. w., aber niederhess. imme sesse, imme niene, imme zwelfe, imme zweie u. s. w. Auch uhr wird hier flektiert: imme zahn uhre, imm nien uhre, imm drî uhre u. s. w.

11. Zeitadverbien.

Mhd. êr „früher, vormals" ist Adverb eines Komparativs, daraus wiederum ist durch nochmaliges Antreten des Komparativ-Suffixes êrer entstanden. Schwälm. îrər = mhd. êrer, daneben äšdər, z. B. îrər hä sic's fersååk. Der adverbiale Ausdruck mhd. ê wird vermittelst Anhängung eines n in der Schwälmer Mundart auch adjektivisch zu Zeitbestimmungen gebraucht im Sinne von feeric und als Gegensatz zu åånər (le suivant), z. B. nääcd dsə noowəd ned, də eenə noowəd = vorgestern Abend, im Gegensatz zu nääcd sə noowəd ned, də åånər noowəd = übermorgen Abend. Auch als Weiterbildung mit der Silbe -ic (siehe S. 111) findet es sich: eenic in Zs. mit -nääcd, z. B. eenicnääcd (vorgestern), Nbf. oondic, meist zgs. oondicnääcd. (Vgl. Crecelius 325, Pfister, Nachtr. 63.)

mhd. dicke „oft" hat sich schwälm. erhalten als degə, obh. als deck, deack im Sinne von oft, häufig. Auch zusammengesetzt degəmool. Vgl. Crecelius 266.

Mhd. die wîle, wîlen, Adverbien vom Substantiv ahd. wîla, mhd. wîle „Zeit, Zeitpunkt, Stunde" findet sich schwälm. als di wẹil = während dessen, aləwẹil, alwẹil, awẹil = edsəd = jetzt, e gurə wẹil (ə gurəs wẹilcə) = eine gute Spanne Zeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mhd. alles (Gen.) bezw. allez (Akk.) in adverbialer Bedeutung findet sich wie in ganz Hessen so in der Schwalmgegend: als = immer, immer fort, schon. Auch zgs. alsəmool (< als eemool) = manchmal, zuweilen, öfter. Auch in Verbindung mit fǫd und nǫx: als fǫd, als nǫx, z. B. əs räänd als fǫd = es regnet ununterbrochen, hä es als nǫx ned do = er ist immer noch nicht da. Vgl. Vilm. 9.

mhd., ahd. mâl = „Zeitpunkt, Punkt" findet sich zgs. sehr häufig in der Schwälmer Ma.: dsum äšdəmool, dsum dsweedəmool u. s. w., alsəmool (s. oben) = quelque fois, parfois, deds mool = cette fois, dəs feerjə mool = la dernière fois, dəs aanər mool = la prochaine fois, aləmool = chaque fois, säləmool (< sälə əmool) = selten, z. B. di dorfšdroosə ii dər šwalm seŋ säləmool gəplasdərd, daneben das gleichlautende, aber in der Herkunft verschiedene säləmool = sëlp mal = selbiges Mal, damals, Hersfeldisch selmo (vgl. Salzmann, a. a. O. 48). Endlich ist zu unterscheiden zwischen eémool und əmoól bezw. mool = une fois, un jour, z. B. eémool ịn dååk = un jour, uf eémool = tout à coup, subitement, z. B. uf éemool faŋd's oo sə šnáiə, əs wå'ər əmóol ə mä'äcə, kåm dǫəc moo(l) hä'äər, ic wil dər moo(l) wås šbräcə u. s. w.

ahd. mhd., ûf = schwälm. uf, of ist sowohl als Zeit- wie als Ortsadverb sehr beliebt, z. B. of də neksdə peŋsdə, of Walbən oder ii dər Walbəršnååxd, schon 1448 uff Walpürtag [1]), of medwǫxə nååx peŋsdə, schon 1485: uff mitwochen nach pyntsthen [1]), of Kreesdååk, 1464: uff den cristi abind [1]), əs wååər gərååra of dä Mädəsdååk (Martinitag), ähnlich 1485: uff Sanct Barbaren tag [1]), uff Sanct Nicolaus tag [1]), 1471: uff Sontag Trinitatis als Kirchwynge zu Czigenhain was [1]) u. s. w. Ebenso beliebt ist of als Ortsadverb, z. B. dəräršd wåən sə ii Naukęrjə feer amd gəwääsd, oo doo wåərš of Marbǫrc komə öö dsəlesd wåərš of Kasəl gəgii (Ztsch. f. d. Ma. 1906, 364).

Andere Zeitadverben: aləret (= allen Ritt) = immer, Vilm. 329. Crecel. 695, edsd, edsəd, edsənd = jetzt, baal = bald, glic, em ööjəblek = sofort, i demsälwə ööjəblek = zugleich, zur selben Zeit, lesd͡ən = neulich, daa = dann, doo = da, feerhääər = vorher, dərnååx = nachher, auch nåxdə (Riebelsdorf), Pfister, Nachtr. 187, ịn dswik = im Nu, ewər, z. B. də wendər ewər = während, friiər, feer jooən = früher u. a. m. Vgl. Salzmann a. a. O. S. 100, Weise (Altenb. Synt.) S. 21 u. 41.

[1]) Aus Urk. der Grafschaft Ziegenhain im Marburger Staatsarchiv.

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Lingelbacher Musikantensprache und die Geheimsprache der Vogelsberger Maurer.

Von Lehrer H. Weber, Reuters (Oberhessen).

Die Zahl der in Deutschland bestehenden Geheimsprachen ist keine kleine. Auch kann man nicht sagen, daß ihre Literatur gering wäre. Fr. Kluges umfassendes Werk über das „Rotwelsch" (Straßburg 1901) enthält nicht weniger als 155 Quellenschriften, außerdem noch zahlreiche „Anhänge" über „die Sprache der Handwerksburschen", über „Krämersprachen", „Lebendes Rotwelsch" und „Nachträge zum Rotwelschen Quellenbuch". Nicht weniger als drei Schriften sind darin erwähnt, die Bezug haben auf Oberhessen, spez. den Vogelsberg: 1. v. Grolmans „Actenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden 1813", 2. v. Grolmans „Wörterbuch der in Teutschland üblichen Spitzbuben-Sprachen 1822" und 3. ein Glossar der Kundensprache in Oberhessen (1885) von Otto Böckel („Deutsche Volkslieder in Oberhessen"). Dies wäre vorauszuschicken, um zu zeigen, daß die nachstehend erwähnten „Vogelsberger Geheimsprachen" nicht etwa eine neue, selbständig entwickelte und von keiner anderen Seite beeinflußte Erscheinung in unserem Gebiete sind. Sie haben ihre Vorgänger gehabt. Allerdings heute, das muß man sagen, stehen sie als ganz isolierte Sprachreste da, losgelöst von ihrer gemeinsamen Mutter, der Gaunersprache, und jede blickt auf eine eigene Entwicklung zurück.

I.

Zuerst die Lingelbacher Musikantensprache. Auf sie wurde ich aufmerksam gelegentlich eines Kriegerfestes in einem Vogelsberger Dorfe, wo die Kapelle „Battenberg", wie sie nach ihrem Meister heißt, zum Tanz aufspielte. Da unterhielten sich die Musikanten während des Essens und in den Pausen angelegentlichst in einer Sprache, die einem bekannt schien, die man aber doch nicht verstehen konnte. Es waren kurze Sätze, meist nur rasch hingeworfene Bemerkungen, aus zwei, drei Wörtern bestehend, die man hörte. Aber den Angeredeten war der Sinn der Äußerung sofort klar, sie ant-

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worteten mit ähnlichen Ausdrücken, ebenso abgerissen, bizarr und unverständlich.

Gesprochen wird die Musikantensprache hauptsächlich in Lingelbach und Rainrod bei Alsfeld; auch in Nieder-Moos trifft man sie an, wie sich überhaupt ein Teil der Ausdrücke wohl unter allen Musikern des Vogelsberges verbreitet hat. Befragt nach der Entstehung der Sprache, gab ein Musikant an, daß die Lingelbacher Kapelle in früheren Jahren weit in der Welt herumgekommen sei, selbst bis nach England hätte sie ihre Kunstreisen ausgedehnt. Dort in der weiten Welt nun haben diese lustigen Musikanten sich nicht allein einen schönen Beutel voll Geld verdient und haben fremdes Land und Volk kennen gelernt, sondern sie haben sich auch fremdsprachliche Ausdrücke angeeignet, mit denen sie daheim ihren Volksgenossen imponieren konnten. Wie werden sie sich über die langen Gesichter gefreut haben, wenn sie im Wirtshause beisammen saßen und redeten miteinander in Wendungen, die kein Einheimischer verstand. Das brachte ihnen Ruhm und erfüllte sie mit Standesbewußtsein. Darum hielten sie an ihrer Sprache fest, bauten sie bei Gelegenheit noch weiter aus, sprachen sie besonders, wenn sie auf fremden Dörfern zur Kirmes aufspielten, kurz — sie betrachteten sie als ein Mittel des Zusammenhalts für die Kapelle. Daß sie bei dem Ausbau ihrer Sprache auch eine Menge gaunersprachlicher Wörter verwendeten, ergibt sich von selbst aus dem häufigen Verkehr der Musikanten mit anderen fahrenden Leuten in der Fremde.

Was die Sprache selbst angeht, so hat sie naturgemäß in der Mehrzahl fast nur Ausdrücke, die dem Leben des Musikanten naheliegen: Hä spennt in die Flebber = er guckt in die Noten. Flebber ist umgemodelt aus dem gaunerischen Flebben = Ausweispapiere. Du zisselst mir en Flebbert = Du schreibst mir einen Brief! Lau ist die Trommel, Rüssel das Horn, Brätsel die Trompete, weil ihre Gestalt der einer Bretzel ähnelt; die Hoh ist die Geige, die Schalmei die Klarinette. Den Klarinettenbläser nennen sie Schalmeiesdurium oder Knittelbisser. Für musizieren sagen sie schalln, für Musikant Lezemer. — Der Lezemer schallt auf seiner Hoh.

Auch für die Bekleidungsstücke fehlen einige Namen nicht. Owermännche ist das zu einem richtigen Musikanten gehörige Käppchen, Jaß oder Mahlbursch sein Rock. Jaß bezeichnet auch Zorn.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie alt zum Teil die Bestandteile dieser Sprache sind, geht daraus hervor, daß eine ganze Anzahl Wörter sich schon im Liber vagatorum (1510) vorfinden: Boßhart (fleisch), Blechlin (crützer), Dritling (schüch), Funckart (feur), Floss-art (wasser), gfar (dorff), glyß (milch), Houtz (bour), Hützin (büerin), Lehem (brot), Mackum (statt), Sprauckart (saltz), Sensstrich (bett), Schmunck (schmaltz), Wendrich (keß).

Einige lautliche Veränderungen ersieht man z. B. aus dem Satz: Hä rollt die Gläis nach Mokum, was soviel heißt als: Er fährt die Milch nach der Stadt. Hauz hat eine Erweiterung seines Begriffsumfanges erfahren, es bezeichnet jetzt allgemein „Mann“, während man unter Burghauz den Bürgermeister versteht.

Obermann für Hut kommt schon im „Basler Glossar 1733“ vor; „Rock“ heißt in demselben Drucke Mahlbossum, bei Grolman 1822 aber schon Malbosch und Mallpusch.

Für Berufe sind die Bezeichnungen nicht selten. Der Cordinjeer = Schuster fertigt dem Lezemer die Trittches (Schuhe), der Talljeer = Schneider ihm seinen Mahlbursch an. Ein schönes Beispiel für die in der Sprache der Gauner so häufige Lautmalerei bildet die Bezeichnung Bimbam für Schmied. Reegäff oder Zolches ist ein Soldat. Klöös oder Häckel heißt der Gendarm. Möglicherweise ist das letztere Wort eine Umbildung aus „Deckel“ = Gensdarm („Die Sprache der Handwerksburschen“, Kluge S. 422, 425, 430), weil dieser den Gauner „häckelt“ oder einfängt. Dorfhäckel nannten die Musikanten in Saasen bereits vor ca. 30 bis 40 Jahren den Polizeidiener, während die Musikanten an der Schwalm ihm den Namen Dorfbittel beilegen.

Eine merkwürdige Benennung haben die Zimmerleute, sie heißen „Hackespitscher“, während die Maurer mit dem schöner klingenden Namen Mararer durchkommen. Mararisch woaln heißt: in der Maurersprache sprechen. Ein Förster ist ein Spächt, ein Wirt ein Schächer.

Der Spächtskniff pohscht die Schächersdill = der Förstersohn heiratet die Wirtstochter. Hier haben wir die Bezeichnung Kniff für Sohn oder Bursche und Dill für Tochter oder Mädchen; die Koseformen dazu heißen Knifferchen und Dillerchen. Es ist verständlich daß sie, die häufig die Brotgeber der Musikanten sind, mit zarten Diminutiven angeredet werden, und es soll gar nicht selten vorkommen, daß die Knifferchen mit ihren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lezemern unzufrieden sind, wenn diese zu letting schalln, zu schlecht spielen. Den jungen Lezemer wandelt mitunter auch die Lust an, in die Dillerchen zu schäfte, d. h. zu den Mädchen zu gehen, und dann kann es allerdings vorkommen, daß nur noch ein Teil der Kapelle, und zwar die älteren Mitglieder, auf der Tribüne sitzen. Daß da die Schallerei nicht gewahnter, die Musik nicht besser wird, läßt sich denken. Dann kommen wohl auch die Knifte und blasen den Lezemern den Marsch, und wenn das nichts hilft, dann machen sich die aufgebrachten Burschen wohl auch mitunter den energischen Spruch des Grafen Pückler zu eigen: haut sie! oder wie sie in ihrem Jargon sich ausdrücken nach vollzogener Aktion: der Lezemer hot seine Kuweriche derwählt = der Musikant hat seine Fänge gekriecht.

Daß in einem solchen Falle die Tripps oder die Kirmes natürlich kein gewahntes Ende nimmt, ist klar. Der Tanzboden, der Plattfüßer, bietet dann im Ganzen kein angenehmes Bild: beschwächte Hauze, d. h. betrunkene Männer liegen und sitzen umher; die Dillerchen oder, wie sie auch heißen, die Fohlen oder Misses schäfften ab, die Knifte schreien, und die Lezemer ziehen vor, bei Zeiten sich aus den Reisern zu machen, wie der Kunstausdruck für „durchgehen“ heißt. Der Schächer erscheint auf dem Plattfüßer und krakehlt, und Mancher, der mit einer dicken Hamm, einer dicken Nase, und mit blauen Spennern, mit blauen Augen, abschäfftet, muß an diesem Schiwes (= Abend) mit Jaß ins Senft schäfte, d. h. mit Zorn ins Bett gehn.

Mancher Wilangs oder Hauz hat sich an dem Abend zuviel dem Schwächen, dem Trunk, hingegeben, und so hat er nun das Vergnügen, am Arm seiner Milange (= Ehefrau) abgeführt zu werden, deren ungiewig Bonum (= bösen Mund) er nun zur Genüge kennen und beurteilen lernen kann. Hatte ihm das Abendessen, das der Lezemer mit dem Wort Schiwesbruores bezeichnet, noch geschmeckt, so freut er sich andern Morgens, wenn ihm eine mitleidige Hand nur eine geflatterte Worzel darreicht, das bezeichnet nämlich einen — Hering.

Vielleicht ist er dann bis zum Mittel, zum Mittag, wieder soweit hergestellt, daß er dem Morende wieder huldigen kann, d. h. daß er wieder essen kann. Mittagessen trägt die Bezeichnung Mikschloarwerpicke, wovon Schloarwer soviel wie Suppe heißt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da sich die Ausdrücke der Musikantensprache naturgemäß in dem Gebiet bewegen, das dem Lezemer am nächsten liegt, so darf man es dem Musikanten nicht verdenken, wenn er eine große Anzahl Benennungen für Dinge des Essens und Trinkens hat; denn es gehört nicht zu seinen geringsten Sorgen, wie er in Bezug auf die Verpflegung seines Magens in einem Gefoahd (= Dorf) aufgehoben ist. Essen bezeichnet er mit Morende, Trinken mit Schwäche. Das Essen ist entweder gewahnt oder letting, d. h. gut oder schlecht.

Die Hauze haben gewoahlt, die Lezemer sollen woahlen, das Morende und das Schwäche wäre gewahnt in dem Gefoahd, d. h. die Männer haben gesagt, die Musikanten sollten (an anderen Plätzen) sagen, das Essen und Trinken wäre gut in dem Dorf. Auf diese Weise wollte man die Musikanten dazu benützen, dem Dorfe einen guten Ruf inbezug auf die darin geführte Lebensart in der Umgegend zu verschaffen. War die Küche eines Hauses als gut bekannt, dann fiel es dem Besitzer desselben nicht schwer, Knecht und Magd zu bekommen.

Begleiten wir einen Musikanten auf einem seiner Speisetage, wie sie sich auf einer landläufigen Kirmes abzuspielen pflegen. Nachmittags kommt die Kapelle an und beginnt nach dem Kaffee den üblichen Zug durchs Dorf, der als Eröffnung der Kirmes gilt. Ist der Schiwes hereingebrochen, dann stellt sich männiglich der Krambet, der Hunger, ein. Endlich wird der Musiker zum Schiwesbruores, zum Abendessen, gerufen. Dieses besteht aus einem gewahnten Schloarwer, einer guten Suppe, aus einer Schüssel voll Klompe, Kartoffeln, und aus dem Kronert, dem Salat. Besonders liebt er es, wenn eine garante Menge Boser (= Fleisch) auf der Schüssel sich vorfindet. Einen passenden Ausdruck hat er für Wurst, er nennt sie Längling. Sprunkert ist Salz, Schnall ein anderer Ausdruck für Suppe. Obwohl das Wasser dem Musikanten nicht als ein unentbehrliches Getränk erscheinen will, hat er doch einen Namen dafür, er nennt es Flosset.

Ist nun der Konn geschloh, d. h. ist das Nachtessen vorbei, dann schäfft der Lezemer wieder nach dem Plattfüßer. Dort brennt schon das Hellding, die Lampe, und die Tripps geht weiter. Während des Abends nun wird manches Hohlding Frau Waser, manches Faß Bier, geleert und mancher gewahnte Gernte, d. i. guter Wein, getrunken. Erleidet nun der Zecher infolge des

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

übermäßigen Schwächens antiperistaltische Schlundverengerungen, so nennt er das in seiner Fachsprache streppe.

Das Getränk wird der Musikkapelle fast überall von dem Wirt gestellt, und da ist es begreiflich, wenn diejenigen, die es angeht, gern wissen möchten, ob sie auch genügend Stoff zur Verfügung gestellt bekommen. „Wieviel Versch (Verse) wer'n gesunge?" fragt Einer dem Andern beim Essen, und wenn der Wirt kohchem ist, merkt er, was gemeint ist: wieviel Runden werden getrunken? Äußert er sich aber nicht, dann sagt Einer: „Hä knäist nouwes!" = er versteht nichts. Zwischen dem Spiel durch wird mit den Dillerchen geschmägelt, gelacht, oder man geht mit ihnen zur Sossets-Moß, der Zuckerfrau, und kauft ihnen ein süßes Zuckerherz.

Wenn die „Vonnäß", wie im Vogelsberg die Polonaise heißt, um 12 Uhr getanzt ist, geht es immer näher der Schicht, dem Feierabend, zu. In der Ecke schon sitzt eine Worzel und stappt, ein Jude und schläft. Endlich darf der müde Lezemer den Kehraus blasen: Geht ham, ihr Leut! und da ist endlich sein langer Arbeitstag vorüber, und er darf ins Senft schäffte, zu Bett gehn.

Am andern Morgen wirft mancher Kniff einen Orientierungsblick in sein Blechraimbich, in seinen Geldbeutel, und merkt, daß sein Blech, sein Geld, bedeutend abgenommen hat.

Der erwachende Lezemer aber lenkt seine Schritte in die Küche, wo bereits das Krachet (= Holz) im Funkert (= Feuer) lustig kracht. Denn die Moß, die Frau, ist daran, den Schoker zu brankeln, den Kaffee zu kochen. Man hat gut geschlafen, denn kein Bruchkittel (bei Gießen: Braunkittel) = Floh, und kein Kinnem (= Ungeziefer, Läuse) quälten den Schläfer, so daß er in dem fremden Hause ungestört schlummen (= schlafen; stammt aus der Umgegend Gießens) konnte. So ist er wohl gelaunt und sucht sich bereits nüchtern ein Schäiweling, d. i. ein Glas, um ein Schnoarwelchen Konn zu schloh (schlagen), ein Schnäpschen zu trinken.

Zu dem Kaffee gibt es Kuchen, den er mit dem Ehrennamen eines Gehechelten bezeichnet. Auch Legem mit Schmunk, Brot mit Butter, und gewahnte Wenner, guter Käse, steht ihm zur Verfügung. Das letztere Wort wollen wir kurz in seiner Entwicklung verfolgen; 1510 (lib. vag.) heißt es Wendrich, wendrick; 1726 (Waldheimer Lex.) Fändrich; 1750 (Riedels Wörterb.) Fähndrich; 1753 (Hildburghauser W.) Fenrich; 1822 (Grolman) Fänrich, Wennerich (im ganzen acht Bezeichnungen); die Pfälzer

Händler sagen: fännerich (Kluge, S. 437), im Sauerland dagegen heißt es: Wennrich (Kluge, S. 441).

Nach dem Frühstück ziehen die Musikanten im Dorfe herum, um vor jedem Hause für eine kleine Gabe zu spielen. Der Tanz wird vor der festgesetzten Zeit nicht angefangen, denn der Burghauz hat dem Dorfbittel gewoahlt, daß die Dillerchen und Knifferchen nowes auf den Plattfüßer schäfften dürfen, d. h., daß die Mädchen und Burschen nicht auf den Tanzboden gehen dürfen.

Der zweite Tag der Kirmes erreicht dann ebenso wie der erste seinen Höhepunkt mit der Bonnäß, und der dritte Tag bringt das „feierliche" Begräbnis der diesjährigen Kirmes.

Noch eine Menge anderer, noch nicht angeführter Bezeichnungen enthält die Lingelbacher Musikantensprache. Bezeichnet Plattfüßer den Tanzboden, so versteht man unter einem meschukkenen Plattfüßer einen Maskenball. Ein Roller ist ein Wagen, ein Schwall ein Pferd; zwei Pferde heißen schnäi Schwall. Käilef heißt Hund, Wadschkroh Katze. Geflattert heißt gestorben, Flattermoß ist die Totenfrau. Schraze sind die Kinder; danach die Bildung Schrazemoß für die Frau, die im Vogelsberg den poetischen Namen Borneller oder Bacheller trägt.

Kolm heißt Pfarrer, Bohmeier oder Mister Lehrer; Bohmeierskaste ist die Schule, Duft die Kirche. Schwännche ist das Futteral für die Musikinstrumente. Die Haare schneiden heißt: die Strahle kuffe.

Mitgeteilt seien an dieser Stelle noch Bruchstücke anderer Musikantensprachen, die ich gelegentlich aufzeichnen konnte. So eine Geheimsprache, die vor etwa 40 Jahren von einer Kapelle gesprochen wurde, welche hauptsächlich im nördlichen Kreise Gießen zu den Kirmessen aufspielte. Was ich jedoch erhielt, sind nur noch geringe Reste. Der alte Mann, der sie mir mitteilte, rühmte sehr den Wortreichtum dieser Sprache; er hatte aber nur noch weniges behalten. Die meisten seiner Wörter stimmen mit den Ausdrücken der Lingelbacher überein; die sich von ihnen unterscheiden, seien hier mitgeteilt.

Zucker wurde Zosset genannt, Sauerkraut Kronert; dewern oder woahln heißt sprechen, kneisen verstehen. Ich kneis die Farbe = ich versteh, was gemeint ist. Schnoarwel ist Schnaps, Jechim Wein; schlummen bedeutet schlafen, plattfüssen tanzen; im Senf hocken heißt: im Bett liegen. Für Dorf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatten sie die Bezeichnung Gefahr, und der Orts- oder Polizeidiener führte den Namen Dorfhäckel.

Auch von einer Musikantensprache aus Bochum (Westfalen) erhielt ich gelegentlich Kenntnis. In Alsfeld traf ich einen herumziehenden Händler, der früher einer Kapelle in jener Stadt angehört hatte. Da sich die Musikanten aber vor längeren Jahren schon trennten, hat er den Beruf eines Hausierers ergriffen. So hat er auch einen großen Teil der Geheimsprache, die bei jener Kapelle florierte, vergessen. Das, was er mitteilte, trägt also absolut den Charakter des Unvollständigen an sich.

Plembe = Bier, Glänzer = Glas, Jochim = Schnaps, Penneboß = Wirt, schwächen = trinken, Kahn = Wirt.

Sprechen heißt kneisen, Spielmann Jauner; für tanzen sagten sie weelen, für essen schenägeln oder flieben; Dillm bedeutete Mädchen, Scheeks allgemein eine Person. Ein Kneks ist ein Groschen, ein Finnigen ein Pfennig. Einen Lehrer nannten sie Schalter, wahrscheinlich hergeleitet von schelten; fockern sagten sie für das Einsammeln des Geldes. Die Jauner fockern jocker bedeutete: die Musikanten sammeln gut; schlecht heißt lohne. Kaffee = Brenobes, Brot = Legem, Bett = Koje.

Auch in der Gegend von Nieder-Moos im Kreise Lauterbach nennen die Musikanten eine Geheimsprache ihr eigen. Soviel ich von ihr erfahren konnte, scheint sie in der Hauptsache mit der Sprache der Lingelbacher Lezemer übereinzustimmen. Ihr Wortmaterial ist überhaupt nur gering, und es scheint mir, als hätte es sich von dort hierher verirrt.

Nun muß ich noch auf die Zählweise der Musikanten eingehen. 1 = en, 2 = schnäi, 3 = träs, 4 = quatter, 5 = schins, 6 = doppelträs, 7 = jute, 8 = doppelquatter, 9 = 3malträs, 10 = doppelschins, — wie man sieht, eine lückenhafte Reihe, die durch einige einfache Kombinationen ergänzt wurde.

Ähnlich zählen die Maurer: 1 = en, 2 = dus, 3 = träs, 4 = quatter, 5 = schins, 6 = säs, 7 = sin, 8 = dusmalquatter, 9 = träsmalträs, 10 = laukfen.

Eine umfassendere Zählweise, gebildet aus den Wörtern des Judendeutschen, besitzen die jüdischen Viehhändler. Auch die christlichen Händler haben sich dieselbe angeeignet und gebrauchen dieselbe beim Handel, um einem Dritten gewisse Tatsachen zu verschleiern. Dieser Dritte ist gewöhnlich der Bauer.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II.

Gehe ich nun zu der sog. Maurersprache über, so muß ich vorher bemerken, daß dieselbe in einem andern Dorf gesprochen wird als die Musikantensprache, daß ihr also ein anderer Dorfdialekt zugrunde liegt. Manche Wörter, die beiden Sprachen gemeinsam sind, werden demnach hier in etwas anderem Klange erscheinen als dort. Weil aber die Ortschaften nicht weit voneinander entfernt sind, ist der Unterschied nicht bedeutend.

Das Gebiet der Maurersprache ist im allgemeinen das obere Schwalmtal mit den ihm benachbarten Orten. Die eigentliche Heimat derselben aber ist Storndorf. Auch das im Kreise Schotten liegende Dorf Köddingen bildet einen gewissen Zentralpunkt und weist manche Ausdruckseigentümlichkeiten auf. Einzelne versprengte Vokabeln traf ich auch bei den Maurern in Lauterbach und in Rainrod bei Alsfeld an. Selbst bis in die Umgegend Gießens haben sich Teile der Sprache verirrt.

Storndorf ist ein Dorf von etwa 900 Einwohnern; diese treiben zum Teil Landwirtschaft, zum größten Teil aber sind es sog. Geschäftsleute, d. h. Maurer = Mararer, Zimmerleute = Schoarwer, Schuster = Tritteschmacher, Schneider, Schreiner und Schmiede. Weitaus die meisten Arbeiter beschäftigt das Maurerhandwerk; 60 bis 70 wohl sind es, die dieses Gewerbe treiben. Früher, als der Vogelsberg noch recht arm war, war diese Zahl noch viel größer. In großen Scharen konnte man da am Montag Morgen früh vor Tag die Maurergesellen und -lehrlinge unter Führung ihres Schütz, ihres Meisters ausziehen sehen. Weit war ihre Reise; sie trennte sie eine ganze Woche von ihrem Herde. Selbst in den Dörfern des höchsten Vogelsberges haben sie gearbeitet, in einer Entfernung bis zu sechs Stunden. Nachts schliefen sie gemeinsam in einem Stalle, gemeinsam kochten und verzehrten sie ihre Mahlzeiten, und gemeinsam trugen sie alles, was die Umstände von ihnen forderten: die Anstrengung des weiten Marsches, die Zwischenfälle während der Arbeit, die Hoffnung auf den letzten Tag in der Woche, der sie ihren Lieben daheim wieder zuführen sollte. Es ist zu begreifen, daß sich bald zwischen solchen durch dasselbe Schicksal zusammengehaltenen Männern ein Band der Solidarität und Freundschaft entwickelte, das mit der Dauer des Arbeitsverhältnisses ein immer innigeres wurde. Eine Fülle von Ausdrücken und Redewendungen erwuchs ihnen aus ihren gemeinsamen Erlebnissen. Natürlich konnte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die nur der verstehen, welcher bei den Begebnissen mit dabei gewesen war. So entwickelte sich bei ihnen mit der Zeit von selbst eine Unterhaltung, die ein zuhörender Dritter nicht verstehen konnte. Dunkle Redewendungen, kurze Andeutungen genügten dem Maurer schon, um seinem Kollegen das verständlich zu machen, was er ihm sagen wollte.

Der eigentliche Grund zur Entstehung einer Geheimsprache war also gegeben. Er lag in erster Linie darin, daß die Maurer ständig beieinander waren; und dann kam hinzu, daß sie ihre Gespräche vor unberufenen Zuhörern verbergen wollten.

Die Freundschaft der Maurer war keine gelegentliche oder zufällige, die sich bald wieder verloren hätte. Sie dauerte ein ganzes Leben lang. Man muß nur die alten Männer erzählen hören, wie sie zusammengehalten haben im Leben, wie sie gemeinsam des Lebens Not getragen, sich gegenseitig gestützt haben. Schon in der Jugend hielten sie zusammen, wenn es auf der Kirmes des Nachbardorfes „Makkes" gab, und so blieb es auch im späteren Leben. Da haben sie gemeinsam in den teuren Jahren des vergangenen Jahrhunderts für die frierende Familie das Brennholz nächtlicherweile aus dem Walde gestohlen und haben dem Bauer, der ihnen die Fuhren besorgte, in treuer Anhänglichkeit geholfen, seiner Jagdlust fröhnen, wenn er im Dunkel der Nacht ausging, einen Rehbock zu schießen, der sich auf seinen Äckern fett gefressen hatte.

Berühmt und geschätzt waren solche Taten, bei welchen die Gefahr so groß war, die aber trotzdem mit Mut und Verwegenheit unternommen und glücklich ausgeführt wurden. Das Erzählen solcher Taten füllte die Zeit des gemeinsamen Marsches und der Musestunden aus. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzen sich diese Erzählungen fort, und mit ihnen leben die Täter weiter, welche die Not und die Lust an Abenteuern kühn gemacht hatte.

Unzertrennlich war mit dieser etwas wilden Lebensart die Sprache verknüpft, die sie sich aus einer früheren Zeit gerettet hatten, und die sie bestrebt waren, immer weiter auszubauen.

Von starkem Einfluß auf die Gestaltung dieser Sprache ist sicher die Zeit gewesen, da die Maurer Gelegenheit hatten, mit den Altmeistern echter Gaunerkunst im Vogelsberg selbst zu verkehren, mit den vor etwa 100 Jahren lebenden Räuberbanden. Von deren Mitgliedern und Taten hat uns der einst in Gießen lebende Hofgerichtsrat von Grolman erzählt („Aktenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden", Gießen 1813). Diese Ban-

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

den beherrschten die Gaunersprache meisterhaft, doch sind die Proben, die Grolman gibt, nur sehr spärlich. Interessant sind aber die mitgeteilten Räuberlieder, unter denen sich auch ein sog. „Vogelsberger Vaterunser" befindet. Das war ein Gaunervers, den murmelten die Weiber vor den Türen der Bauern, dann sollten diese glauben, sie sprächen ein Gebet.

Solche Bettelweiber, allerdings von weniger gefährlicher Art, gab es früher und gibt es heute noch hier oben. Es sind die Ärmsten des Dorfes, die auf die Nachbarorte „kloppen" gehen. Mir war es möglich, einen Vers aufzuschreiben, der aus diesen Bettlerkreisen stammt. Hier ist er:

Ich ging emol nach Ilbeshause schnurrn (betteln),
Do kom ich bei dem Parr' sei Diehr (Türe),
Do lag en großer Hund defür.
Ei du verfluxter Köhlerhund, was hoste mich erschreckt
Mit deine weiße Zäh'.
Do guckt de Parr dm Fenster eraus
On säht: „Ihr seid schu emol dogewest!"
„Nein, doas war ich net,
Doas war de Anner, der bei bei mer war,
Der hat en Rock, wie meiner war."
War aber nur umgewend, —
Schlabberdibänk!

Rotwelsch ist in diesem Bettelvers allerdings mit Ausnahme von schnurrn gehen = betteln, nichts enthalten.

Daß aber die Räuber des Vogelsberges vor 100 Jahren in der „Jenischen Sprache" gut Bescheid wußten, ersehen wir aus dem „Wörterbuch der Spitzbubensprachen" von v. Grolman, das 1822 erschien.

Wie kamen aber die Maurer mit diesen Gaunern in Berührung? Das erklärt sich folgendermaßen: Die Räuber hatten in manchen Dörfern Herbergen und Unterschlupfe, wo sie sich in „faulen" Zeiten aufhielten. Eine solche „Kohchemerherberge" war das Haus des Butterführers Joh. Heinr. Heimbach in Storndorf. Dort konnte man zu manchen Zeiten die gefährlichen Räuber J. Adam Frank, Jonas Hoos, Balthasar Bartel von der Velte, Bruchschneiders Hannes u. a. versammelt sehen. Der Besitzer des Hauses war selbst seinem Gewerbe gemäß meistens unterwegs, und so hatte er wohl aus Angst die unheimlichen Gäste in sein Haus aufgenommen. Daß er auf keinen Dank zu rechnen hatte, merkte er, als er im Sommer des Jahres 1810 selbst von seinen Gästen um etliche 70 Gulden bestohlen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde. Noch zwei Einbrüche in Storndorf meldet das Buch v. Grolmans: beim Musikanten Andreas Fischer und im Judentempel, letzterer ausgeführt in der Nacht vom 5.—6. Juni 1809 durch Frank, Druckers Peter, H. Ritter und Clare Andres.

Diese wilden Gesellen mögen wohl den Dorfbewohnern als unheimliche Gäste erschienen sein, doch imponierte ihr freches, furchtloses Wesen jedenfalls so, daß sie bei nicht wenigen gern geduldet wurden, — ja daß sie es sogar vermochten, einen neuen Genossen für ihre Bande im Dorfe anzuwerben, den Johann Heinrich Volz, gen. Bick, der ein Schwager des Heimbach war. Dieser damals zweiundzwanzigjährige Bursche machte einen gefährlichen Einbruch zu Heckersdorf mit (am 16.—17. Sept. 1809), wurde aber bald darauf ergriffen und zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

Man ersieht aus diesen Angaben, daß Berührungspunkte zwischen den Bewohnern und den Räubern genug bestanden. Sie halfen dazu, manchen Bestandteil des Gaunerdeutschen in das Dorf hinüberzuleiten. So trifft man noch heute im Dialekt, oder besser im Jargon des Dorfes manches rotwelsche Wort an, das jetzt zum festen Bestande der Ortssprache gehört: *acheln* essen, *Makkes* Hiebe, *battisch* schwanger, *Katzef* Metzger, *Keilef* (Schimpfwort) Hund, *Bäjes-Roulem* Jude, *Kajes* Leben; *er macht mir Kalches* = er vereitelt mir meinen Plan; *Bajes* Haus, *die Haiwel* das Gesicht, *Ische* Weibsbild, *kohchem* klug, aufgeklärt, *schaßken* trinken, *machholle sein* verarmt sein usw.

Alle diese Wörter trifft man mit zwei Ausnahmen in dem rotwelschen Wörterbuche v. Grolmans an.

Am besten aber haben sich die von jenen Gaunern ererbten Wörter in der Maurersprache erhalten. Deren Bestandteile lassen sich sehr zahlreich in dem erwähnten Glossar nachweisen.

Auch aus der Böckelschen Sammlung (1885) kann man eine Menge Wörter aussuchen, die der Maurer kennt und verwendet, so: *acheln* essen, *Kies berappen* Geld bezahlen, *Kohldamp schieben* Hunger haben, *Kaffer* Bauer, *Kittchen* Gefängnis, *Ligium* Brot (= Legem), *Meter* Mark, *Moos* Geld, *Boscher* Pfennig, *Trittling* Schuh.

Bevor ich die Sprache der Maurer näher darlege, muß ich noch vorher einiges über ihre Lebens- und Arbeitsweise sagen. Die Maurer Storndorfs haben von jeher alle unter einem Meister als Gesellen geschafft, der ihnen für Arbeit sorgte und ihnen den vorher ausbedungenen Lohn auszahlte. Die Arbeit wurde immer für Tag-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lohn ausgeführt. Auch der Bauer mußte für jeden Mann, der bei ihm arbeitete, einen bestimmten Taglohn an den Meister bezahlen.

Der Bauherr trug den Namen Well oder Wilangs. Er gab dem Maurer die Kost und meistens auch das Nachtlager. Ihm gegenüber hatte nun der Maurer manches zu verbergen, z. B. wenn man über das Essen und Trinken sprach, oder wenn über ein schlechtes Nachtlager räsoniert wurde, oder wenn die Arbeit den Leuten nicht zusagte. An wirkungsvollen Schimpfwörtern sind die Maurer immer reich gewesen, und es hat ihnen auch nie an Gelegenheit gemangelt, dieselben anzuwenden. Hier beim Well aber gebot die Vorsicht, die Gefühle — wenn auch nicht zu unterdrücken, so doch weniger laut nach außen hin merken zu lassen. Eine vortreffliche Hilfe dazu bot ihnen die Geheimsprache. Die wandten sie auch in reichem Maße an, beim Mascheh Essen, bei der Lawur der Arbeit, und vor dem Dorme, dem Schlafengehen. Oft habe ich gehört, daß in Gegenwart des Bauern über diesen oder seine Hausfrau — meinethalb wegen des Essens — losgezogen wurde.

Gerade aus dem Gebiet des Essens und Trinkens hat die Maurersprache ein ungemein reichhaltiges Wörtermaterial.

War das Essen in einem Hause gut, dann lobte der Maurer, wie man so sagt, seinen Hauswirt in allen Wirtshäusern; war es aber schlecht, dann nahm er sich umgekehrt aber auch die Freiheit, weidlich zu schimpfen.

Ein wohlklingendes Wort für das Maurerohr war das Wort Jörj für Fleisch und nicht weniger das andere Bennel für Wurst. Denn selten sah er diese beiden Objekte auf seiner Tafel, ja es galt bei den sparsamen Vogelsbergern von jeher als eine Art Verschwendung oder gar Genußsucht, häufig zu Hause Fleisch zu essen. An fremden Tischen aber erwartete er es mit Bestimmtheit; da liebte er es am meisten, wenn es von einem wohlgemästeten und fetten Schwein stammte und zwar von dem Stück, „das zwischen dem Rüssel und dem Schwänzchen lag".

Wenn beim Bauherrn das Fleisch auf sich warten ließ, dann hieß es wohl: „Der Jörg läßt heut gar nichts von sich sehen", oder: „Ich weiß gar nicht, wo der Jörg heut steckt!" Dann mußte die Bäuerin meinen, sie warteten auf einen Mann namens Jörg.

Mehr Bekanntschaft machte der Maurer auf den Tischen der Vogelsberger Bauern mit den Dâwwessern, den Kartoffeln. In allen Formen erschienen sie vor ihm auf dem Plan, bald als Brei,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn er auch diesen, den Möser, nicht so liebte, bald als Dawwes-Schloarwer, als Kartoffelsuppe, bald zum Rewittches, dem Sauerkraut, das er auch Schneewittches nannte, bald als Begleiter der Rewäller, der Erbsen, immer geeignet, den hungrigen Leib zu füllen. Diesen letzteren belegten sie mit dem den Begriff erschöpfenden Namen Satterich.

War Jörj das Wort für Fleisch, so bezeichnete Schwanzjörj oder Auwebattscheler den Hering; denn Aue bedeutet Wasser. Die Latt ist die Milch, während die Milchspenderin, die Kuh, den Namen Wattger, das Schwein den Namen Pottger trägt. Eine größere Umschreibung ist nötig für melken: Ds Moß (die Frau) streppt de Wattger die Latt heraus. An diesem Beispiel kann man sehen, wie der Mararer sich hilft, wenn ihm für etwas eine nähere Bezeichnung fehlt.

Ein hauptsächliches und sehr geschätztes Nahrungsmittel war dem Arbeiter das Brot, nicht zum wenigsten deshalb, weil er zuhause mit seinen Kindern es sehr oft sparen mußte. Er nannte es Bochte, Stock oder Legem und liebte es besonders, wenn ihm dazu noch Banch, d. i. Butter, zur Verfügung gestellt wurde. Weniger schätzte er die Matte oder den Schmierkäs, dem er die Namen Späitzer, Lattwerje und Weißkill beilegte. Doch wenn die Grett geplatzt (oder geblaut) werden sollte, wenn Kaffee getrunken werden sollte, dann prangte immer gerade dieses „Zu-Gebröds" am häufigsten auf dem Tische. Ein Laib Brot wird häufig Rehbock genannt. Gescheel bedeutet Käse, Gräif Salz, Bärkse Eier; an letzteres Wort anschließend bezeichnet ein Bärkskujaner ein Huhn. Unter Plätterchen versteht der Maurer Pfannenkuchen, die in besonderer Zubereitung Ofenlappen heißen; letzteres Wort ist übrigens auch ein Spottnamen der Bewohner von Wallenrod. In der Umgegend von Wallenrod nennt man Matte Schnippches, Kartoffeln Rewällje und Speck Bättches.

Von den Geräten, die beim Essen gebraucht werden, bestehen Bezeichnungen für Messer Kutoh und Gabel Grabbes. Grabbes ist jedoch der Name für alles, was spitz ist: Pickel, Nägel usw. Hat der Kabbes (Bauer) viele Nägel auf der Baustelle herumliegen, und der Mararerwitz (der Maurerjunge) sinnt darauf, einige mitgehen zu heißen, dann sagt er wohl zu einem Genossen: „Du Witz, von den Grabbes kommen ein paar mit!" Der andre heißt das gut und sagt: „Als end mit 'en!" d. h. nichts als fort mit ihnen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Salat trägt den stolzen Namen Grüner Jäger. Bemüht er sich, seinem schönen Namen Ehre zu machen, dann heißt es: der grüne Jäger hat gewichste Stiefel an! Ist er aber schlecht und halsstarrig, dann sagt man: der grüne Jäger hat lange Stiefel an!

Obwohl der Volksmund in unfreundlicher Weise dem Mararer nachsagt, daß sein Schweiß wegen seiner großen Seltenheit die teuerste Flüssigkeit wäre, muß es in Wirklichkeit doch nicht so schlimm sein. Schwer ist seine Arbeit, und es ist selbstverständlich, daß auch der nach der Arbeit sich einstellende Hunger kein kleiner ist. Wenigstens sagt man dem Maurer nach, daß er nächst dem Drescher den besten Appetit entwickele. Mannigfach sind deshalb die Bezeichnungen, die das Allgemeingefühl Hunger in der Maurersprache hat: man schiebt Kohldamp, oder man hat Rauch oder Fetz. Auch das urwüchsige Sprichwort: „Brocken heben die Steine" mit dem Sinn, daß feste Nahrung kräftiger sei als flüssige, stammt aus Maurerkreisen. Obwohl für Durst nur das eine Wort Brand existiert, ist doch nicht anzunehmen, daß dem Trinken weniger gehuldigt wurde als dem Essen. Das beweisen die vielen Namen für alle Arten Getränke. Gehörte auch das Wasser nie zu den Lieblingsgetränken des Maurers, so hat er doch eine Menge Benennungen für dasselbe: Aue, Majem, Deuzel und Aures. Für das Bier weiß er nur einen Namen; der drückt aber die nahe Verwandtschaft aus, in welcher er zu demselben steht, er nennt es Frau Was (= Frau Base). Ein Klobe Frau Waser ist ein Schoppen Bier. Seine Hochachtung vor dem Wein bezeugt er dadurch, daß er ihm den ehrfurchtsvollen Namen der Allerfeinste beilegt.

Ungemein vertrauter, anheimelnder und angemessener dünkt ihm jedoch der Schnaps. Das beweisen die zahlreichen kurzen und mundgerechten Namen, die er seinem Liebling unter allen Getränken beigelegt hat. Statt Schnaps sagt er der Kurze, der Konn, der Menn oder der Weinaß. Ein Räist ist ein Kännchen dieses Getränkes, ein altes Maß, das den achten Teil eines Liters ausmacht. Weiweln oder schaßken heißt trinken, trät soviel als betrunken. Auch der Ausdruck: der Wilangs en schieben trät bedeutet „betrunkener Mann".

Wilangs ist das allgemeine Wort für Mann; danach die begreifliche Bildung Naß-Wilangs für Wirt. Der Well hat beim Naß-Wilangs quatter Räiste Konn läbäise gemaschket, der Bauherr hat beim Wirt vier Kännchen Schnaps (weg)

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getrunken. Läbäise maschken heißt hinweg schaffen. Der Wilangs hat sein Lascha läbäise gemaschket = der Mann hat sein Geld hinweg geschafft.

Lascha, Monneh, Kies oder Moos sind Bezeichnungen für Geld, auch wohl Zaster oder Zässares. Ein Kräht ist ein Geldbeutel. Auch für den Apfelwein weiß die Maurersprache ein Wort, sie nennt ihn Fietse. —

Hat der Mararer den Mittagstisch mit einem garanten Satterich, d. i. satt verlassen, dann hat er seine Hoffnung auf die Grett, d. h. den Kaffee gesetzt. Ds Moß fünkelt die Grett heißt, die Frau kocht den Kaffee. Fünkeln (kochen) ist abzuleiten von Funken. Danach wird die Grett geplatzt (oder geblaut), d. h. der Kaffee getrunken. Hierfür sagt man auch oft: die Trull (oder Trubel) wird geschnajelt, weil Trull ebenfalls Kaffee heißt. Zur Trull gibt es vielleicht Faatsche, d. s. Wecke oder Kuchen. Hat dem Maurer das Essen, im ganzen genommen, geschmeckt, dann sagt er wohl: „Der Weckel war garant", das Essen war gut, im Gegenteil aber: „Der Weckel war pittschend", schlecht.

Noch bis in die allerneueste Zeit hinein war es dem Mararer nicht vergönnt, mittags eine Ruhestunde zu halten. Früh morgens, fast mit Sonnenaufgang, begann sein Tag und dauerte nur mit kurzer Unterbrechung während der Mahlzeiten (Frühstück, Mittag, Kaffee und Sechsuhr) bis in die Nacht hinein. Jetzt allerdings ist es ihm meistens gestattet, mittags eine kurze Rast zu halten. Da kann er sich einen Glimmstengel oder einen Steffel, eine Zigarre, anstecken und kann sie fröhlich schmeeken. Wünschen wir ihm, daß ihm sein Einkommen erlaubt, sich einen duften, seppen oder garanten (guten) Steffel für seine Mittagspause zuzulegen.

Vielleicht schreit't auch ein Mararer zum Naß-Wilangs, eine Botell voll Konn zu holen, eine Flasche voll Schnaps. Dann gilt es aber, sich zu eilen, denn der Schütz spanist (der Meister sieht nach), ob die Mararer alle bekane sein (ob die Gesellen alle da sind). Bekane heißt anwesend. Fragt einer den andern: „Wer ist der bekane Well?" so heißt das: wer ist der Mann, der eben vorbeigeht? Spanisen oder spekulieren bedeutet auskundschaften. Einen Mann, dem man nicht recht trauen kann, einen Spion, einen verschlagenen und „heimlichen" Menschen belegt man mit dem Schimpfwort Ennefäiles.

Auch die Arbeit hat ihre Bezeichnungen. Wo lawurst du? wo arbeitest du? fragen sich die Maurer. Ist die Lawur sepp?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

= ist die Arbeit gut? Ein anderes Wort für die Arbeit ist: die Melouche.

Im Sommer, wenn der Jakob aus neun Ecken spanift (wenn die Sonne aus „neun Ecken" scheint), dann ist der Mararer nicht um Lawur verlegen. In irgend einem Kaff, Heft oder Nest — Bezeichnungen für Dorf — läßt da schon irgend ein Kappes oder Kaffer (Bauer) ein Bajes (Haus) errichten. Da kann der Schütz (der Meister) hinschreiten und Lawur ausmachen, und der Geselle kann malochenen oder lawuren nach Herzenslust.

Wenn dann der Sonntagmorgen herankommt, dann schreitet der Mararer zum Schütz und will Zaster fasse, d. h. will Geld einnehmen. Nicht selten bleibt dann ein gut Teil davon beim Naß-Wilangs hängen, was der Maurer mit dem Kunstausdruck bezeichnet: das Geld auf die Nassauer Bank tragen.

Eine unter den Maurern allgemein bekannte Wortgruppe, mit der sie gerne prahlen, ist der Satz: Ds Moß hat en junge Jawel im Diewerich, und der Schander hat'n verkratzt. Wie mir gesagt wurde, soll die Bedeutung sein: die Frau hatte einen jungen Geisbock im Keller hängen (einen Braten), und die Katze hat ihn gefressen. Im Diewerich bezeichnet im allgemeinen einen Raum im Innern des Hauses, etwa in dem Satz: der Schütz hefft im Diewerich, was heißen soll: der Meister hält sich im Innern des Hauses auf. Hefften heißt sich aufhalten, im Gegensatz zu mitsche, oder bajen, oder schreite, was „sich entfernen" bedeutet; end gehen ist der Ausdruck für Einen, der finanziell am Ende seiner Laufbahn angekommen ist, oder auch überhaupt für „sterben". Etwas verkratzen hat denselben Sinn wie etwas läbäise maschken, es besagt nämlich: etwas beiseite schaffen.

Die Katze, die wegen ihres zierlichen Füßchens von den Gaunern Schmalfuß genannt wurde, trägt die Namen Schander, Schwöwel oder Schunner, während der Hund Jangst genannt wird. In Köddingen heißt das Pferd Dift; in Storndorf nehmen die Maurer eine der so beliebten Verwechslungen vor, indem sie das Wort Gickel (= Hahn) auch für Pferd gelten lassen. Ein weiteres Wort für Pferd ist Rollkamm. Kinnem bedeutet allgemein Ungeziefer. Das in den Kasernen geltende Wort Bienen für Wanzen gilt auch hier, und um gleich beim „Militärischen" zu bleiben: die Flöhe nennt der Mararer nicht anders als seine Schutztruppe. Eine alte Kuh ist eine Goje oder eine Boare, ein Hund wird von den Rainrödern als Mauf bezeichnet.

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Jangst gellert = der Hund bellt; der Rollkamm magaiemt = das Pferd schlägt aus; die Behäime nidreckt = die Kuh kaut wieder („nidreckt“ allgemein gebräuchlich).

Zu dem vorhin genannten end gehen paßt das Adjektivum machholle sein, d. h. bankerott sein; denselben Sinn hat auch das allgemein bekannte kapores.

Von den Geräten, mit denen der Maurer in seinem Berufe in Berührung kommt, nimmt die Maurersprache wenig Notiz. Grabbes ist der Pickel, Schilger der Lehm. Ein Bajes ist ein Haus.

Mehr Namen existieren für Berufe. Schoarwer = Zimmerleute, Raigemer = Soldat oder Gensdarm Schwarz Schandarm = Pfarrer, Kazzef = Metzger, Kabbes oder Kaffer = Bauer, Schütz oder Sechszöller = Meister, Bärjer- (= Bürger) Schütz oder Schouwet = Bürgermeister, Witzebeglärer (= Knabenbegleiter) = Lehrer, Trittchesmalochner = Schuster. Ein Bäjes-Roulem oder Mamsebenerre ist ein Jude, der übrigens mit „Namen“ so gesegnet ist, daß ein Mararer nicht leicht in Verlegenheit kommen kann, wenn die Umstände eine Namengebung notwendig machen. Auch den Namen erkennt er an, der in dem alten Vierzeiler verewigt ist:

Dr Mausche kam geritte,
A Schreiwes in der Hand:
„Au waih, ihr arme Jüdde, —
Die Cholera is im Land!“

In Rainrod nennt man den Bürgermeister Bannes. In folgenden Namen weichen die Rainröder ebenfalls ab: Brot ist Bang, Kartoffeln sind Schwallje, Salat ist Schlei, Wurst Leong, Salz Sägets, Matte Naute, Eier Ebster. Ebster geschärscht (franz. chercher) = Eier gestohlen.

Auch um die Benennung seiner Kleidungsstücke ist der Maurer nicht verlegen. Der Killjoches ist sein Rock, der Schapo sein Hut, Rezell sein Hemd (was von „reiner Zettel“ herkommen soll), Spruse die Hose, Schmelmel der Ring, Schawwesdeckel ebenfalls Hut, Trittches sind die Schuhe, Milchdöppe oder Kühmäuler die Handschuhe. Das Bett trägt den Namen Jahsche oder Blauding, weil es am blauen Montag gern benutzt wird. Entenstall bezeichnet eine Chaise. Letztere bekam der Maurer früher nur dann zu sehen, wenn „hohe Herrn“ angefahren kamen; wegen ihrer fremdartigen Gestalt forderte sie seinen Spott heraus. Deez heißt Kopf, Najem sind die Augen. Verschiedene Be-

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

zeichnungen bestehen für sehen: finden, finesten, spekulieren und spanisen, wovon aber die beiden letzten Wörter mehr den Sinn von spionieren haben. Der Witz hat schlechte Najem, er find nicht richtig = der Bursche hat schlechte Augen, er sieht nicht gut. Das Moß find aus'm Diewerich, die Frau schaut aus dem Haus heraus. Der Jakob finestet aber harf heute, die Sonne scheint aber heiß heute.

Das Wörtchen harf bezeichnet eine Steigerung, etwa sehr oder viel. Der Schütz spanist. Die Lawur ist pitschend, es muß harfer gelawurt werden, d. h. der Meister guckt zu, die Arbeit ist schlecht, es muß fester geschafft werden. Eine drastische Bezeichnung hat das Gesicht, es heißt Zifferblatt. Das Matroß hat en sepp Zifferblatt = das Mädchen hat ein schönes Gesicht.

Viele, zum Teil recht unfreundliche Bezeichnungen hat der Mund, z. B. Wogge, Bonum, in bösem Sinne auch wohl Gusche. Ein zudringlich Bittender ist ein Kätzerer. Griffel sind die Finger, Gäschem der Rücken. Ein Prahler ist ein Spenner. Dorme heißt schlafen. Die Kirmes, die bei den Musikanten Tripps heißt, führt hier die Namen Trät oder Tappch, abgeleitet von treten und tappchen (= fest auftreten). Moule sein = betrunken.

Finestet der Jakob (scheint die Sonne), dann arbeitet der Maurer im Freien und an Neubauten, gäschemt oder majemt es (regnet es), dann werden die Lawuren im Diewerich ausgeführt, also unter Dach.

Naht der Herbst, dann geht das Maurerjahr seinem Ende entgegen; denn da lockt es den Mararer in die Fremde, wo er sich Geld verdienen will, — wenn auch dort die Lawur nicht so sepp ist als daheim beim Mararerschütz, — er geht zur Dreschmaschine in die Wetterau oder an den Rhein. Jotte nennt er das Dreschen, das für manchen schon verhängnisvoll geworden ist. Fröhlich und arbeitsfroh zog er hinaus, und als Krüppel, dem ein Arm oder ein Bein fehlte, das ihm die Trommel des Dreschwagens abgerissen hatte, kehrte er wieder. Eine tragische Stimmung darum ist es gewesen, die ihn in scheuer Erinnerung an vergangene schreckliche Stunden dazu veranlaßte, für die Dreschmaschine den Namen Reißding zu wählen. —

Nicht weniger verständlich und guten deutschen Ursprungs sind folgende Bildungen: Hellmächer für Fenster oder Lampe, Warmmächer für Ofen. Schöh heißt die Stunde und Schöhmacher

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Uhr; letztere hat übrigens noch andere Namen, nämlich Hormes oder Bock. Wieviel Uhr ist es? heißt: Wieviel Hörner hat der Bock? Das erinnert an ein kleines Kinderspiel, in dem ein Kind fragt:

Bömmele, bömmele, bömmelstock,
Wieviel Hörner hat der Bock,
Wieviel Finger stehn?

ein kleines Ratespiel.

Einige Bezeichnungen seien hier nochmals zusammengefaßt: Well oder Wilangs bedeutet Mann, Moß Frau; Dille Moß, Strieh oder Trüb Moß ist die Großmutter, Dille Wilangs der Großvater. Witz bedeutet Bursche, Fohlen oder Matroß Mädchen, doch bezeichnet das letztere mehr eine Magd.

Wenn der Bock die lauksen häkt (haut), dann liegt der Well im Jahsche = wenn die Uhr 10 schlägt, dann liegt der Mann im Bett.

Ehe ich zum Schluß komme, möchte ich noch einige Ausdrücke erwähnen, die diese Geheimsprache der Maurer hat und anwendet, um den Charakter des Geheimen vor anderen zu wahren, gewissermaßen, um sich selber zu schützen. Aber stikem! Diesen Ausdruck kann man sehr oft im Gespräch der Maurer hören; er bedeutet, daß der Andere auf keinen Fall etwas verlauten lassen soll. Nichts gedahnt! oder nichts gediewet! heißt ebenfalls: nichts verraten! Unterhalten sich zwei, die kohchem sind, und es kommen dritte dazu, dann sagt der Eine: „Stikem, die Stubb is nicht gekehrt! = still! Es sind Zuhörer da! Oder es will Einer dem Andern etwas anvertrauen, dann fragt er erst: „Ist die Stube gekehrt?" und der Andere antwortet: „Sie ist sauber." Ist aber ein Zuhörer da, der die Maurersprache doch nicht versteht, dann sagt er: „Hä bestoarest banillje", d. h. er versteht nichts.

So ist die Sprache gewissermaßen selbst darauf bedacht, sich ihren Charakter des Geheimnisvollen zu erhalten. Es ist ihr auch gelungen, sich in der alle Gegensätze verwischenden Zeit als wirkliche Geheimsprache zu erhalten, so daß es nicht leicht war, ihre Vokabeln zu erhalten.

Die Blütezeit dieser Geheimsprache ist jedoch vorbei und wird nicht wiederkehren. Die war damals, als der Maurer noch von seinem Bauherrn verköstigt wurde. Heute aber fangen auch hier oben die Maurer schon an, für Stundenlohn zu arbeiten. Sie müssen sich die Kost selbst stellen und sind dann unter sich. Keine Kabbes-Moß,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keine Bauersfrau, trägt ihnen mehr den Weckel (das Essen) auf, und kein Well spanist ihnen mehr nach der Lawur. Da büßt auch die geheime Sprache immer mehr an Interesse für sie ein, und mit dem Interesse schwindet auch langsam die Kenntnis der alten, merkwürdigen Wörter und Sätze dahin.

Es ist halt so, die neue Zeit ist ein erbarmungsloser Feind solcher seltsamer Sonderlinge, wie sie diese isolierten Sprachinseln im Volksleben darstellen.

Glossar der Lingelbacher Musikantensprache (S. 121 ff.)

abschäften fortgehen 124. 185
aufgezesselt aufgeschrieben 122

Bänch Butter 134. 204
beschwächt betrunken 124. 154
Bimbam Schmied 123. 195
Blech Geld 126. 175
Blechraimbich Geldbeutel 126. 179
Bohmeier Lehrer 127. 200
Bohmeiers-Kaste Schule 127. 191
Bonum Mund 124. 154
Boser Fleisch 123. 154
brankeln kochen, braten 126. 204
Brätsel Trompete 122. 203
Bruhkittel (Braunkittel) Floh 126. 202
Burghauz Bürgermeister 123

Cordiniehr Schuster 123. 193

dewern sprechen 127. 162
derwählt gekriegt 124. 204
Dill (Deminitiv: Dillerchen) Mädchen 123. 176
doppelquatter acht 128
doppelschins zehn 128
doppelträß sechs 128
Dorfbüttel } Polizeidiener 123. 183. 196.
Dorfhäckel }
dreimalträß neun 128
Duft Kirche 127. 169

en ein 128. 197

Farbe das Gesagte 127
Flattermoß Totenfrau 127. 178. 196
flattern sterben 124. 196
Flebber } Brief, Noten 122. 186. 188
Flebbert }
Flosset Wasser 125. 186
Fohlen Mädchen 124
Frau Waser Bier 125. 203
Funkert Feuer 126. 187

Gefoahd } Dorf 124. 155. 167
Gefahr }
geflattert gestorben 124. 196
geflatterte Worzel Hering 124. 201
Gehechelter Kuchen 126. 189
Gernte Wein 125. 195
Geschiel Käse 170
gewahnt gut 172
gewoahlt gesagt 123
gezesselt geschrieben 122

Häckel Gensdarm 123. 183
Hackespitscher Zimmermann 123. 200
Hamm Nase 124. 194
Hauz Mann 123. 177
Hellding Lampe 125. 202
Hoh Geige 122. 204
Hohlding Faß 125. 202
— Frau Waser Faß Bier 125

Jaß Rock, auch Zorn 123. 184. 197
Jechim Wein 127. 156
jes ja 194
jute sieben 128

Käilef Hund 127. 156
Kinnem Ungeziefer 126
Kläis Milch 123. 177

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Public Domain in the United States, Google-digitized

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wadschkroh Katze 127. 192
woahln sprechen 123. 182
Wenner Käse 126. 168
Wilangs Mann 124. 195
Worzel Jude 126. 206
Worzel, geflatterte, Hering 124

zisselst schreibst 122. 206
Zolches Soldat 123. 199
Zosset Zucker 127. 188

Die Bochumer Musikantensprache (S. 128).

Brenobes Kaffee 128. 199. 204

Dillm Mädchen 128. 176

Finnigen Pfennig 128. 197
flieben essen 128. 204
fockern einsammeln 128. 204

Glänzer Glas 128. 189

Jauner Spielmann 128. 165
Jochim Schnaps 128. 156
joker gut 128. 156

Kahn Wirt 128
Kneeks Groschen 128. 178
kneisen sprechen 128. 178
Koje Bett 128. 196

Legem Brot 128
lohne schlecht 128. 158. 174

Penneboß Wirt 128. 168. 175
Plembe Bier 128. 179

Schalter Lehrer 128. 188
Scheeks eine Person 128. 160
schenägeln essen 128. 164
schwächen trinken 128. 169
weelen tanzen. 128. 194

Glossar der Vogelsberger Maurersprache (S. 129 ff.).

acheln essen 132. 162
Allerfeinster Wein 135. 201
Aue }
Aures } Wasser 134. 196
Auwebattscheler Hering 134. 200

bajen laufen 137. 170
Bajes Haus 137. 153
Bäjes-Koulem Jude 138. 152
Banch Butter 134. 204
Bang Brot 138. 204
banillje nichts 140. 193
Bannes Bürgermeister 138. 153
Bärjerschütz „ 185
Boare alte Kuh 137. 152
battisch schwanger 132. 153
Bärkse Eier 134. 152
Bärkskujaner Hühner 134. 194
Bättches Speck 134. 199. 204
Behäime Kuh 138. 158
bekane anwesend 136. 153
Bennel Wurst 133. 204
berappen bezahlen 132. 183
bestoarest versteht 140. 197
Bienen Wanzen 137. 190
Blauding Bett 138. 202
blauen trinken 134
Bock Uhr 140. 201. 203
Bombditerr Kartoffeln 193
Bonum Mund 139. 154
Boscher Pfennig 132. 154
Botell Flasche 136. 178
Brand Durst 135. 183
Buttger Schwein 134. 194. 200

dahnen schwätzen 140. 192
Dawwesser Kartoffeln 133. 170
— Schlarwer Kartoffelsuppe 134
— Möser Kartoffelbrei 134
Deez Kopf 138. 174
Deuzel Wasser 135. 204
Dieweriсh Raum im Haus 137. 186
diewern sprechen 140. 162
Dift Pferd 137. 201
Dille-Moß Großmutter 140. 176

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dille-Wilangs Großvater 140. 176.
doppelträß sechs 128
dorme schlafen 133. 172. 174
duft gut 136. 155
dus zwei 128. 193
dus mal quatter acht 128. 193

Ebster Eier 138. 194
Ennefäiles Spion, verschlagener Mensch 136. 170
en ein 128. 197
end fort 134
end-gehen sterben 134. 137. 196
Entenstall Chaise 138. 203

Faatsche Kuchen, Wecke 136. 204
Fetz Hunger 135. 204
Fietse Apfelwein 136. 204
finden sehen 139. 196
finesten sehen, scheinen, ausspionieren 139. 173
Fohlen Mädchen, Bauerntochter 140. 201
Frau Was Bier 135. 203
fünkeln kochen 136. 176

ganfen stehlen 162
Gäschem Rücken 139. 155
gäschemen regnen 139. 161
garant gut 136. 173
gedahnt } gesagt 140
gediewet } gesagt 140
gellern bellen 130. 197
geschärscht gestohlen 138. 193
Gescheel Käse 134. 170
Gickel Pferd 137. 201
Glimmstengel Zigarre 136. 190
Goje alte Kuh 137. 170. 202
Grabbes Pickel, Nagel, Gabel 134. 138. 199
Gräif Salz 134. 197
Grett Kaffee 136. 204
Griffel Finger 139. 176
Gusche Mund 139. 183

harf mehr, sehr, viel 139. 155
Heft Dorf 137. 196
heften sich aufhalten 137. 196
Hellmächer Fenster, Lampe 139. 201
Hormes Uhr 140. 139. 199

Jahsche Bett 138. 155
Jakob Sonne 137. 203
Jangs } Hund 137. 195. 197
Jangst } Hund 137. 195. 197
grüner Jäger Salat 135. 203
junger Jawel Ziegenlamm 137. 192
Jörj Fleisch 133. 171. 203
jotte dreschen 139. 204

Kabbes Bauer 134. 156
Kahn Gefängnis 169
Kaff Dorf 137. 155f.
Kaffer Dorfbewohner, Bauer 132. 165
kapores verarmt 138. 156
kätzern zudringlich bitten 139. 197
Kazzef Metzger 138. 157
Kies Geld 132. 136. 167
Killjoches Rock 138. 199. 205
Kittche Gefängnis 132. 177
Kinnem Läuse, Ungeziefer 137. 157
Knorr Schnaps 195
kohchem klug, aufgeklärt 132. 140. 157
Kohldamp Hunger 132. 191
Konn Schnaps 135. 197
Kräht Geldbeutel 136. 205
Kühmäuler Handschuhe 138. 201
Kurze (der) Schnaps 135. 201
Kutoh Messer 134. 175

käbäise hinweg 135. 157
laukfen zehn 128. 205
Laschah Geld 136. 174
Latt Milch 134. 173
Lattwerje Matte 134. 203
Lawur Arbeit 136. 193
lawuren arbeiten 133. 193
Legem Brot 132. 134. 157
Leong Wurst 138. 194

machholle verarmt 132. 138. 15[illegible]
magaiemen ausschlagen 138. 163
Mahische Essen 133. 175
Majem Wasser 135. 158
es majemt es regnet 139. 163
malochuen arbeiten 137. 163
Mamsebenerre Jude 138. 158
Mararer Maurer 132. 195. 199
maschken bezahlen, tun 135. 163

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Trubel }
Trull } Kaffee 136. 198. 203

Pochte Brot 134. 206
verkratzen wegschaffen 137. 196

Warmmächer Ofen 139. 201
Wattger Kuh 134. 194
Weckel Essen 141. 185
Well Mann, Bauherr 133. 206
Weinaß Schnaps 135. 206

Weißkill Matte 134. 206
weiweln trinken 135. 206
Wilangs Mann 133. 195. 206
Witz Junge, Bursche 134. 182
Witzebeglärer Lehrer 138. 200
Wogge Mund 139. 206

Zaster }
Zassares } Geld 136. 171. 192
Zifferblatt Gesicht. 139. 203

III.

Sprachliche Erläuterungen.

Von Prof. Dr. L. Günther, Gießen.

Vorbemerkung.

Der Aufforderung des Herausgebers dieser „Blätter", zu dem interessanten Aufsatze des Herrn Lehrers Weber einige etymologische Erklärungen u. dgl. zu liefern, bin ich aus dem Grunde gern nachgekommen, weil mir ein Blick in die Wortverzeichnisse sofort zeigte, daß diese eigenartigen Standessprachen zu einem großen, ja überwiegenden Teile aus Vokabeln bestehen, die in gleicher oder doch sehr ähnlicher Form und Bedeutung auch in der Gauner- und Kundensprache oder in den sog. Krämerjargons vorkommen und die mir daher — infolge meiner Studien über das Rotwelsch — als „gute alte Bekannte" erschienen. Auffällig ist namentlich die weitgehende Übereinstimmung mit dem v. Grolmanschen Wörterbuch der Gaunersprache, deren Ursachen schon vom Verfasser wohl richtig erkannt worden sind. Auch auf die Ähnlichkeit des Wortmaterials mit dem von Dr. O. Böckel veröffentlichten Glossar der Kundensprache (s. Kluge, Rotw. I, 422 ff.) hat er bereits hingewiesen. Weitere bemerkenswerte Parallelen finden sich ferner in den Krämersprachen, so ganz besonders in der Ausdrucksweise der pfälzischen und der schwäbischen Händler sowie der Winterfelder Hausierer (Kluge, Rotw. I, 437 ff., 439 ff., 479 ff.). Aber neben diesen mannigfachen Anklängen an andere Geheimsprachen sowie einigen allgemein bekannten Bezeichnungen enthalten die Weberschen Glossare auch noch eine stattliche Reihe von Wörtern, deren Deutung mir manches Kopfzerbrechen bereitete. Nach Durchsicht des „Oberhessischen Wörterbuchs" von Crecelius sowie der Idiotika von Vilmar-v. Pfister und Kehrein über die verwandte kurhessische und nassauische Mundart konnte allerdings eine größere Anzahl von Ausdrücken als oberhessisch bezw. allgemein hessisch festgestellt werden, während das „Wörterbuch der westfälischen Mundart" von Woeste über die Bochumer Musikantensprache nur wenig Aufschluß brachte Dagegen fanden sich hier — ganz unerwarteterweise — Belege oder Analogien für einzelne Vokabeln der beiden oberhessischen Geheimsprachen, wie denn auch in gelegentliches Nachschlagen von Werken über ganz andere Mundarten

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

z. B. des „Bayerischen Wörterbuchs" von Schmeller zu Erklärungen zweifelhafter Ausdrücke führte. Es beweist dies eben, daß das selbständige Wortmaterial dieser Jargons keineswegs bloß aus Hessen oder auch nur aus Mitteldeutschland stammt, vielmehr teils auch dem niederdeutschen, teils dem oberdeutschen Sprachgebiet angehört. Vielleicht hätte daher eine eingehende Prüfung der gesamten Literatur über unsere deutschen Mundarten — für die mir leider die erforderliche Zeit fehlte — noch über manches sonderbare Wortgebilde Aufklärung gebracht. Einzelnes wäre aber selbst danach wohl rätselhaft geblieben. Denn offenbar handelt es sich in verschiedenen Fällen um künstlich (durch Silben- oder Buchstabenumstellungen) zurechtgeformte Benennungen. Hierauf hat mich besonders Herr Dr. A. Landau (Wien), einer der besten Kenner deutscher und außerdeutscher Geheimsprachen, aufmerksam gemacht, dem ich überhaupt für weitgehende Unterstützung auch bei andern Partien der Arbeit zu vielem Danke verpflichtet bin.

Nach dem soeben Bemerkten ergibt sich die systematische Gliederung des Stoffes gleichsam von selbst. In Teil I wurden zunächst diejenigen Vokabeln zusammengestellt, für die auch im Rotwelsch und in den verwandten Geheimsprachen Belege oder Analogien enthalten sind, während Teil II das übrige Wortmaterial behandelt, soweit es sich noch mit einiger Sicherheit erklären ließ. Teil III endlich gibt zum Schluß eine Übersicht über die (bisher nicht besprochenen) Vokabeln unsicheren Ursprungs. In Teil I wurden zunächst wieder die Wörter fremden Stammes (Abschn. A) von denen einheimischen Ursprungs (Abschn. B) getrennt. Unter den ersteren nehmen dann die rotwelschen Vokabeln aus dem Hebräischen (bezw. Jüdischdeutschen) den vornehmsten Platz ein (Kap. 1), und zwar sind sie ganz besonders stark in der Vogelsberger Maurersprache vertreten. Die so interessanten sog. Andeutschungen hebräischer Vokabeln (im weiteren und engeren Sinne) sind anhangsweise noch besonders betrachtet worden. Weniger zahlreich erscheinen die Anklänge an Ausdrücke der Gaunersprache usw., die sich auf das Zigeunerische, das Lateinische sowie seine Tochtersprachen (Italienisch, Französisch) zurückführen lassen (Kap. 2—5). Unter den Wörtern deutscher Herkunft (Abschn. B) findet sich sehr viel älteres Rotwelsch (Kap. 1), während andere Beispiele dieser Gruppe erst der neueren Zeit (seit Anf. des 19. Jahrh.) angehören (Kap. 2). Getrennt von den übrigen Vokabeln wurden noch die Ausdrücke, die auf die typischen rotwelschen Endungen -erich, -ling und -ert (od. -et) auslauten sowie die Substantive auf -er, die, wie bei den Gaunern, namentlich auch für Sachen (unbelebte Dinge) gebräuchlich erscheinen (Kap. 3). Den Metaphern und verwandten Erscheinungen ist endlich das Kap. 4 gewidmet. In diesen sämtlichen Kapiteln ist nun die Übereinstimmung mit der Gaunersprache usw. so auffällig, daß eine Anführung von Beispielen fast einer Ausschreibung der Vokabulare gleichkäme. Dagegen mögen einige allgemeinere Bemerkungen über die Abweichungen von den Vorbildern des Rotwelsch usw. hier Platz finden. Sie betreffen sowohl die Form als auch die Bedeutung der Wörter. Bei den veränderten Formen mag es sich in einzelnen Fällen wohl um einen Schreib- oder Hörfehler handeln, öfter dagegen nur um eine mundartliche Färbung, so z. B. bei Bärkse = Eier statt rotw. Betze u. ä. oder bei Zosset, Sosset = Zucker statt rotw. Süßert. In grundsätzlich abweichender Weise scheinen manchmal die typischen rotwelschen Endungen an- bezw. abgehängt oder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonst verändert worden zu sein. So findet sich Wenner (= Käse) statt rotw. Wenderich u. ä., dagegen umgekehrt Diwerich und Kuweriche statt rotw. Tiefe und Kuffe, weiter Flebbert oder Flebber statt rotw. Flebbe, Glänzer (= Glas) statt rotw. Glänz; vgl. auch Blechraimbich (wohl statt -reipert) u. a. m. Von Begriffsveränderungen seien u. a. hervorgehoben: Jahsche = Bett (im Rotw. Ju[h]sch, Josch = Schlaf), lohne = schlecht (rotw. bes. = nicht[s], nein), Mamsebenerre = Jude (im Rotw. nur starkes Schimpfwort allgem. Art), Jauner = Spielmann (Musikant) statt rotw.: Spieler, Falschspieler (vgl. auch Flebbe = Noten, im Rotw. bes. = Karte, Paß, Legitimationspapier); weiter speziell als Begriffserweiterungen: joker = gut (i. Rotw.: teuer), schalln = musizieren (i. Rotw.: nur singen und läuten), Schäiweling = Glas (i. Rotw.: Scheibeling = Fenster); umgekehrt als Begriffsverengerungen: kapores = verarmt (i. Rotw.: bes. tot, vernichtet), kuffe = schneiden (i. Rotw.: schlagen), magaiemen = ausschlagen (von Pferden) (i. Rotw.: schlagen, züchtigen), schenägeln = essen (i. Rotw.: arbeiten). Am auffälligsten erscheint aber der Bedeutungswechsel bei dem lautmalenden Bimbam, das bei den Lingelbacher Musikanten den Schmied bezeichnet, während es bei den Gauern lediglich eine Sache, nämlich die Glocke, (Haus-) Schelle bedeutet. Es ist deshalb systematisch richtiger nicht mehr in den Teil I zu stellen, sondern dem Teil II (betr. die nicht dem Rotwelsch usw. direkt entlehnten Vokabeln) zuzuweisen.

Dieser zweite Teil ist zunächst in derselben Weise zerlegt worden wie der erste, so daß auch hier die Wörter fremden Stammes (Abschn. A) von denen deutscher Herkunft (Abschn. B) geschieden wurden. Auch bei den hier zu betrachtenden Fremdwörtern spielt dann das Hebräische (Jüdischdeutsche) noch eine gewisse Rolle (Kap. 1), während die Zigeunersprache nur mit einem Beispiel vertreten ist (Kap. 2) und auch von den übrigen fremden Sprachen (Latein, Italienisch, Französisch, Englisch [Kap. 3—6]) nur das Französische noch etwas mehr hervortritt. Die englischen Brocken sind eine Spezialität der Lingelbacher Musikanten, die ja bis nach England gekommen sein sollen. Im Abschnitt B wurden betrachtet: zunächst die künstlichen Wortveränderungen (Kap. 1), von denen die Buchstabenumstellungen bes. wieder in der Lingelbacher Musikantensprache beliebt zu sein scheinen, weiter die Lautmalereien (Kap. 2), veraltete Ausdrücke unserer Gemeinsprache (Kap. 3), der Gebrauch von Wörtern unserer Gemeinsprache in einem abweichenden Sinne (Kap. 4), Bezeichnungen, die verschiedenen deutschen Mundarten entlehnt worden (Kap. 5), sowie die Verwendung der Endungen -erich, -et, -es und -er bei Hauptwörtern (Kap. 6). Den Beschluß bilden auch hier die — zum Teil recht merkwürdigen — Metaphern und verwandte Gebilde (Kap. 7). Im Teil III sind nur zu einzelnen der dort aufgezählten „unerklärlichen" Wörter anmerkungsweise noch Deutungsversuche hinzugefügt worden. Bei dem größeren Teil habe ich der Versuchung zur Aufstellung von Hypothesen widerstanden, um nicht zu sehr in das gefährliche Fahrwasser einer Geschmacks- oder Gefühlsetymologie zu geraten.

Bemerkt sei noch, daß in allen drei Teilen (bezw. ihren Unterabschnitten) die Vokabeln in rein alphabetischer Reihenfolge aufgezählt wurden, ohne hierbei die einzelnen Wörter nach ihrer Zugehörigkeit zu einer der drei Geheimsprachen noch in besondere Gruppen einzuteilen. Um jedoch diese Zugehörigkeit in jedem einzelnen Falle — auch ohne Zurückblättern zu den Weberschen Glossaren — festzustellen, habe ich sie hinter jedem Worte durch die in Klammern hinzuge-

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

fügten Buchstaben L., B. oder V. als Bestandteile der Lingelbacher und der Bochumer Musikantensprache oder der Vogelsberger Maurersprache kenntlich gemacht. Auf eine Mitbearbeitung der vom Verf. im Text gelegentlich erwähnten, in einzelnen Ortschaften (wie bes. Storndorf) allgem. gebräuchlichen Wörter rotwelschen oder jüdischen Ursprungs habe ich verzichtet, um den Umfang der Arbeit nicht noch zu vergrößern. Mehrere dieser Ausdrücke sind übrigens auch bei Crecelius erläutert. Zum Schluß füge ich hier eine Übersicht über die benutzen Quellen und die Literatur sowie die dafür gebrauchten Abkürzungen hinzu.

I. Quellen: Die älteren und neueren Verzeichnisse der Gaunersprache, die Sammlungen der Kundensprache und die Aufzeichnungen der sog. Krämersprachen usw., die sich bei Friedr. Kluge, Rotwelsch I (Rotwelsches Quellenbuch, Straßb. 1901) — ganz oder auszugsweise — abgedruckt finden, sind grundsätzlich nur nach diesem Werke zitiert[1]), und zwar der Einfachheit halber in der Weise, daß hinter dem Titel (bzw. Verfasser) u. (ev.) Jahreszahl der einzelnen Glossare usw. in Klammern lediglich die Seitenzahl hinzugefügt wurde, die der betr. Vokabel bei Kluge entspricht. Es bedeutet also z. B. Lib. Vagat. 1510 (54: Grunhart = Feld), daß dieses Wort im Abdruck des hochd. Liber Vagatorum vom Jahre 1510 bei Kluge auf S. 54 steht[2]). Dagegen weisen die den Zitaten nicht in Klammern hinzugefügten Zahlen hin auf die Seiten einiger anderer (bei Kluge entweder gar nicht oder nur dem Titel und dem wesentlichsten Inhalte nach angeführter) Quellenwerke des 19. u. 20. Jahrhunderts. Es sind dies die folgenden:

F. L. A. v. Grolman, Wörterbuch der . . . Spitzbubensprachen usw., Bd. I: Die Teutsche Gauner- (usw.) Sprache, Gießen 1822; zitiert: v. Grolman, mit dem Zusatze T.-G., wo es sich um die 2. Abtlg.: „Teutsch-Gaunerisch" handelt.

Cajetan Karnmayers sog. „Gaunerglossar der Freistädter Handschrift" vom Jahre 1835, abgedr. von H. Groß in seinem „Archiv für Kriminal-Anthropologie" usw., Bd. II—V; zitiert Karmayer (mit Seitenangabe nach dem Sep.-Abdrucke sowie mit dem Zusatze G.-D., wo es sich um die Abteilg. „Gaunerisch-Deutsch" [hier im Gegens. zu „Jenisch-Deutsch"] handelt).

A. F. Thiele, Die jüdischen Gauner in Deutschland usw., 2 Bde. (1. Aufl. Berl. 1840), 2. Aufl. 1842, Bd. I, S. 222 ff. (W.-B. der jüd. Gaunersprache); zitiert: Thiele.

Fr. Chr. B. Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum usw., 4 Bde., Leipz. 1858—62, bes. Bd. IV, S. 515 ff. (Wörterbuch der Gaunersprache) sowie S. 321 ff. (Jüd.-deutsches W.-B); zitiert: A.-L., mit Angabe des Bandes nur da, wo es sich nicht um den vierten handelt.

Paul Lindenberg, Berliner Polizei und Verbrechertum, Leipz. 1891,

---

[1]) Eine Ausnahme hiervon habe ich nur bei der sog. Rotwelschen Grammatik (Ausg.: Frankf. a. M. 1755) gemacht, da Kluge (S. 238) von diesem (trotz seiner Fehler von Späteren viel benutzten) Werke nur die wenigen selbständigen (d. h. nicht aus älteren Quellen entlehnten) Wörter mitgeteilt hat.

[2]) Nur wo — der Kürze halber — ohne Titel- oder Zeitangabe bloß auf die Seitenzahl des Klugeschen Werkes verwiesen ist, wurde noch ausdrücklich: Kluge, Rw. hinzugefügt.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bes. S. 182 ff. (Kurzes Verzeichnis von Ausdrücken der Berliner Verbrechersprache); zit.: Lindenberg.

Hans Groß, Handbuch für Untersuchungsrichter usw., 2 Bde., (1. Aufl. 1893), 5. Aufl., München 1908, Bd. I, S. 392 ff. (Vokab. der Gaunersprache); zit.: Groß.

W. Schütze, Was ist heute noch von der Gaunersprache im praktischen Gebrauch?, in H. Groß' Archiv für Krim.-Anthropologie usw., Bd. XII (1903), S. 55 u. bes. 62 ff. (Vokabular); zit.: Schütze.

Max Pollak, Wiener Gaunersprache, in H. Groß' Archiv, Bd. XV (1904), S. 170 ff. u. bes. 203 ff. (Vokab.); zit.: Pollak.

Erich Wulffen, Handbuch für den exekutiven Polizei- und Kriminalbeamten, 2. Bde., 2. Aufl. Dresd. 1905, Bd. II, S. 393 ff. (Gaunersprache); zit.: Wulffen.

Ernst Rabben, Die Gaunersprache usw., Hamm i. W. 1906; zit.: Rabben.

Hans Ostwald, Rinnsteinsprache (Lex. der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache, Berl. 1906; zit.: Ostwald, mit dem Zus.: (Ku.) od. (D.), wo es sich um Wörter der Kunden- oder Dirnensprache handelt.

Ergänzungen zu den Krämersprachen haben noch geliefert:

O. Meisinger, Beiträge zur Kenntnis der fränkischen Händlersprache (sog. Lothekhölisch), in d. Z. f. hochd. Mundarten, Jahrg. III (1902), S. 121 ff.; zit.: Meisinger.

Rud. Kapff, Nachträge zu Kluge, Rotwelsch I, in d. Z. f. deutsche Wortforschg., Bd. X (1908/9), S. 212 ff. (betr. schwäb. u. lothr. Händlerspr.); zit.: Kapff.

II. Literatur:

1. Betr. das Rotwelsch und verwandte Geheimsprachen:

Hierfür sind (außer Thiele, A.-L., Lindenberg, Groß, Schütze, Pollak u. Meisinger, die auch zugleich als „Literatur" in Betracht kommen) bes. hervorzuheben:

A. F. Pott, Die Zigeuner in Europa und Asien usw., 2 Bde., Halle a. S. 1844/45, bes. Bd. II, S. 1—38 („Charakter der Gaunersprachen"); zit.: Pott II.

Jos. Mar. Wagner, Rotwelsche Studien, in Herrigs Archiv für das Stud. der neueren Sprachen u. Lit., Jahrg. XVIII, Bd. 33 (1863), S. 197 ff.; zit.: Wagner bei Herrig.

Franz Miklosich, Beiträge zur Kenntnis der Zigeunermundarten, 8 Teile, Wien 1874 ff. (Sep.-Abdr. aus den Sitz.-Ber. d. Wiener Akd. der Wiss.), Teil III (1876): Zigeun. Elemente in den Gaunersprachen Europas, bes. S. 7 ff. (betr. d. Rotwelsch); zit.: Miklosich, Beitr. III[1]).

---

[1]) Über die Zigeunersprache selbst s. außer dem Werke von Pott u. d. Teil I u. II der „Beiträge" von Miklosich bes. noch desselben Verfs. Abhdlg. „Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas", Teil VII u. VIII, in den Denkschriften der Wien. Akad. der Wiss., phil.-hist. Kl., Bd. 26 (1877), S. 161 ff. u. 27 (1878), S. 1 ff.; zit. Miklosich, Denkschriften. Kleinere Vokabularien der Sprache der deutschen Zigeuner veröffentlichten: Rich.

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

E. Hoffmann-Krayer, Ein Wörterverzeichnis der Gaunersprache von 1735, im Schweiz. Archiv für Volkskunde, Jahrg. III (1899), S. 239 ff.; zit.: Hoffmann-Krayer (u. dazu A. Landau, ebenf. Jahrg. IV [1900], S. 238 ff.; zit.: Landau).

Hans Stumme, Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen, Leipz. 1903, zit.: Stumme.

L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners, Leipz. 1905, zit.: Günther.

Derselbe, Beiträge zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch und der ihm verwandten Geheimsprachen, in H. Groß' Archiv für Krim.-Anthr. usw., Bd. 33, 38, 42, 43, 46, 47 (1909—1912); zit.: Archiv, mit Hinzufügung von Band- u. Seitenzahl.

Friedr. Kluge, Unser Deutsch (Vorträge u. Aufsätze), Leipz. 1907, S. 74 ff., („Geheimsprachen"): zit.: Kluge, Unser Deutsch.

E. Kleemann, Die Gaunersprache, ein Beitrag zur Völkerpsychologie, in H. Groß' Archiv für Krim.-Anthr. usw., Bd. 30 (1908), S. 236 ff.; zit.: Kleemann.

Heinr. Klenz, Schelten-Wörterbuch, die Berufs-, bes. Handwerksschelten und Verwandtes, Straßb. 1910 (nimmt durchlaufend auch auf das Rotwelsch u. die Kundenspr. Bezug); zit.: Klenz.

2. Betr. sonstige Standessprachen:

John Meier, Hallische Studentensprache, Halle a. S. 1894: zit.: J. Meier.

Friedr. Kluge, Deutsche Studentensprache, Straßb. 1895, zit.: Kluge, Stud.

Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache, Gießen 1899, 2. unv. Ausg. 1905; zit.: Horn.

3. Betr. unsere volkstümliche Umgangssprache im allgemeinen:

Franz Söhns, Die Parias unserer Sprache, eine Sammlg. von Volksausdrücken, Heilbronn 1888; zit.: Söhns.

Arnold Genthe, Deutsches Slang, eine Sammlg. familiärer Ausdrücke und Redensarten, Straßb. 1892; zit.: Genthe.

4. Deutsche Wörterbücher:

Jak. u. Wilh. Grimm, Deutsches Wörterbuch, fortges. von Heyne, Hildebrand u. a., Leipz. 1854 ff.; zit.: D. W.-B.

Herm. Paul, Deutsches Wörterbuch, 2. Aufl. Halle a. S. 1908; zitiert: Paul.

Friedr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 7. Aufl. Straßb. 1910; zit.: Kluge, W.-B.

Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., herausgeg. von Herm. Hirt, 2 Bde., Gießen 1909/10, zit.: Weigand I u. II.

Liebich, Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache, Leipz. 1863, S. 123 ff. (zit.: Liebich) u. neuerdings u. a. Jühling in H. Groß' Archiv, usw., Bd. 32 (1909), S. 219 ff. (zit.: Jühling).

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

5. Sammlungen der Ausdrücke deutscher Mundarten:
a) für Hessen u. Nassau:

Wilh. Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch, 2 Bde., Darmstadt 1897/99; zit.: Crecelius I u. II.

A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, Marbg. u. Leipz. 1868; zit.: Vilmar.

Herm. v. Pfister, Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu Vilmars Idiot. von Kurhessen, Marbg. 1886; zit.: v. Pfister zu Vilmar.

H. v. Pfister, Erstes u. zweites Ergänzungsheft zu dem Idiot. von Hessen durch Vilmar u. v. Pfister, Marbg. 1889, 1894; zit.: Erg.-Heft (1, 2) zu Vilmar-v. Pfister.

Jos. Kehrein, Volkssprache und Volkssitte im Herzogtum Nassau, 3 Bde., Weilbg. (Bonn) 1862/72, Bd. I (Volkssprache); zit.: Kehrein.

b) für andere Gebiete:

J. Andr. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 2. Ausg. bearb. von Karl Frommann, 2 Bde., München 1872/77; zit.: Schmeller I u. II.

Fr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart, Norden u. Leipz. 1882; zit.: Woeste.

L. Hertel, Thüringer Sprachschatz usw., Weimar 1895; zit.: Hertel.

Karl Albrecht, Die Leipziger Mundart usw., Leipz. 1881; zit.: Albrecht.

Hans Meyer, Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten, 6. Aufl., Berl. 1904; zit.: H. Meyer.

Teil I.

Wörter, für die auch im Rotwelsch und in den verwandten Geheimsprachen Belege oder Analogien vorkommen.

Abschnitt A. Wörter fremden Stammes.

Kapitel 1. Wörter aus dem Hebräischen (bezw. Jüdischdeutschen).

Bājes-Roulem = Jude (V.). Eine durch falsche Abteilung entstandene Verunstaltung vom hebr. bar-jisrâêl, jüd. bar-jisrôl, d. h. „Sohn Israels" (s. A.-L. 522 vbd. mit 344; Meisinger 124, Nr. 41), das mit der Pluralendung -im versehen, aber dann doch wieder als Singular aufgefaßt worden ist, was auch sonst öfter vorkommt. Obwohl die Benennung zunächst mehr jüdischdeutsch als rotwelsch gewesen (s. Kluge, Rw. 206, 217; Rotw. Gramm. v. 1755 [2]; Thiele 231), scheint sie später doch auch von christlichen Gaunern gebraucht worden zu sein (s. Rotw. Gramm. [D.-R. 38]; A.-L. 522 u. Groß 394: Bar-j[j]israel). Sie ist auch den Händlersprachen in der Pfalz (437: Baisrel, 438: abgekürzt Rôlum) und in Franken (Paiesrûul [s. Meisinger Nr. 41) noch bekannt. Kulturgeschichtlich interessant ist die Wiedergabe von Baisrohl in der älteren Kundensprache (415) durch „Hehler"; vgl. dazu Günther 26.

Bärkse = Eier (V.) Vom hebr. bêça (jüd. bezo), plur. bêçîm (s. Stumme 23; vgl. A.-L. 523 u. 431; Günther 26; Kleemann 235). Im Rotwelsch ist die Vokabel schon sehr früh angedeutscht worden, so bei G. Edlibach um 1490 (20: Bätling; bei anderen später Bazing u. Boltzing). Der ursprünglichen Form (plur. bêçîm) näher stehen: Be[t]zam, auch als Singular

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

(so schon Lib. Vagat. 1510 [53] u. dann häufiger, auch noch Groß 395) und Betzum (Kluge, Rw. 339, 481). Seit Christensen 1814 (317, 318, 322) treten auch die mit ei (ey) oder ai gebildeten Formen (wie Beyzim, Beyze, Bei[t]ze, Baitz u. ä.) öfter auf. Dazu zahlreiche Diminutivformen, wie Potzgen, Pötzgen, Bazergen, Bitzche, Bezke (Kluge, Rw. 168, 187, 226, 295, 317), Batzchen, Betzchen, Bitzchen, Betzerchen, Bitzerchen (v. Grolman 6, 8, 9 u. T.-G. 92); Ähnlich auch in den Krämersprachen (s. Kluge, Rw. 437, 442; Kapff 216). Über die Zus. Bärkskujdner = Hühner (B.) s. noch weiter unten.

Bajes = Haus (B.). Vom hebr. bajit (bezw. bâjit, bêt); s. Stumme 13; vgl. A.-L. 524 u. 341; Günther 27. Erster rotw. Beleg in den Basler Betrügnissen um 1450 (15: Pöse = Herberge); bei G. Edlibach um 1490 (19): Büss., im Lib. Vagat. 1510 (53): Boß = Haus, daneben später zahlreiche Variationen (s. A.-L. 524 u. Archiv 38, 221, Anm. 1). Die Form Bajes haben v. Grolman 1813 (313, 314) u. W.-B. 5, T.-G. 100, Thiele 229 u. Fröhlich 1851 (349). Sie ist auch bei den oberhess. Juden (Crecelius I, 86) sowie in der Wetterau (Kehrein 59) bekannt. Ähnlich: Baies in einigen Krämersprachen (s. Kluge, Rw. 442; Kapff 216). — Über die Zus. Säiwel-Bajes = Abtritt (B.) s. unten S. 160.

Bannes = Bürgermeister (B.). Das Rotwelsch kennt Barnes, Parnes, Pernos u. ähnl. = (Gemeinde-) Vorsteher, Schultheiß, Amtmann; s. schon Rotw. Gramm. v. 1755 (2, 17 u. D.-R. 48), dann seit Pfister 1812 (295) öfter im 19. Jahrh. (s. Archiv 38, 220/21); bei den fränk. Händlern: Pánes (Meisinger 124, Nr. 42). In Oberhessen ist Bannes (nach Crecelius I, 91) in einem allgemeineren Sinne („reicher, angesehener Mann, bes. großer Bauer") gebräuchlich, ebenso Barnes im Westerwald (vgl. Kehrein 61). Etymologie: vom chaldäisch. (bezw. hebr.-talmud.) parnâs = „Ernährer, Fürsorger, (Gemeinde-)Vorsteher, (Fürst)." S. Crecelius u. Meisinger, a. a. O. vbd. mit A.-L. 437; vgl. jedoch auch Schmeller I, 405.

battisch = schwanger (B.). Schon aus dem 17. Jahrh. ist gepatterscht = schwanger im Judendeutsch bezeugt, das auch von A.-L. 586 (unter „poter") als gaunersprachl. angeführt ist. Der obigen Form näher stehen batterisch (bei Pfister 1812 [295], v. Grolman 6, T.-G 121 und Karmayer 14) oder patter(i)sch (A.-L. 586 u. Groß 420) und bes. pattisch (in Krünitz' Enzykl. 1820 [352]). Battisch endlich kennen die schwäb. Händlerspr. (nach Kapff 214) u. (nach Kehrein 63) die Volkssprache in Nassau (neben batters, womit wieder ähnlich battes bei den Winterfeld. Hausierern [442]); vgl. auch noch das oberhess. badiš sai(n) = „in Kindesnöten sein" (Z. f. hochd. M.-A. III, 262). Das Wort wird abgeleitet von dem zu pâṭar = „spalten" gehörenden hebr. peṭer (rechem) = „was die Gebärmutter durchbricht, Erstgeburt"; s. Meisinger 124, Nr. 48 vbd. mit A.-L. 433; vgl. auch Kehrein, Nachträge 4.

Behäime = Kuh (B.). Vom hebr. behemâ(h) = „Vieh", jüd. behemo, das in gleicher und ähnlicher Bedeutung bereits ins ältere Rotwelsch eingedrungen ist; s. schon Basl. Glossar 1733 (201/2: Böhmeli = Kalb, Böhm = Stier, u. dazu Landau 239). Weitere Belege s. Archiv 38, 221. Fast ganz übereinstimmend in Form und Bedeutung ist die Winterfelder Hausiererspr. (441).

bekane = anwesend (B.). Vom späthebr. kân, jüd. ka(a)n, beka(a)n = „hier, hierselbst"; s. A.-L. 523 vbd. mit 552 u. 387, sowie Wagner bei Herrig 273 (mit Hinweis auf pers. khâné = „Haus"). Erster rotw. Beleg um 1755

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(239: becane = zu Hause); seit dem W.-B. des Konstanzer Hans 1791 (256) überwiegt die Form bekanum, so noch Groß 395 u. Schwäb. Händlerspr. (480); bekaan = hier bei v. Grolman 7 u. T.-G. 101 u. anderen, s. auch noch Groß 395; in der Kundenspr. (415, 427): bikahne u. peckane (= vorhanden), in Krämerspr.: bekâne, bekône u. pikháan, pekháan (Kluge, Rw. 437 u. Meisinger 125, Nr. 46). — Über den ev. Zusammenhang des Wortes mit Kahn = Gefängnis s. noch unten Anhang 2.

beschwächt = betrunken (L.), s. unter „Schwäche" im Anhang 2.

Boare = alte Kuh (B.). Der gleiche engere Sinn ist — für Bare (Bâre, Bore) — in Oberhessen auch allgemeiner bekannt (s. Crecelius I, 94; Vilmar 26). Die Gaunersprache hat die Formen Bo(h)re, Bahre, Buhre, Bure u. ä. — neben Pore (Po[h]ro) — für „Kuh" schlechthin, als fem. zu Bohr, Buhr, Burr oder Po(h)r, Par = Ochse, Stier; s. schon Pfister 1812 (296) u. weitere Belege im Archiv 43, 29, Anm. 1; auch in der Krämerspr. noch jetzt Bôre, Dimin. Bôrle (Kluge, Rw. 437, 483). Etymologie: vom hebr. pârâ(h), jüd. pôrô = „Kuh" bezw. par (plur. pâr) = „junger Stier"; s. A.-L. 586 vbd. mit 436; Meisinger i. d. Z. f. hd. M.-A. II, 75.

Bonum = Mund (L., B.). Nicht etwa aus dem Lateinischen, sondern vom jüd. ponim, plur. von pônô, hebr. panâ(h) = „Gesicht, Fläche"; s. A.-L. 585/86 u. 435; Hoffmann-Krayer 245; Günther 34. Bemerkenswert ist, daß auch im Rotwelsch sogleich die Form Bonum auftritt, und zwar zuerst (1783) für „Nase", dann (1793) für „Mund" (Kluge, Rw. 201, 272), bei Christensen 1814 (317) u. anderen auch für „Angesicht", jedoch bleibt der Begriff „Mund" vorherrschend (s. noch Groß 396, Pollak 207 u. Pfälz. Händlerspr. [437]; vgl. Schwäb. Händlerspr. [483/84: = Kopf u. Maul]). Auch die neueren Formen Ponim u. Ponum = Antlitz, Gesicht, auch = Mund (s. Kluge, Rw. 304, 352 u. a. m.) haben sich bis zur Neuzeit erhalten, letztere auch bei den Winterfelder Hausierern (441). Die Kundenspr. (427) kennt Ponem = Gesicht; Crecelius I, 194 führt Bonnem = Gesicht als jüd.-deutsch, Vilmar 48 Bonum = Mund als im östl. Niederhessen auch volkstümliches Wort an; vgl. auch noch Kehrein 86 u. Nachträge 7 unter „Bonehmche."

Boscher = Pfennig (B.). Schon für 1140 ist passut als Name einer Münze bei spanischen Gaunern nachgewiesen (s. Kluge, Unser Deutsch 77), der identisch ist mit dem neuhebr. paschut (jüd. poschut oder poschit) = „Kleingeld". Dieses ist dann auch als Quelle zu betrachten für die rotw. und kundensprachl. Ausdrücke Poscher oder Boscher (= Pfennig, Kupfergeld, auch Groschen) und ihren zahlreichen Variationen (wie Bo[h]schet, Poschen, Bauscher, Polscher, Purscher u. ä.); s. A.-L. 586 u. 438; Wagner bei Herrig 240; Archiv 33, 268 u. Anm. 2. Während sich aber ein kürzeres Bosch schon 1547 im Niederl. Lib. Vagat. (94) findet und ferner Posch, Bosl oder Bast im 18. Jahrh. vorkommen (Kluge, Rw. 218, 238), sind die längeren Formen nicht vor dem 19. Jahrh. nachweisbar. Ausführl. Belege dafür bei Schütze 84 vbd. mit Archiv 33, 268/69, Anm. 5. Insbes. die Form Boscher (Bôscher) haben Rabben 103, Ostwald (Ku.) 27, das Pleißlen der Killertaler (434) und die schwäb. Händlerspr. (485). Sie ist auch der Leipziger Mundart (u. zwar für „Groschen") bekannt (s. Albrecht 92).

Boser = Fleisch (L.). Das alte, schon im 15. u. 16. Jahrh. bezeugte rotw. Boßhart oder Boshart (s. Kluge, Rw. 15, 20, 53 u. a. m.), das später

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in sehr zahlreichen Variationen auftritt (vgl. Archiv 46, 10, Anm. 2), geht zurück auf das gleichbedeutende hebr. bâsâr (jüd. bosór); s. Stumme 13; vgl. auch Pott II, 36; A. L. 346, 526 u. 586; Günther 61; Kleemann 260; Klenz 26. Insbes. die Form Boser (Böser) haben: v. Grolman 11 u. T.-G. 93, Karmayer 22 sowie die Sprachen der Pfälzer, Winterfelder und schwäb. Händler (437, 441, 480).

duft = gut (V.). Vom gleichbedeut. hebr. rôb, jüd. tow od. tof; s. Stumme 20; vgl. A.-L. 619 u. 375; Hoffmann-Krayer 242, Anm. 62. Im Rotwelsch tritt das Wort zunächst in der Form doff im Basl. Glossar 1733 (201) auf, dann folgen tof, dof, tov (Kluge, Rw. 252, 258/60, 271/72, 294 u. a. m.); duft m. Wiss. zuerst bei v. Grolman 17, ebenso noch in der Kundenspr. (423) und im sog. Hallischen Lattcherschmus (492), während die Krämersprachen andere Formen bevorzugen. S. Schütze 66 und dazu noch Meisinger 126, Nr. 70.

Gäschem = Rücken (V.). Da im Hebr. (bezw. Jüd.) geschem „Regen" bedeutet (vgl. A. L. 350) — was vereinzelt auch im Rotwelsch vorkommt — und ein davon abgeleitetes Zeitwort geschemen (gäschemen) der Gauner- und der Vogelsberger Maurersprache gemeinsam ist (vgl. Näh. unten Anhang 1), so liegt es wohl am nächsten, hier an einen Schreib- oder Hörfehler („Rücken" statt „Regen") zu denken. Sonst könnte allenfalls auch das chaldäische geschem = „Leib" herangezogen oder eine Verwechselung mit hebr. gescher = „Brücke" (s. A. L. 350; als rotw. z. B. bei v. Grolman 24 u. T.-G. 87 angeführt) angenommen werden (nach gefl. Mittlg. von Dr. A. Landau).

Gefoahd (od. Gefahr) = Dorf (L.); Kaff = Dorf (V.) Die verschieden klingenden Wörter gehen auf denselben Stamm, das gleichbed. hebr. kâfâr bezw. dessen sog. Verbindungsform kefar (jüd. kefár od. kfar) zurück, das ins Rotwelsch in sehr mannigfachen Formen übernommen worden ist (s. Günther 29 vbd. mit A.-L. 555 u. 392). Schon der Lib. Vagat. (54) hat z. B. Gfar, woraus später die Andeutschung „Gefahr" gemacht worden (s. darüber noch Näh. unten Anh. 1), das Pfullendorf. Jaun.-W.-V. 1820 (339): Gfart, das an das obige Gefoahd anklingt. Für weitere Belege s. Schütze 71 unter „Kaff". Diese letztere Form gehört hauptsächl. der Kundensprache an (vgl. auch Hall. Lattcherschmus [492]); jedoch kennt schon Krünitz' Enzykl. 1820 (350) Kabs u. A.-L. 555 Kaf; bei den fränk. Händlern: Khaf (s. Meisinger 122, Nr. 13). — Über den Zusammenhang mit Kabbes oder Kaffer = Bauer (V.) s. noch unten im Anh. 1.

harf = mehr, sehr, viel (V.). Das hebr. harbe = „viel" (s. A.-L. 454 unter „rowaw"; Landau in den Mittlgn. zur jüd. Volksk. X, 1 [1908], 36) ist auch im Rotwelsch seit dem 19. Jahrh. (Pfister 1812 [299]) in verschiedenen Formen (wie harb, harbe, harben, harwe, harwen) für „viel, stark, oft" usw. öfter anzutreffen, selbst noch in den neuesten Sammlungen (s. z. B. Rabben 62 u. Ostwald 65).

Jahsche = Bett (V.). Zu hebr. jâschan = „schlafen" (s. A.-L. 552 u. 384; Meisinger 122, Nr. 11), das bei den Gaunern bes. in der Form jo(h)schen erscheint (so schon 1753/55 [296] u. dann öfter bis zur Neuzeit, s. noch Rabben 66 u. Ostwald 73), seltener auch josten, goschen, koschen (s. Kluge, Rw. 271/72, 335, 350), ju(h)schen (s. z. B. v. Grolman 32 u. T.-G. 119), joschnen (Thiele 265 u. a. m.). Dazu die Substantive Joschnen, Josch od. Ju[h]sch = Schlaf (s. v. Grolman, a. a. O.; Karmayer G.-D. 202; Fröhlich 1851 [399]; Rabben 66; Ostwald 77) und Juus̄l = Bett in der fränk. Händlerspr. (Meisinger, a. a. O., Nr. 11).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 17:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jechim = Wein (L.), Jochim = Schnaps (B.). Von dem hebr. jajin = „Wein" (s. Pott II, 14; A.-L. 550 vbd. mit 289 u. 380; Meisinger 122, Nr. 8; Günther 81; Kleemann 257; vgl. auch Kluge, W.-B. 221 unter „Jochem") hat das Rotwelsch zahlreiche Wörter gebildet, die sich zum guten Teil wie Eigennamen anhören, so schon das alte Joham (s. Basl. Betrügnisse um 1450 [15] und seit dem Lib. Vagat. [38] häufiger) oder gar Johann (so schon Moscherosch 1640 [153] und später öfter, z. B. auch noch bei Groß 407), Jochhom, Joachim, Jochem, Jochen, Jocherl u. a. m. (vgl. Kluge, Rw. 20, 121, 164, 288 u. a. m.; s. auch noch Groß 407; Pollak 217); Jochim (wie B.) schon bei Gengenbach 1516 (84). Für „Schnaps" hat das Rotwelsch meist die Zus. Finkeljochem u. ä. (s. schon A. Hempel 1687 [169] u. dann öfter); vgl. dazu Kluge W.-B. 136; s. auch Vilmar, Nachträge, 478.

joker = gut (B.). Das hebr. jāqar, jüd. joker, heißt eigentlich „teuer" (vgl. A.-L. 551 vbd. mit 383), und die gleiche Bedeutung hat das Wort (jo[o]ker jóker, jocker, jauker) auch in den (neueren) Sammlungen der Gaunersprache, die es überhaupt kennen (s. z. B. Pfister 1812 [290]; v. Grolman 31 u. T.-G. 127; Karmayer G.-D. 202; Thiele 259; A.-L. 551; Groß 407; Rabben 68; Ostwald 72); ebenso in der Sprache der schwäb. u. fränkischen Händler (487: jouker; Meisinger 123 unter Nr. 15: jouka); vgl. auch Kehrein, Nachträge 26 (joker oder jauker = teuer).

Kabbes = Dorfbewohner, Bauer, (B.), s. unter „Kaffer" im Anhang 1.

Käilef = Hund (L.). Vom gleichbed. hebr. keleb, jüd. kelew, kelef od. keilef (s. Günther 13, 76 vbd. mit A.-L. 536 u. 389; vgl. auch Hoffmann-Krayer 243, Anm. 78 u. Meisinger 123, Nr. 6). Der älteste rotw. Beleg ist enthalten in der Gründl. Nachricht 1714 (177: Kieloff), dann ist es in sehr verschiedener Gestalt (wie Kilef, Kalf, Kohluf[f], Kieluf[f], Kehlof, Klobe, Globe u. a. m.) bis zur Gegenwart wiederholt worden. S. die Belege bei Schütze 72. Kailef (fast wie L.) kennt die Frickhöfer Sprache (442); ähnlich: Keilef od. Keilof (bei v. Grolman 34, Karmayer G.-D. 204 u. Thiele 264) und Kheilef in d. fränk. Händlerspr. (Meisinger 123, Nr. 16); ferner: Kailoff (Kundenspr. [426]; Schütze 72; Wulffen 399), Kailaf bei den Winterfeld. Haus. (441), Kailuf bei den schwäb. Händl. (482).

Kaff = Dorf (B.) s. unter „Gefoahd".

kapores = verarmt (B.). Das (seit Ende des 18. Jahrh.) auch in der Volkssprache für „tot, entzwei, zu Grunde gerichtet" gebräuchliche Wort (s. Kluge W.-B. 229; Weigand I, 987; H. Meyer 59; Kehrein 215; für Oberhessen: Crecelius II, 495/96) ist dem Rotwelsch bereits früher (Anfg. des 18 Jahrh.), bes. im Sinne von „tot", geläufig gewesen. S. schon Duisburger Vokabular 1724 (184: capores = morden), richtiger dafür wohl im Waldheim. Lex. 1726 (187) capore machen; vgl. Basl. Glossar 1733 (201/2 unter „caporen schicken" u. „Kaporen go") sowie Körners Zus. zur Rotw. Gramm. v. 1755 (240 unter „Kabbores gehen"); für die neuere Zeit s. Schütze 72. Über die Ableitung des Ausdrucks vom hebr. kappārā(h), rabbin. kappōreth = „Versöhnung, Sühnopfer" herrscht völlige Übereinstimmung; s. die schon oben angeführten Schriftsteller u. dazu noch A.-L. 553 vbd. mit 107, 392; Meisinger i. d. Ztsch. f. hd. M.-A. I, 173; Günther 94; Rud. Kleinpaul, Das Fremdwort im Deutschen (3. Aufl., Leipz. 1905), 38. Über die allmähl. Begriffsentwicklung s. bes. Weigand u. Crecelius, a. a. O.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kazzef = Metzger (B.). Vom gleichbed. späthebr. qaççâb, jüd. kassof; s. A.-L. 450 u. 555; Hoffmann-Krayer 245, Anm. 109; Meisinger in d. Ztsch. f. hd. M.-A. I, 173; Kleemann 273. Im Rotwelsch schon im Basl. Glossar v. 1733 (201) in der Form Katzauff, dann in sehr zahlreichen Spielarten (wie Ka[t]zof, Kazow, Katzhoff, Katzuff, Katzkow u. a. m.) wiederholt. S. die Belege bei Schütze 73 obd. m. Archiv 38, 228. Die Form Katzef haben: Christensen 1814 (323), v. Grolman T.-G. 111 u. Karmayer G.-D. 203.

Kinnem = Ungeziefer (L., B.) bes. auch Läuse (B.). Im Rotwelsch (in wes. gleicher Bedeutg.) zuerst im W.-B. v. St. Georgen 1750 (217, 220) in der Form Kimme (= Laus), die sich mit einigen geringfügigen Abweichungen noch bis zur Gegenwart erhalten hat (vgl. z. B. Rabben 73 u. Ostwald 80). Erst neueren Ursprungs sind dagegen die mit nn oder n gebildeten Formen, wie Kinnim (plur., seit Pfister 1812 [300] öfter), Kinnem (plur., so zuerst Christensen 1814 [323]; ferner v. Grolman T.-G. 108 u. Karmayer G.-D. 204), Kinnum, Kinnein (seit v. Grolman), Kinne (sing., bei Groß 410 u. Ostwald 80), Kienum (seit Pfister 1814 [323]), Ki(e)nem (v. Grolman), Künum u. Kieneh (Kluge, Rw. 342, 391). Über die Krämerspr. s. Kluge, Rw. 438, 480; für Nassau hat Kehrein 224 Kinemche = Laus als volkstümlich verzeichnet. Als Stammwort ist das bibl. kinnîm (od. kinnâm), d. h. eigentl. „Stechmücken" anzusehen; s. Günther 67, Anm. 67 obd. mit A.-L. 558 u. 390.

kohchem = aufgeklärt, klug (L., B.). Über den Gebrauch von Kochem, Kochum (Chochem, Chochum) u. ä., d. h. eigentl. „der Kluge", vom gleichbed. hebr. châkâm (s. Günther 17 u. Archiv 38, 197, Anm. 2 obd. mit A. L. 530/31 u. 309), als terminus technicus für die „Gauner" — im Gegensatz zu den „Wittschen", d. h. den dummen Nichtgaunern —, gibt schon die Koburger Designation 1735 (204) unter „Chochum" genaueren Aufschluß; vgl. ferner Kluge, Rw. 229, 251, 256, 268, 272; Kochemer auch als Sing. z. B. bei v. Grolman 38 u. a. m. Daneben ist übrigens kochum (kokum), kochem auch als Adj. für „klug, gescheit, pfiffig" u. dergl. im Gebrauche gewesen (s. schon Mejer 1807 [285] u. a. m.); als volkstüml. auch von Kehrein 238 angeführt. Über Kochemer (Loh)schen u. ähnl. = Gaunersprache s. Stumme 8 u. Günther 17.

läbäise = hinweg (B.). Wie der Verf. im Text zeigt, ist dieses Wort hauptsächl. nur in der Verbindung läbäise maschken, d. h. etwa „hinwegschaffen" (s. Näh. Anh. 1 unter „maschken") gebräuchlich. Es handelt sich um die jüdische Aussprache des hebr. lĕbêtô, d. h. eigentl. „nach Hause" („in sein Haus"). Als gaunersprachl. findet es sich z. B. bei v. Grolman 41 u. Karmayer G.-D. 207 in der Verbindg. lebaisso lassen = nach Hause gehen lassen; beliebter erscheint jedoch bebais(s)e (vom hebr. bĕbêtô; vgl. A.-L. 203, Anm. 2 a. E.) in Wendungen wie bebaise tun = umbringen (s. schon Christensen 1814 [318] u. a. m.) oder b. gehen = sterben, zum Tode verurteilt sein (s. Thiele 232 u. a. m.; vgl. auch noch Groß 395).

Legem = Brot (B.). Vom hebr. lechem (s. Stumme 18; vgl. A.-L. 565 u. 347; Wagner bei Herrig 240; Meisinger in d. Z. f. hd. M.-A. I, 174; Günther 28, 29; Kleemann 257; Klenz 10), womit noch G. Edlibach um 1490 (20) übereinstimmt; aber schon in den Basl. Betrügnissen um 1450 (15) heißt es Lem, im Lib. Vagat. (54) Lehem, woraus später Lehm gemacht, daneben Löben, Leben, Lechum, Legum, Leachem, Leagem u. a. m.; s. die Belege bei Schütze 73

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unter „Legum"; vgl. auch Archiv 43, 25, Anm. 2 u. 26, Anm. 1. Die Form Legem (wie B.) führen an A.-L 565 u. Groß 413.

lohne = schlecht (B.). Im Rotwelsch kommt lone od. lohne vereinzelt in der Bedeutg. „nichts, nicht, nein (niemand)" vor (s. Körners Zus. zur Rotw. Gramm. v. 1755 [241 unter „wächeln"]; Krünitz' Enzykl. 1820[351]; v. Grolman 43 u. T.-G. 112, 113; Karmayer G.-D. 208). Wahrscheinlich ist es eine Abkürzung der volleren Form lolohne, laulo(h)ne u. ä., die in den älteren jüd.-deutschen Glossaren durch „mit nichten" u. dergl. wiedergegeben ist (s. z. B. v. Reizenstein 1764 [247]; vgl. Thiele 273) und auch in Rotw. den Begriff einer bes. starken Verneinung an sich trägt (s. z. B. Kluge, Rw. 325, 367, vgl. auch 441). Es entspricht dem hebr. lô lâmi, jüd. lô lômi, d. h. eigentl. „nicht uns" (s. schon Thiele 272, Anm. **), einer Abwehrformel bei Erwähnung schädlicher Sachen, eines traurigen Ereignisses, also etwa „Gott behüte!" Es konnte sich daraus aber sowohl die Bedeutung „nicht" als auch „schlecht" entwickeln, wie sich denn auch im Rotwelsch neben lo (loo), lau, law u. ä. = nichts, nicht, nein (s. z. B. Kluge, Rw. 190, 202/3, 247, 324, 329 u. a. m.) auch die Adjekt. loe = bös oder falsch (s. schon Lib. Vagat. [54] u. a. m.), lau, law = falsch, nichtig finden; s. bes. A.-L. 365 unter „Lametaleph"; vgl. Zimmermann 1847 (382); Lindenberg 187; Groß 413; Rabben 82; Ostwald 93, 94 (nach gefl. Mittlg. von A. Landau).

machholle = verarmt (B.). Der Ausdruck — vom hebr. mechulleh = „verarmt, vernichtet" (s. A.-L. 569 u. 389 unter „kolo") —, der hier und da auch mundartlich bekannt ist (s. z. B. v. Pfister zu Vilmar 170; vgl. Woeste 167 [Bedeutg. hier: „hinfällig"]), kommt in der Gaunersprache teils im gleichen Sinne, teils in etwas engeren Bedeutungen („krank", „gefangen", „bankerott") vor. Die Formen lauten hier mechul(l)e und machulle (beide z. B. schon bei Pfister 1812 [302] u. danach bei v. Grolman u. a. m.), doch wird in neuerer Zeit die letztere bevorzugt (s. z. B. auch Groß 414, Rabben 87 u. Ostwald 99). Die Pfälz. Händlerspr. (438) kennt das Subst. Machulle = Bankerott.

Majem = Wasser (B.). Vom gleichbed. hebr. u. jüd. majim (s. A.-L. 569 u. 403; Hoffmann-Krayer 147, Anm. 168; Meisinger 124 und Nr. 31). Erster Beleg im Rotw.: Meium im Basl. Glossar 1733 (202), ferner Mejum (Schöll 1793 [271]) oder Majum (s. schon W.-B. des Konstanz. Hans 1791 [246] u. a. m.), das dann neben Ma[i]jim (s. schon Pfister 1812 [303]) u. ä. in den Bedeutungen „Wasser, Fluß, See, Hafen", seltener auch „Regen" (s. darüber noch Näh. im Anh. 1 unter „majemen") öfter wiederholt worden ist. Majem (wie B.) hat Pollak 232. Über die Krämerspr. s. Kluge, Rw. 438, 441, 490.

Mamsebenerre = Jude (B.). Hierin steckt ein arges Schimpfwort, da das jüd.-deutsche Mamser (vom hebr. mamzêr) „Bastard, Hurenkind" bedeutet (s. v. Reizenstein [247]; Thiele 277) und Mamsebenerre — verunstaltet aus jüd. mamser ben hanide (hebr. m. ben hanniddâ) — eigentlich soviel ist wie „Sohn der Menstruation", d. h. „zur Zeit der M. gezeugter Bastard" (s. A.-L. 570 u. 404, 408; vgl. auch Thiele a. a. O.). Während sich nun das einfache Mamser (auch in dem weiteren Sinne von „durchtriebener, spitzbübischer Mensch" u. dergl.) außer bei A.-L. auch noch in einigen anderen Gaunerglossaren findet (s. z. B. v. Grolmann 45; Karmayer G.-D. 209; Groß 415; Pollak 236 [hier = Denunziant]), ist die längere Verbindung als „ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinstes Schimpfwort" auch der christlichen Gauner m. Wiss. nur bei A.-L. 570 angeführt.

Mausche = Jude (B.). Dieser in der Form Mauschel auch sonst beim Volke bekannte Spottname für den Juden, insbes. den jüdischen Hausierer, ist — wenngleich nicht allzu häufig — auch in Sammlungen der Gaunersprache anzutreffen. S. z. B. schon Rotw.-Gramm. v. 1755, Abtlg. III, 58; ferner v. Grolman T.-G. 103; Karmayer G.-D. 209; Rabben 89; Ostwald 101; vgl. auch Winterfeld. Hausiererspr. (439: Mausk). Es handelt sich hierbei nach richtiger Ansicht lediglich um eine Begriffserweiterung des jüd. Mausche, Mosche = hebr. Mòscheh, d. h. „Moses" (Eigenname). S. bes. Kluge, W.-B. 308 u. Weigand II, 152; vgl. auch Meisinger in d. Z. f. hd. M.-A. II, 74, Nr. 23; Archiv 38, 230. **Dazu** dann auch das noch bekanntere Zeitw. mauscheln (A.-M. jedoch Crecelius II 584).

Melouche = Arbeit (B.). Vom hebr. mĕlā'kā(h), jüd. melòcho, d. h. etwa „Arbeit, Geschäft, Verrichtung" (s. Pott II, 32; A.-L. 296/97 u. 396 unter „loach"; Stumme 21; Günther 27), das bei den Gaunern als Maloche oder Meloche in ungefähr gleichem Sinne teils für sich allein (s. z. B. v. Grolman 45 u. T.-G. 100 u. weitere Belege im Archiv 46, 289, Anm. 2), teils in bestimmten Verbindungen (wie Valmeloche = Handwerksmann, Meister, Melochestift = Handwerksgeselle, Meloche-Bais = Zuchthaus) vorkommt. Über das Zeitw. **malochnen** = arbeiten u. die Zus. **Trittchesmalochner** = Schuster (B.) s. noch unten im Anh. 1.

meschukke(n) in der Verbindg. **meschukkener Plattfüßer** = Maskenball (L.). Wörtlich heißt diese Verbindg. etwa soviel wie „ausgelassener, toller Tanzboden" (vgl. Plattfüßer i. Abschn. B, Kap. 3), denn d. jüd.-deutsch meschukke (mischukke) oder meschugge bedeutet „verrückt, nicht recht gescheit" (vom gleichbed. hebr. mĕschûggâ[h]; s. Kluge, W.-B. 316; Weigand II, 171; vgl. A.-L. 573 u. 463; Günther 35) und ist in diesem Sinne ja ziemlich allgemein volkstümlich (s. noch Genthe 36, H. Meyer 81 sowie Crecelius II, 589/90). Auch die Gaunersprache kennt meschug(g)e u. meschucke, meist in gleicher Bedeutung (s. Thiele 282; Fröhlich 1831 [405]; A.-L. 573; Groß 416), seltener auch für „betrunken" (so Zimmermann 1847 [383, vgl. 373] u. danach Neuere).

Mokum = Stadt (L.). Das Wort, das vom hebr. mâqôm = „Ort, Stätte, Stadt" herstammt (s. Pott II, 13; A.-L. 575 u. 447; Hoffmann-Krayer 246, Anm. 145; Günther 26, 45) ist auch im Rotw. häufig anzutreffen (vgl. Archiv 37, 213, Anm. 2). Erster Beleg: Mackum in Lib. Vagat. (54), so (neben Macken u. ä.) auch später noch; seit dem 18. Jhdt. werden jedoch die Formen mit o bevorzugt, wie Mocum (Basl. Glossar 1733 [202]), ferner Mocken, Mockum, Mokem, Mogum u. Mokum (s. Kluge, Rw. 214, 218, 254, 257, 260), letzteres dann vorherrschend bis zur Gegenwart (s. z. B. Groß 417 u. Ostwald 164; vgl. auch Kundenspr. [421]). Für die Krämersprachen s. Kluge, Rw. 437, 441, 446, 480 u. Kapff 215. Über Städtenamen, die mit M. gebildet, s. Näheres bei Günther in der Zeitschr. „Die Polizei", Jahrg. IV (1906), 75 ff., 98 ff.; vgl. auch J. Meier 8.

moule = betrunken (B.). Der Ausdruck ist durch das jüd. môle = „voll", dann auch „betrunken" (s. v. Reizenstein [248]), vom hebr. mâlê' = „erfüllend, voll", zu mâlâ', mâle' = „erfüllen" (s. auch A.-L. 403), in die meisten deutschen Mundarten als mole, moule, moile, molum (målum) in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedeutg. „(leicht) betrunken, angesäuselt“ eingedrungen (s. z. B. Hertel 167; Albrecht 171; Woeste 169; vgl. auch Crecelius II, 601). Es war (als molum = „besoffen“) auch der Studentenspr. (seit Anf. des 19. Jahrh.) bekannt (s. Kluge, Stud. 105). Daß es in diese durch die Gaunersprache eingedrungen (vgl. J. Meier 10), ist jedoch kaum anzunehmen, da hier das Wort (und zwar in der Form mole) m. Wiss. nicht vor dem 19. Jahrh. vorkommt, und auch dann nur in dem allgemeineren Sinn von „voll, gefüllt“ überhaupt (s. v. Grolmann T.-G. 131; Karmayer G.-D. 211 [verdruckt]; Groß 417); nur bei Thiele 285 u. A.-L. 575 noch bes. mole jajin = „voll Weins“; nur bei A.-L. auch molum = betrunken (und zwar mit ausdrückl. Hinweis auf die Studentensprache). Groß 417 u. die schwäb. Händlerspr. haben Molum als Subst. für „Rausch“.

Najem = Augen (B.). Diese Bezeichnung dürfte aufzufassen sein als Abkürzung von dem hebr. 'ēnājim, Dual. von 'ajin = „Auge“ (vgl. A.-L. 425). Nahe verwandte rotw. Formen sind Najum u. Najem (od. Nayem) = Auge(n) bei Pfister 1812 (303), v. Grolman 50 u. T.-G. 83 u. Karmayer G.-D. 212; bei den beiden letzteren auch die Form Enaim, die bei anderen wieder mehr verunstaltet worden (s. Kluge, Rw. 354, 355).

Regäff = Soldat (L.) In gleicher Bedeutg. kennt das Rotw. Reguff (s. schon Basl.-Gloss. 1733 [202]), Rekuf u. Reckuf (s. die Belege im Archiv 38, 237), das wahrscheinl. aus dem hebr. rakkāb = „Reiter“ (zum Zeitw. rākab = „reiten“; s. A.-L. 456 u. 588) entstanden ist, dem die Ausdrücke Rakaf, Rackof (Rachow) = Reiter, auch Fuhrmann (s. Archiv 38, 235) noch näher stehen. Vgl. auch weiter unten: Regaimer im Anh. 1.

Säiwel-Bajes = Abtritt (B.). Unter den zahlreichen Zusammensetzungen, die das Rotw. mit Boß, Bajis usw. = Haus (s. oben S. 153) gebildet, erscheint als eines der frühesten Sewelboß in obiger Bedeutg.; s. schon Basl. Betrügn. um 1450 (16), im Lib. Vagat. (55) Sefelboß, dann öfter (mit Variationen) wiederholt bis ins 18. Jahrh. (s. nach Rotw. Gramm. v. 1755 [23 u. D.-R. 44]); auch in den Krämerspr. erhalten (so Sėbelbais bei den Pfälzer, Sėeſlpaaies bei den fränk. Händlern [438 u. Meisinger 125, Nr. 54). Es gehört zu rotw. Sevel, Sefel = Dreck, Kot (s. schon Lib. Vagat. [55] u. öfter bis zur Neuzeit), später auch Zöfl (Karmayer 186), Seiwel (Thiele 298), Seibel (Zimmermann 1847 [387]; auch noch Rabben 123 u. Ostwald 142). Dazu sefeln = „cacare“ (Lib. Vagat. [55] u. a. m.), später auch säbeln (Pfister 1812 [304] u. a. m.) oder sebeln (v. Grolman 66 u. a.; vgl. auch Pfälz. Händlerspr. [439]). Über besebeln (besefeln) s. Kluge, W.-B. 50. Das Stammwort für alle diese Ausdrücke ist das hebr. zebel = „Mist“; s. Stumme 18; vgl. A.-L. 607; Meisinger 125, Nr. 54; Archiv 33, 249 u. Anm. 1.

Schander = Katze (B.), s. Schunner.

Scheeks = Person (B.). Dieses Wort stammt her vom hebr. scheqeç (schiqqûç), das soviel wie „Greuel“ oder „Abscheu“ bedeutet und von den Juden zur Bezeichnung des Christenknaben gebraucht worden ist, bei den Gaunern sich aber — als Schekez, Schejez, Schekes, Scheges, Scheeks, Schecks, Schä(c)ks, Schex u. a. m. — zu dem Begriffe „Junge, Bursche, junger Mann“ verallgemeinerte, dann weiter auch wohl für „Knecht“ u. (bes. in der Kundenspr.) für „Liebhaber“ oder „Zuhälter“ vorkommt. S. schon v. Grolman 60 unter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Schekez"; ferner A.-L. 598 obd. mit II, 327 u. Anm. 2, IV, 477; Meisinger 126, Nr. 61; Günther 93; Crecelius II, 729; vgl. auch Kluge, W.-B. 396 u. Weigand II, 703 unter „Schicksel". Der älteste rotw. Beleg ist wohl: Scheges = „Knäbgen" im Waldheim. Lex. 1726 (188); auch Schecks schon im Hildb. W.-B. 1750 ff. (223), während die Form Scheeks (wie V.) erst neueren Ursprungs ist (s. Kundenspr. [428]; Wulffen 402; Ostwald [Ku.] 129 u. a. m.).

schnäi oder schnei = zwei (L.). Bei v. Grolman T.-G. 135 ist schneim = zwei als jüd.-deutsch, bei Karmayer G.-S. 217 dagegen schlechthin als gaunersprachl. angeführt, während Rabben 120 u. Ostwald 135 (in Übereinstimmung mit Thiele 309) dafür schnei haben. Ersteres stammt her vom hebr. schĕnajim (jüd. schneim; s. A.-L. III, 380), letzteres vom stat. construct. schĕnê. Vgl. dazu betr. jüd. Zahlwörter im Rotw. u. in den Krämerspr.: Kluge in sr. Z. f. deutsche Wortfrschg. II, 50, 51.

Schöh = Stunde (V.). Aus dem chaldäisch. u. neuhebr. schâ(h) = „Stunde" (s. A.-L. 597 u. 473) stammt ein rotw., etwa seit Mitte des 18. Jahrh. in ziemlich verschiedenen Formen auftretendes Wort, das meist gleichfalls für „Stunde", aber auch für „Uhr" gebraucht worden ist. S. schon Körners Zus. zur Rotw. Gramm. v. 1755 (241: Schih, Scheh, Schoah); seit Mejer 1807 (286: Schoh) dann öfter im 19. Jahrh.; genauere Belege im Archiv 46, 304, Anm. 1 a. E. Über die Zus. Schöhmacher = Uhr (V.) noch weiter unten.

Schoker = Kaffee (L.). Auch im Rotw. findet sich Schoker (Schokker, Schocher[t], Schok[e]l u. ä.) in gleichem Sinne. S. schon Pfister 1812 bezw. 1814 (305, 329) u. a. m., vgl. die Belege in Archiv 46, 29, Anm. 1; über die Formen in den Krämerspr. s. Kluge, Rw. 441, 442, 482 u. Kapff 216. Es ist eine Farbenbezeichnung, denn es gehört zu hebr. schâchôr, jüd. schochor = „schwarz", das in verschiedener Gestalt ebenfalls ins Rotw. eingedrungen; s. Günther 61 u. Archiv 43, 37, Anm. 1; vgl. auch Pott II, 9; A.-L. 603 u. 407; Meisinger 126, Nr. 64. Über die vollere Form Schochermajum u. ähnl., d. h. eigtl. „schwarzes Wasser", s. Näh. im Archiv 46, 29, Anm. 1.

Schouwet = Bürgermeister (V.). Im Rotw. bedeutet Scho(h)fet, Schaufet u. ä. den Richter (Schiedsrichter) oder Schultheiß, Vogt (s. die Belege im Archiv 38, 241), in den Krämerspr. kommt Schôfert od. Schaubert für „Bürgermeister" vor (s. Kluge, Rw. 439, 442; vgl. Meisinger 126, Nr. 66: Šoufet = Gemeinderat, u. dazu Archiv 42, 32). Das gemeinsame Stammwort ist das hebr. schofēt = „Richter", zum Zeitw. schâfat = „richten".

Schunner = Katze (V.). Bei v. Grolman 64 u. T.-G. 105 ist Schunnere = Katze als gaunersprachl. verzeichnet, während Karmayer G.-S. 218 (wohl verdruckt) Schummer hat. Es stammt her vom gleichbed. aramälsch. schunrâ. Eine bloße Weiterbildg. davon dürfte wohl auch das Synon. Schander (V.) sein (nach Landau).

stikem = still (V.). Vom hebr. schĕtiqâ = „das Schweigen" (vgl. A.-L. 605 u. 478). Es findet sich auch in Rotw. teils als Hauptwort (s. z. B. Pfister 1812 [306: Stiko], Christensen 1814 [316: Stieke], v. Grolman 69 u. T.-G. 126 [außer beiden Formen auch noch Stikem u. Stegem], später meist Stike od. Schtike), häufiger (und früher) jedoch als Adverb gebraucht, so schon Neue Erweiterungen 1753/55 (236: stikum = still); stikem (wie V.) bei Christensen 1814 (322) sowie noch bei Rabben 135. Andre Formen sind noch: stegem (Pfister 1814 [331]), stiko (v. Grolman 69), stike (schtike) (seit Thiele 299 öfter;

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

s. auch noch Groß 431) oder stieke (Rabben 135); in Krämersprachen: stigem u. steckem (s. Kluge, Rw. 439, 441).

Anhang 1.

Andeutschungen aus dem Hebräischen:

a) im weiteren Sinne:

Durch die Anhängung bestimmter Endsilben erhalten die rotw. Vokabeln hebr. Stammes häufig das Ansehen von deutschen Wörtern; es gilt dies u. a. namentlich von der Endung -en bei Zeitwörtern und von der Endung -er (-erer) bei Hauptwörtern, die einen Stand oder Beruf bezeichnen[1]). Auch die Weberschen Glossare enthalten dafür mehrere Beispiele, nämlich:

α) Zeitwörter auf -en (vgl. dazu i. allg. Stumme 14 u. Günther 26):

acheln = essen (W.). Dieses aus dem gleichbed. hebr. âkal gebildete Verbum (s. Stumme 14; vgl. A.-L. 516 u. 328; Günther 27; Kluge, W.-B. 5, Weigand I, 19) ist seit dem 16. Jahrh. (s. Lib. Vagat. [53]) in gleicher Form (erst später auch: hacheln) überaus häufig wiederholt worden. S. die Belege bei Schütze 70 (unter „hacheln"). Es ist auch den Krämersprachen bekannt (s. Kluge, Rw. 439, 442, 480, 492) und sonst noch mundartlich verbreitet (s. i. allg. D. W.-B. I, 162), zuweilen in dem etwas engeren Sinne von „tüchtig essen" (s. z. B. Hertel 58; vgl. Crecelius I, 14; Vilmar 3; Kehrein 36; Albrecht 75).

dewern (L.), diewern (W.) = sprechen, sagen. Dieses zu dem hebr. dibbēr = „reden" gehörige Zeitwort (s. Günther 27 vbd. mit A.-L. 532 u. 352; vgl. Kluge, W.-B. 91; Weigand I, 352) findet sich im Rotw. zuerst im Waldh. Lex. 1726 (218) in der Form tiffern = reden, worauf — gleichfalls noch im 18. Jahrh. — tiebern od. dibern und dabbern od. dawwern (s. Kluge, Rw. 222, 233, 240) folgen, während erst seit dem 19. Jahrh. auftreten: diwweren, düwwer(e)n, dübern, dippelen u. ä. (s. Kluge, Rw. 319; v. Grolman 16, 17 u. T.-G. 116, 123 u. a. m.), bes. aber dibbern (bei Zimmermann 1847 [375] u. Neueren, s. z. B. Groß 399, auch Ostwald 36 [neben dibbeln]); bei Pollak 209: dewern od. debbern. Über die Krämerspr. s. Kluge, Rw. 435, 437, 442, 486. Auch dieser Ausdruck ist in einigen Mundarten noch (z. Teil in etwas engerem Sinne) allgemein gebräuchlich; s. Crecelius I, 266 (dibbern = „etwas angelegentlich besprechen") u. Kehrein 111 (diebern, diwern u. ä. = „heimlich sprechen"); vgl. auch Z. d. Allg. Deutsch. Spr.-Ver. XVI (1901), 328.

gäschemen = regnen (W.). Von dem schon oben (S. 155) erwähnten hebr. geschem = Regen, das — in gleicher Form u. Bedeutg. — auch als gaunersprachl. z. B. bei v. Grolman 24 u. T.-G. 116, Karmayer G.-D. 199 u. Thiele 252 angeführt ist. Alle drei haben auch das Zeitw. geschemen = regnen.

ganfen = stehlen (W.). Gleich den Subst. Ganew, Ganof, Ganf(f), Ganser u. a. m. = Dieb erklärlicherweise eines der häufigsten rotw. Wörter,

---

[1]) Bei Tier- und Sachbezeichnungen hebr. Ursprungs auf -er tritt die Ähnlichkeit mit deutschen Wörtern doch nicht in gleichem Maße hervor, sie sind deshalb schon in Kap. 1 selbst aufgezählt worden. Vgl. auch Wenner im Anhang 2, S. 168.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 17:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedoch tritt es zunächst in der Form genffen auf (s. schon Lib. Vagat. [53] u. a. m.); mit a geschr. zuerst im Basl. Glossar 1733 (202: gampfen), was dann vorherrschend bleibt bis zur Neuzeit (s. Näh. bei Schütze 69; vgl. auch noch Rabben 53/54 u. Ostwald [Ku.] 55): ganfen [ganwen] u. gannewen; auch Schwäb. Händlerspr. [486: gamfen]). In den Mundarten hat es z. Teil den etwas engeren Sinn von „Kleinigkeiten entwenden", s. bes. Crecelius I, 402; vgl. Vilmar 115; Albrecht 118. Das Stammwort ist das hebr. gânab (jüd. ganaf) = „stehlen", Subst. gannâb = „Dieb"; s. schon Pott II, 14 vbd. mit A.-L. 543 u. 349; vgl. Hoffmann-Krayer 246, An. 140; Günther 27; Kluge, W.-B. 157; Weigand I, 617.

magaiemen = ausschlagen, von Pferden (V.). Über die Bedeutungsverengerung gegenüber dem Rotw. s. schon die Vorbemrkg., S. 148. Das Stammwort ist das hebr. makkâ(h), plur. makkôth (jüd. makko, plur. makkos, makkes) = „Schlag" (s. A. L. 569 u. 411 unter „nocho"; Wagner bei Herrig 243; Meisinger in d. Z. f. hd. M.-A. I, 174; Günther 27), das als Macks, Mackes, Mak(k)es u. ä. = Schläge, Prügel nicht nur im Rotwelsch (schon im 18. Jahrh. [s. Kluge, Rw. 218, 245], und noch in der Neuzeit [s. z. B. Groß 414), sondern auch in unseren Mundarten nicht selten anzutreffen ist (s. z. B. Crecelius II, 574; Vilmar 258; Kehrein 269; Schmeller I, 1565; Woeste 168). Dazu als Zeitw. (für „schlagen, prügeln") macksen (s. schon Waldh. Lex 1726 [189]), makkenen (dieses meist nur in Zus., s. z. B. Thiele 228, 247) oder mackeln (s. z. B. Rabben 87 u. Ostwald 99), Formen, die sich gleichfalls mundartlich hier und da erhalten haben (s. Crecelius I, 574: makkesen; Söhns 34: mackeln in Hannov. u. Braunschweig.) Näher der Form magaiemen stehen jedoch das rotw. Hauptw. Mageyen (s. schon Hildb. W.-B. 1753 ff. [230] u. Rotw. Gramm. v. 1755 [15 u. D.-R. 30]; vgl. noch Magaie bei Groß 414) oder Makeies, Ma(c)keis u. ä. (s. Thiele 276.; Kluge, Rw. 383, 403; auch noch Rabben 87) und das Zeitw. machayen (schon in der Koburg. Design. 1737 [205], wenngleich nur in Zus.), magaienen (s. Pfister 1812 [302] u. a. m.), oder makajemen, makaimen, makaien u. ähnl. (s. v. Grolman 45 u. T.-G. 115, 119 u. a. m.) Vgl. Näh. noch Archiv 47, 135, 136 u. Anm. 3.

majemen = regnen (V.). Auch im Rotwelsch gibt es ein Zeitwort majemen (oder majumen) = regnen (s. schon Pfister 1812 [302]; ferner Pfullendorf. Jaun.-W.-B. 1820 [318]; v. Grolman 45 u. T.-G. 116; Karmayer G.-D. 208; Thiele 276; A.-L. 570; Groß 414), das zu Maieme oder Majum (vgl. darüber schon oben S. 158), hier in der Bedeutung Regen (so ausdrücklich Pfullendorf. Jaun.-W.-B. [343] u. v. Grolman 45 u. T.-G. 116); gehört. Nach Meisinger 124, Nr. 81 ist majeme = regnen auch den elsässischen Juden bekannt.

malochnen = arbeiten (V.). Über das Stammwort mĕlâ'kâ(h) s. schon oben S. 159. Häufiger (und früher) als das Hauptw. tritt im Rotw. das erst davon abgeleitete Zeitw. malochnen oder melochnen u. ä. auf für „machen" (so schon Neue Erweitgn. 1753/55 [236]), „tun", „schaffen", „arbeiten" (so zuerst bei v. Grolman 45 u. T.-G. 82 und dann öfter bis zur Gegenwart [s. Groß 416]), das dann bes. in Zus. auch für verschiedene spezielleren Tätigkeiten verwendet worden ist. Ausführlichere Belege s. im Archiv 46, 290/91, Anm. 1 u. 2. Über das Subst. Trittchesmalochner = Schuster s. unter lit. β.

maschken = bezahlen, tun (V.). Wie die im Text vom Verf. angeführten Redensarten Laschah läbäise maschken = bezahlen, eigentl. „Geld hinweg-

schaffen" und Konn läbäise maschken = einen Schnaps trinken erkennen lassen, hat das Zeitw. maschken in Verbindg. mit läbäise (= hinweg) zunächst die Bedeutung „hinwegschaffen". Es erinnert in dem Gebrauch für „bezahlen" an das jüdisch-deutsche Rechtssprichwort: maschkôn (Pfand [vgl. A.-L. 468]) bĕbâjit (im Hause) schâlôm (Friede) bĕkeshene (in der Tasche), d. h. wenn das Pfand im Hause ist, kann der Gläubiger ruhig sein; dagegen könnte läbäise maschken in der Bedeutg. „trinken" auch wohl zu hebr. maschqê = „Getränk" (vgl. A.-L. 426 unter „schoko") in Beziehung gesetzt werden (nach Mitteilg. von A. Landau). Beide hier genannte hebr. Substantive sind übrigens auch in der Gaunerspr. anzutreffen, Maschke = Getränk allerdings nur selten (s. A.-L. 571 u. Groß 475), Maschke od. Maschkon = Pfand etwas häufiger (s. für erstere Form z. B.: v. Grolman 16 u. T.-G. 114; Karmayer G.-D. 209; Stieber 1846 [372]; Zimmermann 1847 [382]; Groß 415; Rabben 83; Ostwald 100; für letztere: Thiele 278 u. A.-L. 571, bei Thiele auch d. Zeitw. maschkenen = verpfänden, während A.-L. dies durch „das Pfand annehmen" wiedergegeben hat).

schaßken = trinken (B.). Vom gleichbed. hebr. schâtâ, jüd. schôssô (s. A. L. 596 u. 478), davon jüd.-deutsch schasgenen od. schassjenen (s. Kluge, Rw. 248; Thiele 304), Formen die neben den älteren schassgen (s. Kluge Rw. 236) sowie schaskenen oder schaskelen (s. v. Grolman 59 u. T.-G. 127) auch in die (christl.) Gaunersprache übergegangen sind. S. die Belege bei Schütze 163 unter „beschaskert". Auch die Krämerspr. kennen schaskenen od. schaskern = trinken u. beschassnet = betrunken (s. Kluge, Rw. 438, 442). Über die Verbreitung der Wörter in den deutsch. Mundarten s. z. B. Kehrein 71; v. Pfister zu Vilmar, Zus. 355; Hertel 265.

schenägeln = essen (B.). Eine interessante Begriffsverengerung gegenüber dem Rotwelsch (s. schon Vorbmkg., S. 148), da in diesem der Ausdruck nur soviel wie „arbeiten" bedeutet. So schon in den ältesten Belegen v. J. 1750 u. 1793 (Kluge, Rw. 215, 220: schineckeln; 271: schönegele) und ebenso noch später, wo die Hauptformen schin(n)ägeln od. schenageln lauten. Ähnliche Bildgn. auch in den Krämersprachen (s. Kluge, Rw. 436, 474; Kapff 216). Ausführl. Belege s. im Archiv 46, 305, Anm. 1. Der Ausdruck ist abgeleitet zunächst von dem rotw. Hauptw. Schinagole = Schubkarrn, das seinerseits zusammengesetzt ist aus der Abbreviatur Schin, Bezeichnung des hebr. Buchstabens (als Anfang von „Schub") und Agole = Karren, Wagen aus dem gleichbed. hebr. 'agâlâ(h) (vgl. dazu Archiv 38, 200 u. 283). Danach bedeutet das Zeitw. eigentl. zunächst so viel wie „(als Sträfling) den Karren schieben" „karren", dann überhaupt „Handarbeit verrichten", endlich schlechthin „arbeiten, schaffen". S. A. L. III, 326 u. IV 609; Günther 44/45, Anm. 45 u. Archiv 46, 304 ff.; vgl. auch J. Meier in d. Z. f. deutsche Philol. 32, 117; Klenz 5.

schwächen = trinken (L.), s. unten Anh. 2, S. 169.

β) Berufsbezeichnungen auf -er.

Diese sind — wie im Deutschen — meist von Zeitwörtern oder von Hauptwörtern hergeleitet (vgl. Näh. darüber i. Archiv 43, 11 ff.). Die beiden, hier schon der alphabetischen Reihenfolge nach zunächst zu nennenden Ausdrücke Jauner und Kaffer sind (wenngleich nicht bezw. nicht ausschließlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in demselben Sinne) auch unserer Gemeinsprache bekannt oder doch bekannt gewesen.

Jauner = Spielmann (V.). Hier liegt (wie schon oben S. 148) erwähnt, eine (wortspielartige) Begriffsveränderung vor. Die obige Bedeutung knüpft nämlich offenbar an den engeren Begriff „Spieler (Karten- Würfelspieler)", insbes. auch „Falschspieler" an, den das — uns heute in der Form Gauner für den „gewerbsmäßigen Eigentumsverbrecher", dann wohl auch für „Spitzbube" überhaupt geläufige — Wort im älteren Rotwelsch gehabt hat[1]); s. schon Lib. Vagat. (54: Joner), dann mehrfach wiederholt (s. noch Groß 408), aber schon 1687 dafür Gauner, 1753/55 Jauner (Kluge, Rw. 166, 236), das auch noch v. Grolman 30 u. T.-G. 129 u. Karmayer 86 in diesem engeren Sinne kennen, während es schon zu Beginn des 18. Jahrh. auch allgemeiner (für „Räuber", „Dieb" u. dgl.), gebraucht wird. Das Hauptw. gehört zu einem noch älteren, meist durch „(Karten) spielen" wiedergegebenen rotw., Zeitw. junen od. juonnen (so schon im 15. Jahrh., s. Kluge, Rw. 15, 21, 28), jonen (Lib. Vagat. [54] u. seitdem häufiger bis ins 19. Jahrh.), später auch gaunen oder jaunen (Kluge, Rw. 168, 289), das seinerseits nach herrschender Ansicht von hebr. (bibl.-talmud.) jânâ(h) = „übervorteilen" herstammen soll. S. schon Wagner bei Herrig 205; Günther 5; Kluge, W.-B. 162 u. Weigand I, 631. Abweichend übrigens Landau i. d. Mittlgn. z. jüd. Volksk. X, 1 (1908) 37 (weil das Wort dem Judendeutsch unbekannt geblieben sei).

Kaffer = Dorfbewohner, Bauer (V.), Nebenform: Kabbes (od. Kappes). Das Wort Kaffer, das in unserer gewöhnl. Umgangssprache für „dummer (einfältiger, ungebildeter) Mensch" gebräuchlich ist, stammt nicht sowohl vom arab. kâfir = „Ungläubiger" her als vielmehr vom rotw. Kaffer, zu jüd. (rabbin.) kaphri (kapher, kafer u. ähnl.), das wieder auf das (schon oben S. 155 erwähnte) hebr. kâfâr = Dorf zurückgeht (s. u. a. Pott II, 14; A.-L. 555; J. Meier 7; Hoffmann-Krayer 242, Anm. 62; Kluge W.-B. 233; Weigand I, 961; vgl. auch Stumme 413 u. Klenz 84, die das Wort direkt vom rotw. u. kundenspr. Kas[f] [s. oben S. 155] herleiten wollen). Demnach bedeutet Kaffer im Rotw. zunächst „Dorfbewohner, Bauer" (so schon Anf. des 18. Jahrh. u. seitdem fortlaufend bis zur Neuzeit; s. die Belege bei Schütze 71; vgl. auch noch Wulffen 399, Rabben 69 u. Ostwald [Ku.] 74); ebenso auch in der Studentenspr. zu Anf. des 19. Jahrh. (s. J. Meier 7; Kluge, Stud. 97) und noch jetzt zum Teil in den (südwestdeutsch.) Mundarten (s. Wagner bei Herrig 240; D. W.-B. V, 25). Daneben begegnet das Wort jedoch im Rotw. schon 1733 (Kluge, Nr. 201) auch für den Begriff „Mann" schlechthin (den es dann namentl. in Zus. für Berufe u. dgl. beibehalten) und endlich (im 19. Jahrh.) für einen „dummen Menschen" (der sich von den Gaunern im Spiele usw. betrügen läßt; daher Kafferfänger = „Bauernfänger"). Von hier aus konnte es dann leicht zu einem allgem. Schimpfwort werden. S. dazu auch noch Archiv 33, 229, Anm. 1.

Lezemer = Musikant (L.). Ganz ähnlich in der Gaunerspr. die Form

[1]) An einem Zusammenhang mit dem mundartl. jaunern (oder jaunen) — Nebenform zu jaueln, jaulen — für „heulen" (von Hunden, Katzen, kleinen Kindern [worüber zu vgl. bes. O. Hauschild in d. Z. f. deutsche Wortforschg. XII (1910), 14]) ist doch wohl besser nicht zu denken.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lethsamer (Lehtsamer) u. a. = Musikant, Spielmann, Geiger (s. v. Grolman 42 u. T.-G. 112 u. Karmayer 105); vgl. in d. Frickhöf. Sprache (442) das gleichbed. Leitzemer. Über die kürzeren rotw. Formen Lethsam (Lehtsam), Leisem od. Lez (plur. Lezannim) s. die Belege im Archiv 38, 229/30. Nach A.-L. 567 vbd. mit 397 ist Lez eigentl. der „Verächter von Zucht und Sitte, Spötter" (vgl. späthebr. liçân = „Spötter") und „daher nach Ansicht der alten Juden, denen besonders Musikanten verächtlich waren, der Musikant, Bierfiedler". Aus dem plur. Lezannim sind dann wohl die Formen Lethsam(er) usw. entstanden. S. schon Thiele 199, Anm.*; vgl. A.-L. 212, Anm. 2.

Raigemer = Gendarm (im Text auch: Soldat) (B.). Am nächsten liegt es wohl, hier eine Weiterbildung des rotw. Rekim = Soldaten (plur. v. älteren Reech [jüd.-deutsch Rek.]; s. A.-L. 591; Groß 424) bezw. des — noch ähnlicher klingenden — Regam = Soldat, Regem = Bettelvogt im Pfullendorf. Jaun.-W.-B. 1820 (338, 341) anzunehmen, die alle etymolog. entweder — wie rotw. Rekuf (vgl. oben S. 160 unter „Regäff") — zu hebr. rakkâb = „Reiter" gehören oder zu hebr. rêq = „leer, eitel, leichtfertig" (vgl. A.-L. 591 u. 456), was auf eine Verachtung des Soldatenstandes schließen ließe (s. Näh. Archiv 38, 237). Vielleicht könnte man auch an eine Verunstaltung von Rachwener im Sinne von „Reiter" (s. darüber Näh. Archiv 43, 34 vbd. mit 38, 235) denken.

Schächer = Wirt (L.)[1]). Auch im Rotw. (neben den älteren Formen Schecher, Schöcher [s. Kluge, Rw. 123, 132 ff.]) bekannt (s. schon Hildb. W.-B. 1753 ff. [231] u. dann häufiger bis zur Neuzeit [s. Groß 426]); ausführl. Belege im Archiv 43, 39. Es gehört zunächst zu dem noch älteren rotw. Zeitw. schöchern u. ähnl. = trinken (s. Lib. Vagat. [53] u. noch früher [1450]: verschechert [s. Kluge, Rw. 15]; ausführl. Belege im Archiv 43, 37, Anm. 2), das seinerseits wieder auf das hebr. schâkar, jüd. schôchar = „zechen, sich berauschen" (bezw. schêkâr, jüd. schecher = „berauschendes Getränk") zurückgeht. S. Stumme 29; vgl. auch Pott II, 14; A.-L. 122 u. 597 vbd. mit 469; Meisinger in d. Ztsch. f. hd. M.-A. I, 176; Klenz 38.

Trittchesmalochner = Schuster (B.). Mit Malochner (s. zur Etymol. schon oben S. 159 u. 163) sind in Rotw. sehr zahlreiche Berufsbezeichnungen gebildet worden (s. dazu Archiv 46, 291 ff.), darunter auch das ganz ähnliche Trittlingsmeloch(e)ner u. ä. (s. Christensen 1814 [319] u. a. m., vgl. dazu d. Belege im Archiv 46, 299). Betr. Trittches = Schuhe s. Näh. unten in Abschn. B.

b) Andeutschungen im engeren Sinne.

Hierzu gehören solche Fälle, wo die geheimsprachl. Form zufällig genau mit einem deutschen Worte übereinstimmt (s. dazu Stumme 14; Günther 28, 29). Zuweilen läßt sich dabei sogar mit den Ausdrücken dieser Art auch noch ein gewisser Sinn verbinden, so bes. mit Kies und Moos = Geld, allenfalls auch noch mit Gefahr = Dorf[2]), dagegen nicht mehr mit Mahlbursch = Rock. Die Wörter mögen deshalb in dieser Reihenfolge angeführt werden.

---

[1]) Insofern Schächer auch ein, jetzt freilich veraltetes deutsches Wort für „Räuber" (s. Kluge, W.-B. 388; Weigand II, 663) ist, könnte der Ausdruck evtl. auch zu den Andeutschungen im engern Sinne (b) gezählt werden.

[2]) Desgl. mit Duft = Kirche, Kahn = Gefängnis, schwächen = trinken, die jedoch erst weiter unten im Anhang 3 zu betrachten sind, weil ihre Ety-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kies = Geld (V.). Die Identifizierung mit unserem deutschen „Kies" liegt hier besonders nahe (s. dazu Näh. im Archiv 33, 254, Anm. 1); indessen stammt das in gleicher Form und Bedeutung im Rotw. schon Ende des 18. Jahrh. vorkommende Wort (s. W.-B. des Konstanz. Hans 1791 [258/60]), das dann mit Variationen (wie Kieff, Kieß, Dimin. Kieschen oder Kiesel) häufig in den Vokabularien anzutreffen (s. d. Belege bei Schütze 74 vbd. m. Archiv 33, 262, Anm. 2, lit. c u. d), auch studentisch gewesen (s. J. Meier 8; Kluge, Stud. 30, 99) und schließlich allgemein volkstümlich geworden ist (s. Genthe 27; Albrecht 146; H. Meyer 61), nach der herrschenden Ansicht her vom hebr. kīs = „Beutel" (als Kis, Kiss, Kiß, Kies auch dafür sowie auch speziell für „Geldbeutel" im Rotw. verbreitet; vgl. Archiv 33, 261/62, Anm. 2, lit. a—c). S. A.-L. 558 u. 389; Schütze 59; Stumme 20; Günther 28; D. W.-B. V, 688 unter „Kies", Nr. 4. Es mag jedoch zugleich auch eine Anlehnung an das ebenfalls aus dem Hebr. (kesef = „Silber") entlehnte rotw. Kie(h)sow, Kiesof(f) u. ähnl. = Silber, Silbergeld (s. d. Belege i. Archiv 33, 261, Anm. 2 im Anf.) mit eingewirkt haben (s. dazu bes. Landau in d. Mittlg. zur jüd. Volksk. X, 1, 37).

Moos = Geld (V.) Über die Gleichstellung des Ausdrucks mit unserem deutschen „Moos" s. Näh. Archiv 33, 254 u. Anm. 1. Während die älteren rotw. Formen des Wortes: Mäß, Meß (Meße, Messe) od. Mes (Mees, Meeß) (s. Kluge, Rw. 20, 54, 141, 152; vgl. Näh. Archiv 33, 264/65, Anm. 3, lit. a—c) wohl verschiedene etymologische Erklärungen gestatten (s. darüber Näh. bei Horn 96 u. Anm. 8, Hoffmann-Krayer 242, Anm. 56 u. Landau 287 vbd. m. Archiv 33, 264, Anm. 2), sind die späteren Bildungen Maaß (Maas, Maß) u. Moos (so zuerst 1753/55 [Kluge, Rw. 296] u. dann öfter bis zur Gegenwart) od. Mooß (Moß) u. a. (s. die Belege bei Schütze 80 vbd. m. Archiv 33, 265, Anm. 3, lit. c—d) wohl jedenfalls mit der herrschenden Ansicht auf das hebr. mâʿôt (jüd. mâʿôs, môôs, môes) = „kleine Münzen" zurückzuführen. S. bes. Stumme 14 vbd. m. Weigand II, 214; vgl. auch A.-L. 575 u. 405; Günther 28; Kleemann 257; R. Kleinpaul, Fremdwort 39. Wie Kies ist auch Moos in die Studentensprache (s. J. Meier 9; Kluge, Stud. 30, 56, 108) und sodann in die allgem. Umgangssprache eingedrungen (s. Genthe 36; Albrecht 172; H. Meyer 82, 169 u. a. m.).

Gefahr = Dorf (L.). Über den „Ideenkonnex" zwischen Dorf und Gefahr „bei dem Diebesgesindel" s. Stumme 13. Zur Etymologie s. schon oben S. 155. Belege: W. Scherffer 1652 (156, 158); A. Hempel 1687 (167); Waldheim Lex. 1726 (186, 190); sodann öfter im 18. u. (seit Pfister 1812 [298]) im 19. Jahrh. Ohne h geschrieben auch noch bei Groß 404; vgl. Schwäb. Händlerspr. (480: Gefâr), Eifl. Hausiererspr. (490: Gefôr).

Mahlbursch = Rock (L.). In den äußeren Gleichklang mit „Bursch" u. „mahlen" läßt sich hier kein passender Sinn hineinlegen. Das Stammwort ist das gleichbed. hebr. mâlbûsch, zur Wurzel lâbasch (s. Pott II, 14; A.-L. 210, Anm. 1, 570 u. 620 vbd. m. 396; Hoffmann-Krayer 245, Anm. 125), jüd. auch malbisch; so auch zuerst im Rotw. (Waldheim. Lex. 1726 [189] u. dann öfter; s. noch Rabben 87 u. Ostwald 99). Darauf erst folgt Mahl-

---

mologien nicht ganz sicher erscheinen. — Über rotw. bauen s. Anhang 3, S. 170 unter „bajen".

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bossum in Basl. Gloss. 1733 (202); Malbusch hat zuerst das Strelitzer Glossar 1747 (214), Malbosch das Hildb. W.-B. 1753 ff. (230); bei v. Grolman 45 u. T.-G. 117: Malbusch, Ma(h)lbosch, -pusch, -pohsch; neuerdings (bes. in d. Kundenspr.) auch Walmisch od. Wal(l)musch. S. ausführl. Belege bei Schütze 98, 99; betr. die Krämerspr. s. noch Kluge, Rw. 438/39, 441, 485 u. Kapff 216.

Anhang 2.

Wörter, deren Ableitung aus dem Hebräischen nicht ganz sicher ist.

Solche Wörter sind Penne, Schraze (Dim. Schräzche) und Wenner, außerdem die Andeutschungen (im e. S.) Duft, Kahn, Schwäche (schwächen); vgl. oben S. 166, Anm. 2.

Penne in der Zus. Penneboß = Wirt (B.) Das im Rotw. schon bei A. Hempel 1687 (167) in der Form Bonne auftretende, später als Benne, Bunne, Pinne (s. Kluge, Rw. 217, 238, 369) od. Penne (so zuerst bei Hermann 1818 [336 für „Gasthaus"] und seitdem öfter) wiederholte, bes. auch in der Kundenspr. (für die „Herberge") beliebte Wort (s. d. ausführl. Belege bei Schütze 82) wird von den Meisten zu dem jüd. Zeitw. pono(h), hebr. pānâ(h), gestellt (s. schon Thiele 291 u. Anm.*; vgl. A.-L. 581; Wagner bei Herrig 239; Klenz 63, 66), das zwar eigtl. nur „sich (von etwas) abwenden" bedeutet (vgl. A.-L. 435), aber auch wohl in einem spezielleren Sinne gebraucht worden sein dürfte (und zwar nach Klenz, a. a. O. für „sich von den Geschäften abwenden", „müßig sein", nach Thiele, a. a. O. geradezu für „einkehren (ins Wirtshaus)". Weigand II, 393 gibt darüber keinen Aufschluß.

Schraze = Kinder, Schräzche = ein Kind (L.) Dieses schon im Rotw. des 18. Jahrh. bekannte Wort (s. schon W.-B. von St. Georgen 1750 [217: Schrätzgen = „Knäbgen"]; vgl. auch Kluge, Rw. 231, 236), das dann auch im 19. Jahrh. (seit Mejer 1807 [288: Schratzen = Kinder]) öfter begegnet (s. die Belege im Archiv 47, 140, Anm. 3 vbd. mit Schütze 90 unter „Schrabiner"), wie auch jetzt noch in den Krämerspr. (s. Kluge, Rw. 483, 489; Kapff 215), ist vielleicht abzuleiten von dem verächtl. jüd. Ausdruck scherez für „Kind", zu hebr. schereç eigtl. = „Wurm" (s. A.-L. 477), wie wir ja kleine Kinder wohl auch als „Würmer", „Würmchen" zu bezeichnen pflegen. Dafür: A.-L. 604 vbd. mit 136, Anm. 8 u. 206 (auch Landau nach gefl. Mittlg.). Eine andere Etymologie wäre die von Schrat, Schretel (Schrättel, Schretzel, Schretzlein), d. h. eigtl. „Kobold", „Wichtlein" u. drgl. (s. dazu Weigand II, 786, 790 unter „Schrat" u. „Schretel"). Dafür: Schmeller II 616 unter „Schretzel", vbd. mit 610 ff. unter „Schratt"; vgl. auch Kehrein 367 (der Schratz [f.], rhein. für „kleines, munteres Mädchen", ebenso ausgedeutet).

Wenner = Käse (L.). Die älteste rotw. Form des Wortes: Wend(e)rich (s. Kluge, Rw. 15, 20), die besonders durch den Lib. Vagat. (53) weit verbreitet worden und sich lange erhalten hat (s. noch Groß 402; vgl. in d. Winterfeld. Hausiererspr. [441]: Wennrich), erscheint später in sehr verschiedener Gestalt, namentlich auch in der Andeutschg. Fähnrich (s. hierzu d. Text d. Vrfs. sowie Günther 61 u. Anm. 62 u. Arch. 43, 46, Anm. 1, lit. b). Die früher viel umstrittene Herkunft des Wortes (s. Pott II, 33; A.-L. 589) steht zwar auch heute noch nicht ganz fest, jedoch dürfte die Ableitung aus dem Hebr. (gĕbīna bezw.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aram. gewetta = gewenta) viel für sich haben. S. Stumme 14; vgl. J. Meier in d. Z. f. deutsch. Philol. 32, 122; Günther a. a. O.

Duft = Kirche (L.). Der Ausdruck, bei dem man wohl an den Weihrauch in den katholischen Kirchen denken möchte, ist im Rotw. in gleicher oder ähnl. Form (Dufft, Dufte [seltener Dove, Dufe] oder Tuft) bekannt gewesen (schon Waldheim Lex. 1726 [188: Dufft] und dann öfter; s. d. Belege im Archiv 42, 70/71, Anm. 2) und auch in den Krämerspr. noch erhalten (s. Kluge, Rw. 483; Kapff. 216). Auch hierfür ist die Etymologie nicht ganz sicher; jedoch handelt es sich wahrscheinlich (wie bei dem älteren gleichbed. Dift [s. schon G. Edlibach um 1490 (20)]) um eine verkürzte Form von Dif(f)tel, Diffel, Tiffel, Tif(f)le u. a., die ihrerseits wohl aus dem hebr. tefillâ(h) = „Gebet" (s. A.-L. 615 u 434) entstanden sind. Dafür bes. auch A.-L. 274, der übrigens auch noch duft = gut (v. hebr. tôb) hervorzieht.

Kahn = Gefängnis (B.). Mit dem gleichlautenden deutschen Worte besteht hier sicher nur eine äußere Ähnlichkeit. Da sich schon in Körners Zus. zur Rotw. Gramm. v. 1755 (240) Cane nicht nur in der Bedeutg. „Haus", sondern auch für „Karzer" angeführt findet, so könnte man Kahn wohl schon hiervon bzw. von dem (z. B. von Wagner bei Herrig 237 erwähnten) persisch khâné = „Haus" herleiten oder sonst es (mit A. L. 266 u. 552) als eine „drollige Homöophonie" aus dem rotw. bekane (bezw. späthebr. kân, jüd. ka[a]n, beka[a]n = „hier" [s. oben S. 153] auffassen; vgl. auch Schütze 59. Von Belegen s. bes. Zimmermann 1847 (374: „bekahne sein, d. h. im Kahn, im Polizeigefängnis sein", u. 379: „Kahn = Polizeiarrest, daher bekahne gehen = polizeilich verhaftet werden"); sodann A.-L. 552, Rabben 23 (bekahne sein [im wes. wie Zimm.]) u. 72 (Khan [sic]) u. Ostwald 20 (bekahne sein) u. (Ku.) 74 (unter „Kahn", Nr. 3 [im wes. ebenso]). Kahn ist für „Gefängnis, Militärarrest" auch noch allgem. in Berlin gebräuchlich nach H. Meyer 58, Nr. 1. — Über Kahn = Wirt s. Teil III.

Schwäche = das Trinken (L.), schwächen = trinken (L., B.), beschwächt = betrunken (L.). Ganz ähnlich die rotw. Vokabeln schwächen od. schwechen u. ä. = trinken, saufen (so schon im 17. Jahrh. [s. Kluge, Rw. 123, 124, 132, 138, 141, 151] u. dann häufiger bis zur Gegenwart [s. Schütze 91 u. Archiv 43, 42, Anm. 3]), sich beschwächen = sich besaufen (1750 [Kluge, Rw. 215]), das Schwächen = das Trinken (A. Hempel 1687 [169]), Schwäche = Trank (Pfullend. Jaun.-W.-B. 1820 [345], sonst = Wirtshaus [s. Archiv 43, 43, Anm. 1]), Schwächer = Wirt (Thiele 312, A. L. 603 u. Neuere; Nebenbedeutgn.: Durst; Rausch; Brunnen; Trinker, Säufer [s. die Belege im Archiv 43, 43, 44]). Die Etymologie ist — wie auch das D. W.-B. IX, 216 bemerkt — noch „dunkel". Nur „Volksetymologie" ist jedenfalls die Auffassung von schwächen als deutsches Wort, „weil das übermäßige Trinken schwäche" (s. Pott II, 36; vgl. A.-L. 274; Schütze 59; Günther 28; Kleemann 257); vielmehr dürfte hebr. Ursprung der Vokabel wohl zu vermuten sein, und zwar soll sie nach A. L. 607/8 zu dem Zeitw. zâbach (jüd. sôwach) = „schlachten, opfern" (s. A.-L. 362, vgl. auch 527 unter „Brief") gehören, während sie nach Stumme 20 den gleichen Stamm wie Schächer und Schecher (s. oben S. 166), d. h. also das hebr. schâkar (jüd. schôchar), haben soll. Vgl. auch noch Klenz 39 u. Archiv 43, 42, 43.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anhang 8.

Wörter, bei denen der Anschluß an rotwelsche Vokabeln aus dem Hebräischen überhaupt nicht ganz sicher ist.

bajen = laufen (B.). Vielleicht könnte man hierbei denken an das rotw. bauen = kommen, gehen, laufen (s. schon Christensen 1814 [322]; v. Grolman 6 u. T.-G. 106; Karmayer 14 u. G.-D. 191; A.-L. 523; Pollak 206) bezw. abbauen = fortgehen (s. Pillwein 1830 [365] u. seit A.-L. 515 bei den Neueren), das auch den Studenten bekannt gewesen ist (s. J. Meier 13, 14; Kluge, Stud. 77). Trotz des deutschen Klanges ist es hebr. Ursprungs, nämlich von dem Zeitw. bô' = „kommen" herzuleiten (s. Stumme 14; vgl. auch A.-L. 264 ff. u. 515, 523 vbd. mit 340).

Dawwesser = Kartoffeln (B.). Nach Dr. A. Landau könnte hier möglicherweise eine Entstellung des rotw. Tap(p)uchim = Kartoffeln (nach Thiele 313 u. A.-L. 613; vgl. auch Groß 434: Tappuach) vorliegen. Eigentlich bedeutet dieser Ausdruck „Äpfel" und ist eine Kürzung des volleren Tapuchim Erez (A.-L. 613) oder Erez Tap(p)uchim (oder Tepuchim) = „Erdäpfel", Kartoffeln (s. v. Grolman 18 u. T.-G. 104; Karmayer G.-D. 197: Thiele 249; A.-L. 613), auch verdorben zu Eritz de Buchim (Christensen 1814 [329], v. Grolman u. Karmeyer, a. a. O.) oder gar Fritz de Buchim (Christensen, [323, 326]), vom hebr. erez = „Erde" und tapûach = „Apfel" (s. A.-L. 613 vbd. mit 330 u. 482). Über die Zusammensßgn. **Dawwesser-Möser** u. **-Schlarwer** = Kartoffelbrei, -suppe s. noch weiter unten.

Ennefailes = Spion, verschlagener Mensch (B.). Vielleicht eine Verunstaltung des jüd. Schimpfwortes Neweile (Newele), hebr. nĕbēlâ(h) = „Leichnam, Aas", stammverwandt mit nebâlâ(h) = „Narrheit", nâbâl = „Narr" (d. h. nach semit. Ideenverbindung ein schlechter, verworfener Mensch), das von den jüdischen und später auch von den christlichen Gaunern als Bezeichnung eines scharfen Beamten gebraucht worden ist. Vgl. Näh. im Archiv 38, 234.

Geschiel (L.) od. **Gescheel** (B.) = Käse. Nach Ansicht von Dr. A. Landau liegt bei diesem Worte wahrscheinlich eine der auch im Rotw. beliebten (s. Günther 46 ff.) Silbenumstellungen vor, und zwar von dem hebr. scheleg = „Schnee" (s. A.-L. 469), das (als Schel[l]eg, Schel[l]eck) auch in die neuere Gaunerspr. Eingang gefunden hat (s. v. Grolman 60 u. T.-G. 120; Karmayer G.-D. 216; Thiele 305; A.-L. 598; Groß 427; Rabben 117; Ostwald 129). Die helle Farbe würde dabei dann als tertinus comparationis anzusehen sein.

Goje = alte Kuh (B.). Vielleicht ist dies eine frivole Metapher, da Goje, Goie u. ähnl. in Rotw. soviel wie „Weib (Frau, Mädchen)" bedeutet (s. z. B. Pfister 1814 [321]; v. Grolman 20 u. T.-G. 88, 91, 94, 132; Karmayer 72; Thiele 254; A.-L. 545; vgl. auch Krämerspr. [Kluge, Rw. 437, 440, 442, 481), eigentl. „Christenweib", als fem. zu Goi u. ähnl. = Mann (bes. in Zus.), eigentl. „Christenmann", vom jüd. goi (plur. gojim), hebr. goi = „Nichtjude, Heide, Christ" (s. Pott II 131; A.-L. 545 u. 347; Günther 47; Meisinger u. Ztsch. f. hd. M.-A. I, 174). Wie nun Kuh wohl als Bezeichnung für Weiber („Dirnen") vorkommt (s. Ztsch. „Anthropophyteia" V, 8 u. vgl. im fran-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zöſ. Argot: vache), ſo könnte ja auch umgekehrt hier der Begriff „(altes) Weib“ für „alte Kuh“ verwendet worden ſein.

ſin = ſieben (V.). Man kann hierbei wohl zunächſt denken an eine Zuſammenziehung des jüd. sojin, hebr. zajin, eigentl. Name des als Ziffer (7) gebrauchten ſiebenten Buchſtabens des hebr. Alphabets, der vorübergehend auch bei den Gaunern für „ſieben“ gebräuchlich geweſen zu ſein ſcheint (ſ. z. B. Pfiſter 1812 [306]; v. Grolman 67 u. T.-G. 129; Karmayer G.-D. 219; Thiele 298). Die Pfälzer Händlerſpr. (439) kennt für „ſieben“ ſain, was mir den Übergang zu ſin zu vermitteln ſcheint. Hält man aber die Annahme von sojin als Quelle für zu gewagt, dann läßt ſich wohl auch das schin heranziehen, d. i. der Name des Anfangsbuchſtabens vom hebr. schĕba = „ſieben“ (als Zahlwort); vgl. dazu Archiv 38, 283 u. Groß 428 unter „Schin“ (hierfür A. Landau). Will man auch dies nicht, ſo bleibt noch die Annahme einer Zuſammenziehung des deutſchen „ſieben“ übrig.[1])

Kapitel 2. Wörter aus der Zigeunerſprache.

Mit völliger Sicherheit läßt ſich keine der Vokabeln auf gauner- oder geheimſprachliche Wörter aus dem Zigeuneriſchen zurückführen, jedoch erſcheint es wahrſcheinlich, daß hierher gehört:

Zaſter = Geld (V.). Der Ausdruck, der in gleichem Sinne auch in der Kundenſprache (ſ. Schütze 100 u. Oſtwald [Ku.] 169 [hier neben anderen Bedeutgn.]), im Halliſch. Lattcherſchmus (493) und im allgem. Berliner Dialekt vorkommt (ſ. H. Meyer 138 [hier beſ. auch: Lohn]) ſowie für „Löhnung“ in der (ſächſ.) Soldatenſprache bekannt iſt (ſ. Horn 97), ſtammt nämlich wohl kaum vom latein. sextarius her (vgl Schütze, a. a. O.), ſondern eher vom zigeun. saster, das allerdings nur „Eiſen“ bedeutet (ſ. Näh. bei Pott II, 224/25, Liebich 157, Mikloſich, Beitr. III, 23 u. beſ. Denkſchriften, Bd. 27, 68; vgl. Jühling 225: Sasstär) und auch in dieſem Sinne (als Saſter oder Zaſter) wohl in der neueren Gauner- und Kundenſprache anzutreffen iſt (ſ. Groß 429, 438, Rabben 143 u. Oſtwald, a. a. O.) Es würde ſich danach alſo eigtl. um eine Bezeichnung nach der Metallart (wie z. B. bei dem rotw. Blech, dem kundenſpr. Blei od. Bleier = Groſchen od. unſeren „Nickel“ u. a. m.) handeln. S. Archiv 38, 269/70 vbd. mit 286 ff.

Zweifelhafter erſcheint es, ob

Klöös = Gendarm (L.) mit einem aus dem Zigeuneriſchen ſtammenden Gaunerworte in Zuſammenhang gebracht werden darf. Jedoch klingt ziemlich ähnlich: Kliſto = Reiter, Polizeihuſar (ſ. A.-L. 559 u. Groß 411), Gliſdo = Gendarm (bei ſchwäb. Händl. [nach Kapff 214]), mehr angedeutſcht Kliſter = Gendarm (nach Oſtwald [Ku.] 82) u. d. Dimin. Klißchen = Polizeidiener (nach Kundenſpr. [415]), Ausdrücke, die ſämtl. „auf das zigeun. klisto od. klisdo = Berittener, Reiter, Dragoner, Gendarm (ſ. Pott II, 122; Liebich 142) zurückzuführen ſind. Vgl. Archiv 38, 255/56 u. 43, 52 [2]).

[1]) Nicht aus dem Hebr. bezw. Jüdiſch-Deutſchen läßt ſich die Zahlbezeichnung jute = ſieben (L.) erklären; denn das ähnlich klingende jud iſt die jüdiſche Bezeichnung des zehnten Buchſtabens des hebr. Alphabets (= jōd) und könnte demnach höchſtens für die Zahl 10 in Anſpruch genommen werden. Tatſächlich findet ſich denn auch juhs od. ju(h)d = zehn in denſelben Sammlungen der Gaunerſprache, die ſojin = ſieben kennen.

[2]) Noch fraglicher iſt es endlich, ob auch Jörj = Fleiſch (nebſt der Zuſ.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kapitel 3. Wörter aus dem Lateinischen.

Sehr deutlich tritt der lateinische Ursprung noch hervor bei den zwei Zahlwörtern träß und quatter (= lat. tres u. quattuor).

träß (od. träs) = drei (L., B.). Im Rotw. findet sich diese Form zwar nicht, jedoch erinnert an lat. tres doch auch tris = drei, das sich bei v. Grolman 72 u. T.-G. 90 u. Karmayer G.-D. 211 — neben den schon älteren tribis oder dribis (vgl. dazu Kluge i. d. Z. f. d. Wortforschg. II, 50) findet. — Ebenso hat die eigenartige Zählweise: doppelträß = sechs (L., B.), dreimalträß (L.) od. träsmalträs (B.) = neun ein rotw. Vorbild in dem alten zwistroms = sechs (eigentl. = 2mal 3) im Niederd. Lib. Vagat. (77); vgl. Kluge, a. a. O. 49, 50.

quatter = vier (L., B.). Vgl. dazu schon im Niederd. Lib. Vagat. (77): quadors, wahrscheinl. nur verdruckt für quadors; argum. quadors Kot = vier Groschen bei A. Hempel 1687 (167); vgl. Kluge, a. a. O. 50. Auch hier die Zählweise: doppelquatter (L.) od. dusmalquatter (B.) = acht. Über dus = zwei s. Teil II. — Weniger leicht erkennbar ist die Herkunft aus dem Lateinischen bei dem Adjektiv:

gewahnd (od. gewahnt) = gut (L.). Es ist jedoch offenbar identisch mit dem alten (vom latein. quantum abzuleitenden) quant oder quand = viel, groß (so schon Niederd. Lib. Vagat. [97]), dann auch = gut (schön, zierlich), stark, kräftig (s. u. a. Kluge, Rw. 132, 136, 142, 290, 365), das auch in den Krämersprachen — und zwar hier z. Teil in der Schreibung g(e)wan(d)t — noch vorkommt (s. Kluge, Rw. 435, 445, 481, 486; Kapff 216). Vgl. A.-L. 70; Stumme 22, 23; Günther 34.

Über das Zeitw. dorme = schlafen (B.), dessen letzte Wurzel natürlich das lat. dormire ist, s. Kap. 5 (Wörter aus dem Französ.), weil es wohl durch Vermittlung des Französischen ins Gaunerdeutsch eingedrungen ist. Nicht direkt aus dem Lateinischen, aber doch von einem Lehnwort lat. Ursprungs in unsere Muttersprache stammt wohl auch her:

Kolm = Pfarrer (L.). Wahrscheinlich ist dieser Ausdruck nämlich identisch mit dem gleichbedeutenden gaunersprachl. Kolb (zuerst in Pfullend. Jaun.-W.-B. 1820 [343]), das auf das heute in unserer Sprache nicht mehr gebräuchliche Kolbe = „geschorener Kopf“ (auch „Kahlkopf“, „Glatze“) zurückzuführen ist, welches seinerseits wieder — wie unser Adj. kahl — in letzter Linie mit dem lat. calvus zusammenhängt. S. A.-L. 561 (unter „Kolbink“) vbd. mit Schmeller I, 1239 unter „kolben“ u. Vilmar 190 unter „kahl“; vgl. auch D. W.-B. V, Sp. 1608 unter „Kolb“, II, Nr. 9. Das Wort nimmt also auf die Tonsur des katholischen Geistlichen Bezug. S. noch Archiv 38, 207/8, wo auch die ausführl. Belege für Kolb.

Schwanzjörj = Hering) (B.) in dieses Kapitel gestellt werden darf. Da aber bei v. Grolman 26 u. T.-G. 123, 139 und Karmayer G.-D. 200 Görgel = Speck u. Görgling = Wurst verzeichnet ist, so dürfte vielleicht das ebenfalls „Wurst“ bedeutende Zigeunerwort goig od. goich (goj, goi) (s. Waldh. Lex. 1726 [190]; Pott II, 134; Liebich 137; Miklosich, Denkschriften Bd. 26, 215; Jühling 222) als Quelle vermutet werden. Dabei könnte der Umstand, daß der Eigenname Georg (mundart. Jörg) schnell u. schlecht ausgesprochen wie „Goig, Goich“ klingt, auf die obige Form mit eingewirkt haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kapitel 4. Wörter aus dem Italienischen.

Botell = Flasche (B.). Während das niedd., auch kundenspr. Buddel (s. Schütze 65) wohl durch das französ. bouteille vermittelt ist, klingt die obige Form (wegen des o) doch eher an das italienische botiglia (mlat. botilia) an; noch mehr gilt dies von dem älteren rotw. Botill = Branntweinflasche (Hildburgh. W.-B. 1753 ff. [227] u. Rotw. Gramm. v. 1755 [4 u. D.-R. 31]); vgl. Pott II, 17; Günther 37. Auch in Oberhessen kommt übrigens — neben Buttel — Bodéll vor (s. Crecelius I, 230).

finesten = sehen, scheinen, ausspionieren (B.). Zu diesem, jedenfalls vom ital. finestra = Fenster herzuleitendem Ausdruck bietet das Rotwelsch kein unmittelbares Vorbild, da auch die für „Fenster" vorkommenden Vokabeln Feneter oder Fenette (s. schon W.-B. des Konstanz. Hans 1791 [258] u. dann öfter) u. Finette (s. Pfulld. J.-W.-B. 1820 [339] u. a.) sowie das krämersprachl. Finèter, Finet od. Fenet (Kluge, Rw. 480, 490; Kapff 216) doch sämtlich mehr an das französ. fenêtre erinnern (vgl. A.-L. 539); dagegen hat die Winterfeld. Hausiererspr. (441) die Form Finester, die auch wegen der Bedeutung (nicht nur „Fenster", sondern auch „Auge") zu obigem Zeitw. bes. gut paßt.

garant = gut (B.). Dieser Ausdruck dürfte vermittelt sein durch das in Rotwelsch seit Anfang des 17. Jahrh. (s. schon Niederl. Lied 1608 [122]) auftretende und dann häufiger wiederholte grandig (od. grannig) = groß, viel (sehr, oft), stark, schön, wacker, gut, das sich auch in den Krämersprachen erhalten hat (s. Kluge, Rw. 445, 472, 481; Kapff 216) und am besten wohl vom ital. grande (s. Stumme 11) oder sonst vom französ. grand (s. Wagner bei Herrig 246) abzuleiten ist. Vgl. noch Archiv 38, 270.

Latt = Milch (B.). Das Rotwelsch kennt zwar diese Form nicht, wohl aber Latsche = Milch (s. schon W.-B. des Konst. Hans 1791 [254] u. dann öfter bis zur Neuzeit [s. noch Groß 413]), worin das ital. latte ebenfalls noch leicht zu erkennen ist.

schins = fünf (L., B.); doppelschins = zehn (L.). Während das analoge alte rotw. finx = fünf (im Niederd. Lib. Vagat. [78]) wegen des weichen f im Anfang einen „französischen Anklang" hat (Kluge in d. Z. f. d. Wortforschg. II, 50), dürfte die obige Form der ital. Aussprache (cinque, gespr. tschinque) nachgebildet sein.

Anhang (zu den Wörtern aus dem Lateinischen und Italienischen).

nowes = (i. Text auch nouwes) = nichts (L.). Auch das Pfullend. Jaun. W.-B. 1820 (342) kennt nowes = nichts (neben nobus [344/45]); v. Grolman 51 u. T.-G. 112/13 u. Karmayer G.-D. 212 haben nowes (bezw. verdr. wowes) = nein, nichts. Im älteren Rotwelsch herrscht dagegen neben nopel (s. Kluge, Rw., 136, 138, 140, 142, 151 u. a. m.) die Form nobis (= nichts) vor (s. schon Ulenhart 1617 [131, 132]; ferner W. Scherffer 1652 [157, 159], Grimmelshausen 1668 [164] u. a. m.; vgl. auch noch die Krämerspr. [Kluge, Rw. 446, 484; 456: nobes]). Die Etymologie ist nicht ganz sicher. Nach Wagner bei Herrig 225 hängt das Wort „ohne Zweifel . . . mit dem alten Nobis zusammen, welches wieder von der ital. Nebenform nabisso (= in abisso; französ. abîme, griech.-lat. abyssus = Abgrund, Hölle) herzuleiten ist." Dazu das bekannte

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nobiskrug = Hölle, eigtl. „Höllenschenke“ (s. dazu Kluge, W.-B. 332/33, Weigand II, 308 u. bes. D. W.-B. VII, 862 ff.). Unbeschadet dieser Etymologie besteht aber vielleicht (nach gefl. Mitteilung von Dr. A. Landau) auch noch ein gewisser Zusammenhang zwischen nobis = nicht und dem oben (S. 158) betrachteten lohne. Da nämlich lô lâmi (woraus lolone, lone entstanden) der Anfang des 115. Psalmes ist, der in den Vulgata (Ps. 113) „Non nobis, Domine . . ., sed nomini tuo da gloriam“ lautet, so könnte dies analog zur Anwendung von non nobis und durch Verkürzung oder Verschleierung des Sinnes von nobis allein in der Bedeutg. „nein“ geführt haben, zumal, gleichwie in lone lautlich lô = nein steckt, auch in nobis das no als Negation empfunden werden konnte. Ob aber dieser Parallelismus mehr als Zufall ist, muß dahin gestellt bleiben[1]).

Kapitel 5. Wörter aus dem Französischen.

Deez = Kopf (V.). Das französische tête ist in diesem, auch in unserem Volke in versch. Formen (Täz, Däz, Döz, Deez) ziemlich weit verbreiteten Worte (s. Genthe 12; Hertel 243; Albrecht 100; H. Meyer 25) wohl nicht allzu schwer zu erkennen (s. Söhns 26; vgl. H. Meyer, a. a. O. [mit einem Fragezeichen], während Albrecht, a. a. O. das Zeitw. „denken“ heranzieht). Im Rotw. findet sich Teet = Haupt schon 1724 im Duisburg. Vokab. (184), die neueren Sammlungen der Gauner- und Kundenspr. haben Tetz od. Detz (Groß 434 u. 399), Deetz (Kundenspr. [425] u. Wulffen 330), Täz od. Teez (Rabben 27, 28; Ostwald 36 [die zweite Form als kundensprachl. bez.]).

dorme = schlafen (V.). In letzter Linie geht das Wort wohl aufs lat. domire zurück, aber ins Rotwelsch, wo es schon Anfang des 17. Jahrh. in der Form dormen auftritt, dürfte es zunächst durch Vermittlung des Französischen gekommen sein (s. Pott II, 17; vgl. Günther 28) und ist deshalb hier anzuführen[2]). Erster Beleg für dormen: bei D. Schwenter um 1620 (133, 139 ff.), seitdem öfter, auch noch bei Neueren, z. B. Groß 399; Nebenformen: turmen, dial. turma (s. z. B. Schintermichel 1807 [288] u. Karmayer 168), dürmen (A.-L. 534 u. Groß 399) od. durmen (Pollak 210; vgl. Pfälz. u. Schwäb. Handlerspr. [437, 480]); seltener das Subst. Dorm od. Turm = Schlaf (s. z. B. v. Grolman 17, T.-G. 119 u. Karmayer 168).

Laschah = Geld (V.). Das in der schwäb. Händlerspr. bekannte gleichbed. Laschon verrät noch etwas deutlicher die Herkunft des Ausdrucks vom franz

---

[1]) Eine weitere Parallele zeigt sich in der Bedeutungsentwicklung der Wörter in den modernen Geheimsprachen. Wie nämlich lohne (bei den Bochumer Musikanten) zu dem Begriffe „schlecht“ geworden, so auch nobis bei den Lothringer Händlern (s. Kapff 217); umgekehrt dagegen: nobis = gut bei den Pfälzer Händlern (435), was wohl als sog. Enantiosemie zu betrachten ist.

[2]) Ob und wieweit gleichzeitig etwa auch ein Einfluß der (von A.-L. 534 in erster Linie herangezogenen) deutsch. mundartl. Ausdrücke Turmel, Dürmel u. ä. = „Schwindel, Taumel, Schläfrigkeit“, turmeln, törmeln, durmeln, dürmeln, dormeln u. ä. = „taumeln, schwindeln (schlummern, duseln)“ (s. D. W.-B. II, 1733 ff.; vgl. Crecelius I, 313; v. Pfister zu Vilmar 59; Kehrein 114; Schmeller I, 621/22 u. a. m.) stattgefunden hat, mag hier dahin gestellt bleiben. Sie sind übrigens wahrscheinlich gleichfalls mit dormire stammverwandt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„l'argent". Vgl. dazu etwa Schmeller I, 1520 (jedoch ist das hier angeführte Laschi, Lasche = Geld wohl richtiger vom ital. l'agio herzuleiten; vgl. D. W.-B. VI, 211).

Mahsche = Essen (B.). Auch hier zeigt die schwäb. Händlerspr. (480) in dem gleichbed. Mansche deutlicher die Entlehung aus dem Französischen (manger) an; vgl. ebds. das Zeitw. munschen = essen.

Monneh = Geld (B.). Schon in Niederl. Lib. Vagat. 1547 (93) findet sich Monye = Geld, in der Kundenspr. (415) Minné od. (neuerdings) Monnee (s. Schütze 80; Ostwald 105). Über die (unmittelbar an das lat. Stammwort angelehnte) Form Moneten s. Genaueres im Archiv 33, 273.

Schapoh = Hut (B.). Aus franz. chapeau. Übereinstimmend mit obiger Schreibart: v. Grolman 59 u. T.-G 103 (bei Karmayer: Schape = Huhn, jedenfalls verdruckt); in der Winterfeld. Hausiererspr. (441): Schappo. — Nur indirekt können zu rotwelsch. Vokabeln noch in Beziehung gesetzt werden:

Kutoh = Messer (B.), vom franz. conteau, und

Schwall = Pferd (L.), vom französ. cheval, denn die hier angeführten Formen sind den Gauern unbekannt. Dagegen klingt an coutean doch an das (wie eine Abkürzung davon erscheinende) alte Cout = Messer im Niederl. Lib. Vagat. 1547 (92) u. im Duisburg. Vokab. 1724 (184), während das gleichbed. noch ältere Colt (im Niederd. Lib. Vagat. [76]) mehr an das ital. coltello erinnert. Über die spätere Form Kaut (oder Kautz) s. A.-L. 554 u. Günther 40. — Statt Schwall kennt das ältere Rotw. (schon seit d. 14. Jahrh.) die mehr an das Lateinische anknüpfenden Formen Cawal(l) (Kawal[l]) und Caball; s. ausführl. Belege im Archiv 42, 36, Anm. 1.

Abschnitt B.

Wörter deutschen Stammes.

Kapitel 1. Wörter, die schon dem älteren Rotwelsch (vor d. 19. Jahrh.) bekannt gewesen.

Blech = Geld (L.). Im Rotwelsch ist Blech (Bläch, Blech, Plech) zunächst nur Bezeichnung einer bestimmten (wahrscheinl. aus Blech hergestellten) kleineren Münze, deren Name recht verschieden lautet (s. Kluge, Rw. 20, 53, 75, 141, 354; vgl. Archiv 33, 290, Anm. 2, lit. a), wurde dann aber zu dem Begriffe „Geld" überhaupt erweitert (nach Kluge, Stud. 59 u. Unser Deutsch 105 schon Mitte des 16. Jahrh., dann seit v. Grolman 9 u. T.-G. 96 öfter bis zur Neuzeit; vgl. die Belege im Archiv 33, 290, Anm. 2; lit. b.). Dazu dann das bekannte Zeitw. blechen = bezahlen, das durch die Studentenspr. allgemein volkstümlich geworden; s. Kluge, W.-B. 58, Weigand I, 249 u. Näh. noch im Archiv 33, 236 u. Anm. 3 u. 237, Anm. 1. Über die Zus. **Blechraimbich** = Geldbeutel (L.) s. unter „Raimbich".

Boß in der Zus. **Penneboß** = Wirt (B.). Während Penne wohl hebr. Ursprungs (s. oben S. 168), ist Boß, besser Baas, nach der richtigen Ansicht ein deutsches, und zwar niederd. (bezw. niederländ.) Wort mit der Bedeutg. „Meister, Herr", wie sich denn auch der erste rotw. Beleg im Niederd. Lib. Vagat. (77: Baeß = ein Mann) findet; s. Wagner bei Herrig 236. Später ist die Form Baas (= Meister, Wirt) in d. Gaunerspr. (für sich allein) noch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seltener anzutreffen (s. A.-L. 521; Groß 394; Ostwald 16) als die (für sich allein ebenfalls nicht gerade häufig vorkommenden) mit o (oo) gebildeten Formen Bost (Krünitz' Enzykl. 1820 [394]; Lindenberg 183), Bos (Kundenspr. [421]), Poost (Schütze 82) und Boos oder Boost (Rabben 27; Ostwald [Ku.] 17). Dagegen ist Ba(a)s in der Bedeutg. „Brotherr, Meister, Chef, Aufseher (über Arbeitsleute)" nicht nur in den niederdeutschen Mundarten (s. dazu die Angaben bei Wagner b. Herrig 236; vgl. Woeste 21; s. auch Weigand I, 162), sondern wohl auch noch darüber hinaus hier u. da gebräuchlich (s. z. B. Vilmar 26, 27; Kehrein 57). Allgemeiner bekannt ist es jedoch namentlich durch die aus der deutschen Seemannssprache stammende Zusammensetzung Heuerbas = „Stellenvermittler für Matrosen" geworden (s. dazu bes. Kluge, Seemannssprache [Halle 1911], 51 u. Unser Deutsch, 113). Über den Ursprung u. die Grundbedeutg. des Wortes s. u. a. bes. Kluge W.-B. 31, der einen Zusammenhang mit Base = Tante väterlichseits für „zweifellos" hält, so daß Bas ursprüngl. Kosewort für „Vater" od. „Oheim" gewesen wäre (vgl. Weigand, a. a. O.). — Penneboß tritt zuerst 1828 in der Form Bennebos = Gaunerwirt (Kluge, Rw. 362) auf; bei A.-L. 581: Pennebas od. -pas (= Wirt), neuerdings (bes. in d. Kundenspr.): Penneboos (-poos, -poost); s. die Belege bei Schütze 82.

Dill (L.), Dillm (B.) = Mädchen; dazu die Zus. Dille-Moß = Großmutter u. Dille-Wilangs = Großvater (B.); s. betr. Moß noch weiter unten, betr. Wilangs: Teil II u. III). Das Wort ist im Rotwelsch schon im 16. Jahrh. in der Form Diel (= „Magd" im Ndd. Lib. Vagat. [77]) bekannt gewesen, kommt dann später für „Mädchen", „Tochter" u. dergl. in den Formen Dille (s. schon Niederl. Lib. Vagat. 1547 [92] u. dann öfter bis zur Neuzeit [s. Groß 400]), Dilla (Hildb. W.-B. 1753 ff [227]), Dil(l)che(n) (Christensen 1814 [328/29] u. a. m.), Dill (v. Grolman 16, T.-G. 132; Karmayer 29) vor und wird neuerdings — in der Form Tille — vorwiegend für „Dirne" im üblen Sinne (= Prostituierte) gebraucht (s. Rabben 130 u. Ostwald [Ku.] 154 in Übereinstimmg. mit Kundenspr. [423; anders dagegen 433]). Wie schon Wagner bei Herrig 227 hervorgehoben, ist der Ausdruck auch außerhalb der Gaunersprache bekannt gewesen, so bes. früher in Holland, namentl. für geschwätzige Mädchen. Die Herleitung des Wortes von d. mundartl. Dille, Tille od. Dülle, Tülle = „Röhre, Rinne" u. dgl. m. (s. Kluge W.-B. 467; Weigand II, 1085) — wofür A.-L. 168, 534 u. (wenngleich mit ?) auch noch Klenz 35 — erscheint doch wohl zu gewagt (s. Wagner, a. a. O.).

fünkeln = kochen (B.). Das natürlich zu dem Stammwort „Funke" gehörige Zeitw. (s. A.-L. 542; Stumme 24 obd. mit. Schmeller I 732/33 u. D. W.-B. IV, 1, 605 Nr. 1 u. 2, lit. c.) tritt im Rotw. schon früh in wes. gleicher Form und Bedeutung auf; s. schon Lib. Vagat. [53: fünckeln = sieden oder braten] u. dann öfter; vgl. Fünkel = Küche bei Mejer 1807 [285]); dazu zahlreiche Nebenformen, wie fun(c)keln (Niederd. Lib. Vagat. [76] u. a. m.), fonckelen (s. z. B. Niederl. Lib. Vag. 1547 [96]), finkeln (W.-B. von St. Georgen 1750 [217] u. a. m.), funken (v. Grolman 22 u. T.-G. 106 u. a. m.), fingeln u. füngeln (Karmayer 46, 52 u. a. m.); über die Krämerspr. s. z. B. Kluge, Rw. 442 (fünkern) u. Kapff 217 (funke). Vgl. noch Archiv 42, 48 unter „Funker".

Griffel = Finger (B.). Nicht sowohl (metaphorisch) = gemeinsprachl.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Griffel als „ritzendem Schreibwerkzeug" (s. zur Etymol.: Kluge, W.-B. 181; Weigand I, 768), als vielmehr Verkleinerungsform von rotw. Griff = Hand, Finger, das etwa seit dem 19. Jahrh. als seltenere Nebenform des gleichbed. älteren Grif(f[e])ling (s. schon Lib. Vagat. [53] u. a. m.) oder Greifling (s. Schwenter um 1620 [137, 139] u. a. m.) aufgetreten (s. schon Krünitz' Enzykl. 1820 [389] u. a. m.; vgl. Archiv 42, 50). Das Stammwort ist natürlich „greifen" (s. Pott II, 7; A.-L. 546); vgl. die „Griffe", d. h. die Klauen, der Raubvögel (Kluge, W.-B. 180 u. Unser Deutsch 137; Weigand I, 768).

Hauz = Mann (L.); Zus.: Burghauz = Bürgermeister (L.). Im Rotw. ist Hutz (s. schon G. Edlibach um 1490 [19]), Houtz (s. schon Lib. Vagat. [54]), Hautz (so zuerst Agricolas Sprichw. 1519 [90] u. seitdem öfter, s. auch noch Groß 406 u. Frickhöf. Sprache [442]) u. ähnl. zunächst nur = Bauer (s. d. ausf. Belege dafür im Archiv 42, 3, 4), dann erst später auch = Mann (vgl. die analog. Entwicklg. bei Kaffer), jedoch selten allein (s. z. B. aber Duisb. Vokab. 1724 [184: Huts]), meist nur in bestimmten Zusammensetzgn.; beliebter erscheint es in diesem Sinne in den Krämerspr. (s. Kluge, Rw. 437 [Hautse = Leute], 443/44, 490; Kapff 216 [Hauz = Mann]). Schon von A. L. III, 103, Anm. 1 u. IV 277 ist das Wort, das auch unserer älteren Gemeinsprache bekannt gewesen und den „Beisinn des Tropfes, Tölpels" an sich trägt (D. W.-B. IV, 3, 718), wohl richtig gestellt zu mundartl. Hutzel, Hotzel (mhd. hützel, hutzel) = „gedörrte Birne", dann dergl. „Kernobst überhaupt", figürl. „runzeliges altes Weib", „eingeschrumpfte Person", „gutmütiger (aber schwacher) Mensch" (s. bes. Schmeller I 1195/96; vgl. Kehrein 203), das seinerseits vielleicht „zu Haut" (mhd. hût) gehört (s. auch Kluge, W.-B 217). Weitere Lit.-Angaben noch im Archiv 42, 3.

Kittche = Gefängnis (B.). Auch dieses in manchen Mundarten noch heute allgemein gebräuchliche Wort (s. z. B. Hertel 134; Albrecht 146; H. Meyer 62), das auch die Soldatenspr. kennt (s. Horn 121), stammt aus dem Rotwelsch der Gauner her, wo es jedoch zunächst in der unverkleinerten Form Kütte (s. A. Hempel 1687 [167]) oder Kitte (Waldheim. Lex. 1726 [187]), u. zwar für „Haus", vorkommt; für „Gefängnis" hat Kitte zuerst das W.-B. von St. Georgen 1750 (216), ebds. (219): Kitte oder Kittgen = „Zuchthaus" (letzteres auch im Hildb. W.-B. 1753 ff. [229]); in der moderneren Schreibung Kittchen ist es dann im 19. Jahrh. (für „Gefängnis" oder „Zuchthaus") häufiger anzutreffen, auch in der Kundenspr. und in den Krämerjargons (s. die Belege bei Schütze 74). Die Form Kittche (wie B.) kennen auch die Pfälzer und die Lothringer Händlerspr. (438; Kapff 216). Der Ursprung des Wortes ist kaum (mit A.-L. 558) im Hebräischen zu suchen, vielmehr kann man es wohl mit Kaute, ndd. Kute (mhd. kûte) = Loch, Grube (bes. Lehmgrube), Höhle (s. Weigand I, 1074 u. 1181; D. W.-B. V, 364 unter „Kaute") zusammenstellen oder auch mit dem mndd. (hier u. da auch noch heute bekannten) kitzen = „kleines, angebautes Gemach" u. dergl. (s. Mittelniedd. W.-B. II, 467; Lyons Z. f. d. deutsch. Unterricht VII, 570) in Verbindung bringen. S. bes. O. Weise in d. Z. d. Allg. D. Spr.-V. XII (1901), Nr. 11, 328; vgl. Günther 31; Kleemann 277; auch Hertel 131 (unter „Kaute" Nr. 3). Albrecht 157 zieht dagegen ein Zeitw. kutten = „Arrest haben" (von Schülern) heran.

Kläis = Milch (L.). Die Bezeichnung, die wohl zu unserem „gleißen", d. h. etwa „glänzen" „leuchten" gehört (s. Wagner bei Herrig 229; Stumme

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

23), kommt in gleicher Bedeutung schon im Lib. Vagat. (54) in der Form Glyß vor. Ähnliche Formen sind dann Gliß, Glis, Gleiß, Gleis (s. u. a. Kluge, Rw. 76, 140, 228, 342; v. Grolman 25 u. T.-G. 111; vgl. auch Krämerspr. [Kluge, Rw. 484 u. Kapff 216]); mit K geschrieben zuerst in Krünitz' Enzykl. 1820 (350), später (seit v. Grolman 14, 36 u. T.-G. 111) auch Klais (Klays) oder Chlais (Chlayes) u. a. m. Nebenbedeutg.: Silber, Silbergeld; s. Näh. Archiv 33, 256, Anm. 2[1]).

kneisen = verstehen (B.), = sprechen (L.). In der Bedeutung „verstehen, kennen, wissen, wahrnehmen, sehen" ist kneisten, kneissen, kneisen oder kneißen auch dem Rotw., und zwar seit dem 17. Jahrh., bekannt; s. schon bei W. Scherffer 1652 (157/58) das längere verkneisten = verstehen, ferner im Waldh. Lex. 1726 (189): kneisten = sehen (das sich bis zur Neuzeit erhalten hat; s. noch Wulffen 400 u. Ostwald 83; vgl. auch Kundenspr. [431]). Kneissen haben zuerst das Hildb. W.-B. 1753 ff. (229) u. die Rotw. Gramm. v. 1755 (13), dann tritt es öfter im 19. u. 20. Jahrh. auf neben kneisen (s. z. B. Krünitz' Enzykl. 1820 [350] u. v. Grolman 37 u. T.-G. 133) oder kneißen (seit A.-L. 559 bei Neueren; vgl. auch Schwäb. Händlerspr. [479, 487, 488]). Zur Etymologie s. A.-L. 559 obd. mit Schmeller I, 980 u. 1759, wonach das Wort identisch sein dürfte mit g'neißen = „(etwas) in die Nase bekommen, wittern, merken, wahrnehmen, ahnen". Die Bedeutg. „sprechen" (B.) ergibt sich wohl aus „verstehen" im Sinne von „eine Sprache verstehen" (d. h. sie „sprechen" können).

kuffe = schneiden (L.). Im Rotw. hat kuffen (auch goffen, guff[f]en u. ä) — wie schon oben S. 148 bemerkt — nur die allgemeinere Bedeutung von „schlagen (stoßen), prügeln" und ist wohl (gegen A.-L. 564 unter „Kuphe") mit Schmeller I, 875 abzuleiten vom deutsch. mundartl. Goffe (ahd. goffa, mhd. goffe, guffe) = „Hinterbacke" (in Thüringen nach Hertel 150: Kuffe), so daß das Zeitw. goffen (thür.: kuffen = stoßen) eigtl. soviel ist wie „auf die Hinterbacke schlagen". Ausführl. Belege im Archiv 47, 137, Anm. 3. Die Form kuffen haben z. B. schon das Hildb. W.-B. 1753 ff. (229) u. die Rotw. Gramm v. 1755 (4 u. D.-R. 44); seit Pfister 1812 (301) tritt sie dann im 19. Jahrh. öfter auf.

Moß = Frau (L., B.), sehr beliebt offenbar in Zus., so: Dillemoß = Großmutter (B.; vgl. oben S. 176); Flattermoß = Totenfrau (L., zu flattern = sterben, s. Teil II); Kabbesmoß = Bauernfrau (B., im Text; vgl. oben S. 165); Sossetsmoß = Zuckerfrau (L., s. unten Kap. 3, lit. c); Schrazemoß = Hebamme (L., vgl. oben S. 168); Trübmoß = Großmutter (B., vielleicht nach den „trüben" Augen alter Leute [?]). — Wie schon Wagner bei Herrig 237 bemerkt hat, ist dieses im Rotw. in sehr zahlreichen Variationen (wie Musch, Musche, Muschel, Musse, Muß, Mosch, Mosse, Moß usw.) auftretende Wort — besonders in der engeren Bedeutung „Dirne" (= Hure) — auch in den deutschen Mundarten weit verbreitet (s. im allg. D. W.-B. VI, 2731

---

[1]) Kneecks = Groschen (B.). Ob dieses Wort in Beziehung gesetzt werden darf zu Knetsch = Geld in der schwäb. Händlerspr. (481) und dieses wieder zu dem rotw. Neetsch (Netsch, Nedsch, Netscher, Nedscher) = Kreuzer (wahrscheinl. = n'Etscher", d. h. Etschkreuzer [s. A.-L. 578; Archiv 33, 300, 301 u. Anm. 3]), lasse ich dahingestellt bleiben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

u. Weigand II, 238/9 unter „Musche"; dazu von einzelnen Idiotika etwa noch: Crecelius II, 611; Kehrein 286; Schmeller I, 1681; v. Schmid, Schwäb. W.-B. [2. Aufl. 1844] 396). Es gehört nach richtiger Ansicht zu spätmhd. mucze, mutz(e) = „weibliches Geburtsglied, das dann früh als pars pro toto gebraucht worden ist; s. u. a. bes. Weigand u. Crecelius, a. a. O. Die Form Moß ist auch im Rotw. die älteste, jedoch tritt sie zunächst (im Niederd. Lib. Vagat. 1510 [76, 77]) nur in bestimmten Zusammensetzungen (vgl. dazu A.-L. 67, 69) auf, erst seit Anf. des 19. Jahrh. (Reichsanzeiger 1810 [290]) auch für sich allein für „Weib, Frau" usw., wogegen die längere Nebenform Mosse schon im 16. Jahrh. bezeugt ist (s. Kluge, Rw. 92; vgl. 184 [1724]). Beide haben sich übrigens auch in den Krämerspr. erhalten (s. Kluge, Rw. 438, 480, 490 [Moss, Moß] u. 469, 474 [Mosse]). Von den zahlreichen übrigen Formen bleibt bes. Musch seit Anf. des 18. Jahrh. (s. Kluge, Rw. 176, 196) vorherrschend.

Plämpel = Glas Bier (L.); Plembe = Bier (B.) Das rotw. Plempel (Plempe), Blembel, Blemp(e)l u. ä. = Bier begegnet uns schon im 17. Jahrh. (s. A. Hempel 1687 [167: Plempel]), ist dann häufig (bis in die Neuzeit) wiederholt worden (s. die Belege im Archiv 46, 25, Anm. 1) und hat sich (mit manchen Variationen) auch noch in den Krämersprachen erhalten (s. Kluge, Rotw. 441, 442, 480, 490; vgl. 436: Plempel u. ä. = Getränk [überhaupt]). In einem teils engeren, teils jedoch wieder allgemeinen Sinne, nämlich für „schales, schlechtes Getränk jeder Art" ist es auch in unserer Volkssprache, insbes. in den Mundarten, noch erhalten (s. im allgem. Genthe 43; D. W.-B. VII, 1932; Weigand II, 440; im einzelnen noch: Crecelius I, 177; Schmeller I 457; Albrecht 90; vgl. auch Kehrein 309: Plempelwein = „leichter Wein"). Nach Weigand a. a. O. ist der Stamm des Wortes plampen, schweiz. = bammeln, d. h. „herabhangen, hin- und herschwanken" (s. I, 147), und es bedeutet demnach eigtl. „ein hin- und hergeschwapptes und daher schlechtes Getränk".

Raimbich in der Zus. Blechraimbich = Geldbeutel (L.). Es handelt sich hier vermutlich um eine Umgestaltung des für „Säckel, Sack, Beutel" schon früh vorkommenden rotw. Rippart (s. Lib. Vagat. [54] u. a. m.), Reip(p)art (Schwenter 1620 [140] u. a.), Reipert (Hildb. W.-B. 1753 ff. [230] u. a. m.) oder Reiber (A.-L. 591; Groß 428; vgl. Schwäb. Händlerspr. [481: Kisreiber = Geldbeutel) u. ä., das in ähnlichen Formen (wie Reiber[t], Räuber[t], Reiper[t], Rippert u. a. m.) für „Tasche, Sack in d. Kleidung" auch wohl mundartl. vorkommt (s. bes. Kehrein 327; vgl. v. Pfister zu Vilmar 281; auch Pott II, 34, 85). Der Etymologie nach gehört es wohl zu „reiben" (mhd. rîben); s. Stumme 24; vgl. übrigens auch A.-L. 591.

schalln = musizieren, Schallerei = Musik (L.). Im Rotwelsch, bei den Kunden u. in d. Krämerspr. hat schallen (schallern, schaltern), abzuleiten vom deutsch „schallen", d. h. „tönen" (zu „Schall", verwandt mit „schellen"), hauptsächlich die Bedeutung „singen" (s. schon W.-B. des Konstanz. Hans 1791 [254: schaale] u. dann häufig), seltener auch die von „läuten" (s. Thiele 304; Fröhlich 1851 [410]; A.-L. 596; vgl. Schall = Kirche [Kluge, Rw. 241]). Dazu Schaller = Lehrer (s. darüber noch unten Kap. 3, lit. d, α unter „Schalter"), Schallerei = Lied, Gesang (Karmayer 138) u. dgl. m.. Ausführliche Belege bei Schütze 87 vbd. mit Archiv 42, 69, 70.

schlummen = schlafen (L.). Das in Norddeutschland noch heute allgem. gebräuchliche Zeitw. schlummern (spätmhd. slummern und slumen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ndl. sluimeren, engl. to slumber, zum Hauptw. Schlummer, md. im 14. Jhdt. slummer; s. Kluge, W.-B. 403; Weigand II, 738) ist der oberdeutschen Volkssprache ursprüngl. ganz unbekannt gewesen, sodaß es als Gaunervokabel gebraucht werden konnte. Auch im Rotw. tritt zuerst das Hauptw. Schlummer = Schlaf auf (im Hildb. W.-B. 1753 ff. [231] u. in der Rotw. Gramm. v. 1755 [21 u. D.-R. 44; vgl. hier (21) auch: schlumpen = schlafen]); sodann bei v. Grolman 61 u. T.-G. 119 auch die Nebenform Schlommer; ebenso Karmayer G.-D. 217 (der jedoch [144] Schlummer durch „Traum" wiedergegeben). Dazu die jetzt bes. in der Kundenspr. noch beliebte Zus. Schlummerpech = Schlafgeld (s. d. Belege bei Schütze 89 u. im Archiv 33, 279, Anm. 1). Erst seit dem 19. Jahrh. findet sich schlommern = schlafen (v. Grolman T.-G. 119; Karmayer G.-D. 217) oder schlummern = träumen (so: Karmayer 144) oder schlafen (so: Kundenspr. [432] u. Schwäb. Händlerspr. [485]). Stammverwandt damit ist jedenfalls auch das gleichbed. alte slöm im Niederd. Lib. Vagat. (78) sowie schlun (s. schon Lib. Vagat. [55: schlun = schaffen (wohl verdruckt)]) od. schlunen, schlaunen, schlonen (s. Kluge, Rw. 140, 256, 322 u. a. m.). Siehe dazu schon Pott II, 17; ferner Kluge, Unser Deutsch 80 vbd. m. W.-B. 403 u. Weigand II, 738 (unter „schlummern").

schmeeken = rauchen (B.) Hier liegt wohl nur eine mundartliche Färbung von schmöken (schmauchen), ndd. smöken, mndd. smoken = „rauchen, räuchern" (vgl. ndl. smoken, engl. to smoke) vor. Vgl. dazu Kluge, W.-B. 405 u. 406/7 (unter „Schmauch" u. „Schmöker") u. Weigand II, 745 (unter „schmauchen"). Auch die Gaunerspr. kennt für „(Tabak) rauchen" (neben schmaucheln, schmaukeln [s. z. B. Pollak 229]) die Formen schmoken (so z. B. Krünitz' Enzykl. 1820 [352]) u. schmogen (so Schlemmer 1840 [370]). Noch älter ist die Zus. Schmockpfinke = Tabakspfeife (s. schon Strelitz. Glossar 1747 [214]), die in ähnl. Form auch bei anderen wiederkehrt. S. dazu Archiv 43, S. 68, Anm. 1.

Schmunk = Butter (L.). Schmun(c)k (Schmink, Schmün[c]k u. ä.) = Schmalz, Butter, Fett u. dgl. ist eine seit dem Lib. Vagat. (55) häufig wiederholte rotw. Vokabel, die auch in den Krämerspr. noch fortlebt (s. Kluge, Rw. 436, 441, 486, 489, 490; Kapff 216). Ausführl. Belege im Archiv 47, 211, Anm. 1. Ihr Ursprung ist kaum im Hebräischen zu suchen (vgl. Meisinger 126, Nr. 68), sondern in unserer Muttersprache. S. Näh. bes. im D. W.-B. IX, Sp. 1132 (mit Hinweis auf schles. u. oberlaus. Schmunken = „Bissen"); vgl. auch schon A.-L. 601 vbd. mit Schmeller II, 544 unter „schmucken", Nr. 1, ferner noch Horn 92, Anm. 1.

Schnall = Suppe (L.). Im Rotw. kommt das Wort in gleicher Bedeutg. m. Wiss. zuerst im Basl. Glossar 1733 vor (202: Schnallen), dann bei Pfister 1814 (329) in der Form Schnelle u. seitdem in beiden Formen öfter (s. Kluge, Rw. 334, 345, 411; v. Grolman 62, T.-G. 136; Karmayer G.-D. 217; Pollak 230; Ostwald [Ku.] 135, vgl. 90 [Kundenschnalle]; Pfälz. Händlerspr. [438: Schnall u. Schneltse] u. — ganz übereinstimmend mit L. — Schwäb. Händlerspr. [487: Schnall; Zus.: Wasserschnall = Brotsuppe]). Die Ableitung ist von schnallen = „geräuschvoll schlürfen" (vgl. das stammverwandte „schnalzen"); s. Hoffmann-Krayer 247, Anm. 156 vbd. mit Schmeller II, 574; vgl. auch D. W.-B. IX, 1163 unter „Schnalle", Nr. 7, b vbd. mit 1164 unter „schnallen", Nr. 2.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Senft = Bett (L.). Der Ausdruck, der wie unsere Sänfte (vgl. Kluge, W.-B. 385; Weigand II, 648) zu „sanft" (mhd. als Adj. auch senfte) gehört (s. Pott II, 11; A.-L. 594; Stumme 25; Günther 59), ist auch im Rotwelsch (in dieser u. ähnl. Form) sehr beliebt gewesen. Die Hauptformen (vgl. Schütze 86/87) sind in chronolog. Folge: Sensterich (s. schon Basl. Betrügn. um 1450 [15], Lib. Vagat [55] u. a. m., später auch: Sensstrich), Senftling oder -linge (plur.) (s. schon A. Hempel 1687 [167] u. a. m., auch noch Schwäb. Händlerspr. [479], daneben Sänftling, so noch in d. Kundenspr. [vgl. Schütze 86, 87]), Senf(f)te (Hildb. W.-B. 1753 ff. [231] u. öfter im 19. Jahrh. seit Pfister 1812 [306]), Senf (Reichsanzeiger 1804 [278]), Senft — also wie L. — (Schintermicherl 1807 [290]; Handthierkal 1820 [359]; v. Grolman 66 u. T.-G. 84; Karmayer 153), Sanft (Pfullend. J.-W.-B. 1820 [338]), Sänft (A.-L. 594; Groß 425); dazu aus den Krämerspr. u. dergl. noch: Sänfte u. die Dim. Sempfle od. Siampfle u. Sänftel (Kluge, Rw. 436, 479, 492).

spennen = sehen (L.); vgl. Spenner = Augen (L.), worüber Näh. noch unten. Auch im Rotwelsch tritt das Wort zuerst mit e gebildet auf (s. A. Hempel 1687 [169: der spendts = „der siehets"]), aber schon das (sonst mit Hempel meist übereinstimmende) Waldheim. Lex. 1726 (189) hat spannen, das dann (für „sehen, scharf beobachten", nur zuweilen auch für „hören" [s. Krünitz' Enzykl. 1820 [353]) bis zur Neuzeit vorherrschend bleibt u. sich auch in den Krämersprachen erhalten hat. S. die ausführl. Belege bei Schütze 92 vbd. mit Archiv 42, 75. Es gehört etymol. zu „spannen" im Sinne von „angestrengt auf etwas merken" („etwas mit gespannten Blicken betrachten"); s. A.-L. 609 vbd. mit Weigand II, 900 u. Paul 506. — Nur als eine fremdartig klingende Weiterbildung davon ist wohl auch spanisen = auskundschaften (B.) zu betrachten.

Tripps = Kirmes (L.). Im Rotw. weichen die Formen (u. Bedeutgn.) dieser (zieml. seltenen) Vokabel nicht unwesentlich von einander ab. So hat Schöll 1793 (271) Ripse = Kirchweih (wohl erster Beleg), jedoch schon Pfister 1812 (294 u. 301) Tripse, und zwar mit der Nebenbedeutg. „monatliche Reinigung" (d. h. Menstruation der Frauen)[1]); bei v. Grolman 56 u. T.-G. 108 finden sich dann Rispe und Trispe für „Kirchweih", während 72 u. T.-G. 116 Tripse nur durch „monatl. Reinigung" wiedergegeben ist; übereinstimmend damit Karmayer G.-D. 211 u. 214; bei Groß 424 endlich nur Ripse = Kirchweih. Die Etymologie des Wortes ist nicht ganz klar. Vielleicht könnte man es zu mundartl. trippsen = tröpfeln (s. Kehrein 410; vgl. niedd. trippen tropfen [Weigand II, 1073]) stellen, und zwar mit Bez. auf den Ausschank vieler Getränke auf solchen Festlichkeiten, oder zu mundartl. tripschen = „geschäftig auf- und niederlaufen" (s. Kehrein 410; Erg.-Heft 2 zu Vilmar-v. Pfister 40), das wie trippeln wohl zu trappe(l)n gehört (vgl. Weigand II, 1073 u. 1062/63), dann bes. mit Bez. auf das Tanzvergnügen an den Kirchweihtagen (vgl. Tappch u. Trät in Teil II).

Trittches = Schuhe (L.). Hier liegt wohl die (regelmäßige hess.) Verkleinerungsform (-che) von Tritt (zu „treten") mit dem nordd. Plural -s (wie in „Jungens", „Mädchens") vor. Ganz ähnlich Trittchens = Schuhe, Stiefel im Hallisch. Lattcherschmus (493), während Trittche in der Frickhöf. Spr. (442)

[1]) Vielleicht ironisch gemeinte Metapher.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

u. in der Lothr. Händlerspr. (Kapff 217) wohl als Singular (Trittcher bei d. Wintersf. Hauf. [441] aber eher wieder als Plural) erscheinen. Auch im Rotw., wo die älteste Form Trittling lautet (s. schon Lib. Vagat. [53] u. dann häufig; vgl. A.-L. 617; Günther 61), finden sich später (seit dem 18. Jahrh.) die Nebenformen Trit(t)schen (s. Kluge, Rw. 232, 278; A.-L. 612; bei v. Grolman 72 u. T.-G. 120: Trischen) oder Trittchen (s. A.-L. 617 u. Neuere, bes. auch Kundenspr. [420, 429, 433]). Nur bei Pollak 234 u. Ostwald, Nachw. 9: Tritt = Schuh, Stiefel. Ausführl. Belege über sämtl. Formen s. bei Schütze 96 obd. mit Archiv 46, 18, Anm. 1 u. 2. Über Trittchesmalochner = Schuster s. schon oben S. 166; über d. Syn. Trittchesmacher noch weiter unten.

ungiewig = böse (L.). Hierin steckt offenbar das alte (nur mit weichem Anlaut versehene) rotw. kybich (Niederd. Lib. Vagat. [77]), kübisch (Waldh. Lex. 1726 [188]), später kiewig (W. Scherffer 1652 [157/58]; vgl. Krämerspr. [Kluge, Rw. 477, 480)], ki(e)big (s. Hildb. W.-B. 1753 ff. [229] u. öfter, auch noch in neuerer Zeit [s. Groß 410 u. Schwäb. Händlerspr. [480]) od. kibi (Mejer 1807 [289]), das (sowohl für Personen wie für Sachen) in dem Sinne von „gut, schön, stark (fett), sauber, frisch (keck), übermütig)" vorkommt. Es ist auch in unseren Mundarten in ähnlicher Form und Bedeutg. noch gebräuchlich. S. hierüber sowie zugleich zur Etymol. des Wortes: A.-L. 68 obd. mit Schmeller I, 1216 (unter „kibig"), 1229 (unter „keiff") u. 1057 (unter geheiff"), bes. aber (D. W.-B. V, 441 (unter „keif") u. 657 (unter „kibig" mit weiteren Angaben); vgl. auch Albrecht 123 (unter „giebig") u. Woeste 127 (unter „kiwig").

woahln = sprechen, gewoahlt = gesagt (L.). Im Rotw. findet sich wahlen = reden u. Wahlerey = Rede (schlechthin) zuerst bei A. Hempel 1687 (168), während er das Hauptwort in der Überschrift seines Vokabulars durch „Spitzbubensprache oder Rotwelsch" wiedergegeben hat. Das Zeitw. haben in der gleichen (allgem.) Bedeutg. auch d. Waldh. Lex. 1726 (189) u. Thiele 320, während es in einem engeren Sinne („undeutlich, bes. in unbekannter Sprache sprechen", namentl. auch „die Gaunersprache sprechen") angeführt ist bei A.-L. 620 (s. jedoch hier: gewält = gesprochen [schlechthin]), Groß 437 u. Ostwald 165. Der Ausdruck ist wohl mit A.-L. 620 zu stellen zu „welsch" = „italienisch, romanisch, fremdländisch, unverständlich" (ahd. walahisc, wal[h]isc, mhd. u. a. wa[h]lisch, wel[h]isch, wälhisch, vom ahd. wal[a]h, mhd. walch = „der Fremde, bes. Romane", dessen Sprache den Germanen unverständlich war, vgl. „Kauderwelsch"; s. Näh. noch bei Kluge, W.-B. 489 u. Weigand II, 1238)[1]).

---

[1]) Endlich ist hier noch zu nennen: Witz = Junge, Bursche (B.). Die Etymologie dieses Wortes ist zwar unsicher; es sei jedoch erwähnt, daß das Basler Glossar 1733 (202) Witz für „Wachtknecht, Unterwaibel" kennt, das Hoffmann-Krayer 247, Anm. 169 für „offenbar identisch" mit dem rotwelsch. Wittisch = „Nichtgauner, Philister" (Gegens. zu Kochem [s. oben S. 157]) gehalten hat (vgl. Archiv 38, 261, Anm. 4). Da nun Wittisch (nach Pott II, 8 u. Wagner bei Herrig 237 wohl zu niederd. witt = weiß gehörig) eigentlich den „Dummen, Unbeholfenen" bezeichnet (s. schon G. Edlibach um 1490 [19: Wittich = Tor oder Narr], später wohl auch als Adj. gebraucht, s. z. B. W.-B. von St. Georgen 1750 [215: wittisch = albern]; ebenso auch außerhalb der Gaunersprache, s. z. B. Albrecht 237 [witsch = sonderbar, albern]; vgl. Wagner a. a. O.), so konnte sich wohl Witz (= Witt[i]sch) von dem Begriffe des einfältigen, dummen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kapitel 2.

Wörter, die erst in Sammlungen der Gaunersprache aus neuerer Zeit (seit Anfang des 19. Jahrh.) vorkommen.

berappen = bezahlen (B.). Dieser Ausdruck ist entstanden in der neueren Gaunersprache (s. Kluge, W.-B. 48), etwa seit den vierziger Jahren des vorig. Jahrh. (s. Zimmermann 1847 [374] u. a. m., vgl. Archiv 33, 305), von wo aus er in die anderen Geheimsprachen (s. Kluge, Rw. 422, 424; 479, 492) und durch Vermittlung der Studenten (s. J. Meier 9) in unsere allgemeine Volkssprache übergegangen ist (s. Genthe 1; H. Meyer 16; auch Crecelius I, 119). Es stammt (wie blechen von Blech) her von dem Rappen als Münzbezeichnung, deren Name von einem zuerst in Freiburg i. B. aufgekommenen Geldstücke mit dem Kopfe eines Raben (oberd. Rappe) hergeleitet wird. S. dazu A.-L. 524 vbd. mit D. W.-B. VIII, 116 unter „Rappe", Nr. 4; vgl. auch die W.-Bücher von Kluge (48 u. 363), Paul (412) u. Weigand (I, 205, II, 527).

Brand = Durst (B). Als gaunersprachl. Vokabel ist Brand = Durst angeführt von Rabben 27, als Kundenausdruck von Ostwald 28. Es ist jedoch (wenigstens in dem bes. Sinne „Durst, wenn man abends vorher viel getrunken hat") hier und da auch volkstümlich (s. H. Meyer 21). Anderswo bedeutet Brand = „Rausch" (s. Schmeller I, 360, Nr. 4; Kehrein 91, Nr. 3), wie in der Studentensprache (s. Kluge, Stud. 84); im älteren Rotwelsch bezeichnete es „Bier" (s. z. B. Hildburgh. W.-B. 1753 ff. [229] u. Rotw. Gramm. v. 1755 [31]), wohl als Abkürzung des noch früheren Schürnbrand (s. schon Lit. Vagat. [55] u. a. m.); vgl. Günther 58 u. 46.

Gusche = Mund (B.) Von Rabben 58 u. Ostwald 63 als gaunersprachl. angeführt, jedoch (wie die Nebenform Gosche[n]) gleichfalls, bes. in Süd- und Mitteldeutschland, als niedriges Wort für Mund („Maul") allgemein verbreitet. S. in allg. etwa Paul 223 u. Söhns 26, 27; vgl. ferner Schmeller I, 952, Kehrein 178, Hertel 111, bes. aber Albrecht 124 u. 127 (mit ausführl. Angaben über das Verbreitungsgebiet). Zur (nicht sicheren) Etymologie s. Söhns, a. a. O. vbd. mit Weigand I, 750 (der bis aufs Altindische zurückgeht).

Häckel = Gendarm (L.); Zus.: **Dorfhäckel** = Polizeidiener (L.). Die Gleichstellung des Wortes mit Teckel oder Deckel (s. Schütze 95) scheint mir doch zu gewagt, während eine Beziehung zu häckeln im Sinne von „(mit einem Haken, Häkchen) greifen" (s. Weigand I, 795; Paul 234) schon besser passen würde (vgl. die rotw. Ausdrücke „Greifer" und „Fänger" für Polizeibeamte; s. Archiv 42, 42 u. 50 ff.). Vielleicht liegt hier aber nur eine Begriffsverengerung des gaunerspr. Schimpfworts Heckel, Häckel od. Hegel vor, das sich seit Anf. des 19. Jahrh. für „einfältiger Mensch, Narr (Geck, Lump)" u. dgl. findet (s. Pfister 1814 [323, 327, 329], v. Grolman 27, 28 u. T.-G. 112 u. a. m., auch bei Neueren [vgl. d. Belege im Archiv 42, 6,7] sowie in d. Lothr. Händlerspr. [nach Kapff 216: Hegel = Dummkopf]). Zur Etymologie s. A.-L. 548 vbd. mit Schmeller I, 1069 u. D. W.-B. IV, 2, 771 unter „Hegel", Nr. 2. Danach gehört der Ausdruck (den auch Kehrein 188 für Nassau verzeichnet) zu dem mundartl. (südd.) hegeln (högln) = „(jmd.) zum besten haben, aufziehen, necken".

---

albernen Menschen zu dem des (i. d. R. mit diesen Eigenschaften ausgestatteten) jungen Burschen entwickeln.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jaß = Rock (L.). Zunächst scheint der Ausdruck aus Westfalen zu stammen, da nicht nur das nordwestfäl. Bargunsch (445) Jassen = Rock kennt, sondern auch Woeste 114 Jaff für „bequemes Hauswamms, Joppe“ als allgem. westfälisch anführt. Nun findet sich aber Jaß in wes. gleicher Bedeutung („Rock, Winterrock“) auch in der Wiener Gaunersprache, u. zwar hier neben Józsi, das im Ungar. der Eigenname „Joseph“ ist, wie denn Joseph auch schon in der alten engl. Gaunerspr. (Cant) den Mantel bedeutet hat (s. Baumann, Londinismen [2. Aufl., Berlin 1902] 102). Ob und inwieweit jedoch Jaß mit Józsi zusammenhängt, lasse ich dahingestellt bleiben.

Klompe = Kartoffeln (L.) Diese Bezeichnung, offenbar nur eine Nebenform unseres gemeinsprachl. „Klumpen“ (älter Klumpe od. auch Klompe [nach Weigand I, 1066 im 16. Jahrhh. auch hochd.]), findet sich mit gleicher Begriffsverengerung als gaunersprachl. bei v. Grolman T.-G. 104 u. Karmayer G.-D. 205 (Klompen, daneben: Glomben od. Glumben [s. v. Grolm. 25, 26 und Karm. G.-D. 199]).

Kniff (Dim. Knifferchen) = Bursche (L.). Dieses Wort ist in gleicher Bedeutg. („Bube“), als gaunersprachl. angeführt bei v. Grolman 37, T.-G. 87 und Karmayer G.-D. 205 (dazu Dimin.: Kniffge); es ist auch der Lothr. Händlerspr. bekannt (s. Kapff 216), während die Eifler Hausierer (490) dafür Kneff sagen. Deutscher Ursprung ist zwar nicht sicher festgestellt, wohl aber zu vermuten. Vielleicht liegt eine Buchstabenumstellung von „Fink“ — in ähnlichem Sinne wie in der Studentenspr. (s. Kluge, Stud. 90) — vor (dafür Dr. A. Landau).

picken = essen (L.); vgl. Picke = Essen in der Zus. Mikschloarwerpicke = Mittagessen (L.) (wozu betr. Schloarwer [= Suppe] Näh. noch unten). Auch die Gauner-, Kunden- und Krämersprache kennen das Zeitw. bicken, picken oder pecken = essen (s. schon Christensen 1814 [316, 318] u. a. m., vgl. Kundenspr. [429] u. Pfälz. u. Schwäb. Händlerspr. [437, 480]). Das Subst. Piken = Essen schon bei Pfister 1812 (304), später dafür die Latinisierung Pickus (s. schon Zimmermann 1847 [373, 383] u. a.; vgl. auch Schwäb. Händlerspr. [480: Bickus u. Bickerei]). Ausführl. Belege bei Schütze 83. Das Wort ist zweifellos deutschen Ursprungs (von picken, älter bicken, mhd. bicken u. becken, eigtl. = „mit der Schnabelspitze zufahrend stoßen oder aufnehmen“ [Weigand II, 425]); s. Günther 25; vgl. auch A.-L. 524/25 u. 69 vbd. mit Wagner bei Herrig 227.

plattfüßen = tanzen (L.). Während Plattfuß im ältern Rotw. ausschließlich die Gans oder Ente bezeichnet hat (s. Günther 57), kommt das Wort — in der Schreibung Blattfuß — für „Tanz“ zuerst in v. Grolmans Aktenmäß. Geschichte 1813 (312) vor, ebenso in desselben Vrfs. W.-B. 9 u. T.-G. 126, während 54 dafür auch Plattfuß steht. Davon scheint dann abgeleitet blattfüßen = tanzen (s. schon Pfister 1814 [317]; Pfullend. J.-W.-B. 1820 [345]; v. Grolman 9 u. T.-G. 126) oder plattfüßen (v. Grolman 54; Karmayer 125); in dieser letzteren Form ist es (mit geringfüg. Modifikationen) auch noch den Krämersprachen bekannt (s. Kluge, Rw. 438, 487, 491; Kapff 217). Über das Subst. Plattfüßer = Tanzboden (L.) s. noch weiter unten.

rollen = fahren (L.). Das Zeitw. rollen hat (neben anderen Bedeutungen) auch bei den Gaunern wohl die von „fahren“ (s. z. B. Pollak 227); öfter und schon früher dafür jedoch Nebenformen, wie rallern (s. z. B. v. Grol-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man 55, T.-G. 192 u. Karmayer 130) oder rollern (s. z. B. Thiele 297, Fröhlich 1851 [407] u. A.-L. 592). Vgl. Archiv 42, 66 u. Anm. 1. Über Roller = Wagen (L.) s. noch weiter unten, über Rollkamm = Pferd (B.) s. Teil. III.

schäften = gehen, abschäften = fortgehen (L.). Auch im Rotwelsch findet sich (seit Anf. des 19. Jahrh.) schäften, schef(f)ten (od. scheffen) für „gehen, laufen, reisen (holen, bringen)" u. dergl. m. (s. schon Pfister 1812 [294] u. dann öfter, auch noch bei Neuern, wie Groß 426, der in Übereinstmmg. mit A.-L. 597 auch abschäften = entfliehen anführt; vgl. auch Pfälz. u. Schwäb. Händlerspr. [438: scheffen, auch = gehen; Kapff 215: schäfte(n) = laufen]). Zuweilen ist dieses Zeitw. aber auch noch allgemeiner durch „arbeiten, schaffen, machen, tun" wiedergegeben (s. A.-L. 597; Groß 426; Ostwald [Ku.] 129; vgl. Meisinger 125, Nr. 59) oder endlich mit „sein, bleiben, liegen, sitzen, bes. gefangen oder in Haft sitzen" verdeutscht worden (s. schon Pfister 1812 [294] u. dann häufig bis zur Neuzeit); dazu (im letzteren Sinne) noch verschiedene Nebenformen, wie schemmen, schebben, scherwenen, scheffnen (vgl. Kluge, Rw. 352, 370, 386; Thiele 306; Rabben 116). Während nun das Zeitwort in dem zuletzt genannten Sinne jüdisch. Ursprungs zu sein scheint, und zwar (nach Stumme 14) vom hebr. schebet, infinit. construct. von jâschab = „sitzen, verweilen" (vgl. A.-L. 550, 384), ist es in den beiden anderen Bedeutgn. wohl von einem deutschen Stamme herzuleiten; s. A.-L. 597 u. Meisinger 125, Nr. 59, die unser „schaffen" (ahd. scephen, sceffen und scaphan, scaffan od. scaffôn [vgl. Weigand II, 667]) für die Quelle halten.

schmägeln = lachen (L.). Bei Thiele 308 findet sich schmeicheln für „lächeln", bei A.-L. 601 schmaicheln (schmaichen, schmeichen) od. schmecheln, bei Groß 428 schmeicheln (schmaichen) od. schmecheln für „schön tun, kosen, lachen" als gaunersprachl. angeführt. Es ist (für „lächeln") auch im Judendeutsch (z. B. in Frankfurt a. M. u. im Elsaß) als schmechlen bekannt und geht zweifelsohne zurück auf unser deutsches „schmeicheln" (mhd. smeicheln, Frequentativbildung v. mhd. smeichen = „schön tun, glatte Worte geben"), das vielleicht (mit mhd. smielen = „lächeln") zu derselben Wurzel wie das engl. to smile = „lächeln" gehört; s. Näh. u. a. bei Kluge, W.-B. 405 u. Weigand II, 745/46, vgl. auch D. W.-B. IX, 986 unter „schmeicheln", Nr. 8, vbd. mit 990 unter „schmaichen", Nr. 7.

Schütz = Meister (B.); Zus.: Bärjerschütz (d. h. Bürgerschütz) = Bürgermeister (B.). Die Bezeichnung Schütz, die im gleichen Sinne in der Kundenspr. (421) vorkommt, ist auch mundartl. hier und da (s. z. B. in Leipzig u. Basel) bekannt; s. Albrecht 208; Klenz 49, 50.

Weckel = Essen (B.). Vielleicht ist es nicht zu gewagt, dieses Substantiv in Verbindung zu bringen mit dem Zeitw. wickeln = essen, das nicht nur in der neueren Kundensprache (s. Ostwald 167) und bei den Eifler Hausierern (491) vorkommt, sondern in etwas engerem Sinne („tüchtig essen") auch in Oberhessen allgemeiner verbreitet ist (s. Crecelius II, 911, Nr. 4).

Kapitel 3. Wörter mit den typischen rotw. Endungen -erich, -ling u. -ert (-et) sowie mit der Endung -er (für Personen und unbelebte Dinge.

a) Wörter auf -erich.

S. dazu im allg. Pott II, 33, Nr. 4; A.-L. 281/82; Günther 59, 61 u. in Archiv 42, 18, 19.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diewerich = Raum im Hause (L.). Aus den Bemerkungen des Verfs. im Text ist ersichtlich, daß es sich bei dem „Raum im Hause" besonders auch wohl um den Keller handelt. Zu dieser Bedeutg. aber paßt sehr gut das (freilich nur seltene) rotw. Tiefe = Keller (s. z. B. schon Münchener Deskription 1727 [192] u. Karmayer 166), wozu die Nebenform Tiefling (s. Karmayer 166 u. Pollak 233), die sonst auch „Kellner" bedeutet; s. dazu Archiv 42, 24, 25.

Kuweriche = Schläge (L.). Während kuffe bei den Lingelb. Musikanten für „schneiden" vorkommt (s. oben S. 178), hat sich in dieser Substantivbildung die eigentl. Bedeutg. des rotw. kuffen („schlagen") erhalten. Dagegen ist die Form (auf -erich) der Gaunerspr. unbekannt; vielmehr lauten die Vokabeln für das Hauptwort „Schläge" hier: Guffti (s. W.-B. von St. Georgen 1750 [218]; in den Neuen Erweiterungen 1753/55 [237]: Pufti [verdruckt]), Guwes od. Gufes (Pfullend. J.-W.-B. 1820 [343, 344/45]) und Kuffe (seit Pfister 1812 [301] öfter wiederholt).

b) Wörter auf -ling.

S. dazu im allg. Pott II, 37, 38; Nr. 9; A.-L. 283/84; Stumme 15; Günther 59 ff. u. im Archiv 42, 19 ff. (mit weiteren Lit.-Angaben).

Längling = Wurst (L.). In Rotw. kommt dieses Wort, das natürlich von „lang" herstammt (s. Günther 60), schon ziemlich früh in einem doppelten Sinne vor, nämlich einmal α) für Wurst, insbes. Bratwurst (s. schon A. Hempel 1687 [169] u. dann öfter im 18. u. 19. Jahrh. bis zur Neuzeit, s. Groß 413 u. Ostwald [Ku.] 92), sodann β) für Seil, Strick, Schlinge, Garn (s. schon Basl. Gloss. 1733 [202] u. a. m). Ausführl. Belege im Archiv 46, 313.

Schäiweling = Glas (L.). Wohl nur mundartl. Aussprache von Scheib(e)ling, das sich im Waldheim. Lex. 1726 (186) für „Auge", bei v. Grolman 59 u. T.-G. 93 aber für „Fenster" findet, während dieses im Waldh. Lex. (187) sowie bei vielen Späteren durch „Scheinling" (zu „scheinen"; vgl. Pott II, 20; A.-L. 597) wiedergegeben ist (das gleichfalls für „Auge" vorkommt). Von Scheibling = Fenster, das natürlich zu „Scheibe" (= Glasscheibe) gehört, konnte sich leicht die Begriffserweiterung „Glas" (überhaupt) ergeben.

c) Wörter auf -ert oder -et.

S. dazu im allgem. Pott II, 35, Nr. 5, A.-L. 282/83; Stumme 15; Günther 59, 61 u. im Archiv 42, 30 ff. Diese Wortgruppe erscheint als eine Spezialität der Lingelbacher Musikantensprache.

Flebbert = Brief, Noten (L.). Im Rotw. lautet das Wort meist Flebbe oder Fleppe und bedeutet zunächst die „(Spiel-)Karte" (s. schon Niederd. Lib. Vagat. 1510 [76: Fleb]), später dann wohl auch „Brief, Urkunde, Zeitung" u. dergl., bes. aber den Paß (s. schon Hildb. W.-B. 1753 ff. [230]), die Legitimationspapiere, das Wanderbuch der „Kunden" usw. S. ausführl. Belege bei Schütze 68; vgl. auch Archiv 33, 252/53, Anm. 4; betr. die Krämerspr. s. noch Kluge, Rw. 437, 450, 484. Der Ausdruck stammt wahrscheinl. aus dem Niederdeutschen; s. A.-L. 541 u. 297 u. Wagner bei Herrig 240, deren Hypothesen jedoch sämtlich nicht recht zu befriedigen vermögen. Über die Nebenform Flebber s. weiter unten, lit. d.

Flosset = Wasser (L.). Dieses, zu „Fluß", „fließen" gehörige Wort (s. Pott II, 39; A.-L. 541; Günther 59) tritt (in gleich. Bedtg.) in der Form Flos-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hart schon bei G. Edlibach um 1490 (20) auf und hat sich seitdem in zahlreichen Variationen (wie Floßhart [s. z. B. Lib. Vagat. (53)], Flossart, Flossert, Flosset, Flusser, Floßer) bis zur Gegenwart erhalten. Die Form Flossert hat schon A. Hempel 1687 (168), sie ist dann im 18. u. 19. Jahrh. (seit Pfister 1814 [320]) oft wiederholt worden bis zur Neuzeit (s. Groß 402; Pollak 202; Ostwald [Ku.] 52); Flosset (ohne r, wie L.) hat z. B. die Wiener Kellnerspr. 1714 (176). Betr. d. Krämerspr. s. Kluge, Rw. 442, 488 u. 490 (Flossert).

Funkert. = Feuer (L.). Diese Vokabel, die natürlich (wie fünkeln = kochen [s. oben S. 176]) zu unserm „Funke" als Stammwort gehört (s. Pott II, 34; A.-L. 542, Günther 59 u. Archiv 42, 48 vbd. mit D. W.-B. IV, 1, 611) hat im Rotw. ähnliche Verschiedenheiten aufzuweisen wie Flossert. Älteste Form: Funckhart bei G. Edlibach um 1490 (20), dann Funckart (s. z. B. Lib. Vagat. [53]) u. Funkert — also wie L. — (zuerst bei W. Scherffer 1652 [157, 159], dann öfter im 17., 18. u. 19. Jahrh. bis zur Gegenwart [Groß 403; Ostwald 54]; auch in den Krämerspr. [Kluge, Rw. 441, 490, vgl. 437: Bedtg. „Feuerzeug"; Kapff 216]); seltener: Fünklin (z. B. schon Hildb. W.-B. 1753 ff. [228]), Funker (Karmayer 53), Funk (s. Kluge, Rw. 288 [Bedtg.: „Licht"], 339 u. a. m., bei Pollak 212 = Zündholz), Finkl od. Fünkl (Pollak 211).

Krachet = Holz (L.). Das Rotw. kennt Krachert, Krachet u. (seltener) Kracher für Holz (Gebüsch, Wald); die erste Form schon im Hildburgh. W.-B. 1753 ff. (229), die zweite (wie L.) zuerst bei Schintermicherl 1807 (209), dann bei Pfister 1814 (324), v. Grolman 39, T.-G. 102 u. 131 u. Karmayer 97; die dritte (neueste) zuerst bei Christensen 1814 (316). Genauere Belege s. noch im Archiv 46, 11 u. Anm. 1. Das Wort gehört (wie Kracher = Koffer, Pistole) zum Zeitw. „krachen", hier zunächst mit Bez. auf das Krachen des dürren Holzes; s. Pott II, 10; A.-L. 562.

Kronert = Salat, Sauerkraut (L.). Mundartliche, auch im Rotw. vorkommende Veränderung des alten Grunhart = Feld (s. schon Lib. Vagat. [54]) oder Grünhart = Feld, Wiese (s. Schwenter 1620 [136]; W. Scherffer 1652 [156, 158]), natürlich so benannt nach der grünen Farbe (s. Pott II, 9; Günther 62). Die weiteren Form- und Bedeutungsveränderungen lassen folgende Beispiele erkennen: Grünert = Heu bei A. Hempel 1687 (167) u. a.; Grunert = „Kraut-Haupt" im Waldh. Lex. 1726 (188) — womit zu vgl. Gruneet (l.: -ert) bei Pfister 1814 (321) u. Grünert in d. schwäb. Händlerspr. (483) = Kraut —; Gronert = Kraut, z. B. im Hildb. W.-B. 1753 ff. (228); Kronet = Kraut, Kromet (sic) = Salat im Pfullend. J.-W.-B. 1820 (341, 343); endlich Kronert (wie L.) = Kraut, Sauerkraut bei v. Grolman 40, T.-G. 107, 118 u. Karmayer 99 u. G.-D. 206 sowie auch noch bei Groß 405.

Sprunkert = Salz (L.). Im Rotw. erscheint dieses Wort zuerst in der Form Spranckhart (s. G. Edlibach um 1490 [20]), darauf folgt: Spranckart (Lib. Vagat. [55] u. a.) nebst den Nebenformen Sprank od. Spranker (Kluge, Rw. 202, 218, vgl. auch 444: Sprankel), weiter: Sprun(c)kert — also wie L. — (Hildb. W.-B. 1753 ff. [232] u. Rotw. Gramm. 1755 [23; vgl. 44: Sprunkart] u. dann [seit Pfister 1814 (330)] öfter im 19. Jahrh. bis zur Neuzeit [Groß 432; Ostwald 143]; vgl. auch in d. Krämerspr. u. dergl. Sprungert u. Sprunkert [439, 485, 489]), dazu die Nebenformen Sprung (Schintermicherl 1807 [289]; Karmayer 157) u. Sprungling (A.-L. 610); endlich Sprenkert (seit v. Grolman 68 u. T.-G. 117) od. Sprenkart (seit A.-L. 610 bei Neueren). Die Etymologie

ist dunkel. Pott II, 35 dachte an „springen“ (mit Hinweis auf lat. sal, salire), A.-L. 610 an „sprenkeln“, Hoffmann-Krayer 246, Anm. 132 hat „(be)sprengen“ herangezogen.

Zosset = Zucker (L.), auch Sosset in der Zus. Sossetsmoß = Zuckerfrau (L.). Hierin ist unschwer das rotw. Süßert oder Sußert zu erkennen, das von „süß“ abgeleitet ist (s. Pott II, 10; A.-L. 612; Günther 59) und (gleich dem älteren u. etwas häufigeren Synon. Süßling od. Süßerling) bald für „Zucker“, bald für „Honig“ vorkommt. Nur die letztere Bedeutung kennen v. Grolman 70, T.-G. 102 u. A.-L. 612; auch die erstere Groß 433 u. Ostwald (Ku.) 151.

d) Hauptwörter auf -er (für Personen und unbelebte Dinge)[1].

S. dazu im allgem. Pott II, 36, 37, Nr. 7; A.-L. 283; Günther 75 ff. u. im Archiv 42, 33 ff. vbd. mit 38, 208 ff.

α) Für Berufsbezeichnungen:

aa) nicht zusammengesetzte: Schalter = Lehrer (B.). Die Herleitung von „schelten“ (s. d. Text) halte ich nicht für richtig, vielmehr dürfte es sich wohl hier nur um eine fehlerhafte oder dialektische Schreibung von Schaller handeln, das in der Gauner- und Kundenspr. für „Lehrer“ (Dorfschullehrer, Kantor, Küster) weit verbreitet ist (zu schallen = singen, auch wohl läuten [vgl. oben S. 179] als Haupttätigkeiten des Dorfschulmeisters; vgl. A.-L. 596). Dafür spricht bes. auch, daß in der Kundenspr. vereinzelt (statt: schalle[r]n) die Form schaltern vorkommt (s. Archiv 42, 70). Schaller (das schon A. Hempel 1687 [168] für „Sänger“ verzeichnet hat) findet sich für „Schulmeister“ zuerst im W.-B. von St. Georgen 1750 (218). Weitere Belege s. bei Schütze vbd. mit Archiv 42, 70.

bb) Zusammensetzungen mit „Macher“ (s. dazu bes. Archiv 38, 206 ff. u. 46, 308 ff). Hierfür liegt nur ein Beispiel vor in:

Trittchesmacher = Schuster (B.). Über Trittches = Schuhe (B.) s. schon oben S. 181. Ganz ähnlich ist Trittmacher = Schuhmacher in der Wiener Gaunerspr. (Pollak 234); vgl. auch Ostwald (Ku.) 157; Klenz 144; Archiv 46, 309. Über das Syn. Trittchesmalochner s. oben S. 166.

β) Hauptwörter auf -er für Sachen (unbelebte Dinge).

Flebber = Brief, Noten (L.). S. dazu Näh. schon oben S. 186 bei dem Syn. Flebbert. Mit der Endung -er findet sich die Vokabel auch in der Pfälzer Händlerspr. (437: Fleber = Legitimationspapiere).

Möser = Brei (B.). Bei v. Grolman 48, T.-G. 87 u. Karmayer 112 ist als gaunersprachl. die Form Meser in gleicher Bedeutg. angeführt. Die Etymologie ist unsicher, doch dürfte man vielleicht an eine dialekt. Pluralbildg. von „Mus“ denken nach Art des tatsächl. gebräuchlichen seltenen Müser (s. Weigand II, 238). Über die Zus. Dawesser-Möser = Kartoffelbrei (B.) s. schon oben S. 170.

Roller = Wagen (L.). Ableitung von rollen = fahren (L.; vgl. oben S. 184). Unter den sehr verschiedenen Bedeutungen, die Roller im Rotw. hat

[1]) Beispiele von Hauptwörtern auf -er für Tiere in unmittelbarer Anlehnung ans Rotwelsch (s. Günther 73) fehlen; sonstige Beispiele s. Teil II.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(s. dazu Schütze 86 vbd. mit Archiv 42, 65 u. Anm. 2, 66, 67, Anm. 3, lit. a—e) findet sich seit Anf. des 19. Jahrh. (Pfister 1812 [331] u. a. m.) auch die von „Wagen“ („Frachtwagen“) oder „Karren“ („Schubkarren“), die sich bis zur Neuzeit erhalten hat (s. Groß 424; Pollak 227). Über die z. Teil schon älteren Nebenformen Rolle (1687), Rollert (1726), Rallert (1812) s. Näh. Archiv 42, 65, Anm. 2, lit. a u. 66, 67, lit. b. — Über Rollkamm = Pferd (B.) s. Teil III.

Spenner = Augen (L.). Wie spennen = sehen (L.) nur Nebenform zu spannen, so auch Spenner wohl zu Spanner. Letzteres kommt (für „Augen“) zwar nicht im Rotwelsch vor, wohl aber in den Krämersprachen (Kluge, Rw. 436 u. 479). Ähnlich ist auch die Personifizierung Spannmichel = Auge in Damebourgs Glossar 1856 (414).

Starke Anlehnungen an rotw. Vokabeln zeigen endlich noch Glänzer und Plattfüßer.

Glänzer = Glas (B.). Dieses Wort, das zu unserem „glänzen“ gehört, bedeutet zwar in der Gaunersprache nicht „Glas“, sondern „Stern“ (s. z. B. schon Schöll 1793 [271] u. dann öfter im 19. Jahrh.), dagegen kommen für „Glas“ — außer den älteren Formen Glesterich (s. schon Lib. Vagat. [54] u. a.), Glessering (Schwenter 1620 [140]), Glenserich od. Glentzerich (Rotw. Gramm. v. 1755 [9 u. D.-R. 36] u. a. m.) — später auch Glanz oder Glänz (Dim. Glänzche od. Glanzettchen = „[kleine] Bouteille, Trinkglas“) vor (s. bes. Pfister 1812 [298 u. 304]; v. Grolman 25 u. T.-G. 86, 98, 127; Karmayer 70), wovon leicht Glänzer gebildet werden konnte. Vgl. auch in der schwäb. Händlerspr. (nach Kapff 213) die Dim.-Form. Glänzerle = Glas.

Plattfüßer = Tanzboden (L.). Ableitung von dem auch im Rotw. bekannten Zeitw. plattfüßen = tanzen (L.), worüber das Näh. schon oben S. 184 angeführt; vgl. auch S. 159 betr. meschukkener Pl. = Maskenball[1]).

Anhang: Substantivierte Partizipien auf -er.

S. dazu i. allg. Archiv 43, 1 ff. (mit weiteren Lit.-Angaben). Ein wichtiges Beispiel hierfür enthält die Lingelbacher Musikantenspr. in:

Gehechelter = Kuchen. Im Rotw. tritt uns zunächst die längere Verbindung gehechelter Lechem = Weißbrot (s. betr. Lechem oben S. 157) entgegen im W.-B. von St. Georgen 1750 (219), die dann — meist recht verunstaltet — öfter wiederholt worden ist (s. Kluge, Rw. 219, 228, 258, 324; Rotw. Gramm. v. 1755 [9 u. D.-R. 32]; v. Grolman 24, 34, 38, T.-G. 133; Karmayer 58 u. G.-D. 205). Den Ausdruck Gehechelte = Kuchen hat zuerst Pfister 1812 (298); bei v. Grolman 24 u. T.-G. 107, 114 u. Karmayer G.-D. 198 dafür Gehechelt(e)s (= Kuchen, Gebackenes, Pfannkuchen). Die Frickhöfer Sprache (442) kennt Gehaechelter = Brötchen, während die schwäb. Händlerspr. (488) Kechelte = Weck, Semmel hat. Nach Pott II, 24 ist bei diesen Aus-

[1]) Endlich sei noch erwähnt, daß sich bei Schilljer = Lehm (B.) insofern eine Beziehung zum Rotwelsch vermuten läßt, als bei Karmayer 141 Schilchpflanzer = Töpfer, Hafner vorkommt (s. dazu Archiv 46, 28), wobei Schilch doch etwas Ähnliches wie „Lehm“ bedeutet haben könnte. Das sonst m. Wiss. nirgends bekannte Wort erhält also durch das obige Schilljer (B.) gleichsam seine Bestätigung. Wie es aber zu erklären, ja ob es überhaupt deutschen Ursprungs ist, vermag ich nicht zu sagen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drücken zu denken „an die Beutelung des Mehls, die sich entfernt mit der Aushechelung des Flachses vergleichen läßt." Vgl. auch D. W.-B. IV, 1, 2, 2335, wo bemerkt ist, daß im 16. Jahrh. „gehechelter Wein" einen solchen bedeutete, der irgendwie künstlich behandelt war.

Kapitel 4. Metaphern und Verwandtes.

S. dazu im allgem. Archiv 38, 212 ff. (mit weiteren Lit.-Angaben).

a) Sog. Berufsübertragungen (s. Näh. Archiv 38, 213—215).

Schwarz Schandarm = Pfarrer (V.). Ein — vom Standpunkt des Gauners oder Kunden aus — leicht erklärlicher Vergleich (s. dazu Günther 15, 65 u. Kleemann 267, 272). Belege: Schütze 91 u. Ostwald (Ku.) 58. Älteres rotw. Synon.: Schwarzfärber (s. schon Christensen 1814 [320] u. a. m.); vgl. Pott II, 7; Günther 65; Kleemann, a. a. O..

b) Übertragungen von Tiernamen auf andere Tiere (s. dazu Günther 70, 71).

Bienen = Wanzen (V.). In der Gauner- und Kundenspr. sind Bienen oder Bienchen soviel wie Ungeziefer überhaupt. insbes. auch Läuse (nicht aber — wie in der Soldatenspr. [s. Horn 106] — Flöhe). S. Schütze 64, woselbst die Belege, zu denen noch Pollack 207, Wulffen 397, Rabben 25 u. Ostwald (D.) 22 hinzuzufügen sind.

c) Übertragungen von Tiernamen auf Personen (s. dazu Günther 67 ff. u. im Archiv 38, 215 ff.)

Specht (od. Spächt) = Förster (L.). Auch im Rotw. ist diese Metapher, bei der als das tertium comparationis die grüne Farbe erscheint (s. Pott II, 9; Günther 66, 69, Anm. 71; Kleemann 273; Klenz 69) — für „Jäger" oder „Förster" — seit dem 19. Jahrh. (Pfister 1812 [306] u. a. m.) weit verbreitet gewesen, sie ist auch wohl heute noch bei Gaunern und Kunden bekannt (s. z. B. Groß 432 u. Ostwald [Ku.] 145). Noch deutlicher zeigt den Vergleich an das ungefähr ebenso alte und beliebte Synon. Grünspecht.

d) Metaphorische Bezeichnungen von Sachen nach anderen Sachen. (s. dazu Günther 66, 67).

Vorbemerkung: Wohl noch nicht zu den Metaphern im e. S. zu stellen, aber doch schon nahe verwandt damit sind die mehr allgemein umschreibenden Bezeichnungen Glimmstengel und Schawwesdeckel.

Glimmstengel = Zigarre (V.). Die Bezeichnung ist an dieser Stelle zu nennen, weil sie von Rabben 57 und Ostwald 60 als gaunersprachl. angeführt ist; sie ist jedoch bekanntlich längst auch schon ganz allgemein volkstümlich (s. Genthe 20; H. Meyer 54). Nach Kluge, W.-B. 176 ist sie zuerst i. J. 1820 aufgekommen als ein zunächst ganz ernsthaft gemeintes puristisches Ersatzwort für Zigarre, das erst später (etwa seit der zweiten Hälfte des vor. Jahrh.) scherzhaft verwendet worden.

Schawwesdeckel = Hut (V.). Während sich Schabbes (von hebr. schabâth = „Ruhetag, Sabbat", zu schâbat = „ruhen, aufhören" (vgl. auch A.-L. 463) mehrfach auch in den Sammlungen der Gaunersprache (für „Samstag" oder „Sonntag") findet (s. außer dem Jüd. Baldober 1737 [20] und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Thiele 208 z. B. auch v. Grolmann T.-G. 117 u. Karmayer G.-D. 215 sowie noch Wulffen 402), kenne ich für die obige Zus. (mit Deckel = Hut [allgem. volkstümlich; s. Genthe 11; Albrecht 100; J. Meyer 25]) nur einen rotw. Beleg, nämlich: Schabersdeckel = Hut bei Karmayer 137. Dagegen ist der Ausdruck in der allgem. Volkssprache weit verbreitet, jedoch in ziemlich verschiedenem Sinne, nämlich a) = Hut überhaupt (so z. B. Kehrein 338 u. Albrecht 197 [in Leipz., Wien u. Schwaben]); b) = schlechter Hut (so z. B. Genthe 52; Crecelius II, 712; Hertel 208); endlich c) = bester Hut (so z. B. H. Meyer 105).

Stärker tritt der Begriff der Metapher hervor bei Kaste = Haus und Nest = Dorf.

Kaste (wohl dialekt = Kasten) in der Zus. Bohmeiers = Kaste = Schule (L.). Ein unmittelbares Seitenstück hierzu ist Schallerskasten = Schule (s. Kundenspr. [428]; Ostwald [Ku.] 128), wozu zu vgl. auch Rud. Eilenberger, Pennälersprache usw. (Straßb. 1910) 17 betr. Kasten = Schule. Auch sonst kommt Kasten für „Haus" in Zusammensetzungen im Rotw. u. in der Kundenspr. häufig vor (s. z. B. noch Grützkasten = Krankenhaus [Schütze 70]), während es für sich allein meist die Bedeutung „schlechtes Haus" (um 1755 [Kluge, Rw. 240]), „Bordell" (so z. B. schon 1846 [Kluge, Rw. 372]) oder auch „Gefängnis" (s. Kundenspr. [431]; Lindenberg 182; Rabben 71) hat. Ersteres ist auch studentisch gewesen (s. J. Meier 46), letzteres noch jetzt soldatisch (s. Horn 121). Über unsere Gemeinspr. s. noch bes. D. W.-B. V, 266/67, Nr. 4 lit. c, auch Weigand I, 1003/4 u. Paul 255.

Nest = Dorf (B.). Diese Metapher ist in der Kundenspr. (432; vgl. Ostwald 166) bekannt, während der allgemeine Sprachgebrauch wohl etwas weniger speziell ist (Nest = kleiner, unbedeutender Ort, auch Städtchen); s. D. W.-B. VII, 624, Nr. 2, b, β; Weigand II, 287; Paul 381.

Um Übertragung eines Längemaßes auf eine Münzart handelt es sich bei:

Meter = Mark (B.). Dazu mögen wohl auch die offiziellen Abkürzungen M bezw. m beigetragen haben. Der Ausdr. ist nicht nur der Gauner- und Kundenspr. (s. d. Belege bei Schütze 80 vbd. m. Archiv 33, 284, Anm. 2), sondern auch der allgemeinen Volkssprache geläufig (s. Genthe 36; H. Meyer 81).

Als eine konkretere Umschreibung des Begriffs „Hunger" erscheint die dafür gebrauchte Bezeichnung:

Kohldamp (B.). Betr. die Form Damp = Dampf als oberhess. s: Crecelius I, 248. In der Gaunerspr. findet sich schon 1835 (bei Kramayer 97) die Form Kolldampf = Hunger, in neuerer Zeit dafür dann Kohldampf, bes. in der Kundenspr. (s. die Belege bei Schütze 75, 76 u. dazu noch Rabben 76 u. Ostwald [Ku.] 85). Vgl. ferner: Kohldampfschieber = Hunger bei Groß 411 u. Wulffen 400, in d. Kundenspr. (426): Kohldampfschieben, richtiger wohl (422) = Hunger leiden. Dafür auch wohl Kohl oder Dampf schieben (Schütze 76, 65). Dampf = Hunger auch in der schwäb. Händlerspr. (482). Ähnlich erscheint:

Rauch = Hunger (B.), das wohl in Anlehnung an Dampf, Kohldampf gebildet sein dürfte. Es findet sich z. B. (neben Kohldampf) auch in der Pfälzer Händlerspr. (488),

e) Personifizierungen von Sachen (vgl. dazu i. allg. Günther 75 ff).

Öwermännche = Kappe (L.). Mundartl. Verkleinerungsform von Obermann = Hut, einer der im Rotw. sehr zahlreichen Zus. mit Mann für

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leblose Dinge (vgl. A.-L. 287; Günther 78, 79), die sich schon bei A. Hempel 1687 (166) und im Waldh. Lex. 1726 (187), dann erst im Basl. Glossar v. 1733 (201) findet (vgl. d. Text), seitdem häufig wiederholt worden ist (s. die Belege bei Schütze 80, 81), sich bis zur Neuzeit erhalten hat (s. Groß 419; Rabben 97; Ostwald [Ku.] 109) und auch den schwäb. Händlern (482) noch bekannt ist.

Teil II.

Das sonstige Wortmaterial (soweit es sich mit einiger Sicherheit erklären läßt.)

Abschnitt A. Wörter fremden Stammes.

Kapitel 1. Wörter aus dem Hebräischen (bezw. Jüdischdeutschen).

Schiwes (L.) oder Schiewes (V.) = Abend, Schieb = Feierabend (V.). Vom hebr. schêbet = „das Ruhen" („Aufhören") zu schâbat = „ruhen, aufhören", zu dem auch Schabbes (s. oben S. 190) gehört. Vgl. Crecelius II 728, der bemerkt, daß Schibes von den oberhessischen Juden meist wie Schiwes ausgesprochen wird; dazu wohl auch schiebes (schiwes) gehen = zugrunde gehen, verloren gehen (vgl. auch Vilmar 351; Kehrein 345 u. Nachtr. 46). Trotz der Gleichheit in Form und Bedeutung ist von obigem Schiwes = Abend doch besser zu sondern das Schiwes in der Zus.:

Schiwesbrurres = Abendessen (L.) Es ist nämlich höchstwahrscheinlich entstanden aus dem hebr. scheb'a oder schib'â berâket, jüd. schêwe od. schîwe brôches, d. h. eigtl. „die sieben Segenssprüche" bei dem gewöhnlich abends stattfindenden Hochzeitsmahl, dann dieses selbst (Mittlg. von A. Landau)

Zâssares = Geld (V.). Im Sinne von „Maklerlohn", auch wohl „Lohn" überhaupt ist dieses Wort auch mundartlich bekannt; s. betr. Oberhessen: Z. f. hd. M.-A. III, 264 (Dsaseras = Lohn); vgl. Kehrein 337 u. Nachtr. 45 (Sasseras od. Zasseras = Maklerlohn [rheinisch]); s. auch K. Ch. L. Schmidt, Westerwäld. Idiot. (1800), 171. Auch im Jüd. Baldober 1737 (207) findet sich Saßaras, ins eigentl. Rotw. ist es dagegen nicht eingedrungen, obwohl ihm Sasser(er), Sarser u. ähnl. = Makler, Unterhändler (Hehler, Kuppler) bekannt gewesen (s. Archiv 43, 35). Das Stammwort ist das späthebr. sarsârût. = „Provision des Maklers" (zu späthebr. sarsûr = „Makler").

Über sin = sieben (V.) s. schon oben S. 171.

Ein mit der deutsch. Endung -en versehenes Zeitw. aus dem Hebr. (vgl. oben S. 162 ff.) ist:

dahnen = schwätzen, sagen (V.), denn es stammt wohl her vom jüd.-deutsch. tainen (in poln.-jüd. Ausspr. tânen) = „disputieren", das auf das neuhebr. 'ta'ana = „Einwand, Verteidigung" zurückgeht (Mitteilg. von A. Landau)[1]).

Kapitel 2. Wörter aus der Zigeunersprache.

Hierfür kann mit Sicherheit nur ein Beispiel angeführt werden, nämlich:

Wadschkroh = Katze (L.). Es ist gebildet aus dem gleichbed. zigeun. madschka oder margotscha, Dimin. maćkori (s. Pott II, 438; Liebich 145,

[1]) Nur mit einem großen Fragezeichen dürfte auch junger Jawel = Ziegenlamm (V.) wohl zu den Wörtern hebr. Ursprungs gestellt werden. Das hebr. jôbêl soll nämlich nach den jüdischen Bibelerklärern nicht bloß „Widderhorn" (s. A.-L. 380 unter „jowel)", sondern ursprüngl. „Widder" bedeutet haben; jedoch hält Gesenius in seinem Wörterbuche die jüdische Erklärung für eine „leere Vermutung" (nach Mittlg. von A. Landau).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

214; Miklosich, Denkschriften, Bd. 27, 8), das zunächst aus dem ungar. macska stammt, wahrscheinl. aber slawischen Ursprungs ist, da es in fast allen slaw. Sprachen in ähnl. Formen verbreitet ist.

Kapitel 3. Wörter aus dem Lateinischen.

dus = zwei; dus mal quatter = acht (V.). Wie träß (träs) und quatter (s. oben S. 172) stammt auch dus aus dem Lateinischen (duo), hat jedoch nicht, wie jene beiden Zahlwörter, ein unmittelbares Vorbild im Rotwelsch aufzuweisen, denn bei rotw. swis od. twis (s. Kluge, Rw. 77, 256, 332, 343, 346; auch v. Grolman 72, 77, T.-G. 135 u. a. m.) tritt doch der „lateinisch-romanische Anklang" (s. Kluge in d. Z. f. deutsche Wortforschg. II, 49) schon ziemlich zurück.

Durch Vermittlung eines Lehnwortes stammt aus dem Lateinischen wohl auch:

Morende = Essen (L.), denn der Ausdruck ist wahrscheinlich identisch mit dem mundartl. (bes. in den Alpenländern verbreiteten) Merend oder Mörend (f.) = Genuß einer Speise zwischen dem Mittags- und Nachtessen", (sog. „Jause"), das wohl aus den Klöstern gekommen ist, vom lat. merenda (ital. meranda); s. Schmeller I, 1640 u. bes. auch D. W.-B. VI, 2555 unter „Mörend" ebd. mit 1468 unter „Mährte" (wo Angaben über die landschaftl. Verbreitung des Wortes).

Auf das Lateinische geht endlich natürlich auch zurück:

spekulieren = spionieren (V.), das hier so ziemlich seine ursprüngliche Bedeutung („umherspähen, auskundschaften") bewahrt hat, während wir es jetzt in unserer Gemeinsprache bekanntlich in engerem Sinne gebrauchen (vgl. Weigand II, 909)[1].

Kapitel 4. Wörter aus dem Italienischen.

Hierfür sind nur Lawur = Arbeit und lawuren = arbeiten (V.) zu nennen, deren Bildung aus ital. lavoro, lavorare ohne weiteres klar ist.

Kapitel 5. Wörter aus dem Französischen.

Diese Gruppe ist etwas reichlicher vertreten. Ohne Zweifel gehören hierher:

Bombditerr = Kartoffeln (V.), aus franz. pommes de terre.

Cordiniehr (im Text: Cordinjeer) = Schuster (L.), aus franz. cordonnier.

geschärscht = gestohlen (V)., vom französischen chercher suchen, also euphemistisch, wie das gaunersprachl. Seitenstück: finden = stehlen (s. z. B. A.-L. 540; Groß 402; Rabben 48; vgl. auch Ostwald [D.] 48).

---

[1]) Anklänge an lateinische Vokabeln zeigen sich auch bei banillje = nichts (V.), das an nihil erinnert und Hormes = Uhr (V.), das vielleicht zu hora gestellt werden könnte, jedoch sind das bloße Hypothesen. Eine Lateinisierung der Endsilbe (auf -um) nach Art des student. Hallorum, Buckelorum (s. Kluge, Stud. 40, 41) sowie des kundensprachl. Burgemorum = Bürgermeister (s. Archiv 38, 266) enthält die Zus. Schalmeiesdurium = Klarinettenbläser (L.), auf die weiter unten noch zurückzukommen ist.

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Talljöhr (i. Text: Talljeer) = Schneider (L.), aus franz. tailleur. Außerdem könnten — wenngleich nur vermutungsweise — noch einige andere Ausdrücke mit franz. Vokabeln in Zusammenhang gebracht werden, so z. B. Leong = Wurst (V.) mit longue (vgl. rotw. Längling [oben S. 186]), poscht = heiratet (L.) mit épouser, Pottger = Schwein (V., im Text) mit porc (während Buttger [V., im Vokabular] wohl deutschen Ursprungs ist) und Wattger = Kuh (V.) mit vache[1]).

Kapitel 6. Wörter aus dem Englischen.

Solche lassen sich nur in der Lingelbacher Musikantensprache mit Sicherheit nachweisen, nämlich:

jes = ja, wie engl. yes,
Misses = Mädchen (plur.) und
Mister = Lehrer (hier also Begriffsverengerung).

Weiter könnte vielleicht auch noch Hamm = Nase (L.) aufgefaßt werden als eine aus dem engl. ham = „Schinken" gebildete Methapher (wozu jedoch zu bemerken, daß Hamme in ungefähr gleichem Sinne auch als deutsches Wort vorkommt, s. D. W.-B. IV 2, 310 unter „Hamme", Nr. 1, Ziff. 3; in Nordwestfäl. Bargunsch [444] dafür: Hamm)[2]). Nur Anklänge an englische Vokabeln zeigen auch noch einzelne Wörter der Bochumer Musikantensprache und der Vogelsberger Maurersprache[3]).

Abschnitt B. Vokabeln aus unserem einheimischen Wortbestande (einschl. der sog. Lehnwörter).

Kapitel 1. Künstliche Wortveränderungen.

Zu diesen in den Geheimsprachen sehr beliebten Erscheinungen gehören vielleicht:

---

[1]) Noch fraglicher erscheint ein Zusammenhang zwischen Kujaner in dem sonderbaren Bärkskujaner = Hühner (V. [vgl. oben S. 153]) und unserem, aus dem franz. coion herstammenden Schimpfwort Kujon (Cujon) (über dessen Gebrauch in Oberhessen zu vgl. Crecelius I, 238), ferner zwischen Schwallje = Kartoffeln (V.) und dem franz. chevaliers. Endlich könnte man Matroß = Mädchen, Magd (V.) — wenn man es nicht als metaphorische Standes- od. Berufsübertragung (= Matrose, etwa nach Art des bekannten Küchendragoner = Küchenmagd [vgl. Klenz 78]) deuten will — vielleicht als dialekt. Weiterbildung vom oberhess. Matresse (od. Madresse) = „Maitresse" (s. Crecelius II, 580) auffassen, wozu allerdings die allgemeinere Bedeutung des Wortes nicht recht passen will.

[2]) Hält man diese Hypothese für zu gewagt, dann könnte Hamm auch in Beziehung gesetzt werden zu Hamme als mundartl. Bezeichnung für verschiedene Bestandteile der Sense, insbes. auch des Sensengriffs (s. D. W.-B. IV 2, 310 unter „Hamme", Nr. 2: vgl. Vilmar 147; Kehrein 183; Woeste 91). Wie der Vorsprung eines Werkzeugs u. dergl. „Nase" heißt (s. D. W.-B. VII, 409/10, Nr. 3 ff), so könnte ja wohl auch umgekehrt die Nase die Bezeichnung eines solchen vorspringenden Teiles erhalten haben (Mitteilg. von A. Landau).

[3]) Nämlich Ebster = Eier (B.) an eggs und weelen = tanzen (B.) an to wheel = „sich drehen, schwenken" (vgl. wheel = „Rad, Umlauf").

Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

a) als ein Beispiel für **künstliche Wortverlängerungen** (wie sie auch das Rotw. kennt [vgl. Günther 42, 43]):

Mararer = Maurer (L., B.), sofern man dieses Wort nämlich als Verlängerung von „Maurer" durch Einfügung einer Silbe (-ra) auffaßt. Sonst wäre es ja auch wohl denkbar, daß diese Form unmittelbar an das mhd. mûrære, ahd. mûrâri, mlat. murarius (s. Weigand II, 150) angeknüpft hätte. Zu dem a im Anfang des Wortes sei beiläufig noch bemerkt, daß zu Beginn des 19. Jahrh. Marel = Mauer als gaunersprachl. verzeichnet ist; s. Archiv 46, 302;

b) einige Fälle von **Buchstaben-Umstellungen** in willkürlicher Reihenfolge (vgl. dazu betr. das Rotw. Günther 47, 48)[1]. Nach gefl. Mitteilung von Dr. A. Landau darf man mit ziemlicher Bestimmtheit hierher rechnen namentlich:

Milange = Ehefrau (L.), als Umstellung der Buchstaben des Wortes „Gema(h)lin"[2], ferner vielleicht auch noch:

Gernte = Wein (L.), aus „Getren(k)" (= Getränk),

Klobe = Bierglas (L.), aus „Bokel" od. „Bokal" (älterer Form von Pokal, vgl. französ. bocal, ital. boccale; Weigand II 445) und

Knorr = Schnaps (B.) aus „Korn" (für Kornschnaps), bei denen jedoch m. E. wohl auch noch eine andere Deutung möglich wäre (s. betr. Klobe noch unten Kap. 4, Anm. 1).

Kapitel 2. Lautmalereien.

Das Hauptbeispiel für diese, auch im Rotwelsch öfter anzutreffenden Gebilde (vgl. Günther 56 ff.) ist, wie schon der Verf. richtig hervorgehoben,

Bimbam = Schmied (L.). Es ist — mit Bezug auf das Klopfen und Hämmern des Schmiedes — ohne weiteres verständlich, ebenso wie dessen älterer gemeinsprachl. Scherzname Pinkepank (s. Kluge, Unser Deutsch 81). Im Rotw. hat dagegen Bimbam — wie schon oben S. 148 bemerkt — die Bedeutg. „Glocke, Schelle", insbes. „Hausschelle" (s. schon Pfister 1812 [295] u. danach öfter; später auch bloß: Bim [s. schon Zimmermann 1847 (374) u. Neure, z. B. Groß 395 u. Ostwald 23] oder Bimmel [Rabben 25; Ostwald 23], das wohl auch sonst volkstümlich ist [vgl. bes. Albrecht 89]).

Als weitere Fälle solcher onomatopöische Bildungen könnten auch noch die Bezeichnungen **Mauf** u. **Jangs** (od. Jangst) für „Hund" (B.) genannt werden, von denen jedoch, da die Lautmalerei hier weniger deutlich hervortritt und da sie an auch sonst in deutschen Mundarten verbreitete Ausdrücke anknüpfen, noch später gehandelt werden soll; ebenso von **Schalmeiesdurium** (s. auch schon oben S. 193, Anm. 1), in dem ein gewisser tonmalender Untergrund wohl nicht zu verkennen ist.

Kapitel 3. Gebrauch veralteter Ausdrücke unserer Gemeinsprache (einschl. Lehnwörter).

Vgl. dazu im allgem. Günther 49 ff. u. Archiv 38, 202. Hierher gehört vor allem:

---

[1]) Vgl. auch die Bemerkungen unter „Geschiel" (oben S. 170) u. „Kniff" (oben S. 184).

[2]) Ob und inwieweit ein Zusammenhang zwischen diesem Worte und der Bezeichnung **Wilangs** = Mann (L., B.) besteht, wage ich nicht zu entscheiden.

Aue, Aures = Wasser (B.), das in früheren Zeiten (ahd. ouwa, mhd. ouwe, vgl. got. ahwa, lat. aqua, idg. *ákwā) für „(fließendes) Wasser, Strom" allgemein gebräuchlich gewesen und sich erst später zu der Bedeutg. „Flußinsel", „wässeriges Wiesenland" bezw. „Wiese" überhaupt verengerte, in der es, bes. in poetischer Sprache, noch heute fortlebt; s. bes. Kluge, W.-B. 26, 27 unter „Au" u. Weigand I, 99 unter „Aue" Nr. 1; vgl. auch Crecelius I, 58.

Nicht ganz so veraltet erscheint wohl Büttel (für niedrige Gerichtsbeamte) in der Zus.:

Dorfbüttel = Polizeidiener (L.). Das Wort (ahd. butil, mhd. bütel) gehört (wie „Bote") zu „bieten"; s. Kluge, W.-B. 80; Paul 98; Weigand I, 315; desgl.

Schalmei = Klarinette (L.), eigentl. „Rohr- od. Hirtenflöte", Lehnw. aus dem ält. französ. chalemie bezw. lat. calamus; s. Kluge, W.-B. 389; Paul 440; Weigand II, 642[1]).

Am wenigsten veraltet, jedoch immerhin etwas gesucht klingt uns endlich:

schreite = gehen (B.) S. dazu Näh. bei Kluge, W.-B. 414 u. Weigand II, 790 vbd. mit Paul 473.

Kapitel 4. Verwendung von Ausdrücken unserer Gemeinsprache in abweichendem Sinne.

Während in den Weberschen Glossaren sich einzelne Wörter finden, die ungefähr in gleichem Sinne auch sonst in unserer Umgangssprache gebräuchlich sind, wie besonders

Koje = Bett (B.), das aus der Seemannssprache stammt (vgl. Weigand I, 1092, Kluge, W.-B. 235/36 u. Seemannssprache 468) und

Schicht = Feierabend (L.), das der Ausdrucksweise der Bergleute entlehnt ist (von Schicht machen = „die Arbeit einstellen"; s. Kluge W.-B. 396; Paul 446; Weigand II, 701/2), auch

endgehen = sterben (B.), das doch wohl nur Abkürzg. von „zu Ende gehen" („es geht mit jemanden zu Ende") ist[2]), erscheinen dort andere Bezeichnungen unserer Muttersprache in bald weniger, bald mehr veränderter Bedeutung (so daß es bei einzelnen sogar fraglich bleiben kann, ob nicht etwa nur ein zufälliger äußerlicher Gleichklang vorliegt). Es sind dies:

finden = sehen (B.).

flattern = sterben (L.), dazu Flattermoß = Totenfrau (L., vgl. oben S. 178).

Heft = Dorf (B.).

hefte = sich aufhalten (B.); vielleicht nur dial. Färbung von haften im Sinne von „festhangen, bleiben" (s. Weigand I, 790).

[1]) Dazu die Zus. Schalmeiesdurium = Klarinettenbläser (L., vgl. oben S. 193 u. Anm. 1 u. S. 195), deren zweiter Bestandteil wohl zu duten, tuten = auf dem Horn blasen (Weigand II, 192; Vilmar 81) gehört; vgl. rotw. dudern (s. Näh. Archiv 42, 40 unter „Duderer").

[2]) Auch verkratzen = wegschaffen (B.) erscheint nicht allzu auffällig, und spennen = große Reden führen (B., dazu [im Text] Spenner = Prahler) ist vielleicht nichts anderes als dial. Färbung von spinnen in der aus der Seemannssprache bekannten Redensart: Garn spinnen = „viel aus einer Kleinigkeit machen" od. „lange Geschichten erzählen über etwas, das sich niemals ereignet hat" (Kluge, Seemannssprache, 800).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittel = Mittag (L.); vgl. dazu im Rotw. Mitteljum = Mittag (wobei -jum aus hebr. jôm = Tag; vgl. A.-L. 551 u. 380) im Basl. Glossar 1733 (201); s. dazu Hoffmann-Krayer 243, Anm. 110.

Strahle = Haare (L.). Hierzu dürfte wohl herangezogen werden: strählen (ahd. strâlen) = „(die Haare) kämmen" bezw. (das noch mundartl.) Strahl = „Kamm"; s. Weigand II, 982 vbd. mit Crecelius II 816; vgl. auch Kehrein 394[1]).

Kapitel 5. Ausdrücke aus verschiedenen deutschen Mundarten[2]).

Hierher können etwa gezählt werden:

en = ein (L., B.).

gellern = bellen (B.). Dieses jedenfalls mit gellen = „laut tönen, schreien" (s. Kluge, W.-B. 166) stammverwandte lautmalenden Zeitw. ist in den Formen gallern, gillern (geallern) für das Heulen von Hunden u. dgl. in Hessen u. Thüringen gebräuchlich; s. Crecelius I, 401/2; Vilmar 115, 126; Hertel 106; vgl. i. allg. auch O. Hauschild i. d. Z. f. deutsche Wortfschg. XII (1910), 12.

Gräif = Salz (B.) Hierzu kann wohl das (bes. in Niederhessen übliche) Adj. greibe (gräuve) = „herb, säuerlich bitter, scharfsauer" (s. Vilmar 136) herangezogen werden.

Jangs oder Jangst = Hund (B.). Dieses Wort gehört zu dem tonmalenden Zeitwort janken, das „in den westlichen Teilen des nd. Sprachgebiets wie auch im Ndl. ... für das Winseln u. Heulen der Hunde weit verbreitet ist". Hauschild, a. a. O. 14; vgl. Woeste 114; Albrecht 140; D. W.-B. IV, 2, 2263.

Jaß = Zorn (L.). Wohl identisch mit dem südwestd. Jast = „hitzige Gemütsbewegung", „heftige Aufregung", eigentl. „Gärung", von ahd. jesan = „gähren"; s. u. a. Schmeller I, 1211, Paul 277 u. Weigand I, 943 vbd. mit 622/23 unter „gären".

kätzern = zudringlich bitten (B., im Text dazu als Subst. Kätzerer). In der Schreibung ketzern kommt das Wort, das zu „Ketzer" gehört und wohl aus der Zeit der Ketzerprozesse stammt, in der Bedeutg. „jemanden das Leben sauer machend kleinlich quälen" (urspr. [im 16. Jahrh.] „jemdn. wie einen Ketzer behandeln", ihn „martern") noch in den Mundarten (Bayern, Schweiz, am Rhein usw.) vor; s. Weigand I, 1027; D. W.-B. V, 645, Nr. 3; v. Pfister zu Vilmar 128; Kehrein 222.

---

[1]) Hält man die oben (S. 195) gegebene Deutung von Klobe = Bierglas (L.) für zu gewagt, dann könnte es wohl ebenfalls in diese Gruppe deutscher Wörter gestellt werden. Die in Hessen und den benachbarten Gebieten für Kloben od. Klobe angegebenen verschiedenen Bedeutungen bieten jedoch für den obigen Sinn keinen Anhalt. S. Crecelius II, 507; v. Pfister zu Vilmar 134/35; Kehrein 229; vgl. auch D. W.-B. V, 1215 ff.

[2]) In einigen Fällen liegt wohl nur eine schlechte Aussprache sonst allgemein gebräuchlicher Ausdrücke vor, so bei bestoareſt = versteht (B.), Finnigen = Pfennig (B.), wozu zu vgl. das stud. Pfonig (s. Kluge, Stud. 112), Konn = Schnaps (L., B.) aus „Korn", während es in der Bedeutg. „Essen" (L.) mir allerdings unerklärlich bleibt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mauf = Hund (V.). Ähnlich wie Jangs ein tonmalendes Wort zu dem mundartl. (älteren bayr.) maufen = bellen (f. Schmeller I, 1578), dem der Naturlaut Mau zu Grunde liegt. Vgl. Hauschild. a. a. O., 10.

Plätterchen = Pfannkuchen (V.). Doch wohl eine dial. Bildg. zu „Platte" oder „platt" (vgl. im Rotw. Plattling = Kuchen, z. B. bei Schlemmer 1840 [369]) oder — wie Plätzchen — eine Verkleinerung von Platz od. Blatz = „flacher, dünner Kuchen" (f. Crecelius I, 174; Vilmar 40; Kehrein 309; Hertel 182; zur Etymologie: Schmeller I, 174 u. Weigand II, 489). Sonst könnte ev. auch noch an das mundartl. Plädder = „weiche Masse" (Woeste 201) gedacht werden.

fäß = sechs (V.), aus dem Niederdeutschen.

schloh = trinken (L.), nur in Verbindung mit dem Getränk als Objekt, also z. B. einen Konn schloh = einen Schnaps trinken (f. d. Text), jedenfalls dial. für „schlagen", wie auch der Verf. meint (vgl. bei Kehrein 358: Schloh = „Schlag" in der Bedeutg. „Lage, Reihe, Strich") Die Kundensprache (428) kennt die Wendung: einen schmettern = einen Schnaps trinken.

Tappch = Kirmes (V.). Die Bezeichnung dürfte (mit dem Verf.) zu stellen sein zu tappchen (Frequentativbildg. von tappen) = „fest, hart, plump (od. ähnl.) auftreten" (f. Vilmar 409; vgl. Kehrein 402; Schmidt, Westerw. Jd. 250) und demnach wohl auf das Tanzvergnügen der Bauern auf den Kirchweihfesten Bezug nehmen; vgl. das Synom. Trät[1]) sowie oben (S. 181) bei Tripps.

Trubel oder Trull = Kaffee (V.). Nach Kehrein 410 ist Troll oder Trollch (ersteres im Westerwald, letzteres siegerländ.) = „schlechter Kaffee, aufgekochter Satz"; vgl. Schmidt, Westerw. Jd. 267; Woeste 274 hat Tröll = „schlechte Brühe" u. Koffetröll, Schambach, W.-B. der niedd. M.-A. d. Fürst. Göttingen u. Grubenhagen (Hannov. 1858), 285: Trül = dünner Kaffee.

Kapitel 6. Verwendung der Endungen -erich, -et, -es (-ches) und -er (bei Hauptwörtern).

Durch den Gebrauch der drei ersten Endsilben sowie die Endung -er auch bei Bezeichnungen für Tiere und Sachen nähern sich unsere Geheimsprachen wieder dem Rotwelsch[2]). Wortbildungen dieser Art sind:

a) auf -erich:

Satterich = Leib (V.). Mit den Verf. wohl jedenfalls zu „satt" zu stellen. Formell ähnlich das bekannte Tatterich od. Datterich (f. Weigand II, 1028; Crecelius II, 253);

---

[1]) Trät = Kirmes (V.) ist wohl (mit dem Verf.) in derselben Weise (wie Tappch) von dem „Treten" auf dem Tanzboden abzuleiten. Vermutlich gehört dann weiter trät oder Schieb en trät = betrunken (V.) gleichfalls hierher, wozu übrigens noch bemerkt sei, daß die (neuere) Kundensprache die Bezeichnung „im Tritt" für „betrunken" kennt (f. Schütze 96; Ostwald [Ku.] 157).

[2]) Denn auch die (in Teil I noch nicht betrachtete) Endung -es kommt im Rotw. öfter vor; Beispiele bei Pott II, 33, Nr. 2.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

b) auf -et:

Krambet = Hunger (L.). Etymologie unsicher, vielleicht darf man doch an „Krampf“ (altsächs. u. niederd. kramp [s. Näh. bei Kluge, W.-B. 262; vgl. Weigand I, 1136]) denken mit Bezug auf den Zustand des Magens beim Hungern. — Über die Endung -ets in Sägets = Salz s. noch weiter unten (Kap. 7, lit. e);

c) auf -es (-ches).

Vgl. S. 198, Anm. 2. Auch in unserer Gemeinsprache u. bes. in den Mundarten finden sich bekanntlich Substantive auf -es, bei denen es sich zum Teil wohl um das Genitiv -s handelt; s. dazu bes. Behaghel, Deutsche Sprache (5. Aufl. 1911), S. 308; vgl. Crecelius I, 284 u. Kehrein 163 (betr. Bezeichngn. von Kinderspielen auf -ches). Bei den Wörtern auf -ches an eine Pluralbildung (wie bei Trittches = Schuhe [s. oben S. 181]) zu denken, verbietet wohl der Umstand, daß die hier in Betracht kommenden Ausdrücke sämtlich für nicht in der Mehrzahl stehende Begriffe gebraucht sind.

α) Auf -es ist (außer dem etymol. unklaren Ausdruck Brenobes = Kaffer [B., s. Teil III] und dem unsicheren Hormes = Uhr [s. oben S. 193, Anm. 1])[1]) gebildet:

Grabbes = Pickel, Nagel, Gabel (B.). Es gehört wohl jedenfalls zu d. nieder.- u. oberhess. grappen (grabbe) = „(hastig) zugreifen“ (s. Crecelius I, 431/32; Vilmar 134) bezw. zu dem Subst. Greif, Greift (Gräf[t]) = „dreizinkige Mistgabel“ (s. Crecelius I, 435; vgl. Kehrein 171 obd. mit 244 unter „Krapp(e);“ Vilmar 136 [Greipe]; Woeste 84 [Gräpe]).

β) Auf -ches lauten aus (außer den etymol. unklaren Bättches = Speck [B.] u. Killjoches = Rock [B., s. Teil III]):

Rewittches oder Schneewittches = Sauerkraut (B.). Vielleicht ist die zweite Form die ursprünglichere und nimmt Bezug auf die helle Farbe des (ungekochten) Sauerkrauts.

Schnippches = „Matte“ (B.). Jedenfalls Dimin. von Schnipp, das (neben Schnippchen und Schnipsel) für den „Schmierkäse“ im östl. Hessen gebräuchlich ist; s. Vilmar 363.

Zollches = Soldat (L.). Wenn man hierbei nicht an eine bloße mundartl. Verkleinerung von „Soldat“ denken will, könnten noch die Schimpfwörter Zolch od. Zolchen (bayr.) für eine grobe (klotzige) bezw. (schweiz.) Zolg(en) für eine langsame Person (s. bes. Schmeller I, 1117 mit näh. etym. Angaben; vgl. Kehrein 455) herangezogen werden.

c) Substantive auf -er:

α) für Stände und Berufe[2]):

aa) einfache (nicht zusammengesetzte):

Schoarwer = Zimmermann (B.). Der Ausdruck gehört zweifelsohne zu oberhess. scharben (schärwe), auch schon mhd. scharben = „in kleine Stücke zusammenschneiden“, das auch anderswo, bes. für „Kraut schneiden“ vorkommt; s. D. W.-B. VIII, 2177; Vilmar 342; Kehrein 340; Hertel 226 (schorben).

---

[1]) Vgl. auch weiter unten bei der Zus. Hackespitscher.

[2]) Über Mararer s. schon oben S. 195. Über die auf Eigenschaften von Personen hindeutenden Ausdrücke Kätzerer und Spenner s. schon oben S. 197 u. S. 196, Anm. 2.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bb) Zusammensetzungen:

Hackespitscher = Zimmermann (L.). Vermutlich dürfte die richtigere Schreibung des Wortes: Hackespitscher sein, zusammengesetzt aus Hackes (Bildung auf -es, wie Grabbes; vgl. westfäl. Ackes = Beil [Woeste 2]) und -pitscher zu pitschen (pfitschen), einem schallnachahmenden Zeitw., das hier ungefähr „(tönend) schlagen" bedeuten würde; s. Schmeller I, 445; Crecelius II, 662; Vilmar 303; Hertel 182. Eine Art Analogie dazu bildet das von Klenz 87 als ndd. angeführte Arschkepitscher (Syn. zu „Arschpauker") = Lehrer.

Knittelbisser = Klarinettenbläser (L.). Die Bedeutg. ist jedenfalls (im Schriftdeutsch) „Knüppelbeißer" zu Knittel (Knüttel) = Knüppel, d. h. Stock (s. Kluge W.-B. 254, 258; Paul 299; Weigand I, 1084/85) und Bisser, oberhess. = „Beißer" (s. dazu Crecelius I, 148 unter „beißen").

Witzebeglärer = Lehrer (V.). Die Erklärung des Verfs. (s. d. Text) ist wohl zutreffend (betr. Witz s. Teil I, S. 182, Anm. 1). Während diese drei Zus. von Zeitwörtern abgeleitet sind, geht auf ein Substantiv (Zoll) offenbar zurück das sonderbare:

Sechszöller = Meister (V.), das wohl auf die Überlegenheit des Meisters über die Gesellen hindeutet. — Die Verwendung eines Familiennamens auf -er als Berufsbezeichnung findet sich in:

Bohmeier = Lehrer (L.) nach bekannten Vorbildern unsrer allgem. Umgangssprache (wie etwa Schlau-, Schwindel-, Vereinsmeier). Unklar bleibt jedoch die Bedeutung des Boh- in dieser Verbindung.

β) Substantive auf -er für Tiere:

aa) einfache:

Buttger = Schwein (V.). Vielleicht eine Weiterbildung aus dem mundartl., bes. auch oberhess. Wutz (Dim. Wudzi) = „Schwein" in d. Kinderspr. (s. Crecelius II, 928; vgl. Vilmar 462; Kehrein 450; Schmeller II, 1064)[1].

bb) Zusammensetzung:

Auwebattscheler = Hering (V.). Zu Auwe = Wasser (s. oben S. 196) u. battschelen zu batschen, patschen, als schallnachahmendem Zeitw. (s. dazu Crecelius I, 98, Nr. 2 obd. mit Schmeller I, 415, Paul 398 u. Weigand II, 386). Ganz bes. paßt zu Form und Bedeutg. des Wortes das thür. pfatscheln = „sich mit Geräusch lustig im Wasser bewegen" (Hertel 179). Analogien im Rotw.: Dreckpatscher (-batscher) oder Lachenpatscher = Ente; vgl. Günther 73, Anm. 75.

γ) Substantive auf -er für Sachen:

aa) einfache;

Schlarwer (L.) oder Schloarwer (V.) = Suppe. Der Ausdruck gehört wohl zu mundartl. schlorfen = „hörbar eine Flüssigkeit einsaugen" (s. Crecelius I, 741) = schriftd. schlürfen (s. Weigand II, 740). Vgl. das Syn. Schnall (s. Teil I, S. 180). Dazu die Zus. Dawwesser-Schlarwer = Kartoffelsuppe (V., s. oben S. 170) u. Mikschloarwerpicke = Mittagessen (L., vgl. oben S. 184). Über Rewäller = Erbsen (V.) und Späizer = „Matte" (V.) s. noch Teil III.

bb) Zusammensetzungen:

Diese sind ausschließlich mit Macher oder Mächer (oberhess.; s. Crecelius II, 571) gebildet, nämlich:

[1]) Über die Nebenform Pottger sowie über Wattger = Kuh s. die Hypothesen oben S. 194.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hellmächer = Fenster, Lampe (V.), vgl. auch weiter unten: **Hellbink**.

Schöhmacher = Uhr (V.), d. h. eigentl. „Stundenmacher" (vgl. oben S. 161).

Warmmächer = Ofen (V.) Analogie in Rotw.: Wärmling = Ofen (s. z. B. Zimmermann 1897 [389]), auch in den Krämerspr. neben Wärmerle u. Wärmerling (s. Kluge, Rw. 437, 441, 484).

Im Anschluß hieran ist noch die Substantivierung eines **Eigenschaftsworts** auf -es (wenn mit unbest. Artikel gebr.) zu nennen, nämlich:

Allerfeinster = Wein (V.). Mehr mit dem bestimmten Artikel gebräuchlich zu sein scheint dagegen:

der Kurze = Schnaps (V.), wohl im Sinne von „kurzer Schluck", das nach Erg.-Heft 2 zu Vilmar-v. Pfister 22 allgem. oberhessisch, nach Kehrein 252 auch nassauisch ist.

Kapitel 7. Metaphern und Verwandtes.

a) **Übertragungen von Tiernamen auf andere Tiere** (vgl. oben S. 190).

Gickel = Pferd (V.). Vom Verf. richtig erkannt. Über Gickel, oberhess. = Hahn s. Crecelius I, 421; vgl. auch Vilmar 126. Eine Analogie findet sich in dem thüring. Krippengöker für „ein Pferd, das am Holz der Krippe herumbeißt" (Hertel 148) sowie in der Wiener Gaunerspr., die Bachhendl, d. h. gebratenes Hühnchen für „Pferd", insbes. „Einspännerpferd" kennt (s. Pollak 205).[1])

b) **Übertragungen von Tiernamen auf Sachen** (vgl. dazu Günther 71, 72).

Bock = Uhr (V.). In den hessischen Mundarten unbekannt (s. Crecelius I, 185, v. Pfister zu Vilmar 28 u. Kehrein 85 unter „Bock").

Rehbock = Laib Brot (V.). Wohl nach der (braunen) Farbe so benannt, wie wahrscheinl. auch das gleichbed. gaunersprachl. Bär (s. Günther 71). Im Anschluß hieran seien gleich auch zwei Methaphern genannt, bei denen es sich um einzelne **Teile** des tierischen Körpers handelt, nämlich:

Kühmäuler = Handschuhe (V.) u.

Rüssel = Horn (als Musikinstrument).

c) **Übertragungen von Tiernamen auf Personen** (vgl. oben S. 190). Hierher gehört:

Fohlen = Mädchen, Bauerntochter (V.). Nach Vilmar 108 ist Fohlen (nicht: Füllen) die „ausschließliche Bezeichnung des jungen Pferdes in ganz Hessen", wogegen allerdings Crecelius I, 393 Füll (Fill, Fell), Dim. Füllchen als „in der Wetterau und dem Vogelsberg übliche" Formen angibt. Jedenfalls paßt der Ausdruck insofern noch bes., als Fohle (u. schon mhd. vülhe, ahd. fulihha) auch speziell das **weibliche** Füllen bezeichnet; s. Näh. bei Kluge, W.-B. 153, Paul 173 u. Weigandt I, 565. Umgekehrt finden sich auch:

d) **Personifikationen von Tieren** (vgl. Günther 73, 74), so:

geflatterte Worzel = Hering (L.). Die Bedeutung des etymol. mir unklaren Ausdrucks ist „toter (gestorbener) Jude". Da es sich (wie aus

---

[1]) Vielleicht handelt es sich auch bei **Dift-Pferd** (V.) um eine ähnliche Übertragung eines Tiernamens, da im Thüring. Difte (od. Difden) neben Tebe (od. Dewen) „Hündin" bedeutet (s. Hertel 82 u. 243).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Text ersichtlich) bes. um den Hering als Speise handelt, sei dazu erwähnt, daß toter Jude in der Soldatenspr. für den „Kalbsbraten" gebraucht wird (Horn 91).

Hierher gehört weiter auch:

Bruhkittel = Floh (L.), denn das heißt „Braunkittel"; man betrachtet also das Tier als mit einem menschlichen Kleidungsstück versehen, das dann als pras pro toto gebraucht wird (wie Schwarzkittel = Geistlicher, Blaujacke = Matrose usw.). Dazu finden sich zahlreiche Analogien, so bes. (in der Farbenbezeichnung übereinstimmend): braune Husaren in der Soldatenspr. (Horn 106), aber auch sonst wohl üblich (s. H. Meyer 47), ähnlich: schwarzer Dragoner in der neueren Gauner- u. Kundensprache (s. A.-L. 606; Ostwald [Ku.] 141), wofür in älterer Zeit auch Schwarzreiter (s. schon Pfister 1812 [294] u. a. m.; vgl. Archiv 47, 133).

In das militärische Gebiet gehört auch noch:

Schutztruppe = Flöhe (B.)[1].

e) *Metaphorische Bezeichnungen von Sachen nach anderen Sachen* (vgl. oben S. 190ff.)

Vorbemerkung: Auch hier vermitteln den Übergang zu den eigentlichen Metaphern einige mehr allgemein gehaltene Umschreibungen bestimmter Gegenstände. Eine besondere, engere Gruppe darin bilden zunächst wieder die Zusammensetzungen mit Ding (Dink), so:

Blauding = Bett (B.). Der. Verf. denkt an den „blauen Montag", vielleicht liegt es aber näher, Blauding als Flaum- (od. Pflaum-) ding zu deuten, wobei dann Flaum (älter u. noch jetzt oberd. Pflaum, mhd. pflûme, ahd. pflûma, Lehnw. aus latein pluma) die „Flaumfedern", „Bettfedern" bezeichnen würde; s. dazu Kluge, W.-B. 139; Paul 169; Weigand I, 546 vbd. mit II, 442 unter „Plumeau". Vgl. auch aus der Gaunerspr. Flauen = Bettfedern bei Zimmermann 1847 (377), schon älter Bläumling = Federn, d. h. (wie aus Zusammensetzungen ersichtl.) bes. Bettfedern (s. z. B. schon v. Grolmann 8 u. T.-G. 92, u. dazu Pott II, 37).

Leichter verständlich sind:

Helldink = Lampe (L.; vgl. oben das Syn. *Hellmächer* [B.]),

Hohlding = Faß (L.) und

Reißding = Dreschmaschine (B., s. dazu den Text).

Nicht mehr ganz so unbestimmt (doch auch noch keine Metaphern i. e. S.) sind die folgenden Benennungen:

Ofenlappen = besonders zubereitete Pfannkuchen (B.), eine allgem. oberhess. Bezeichnung (worüber das Näh. bei Crecelius II, 638) und

Rezell = Hemd (B.), denn das bedeutet (nach Weber) wahrscheinlich soviel wie „reiner Zettel", wobei jedoch „Zettel" nicht in dem gewöhnlichen Sinne von „Papierblatt" u. dgl. zu nehmen ist (sonst wäre es ja schon eine Metapher im e. S.), sondern in der Bedeutung „Aufzug oder Kette eines Gewebes" (zu mhd. zetten = „zerstreuen, ausbreiten"; s. Kluge W.-B. 505 unter „Zettel", Nr. 1 u. Weigand II, 1320 unter „Zettel", Nr. 2). Dieses Wort wird (nach Crecelius II, 938) auch Zell ausgesprochen.

Von Metaphern im e. S. sind hier zu nennen:

---

[1]) Über *Goje* = alte Kuh (B.) s. schon oben S. 170.

Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Brätsel = Trompete (L.), nach der Form einer Bretzel (s. d. Text); vgl. in der Gaunerspr. Bretzel = Handschelle (s. Günther 20).

Entenstall = „Chaise" (Wagen) (B.); s. dazu den Text.

Lattwerje = „Matte" (B.); s. dazu über den Begriff Latwerge (-werje) in Oberhess.: Crecelius II, 538.

Milchdöppe = Handschuhe (B.), vermutlich zunächst mit Bez. auf weiße Handschuhe. Vgl. das berlin. Milchtöppe = Kutscher der sog. Taxameterdroschken nach ihren weißen Hüten (s. H. Meyer 81; Klenz 86).

Stock = Brot (B.).

Auch Sägets = Salz (B.) gehört vielleicht noch hierher, wenn es nämlich eigentlich „Sägemehl" bedeutet, wie das fast gleichlautende Seeges nach Birlinger, Schwäb.-Augsb. W.-B., München 1864, 385 (Mittlg. v. A. Landau). Über den Ausdruck Nassauer Bank = „Wirtshaus" (B.) s. unten in Kap. 8.

g) Sachbezeichnungen für menschliche Körperteile:

Außer Hamm = Nase (s. oben S. 194 u. Anm. 2) kommt hierfür noch in Betracht:

Zifferblatt für Gesicht (B.), wonach der Mensch wohl mit einer Uhr verglichen erscheint. Das Gegenstück dazu bilden:

h) Personifizierungen von Sachen (vgl. oben S. 191), und zwar:

α) nach Verwandtschaftsnamen:

Frau Waser (L.) oder Frau Was (B.) = Bier, d. h. (nach dem Verf.) = „Frau Base", daher auch die Zus. Hohlding Frau Waser = Faß Bier (L.);

β) nach Berufsbezeichnungen (vgl. Günther 75ff., 76, Anm. 82):

Grüner Jäger = Salat (B.). Dazu sei bemerkt, daß sich in der Gaunersprache gleichsam die umgekehrte Metapher, nämlich Grünstäudel (d. h. kleine grüne Staude) für den (ja meist mit grünem Rocke versehenen) Jäger findet (s. z. B. Schintermicherl 1807 [289]; vgl. Schwäb. Händlerspr. [482: Grünstäudle]);

γ) nach Eigennamen (vgl. dazu Pott II, 36, Nr. 6; A.-L. 288/89; Günther 83, 84). Um einen solchen Fall handelt es sich offenbar bei:

Jakob = Sonne (B.)[1].

Kapitel 7.

Längere (zum Teil metaphorische) Redensarten.

Auch in dem Gebrauch solcher Wendungen zeigt sich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Rotwelsch (s. dazu Günther 99 ff.).

Zu nennen sind hier:

ich kneis' die Farbe = ich weiß, wie es gemeint ist (L., im Text; Farbe = das Gesagte [im Vokab.] ist zu allgemein); über kneisen s. oben S. 178; vgl. unser gemeinsprachl. „Farbe bekennen", das aus dem Kartenspiel stammt (s. Paul 159);

---

[1]) Über nur scheinbare Eigennamen (wie Jochim u. Jörj) s. schon Teil I; auch Trudel (s. oben S. 198) klingt wie eine Abkürzg. von Gertrud u. Grett (s. Teil III) erinnert an Grete.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie viel Hörner hat der Bock? = wie viel Uhr ist es? (B.), zu Bock = Uhr (s. oben S. 201);

wie viel Versch (Verse) wer'n gesungen? = wie viel Runden werden getrunken? (B.);

die Stube ist nicht gekehrt = es sind Zuhörer da, bezw. die Stube ist gekehrt oder sauber = die Luft ist rein (B.);

der grüne Jäger hat gewichste Stiefel oder lange Stiefel an = der Salat ist gut oder schlecht (B., vgl. oben S. 203); endlich noch:

das Geld auf die Nassauer Bank tragen = es im Wirtshaus (beim Naß-Bilangs = Wirt) lassen (B.)[1]).

Teil III.

Zusammenstellung der (bisher noch nicht besprochenen) Wörter unsicheren Ursprungs.

Bänch (L.) oder Banch (B.) = Butter; Bättches = Speck (B.); Bang = Brot (B.); Bennel = Wurst (B.)[2]); brankeln = kochen, braten L.)[3]); Brenobes = Kaffee (B.)[4]); derwählen = kriegen (L.); Deuzel = Wasser (B.)[5]); Faatsche = Kuchen, Wecke (B.); Fetz = Hunger (B.); Fietse = Apfelwein (B.)[6]); flieben = essen (B.)[7]); fockern = einsammeln

[1]) Diese Wendung nimmt jedenfalls Bezug auf die im Wirtshaus ausgeschenkten Getränke. Über die verschiedene Bedeutung von Nassauer in der Gauner- und Kundenspr. sowie s. Erklärung s. Schütze 80 obd. mit Günther 97, Anm. 115 u. im Archiv 33, 241, Anm. 7 a. E.

[2]) Vgl. die ebenfalls auf -el auslautenden Vokabeln: Deuzel, Schmelmel, Schnoarwel, Schwöwel (bei denen es sich zum Teil wohl um die — in Hessen übrigens nicht gebräuchliche — Verkleinerungsform handelt).

[3]) Vielleicht Nebenform zu braten; vgl brotzeln (Crecelius I, 210) u. brunkeln = „wallen, sprudeln, vom Wasser in einer Quelle" (ebs. I, 214).

[4]) Hierzu sei bemerkt, daß sich als gaunersprachl. bei v. Grolman 11 u. T.-G. 104 u. Karmayer 193 Brannoht = Kaffee angeführt findet, über dessen Etymologie ich nichts in Erfahrung bringen konnte; zu vgl. auch Brau(n)hans = Kaffee (vom Eigennamen Hans) im Pfullendorf Jaun.-W.-B. 1820 (341) u. danach auch bei Neueren. Der obigen Form näher steht Brennabi bei A.-L. 527, das aber „Schnaps" (eigentl. wohl „brenn hinab") bedeutet; vgl. Brennabor = Schnapsflasche bei Rabben 28 u. Ostwald 28.

[5]) Anklingend in Form u. Bedeutung: Deuchel (od. Deichel) = Wasserröhre, rhein. nach Kehrein 110.

[6]) Vgl. dazu im Bargunsch von Zeele (444): Fitse klar (F. plump od. funksen), sämtl. = Wein.

[7]) Vielleicht zusammenhängend mit Flabbe (Fläbbe) oder Flappe = „(großer) Mund", „Maul", bes. „herabhängende" (Unter-) Lippe, das mundartl. weit verbreitet (s. i. allg. Kluge, W.-B. 139; Weigand I, 541) und von Ostwald 49 auch als kundensprachl. angeführt ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(B.)[1]); **Grett** = Kaffee (B.); **Hoh** = Geige (L.); **jotte** = dreschen (B.); **Kahn** = Wirt (B.); **Killjoches** = Rock (B.)[2]); **Konn** = Essen (L.; über die Bedeutung „Schnaps" s. oben S. 197, An. 2); **Kräht** = Geldbeutel (B.)[3]); **Lau** = Trommel (L.); **laukſen** = zehn (B.); **letting** = schlecht (L.)[4]); **Menn** = Schnaps (B.); **mitsche** = fort (gehen) (B.); **Naute** = „Matte" (B.); **pitschend** = schlecht (B.); **Räistche** = Kännchen (B.); **Rewäller** = Erbsen (B.)[5]); **Rewällje** = Kartoffeln (B.); **Rollkamm** = Pferd (B.)[6]); **Schlei** = Salat (B.)[7]); **Schmelmel** = Ring (B.)[8]); **schnajeln** = trinken;

---

[1]) Wenn man das Wort nicht vielleicht zu dem alten rotw. focken = gehen, laufen (s. schon Niederd. Lib. Vagat. [76] u. noch im 19. Jahrh. wiederholt; zur Etym.: Wagner bei Herrig 276) stellen will, könnte man — was zu der Endung -ern noch besser passen würde — auch an (bayr.) fuckern od. fuggern = „handeln, schachern" denken, das von dem Augsburger Handelsgeschlecht der Fugger seinen Ursprung herleitet; s. Näh. bei Schmeller I, 698 u. D. W.-B. IV, 1, 1, 362, Nr. 2, b u. 395.

[2]) Vgl. dazu Joche = Weste im Nordwestfäl. Bargunsch (445).

[3]) Denkbar wäre wohl eine Beziehung zu d. mundartl. Kratte, Kratten = Korb, tiefer Handkorb (Wagenkorb); s. Schmeller I, 1385 vbd. m. D. W.-B. V, 2070; vgl. Weigand I, 1139.

[4]) Der Gedanke an lüttig (lüttich, lüttch) = klein, unbedeutend, das aus dem Niederd. auch in andere Mundarten übergegangen ist (vgl. z. B. Vilmar 256; v. Pfister zu Vilmar 170; Hertel 161) und von dem Österreicher Kormayer sogar seinem „Gaunerglossar" einverleibt ist (168), dürfte vielleicht nicht zu gewagt sein.

[5]) Will man nicht etwa Rewäller als „Rebeller" auffassen (wegen der schweren Verdaulichkeit von Erbsen als Speise), so liefern noch lautliche Anklänge die für „Erbsen" vorkommenden rotw. Vokabeln Rillergen, Rillcher (Kluge, Rw. 230, 304) oder Rellerchen, Röllerchen (bei v. Grolman 56 u. T.-G. 92 u. a. m.), die von Pott II, 167 (unter „Chrichil") zwar auf das Zigeunerische zurückgeführt sind, sich aber doch vielleicht einfacher aus unserem Zeitwort „rollen" erklären lassen. Weniger zu der Bedeutung, aber nicht übel zu der Form des Ausdrucks würde auch passen das (bes. auch hessische) Riwwel oder Ribbel = „Brotkrume, Bröckchen aus Ei und Mehl" u. dgl., zu riebeln, ribbeln, riwweln = „reibend zerkleinern" („Riwwel machen"); s. D. W.-B. VIII, 909, vbd. m. Crecelius II, 685, Vilmar 325, v. Pfister zu Vilmar 202 u. Kehrein 328.

[6]) Während Roll natürlich zu rollen = fahren, Roller = Wagen (s. oben S. 184 u. 188) zu stellen ist, vermag ich das -kamm in dieser Zus. nicht zu deuten.

[7]) Vielleicht eine Weiterbildung von Schlat = Salat, das z. B. in der Aachener Mundart vorkommt; s. Müller u. Weitz, Idiot. der Aachener M.-A. (Aachen 1836), 211 (nach Mittlg. von A. Landau).

[8]) Das mundartl. Schmelme, Schmilme u. ä. = a) Stengel, Halm des Grases; b) Beschlag an einem Stocke, Stockzwinge (s. v. Pfister zu Vilmar 258/9; Kehrein 357; Schmeller II, 350) könnte doch vielleicht als Quelle des Ausdrucks gedacht werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schnoarwel = Glas Schnaps (L.)[1]; Schwännche = Futteral (L.); Schwöwel = Katze (B.); sepp = gut (B.); Späizer = „Matte“ (B.); Spruse = Hosen (B.); stappen = schlafen (L.); Steffel = Zigarre (B.)[2]; streppe = sich brechen (L.)[3]; Strieh = Großmutter (B.); Trübwell = Großvater (B.)[4]; Vochte = Brot (B.); Weinaß = Schnaps (B.)[5]; Weißkill = „Matte“ (B.)[6]; weiweln = trinken (B.); Well = Mann, Bauherr (B.); Wilangs = Mann (L. u. B.)[7]; Wogge = Mund (B.); Worzel = Jude (L.)[8]; zisseln, zesseln = schreiben; aufzesseln = aufschreiben (L.)[9].

---

[1]) Aus der vom Verf. im Text angeführten Redensart: ein Schnoarwelche Konn schloh = ein Schnäpschen trinken, ergibt sich, daß Schnoarwel nicht sowohl den Schnaps selber als vielmehr die Quantiät und zwar eine geringe Menge, bezeichnet. Es kann daher wohl in Vergleich gesetzt werden zu: e Schnebbelche Worscht, d. h. ein kleines Stückchen (s. Crecelius II, 755; vgl. auch thüring. Schnörpfel = „Wurstzipfel“ (Hertel 258).

[2]) Doch wohl eine Dimin.-Form von „Stab“ (wofür z. B. westfäl. Staff; s. Woeste 253). Als Analogien vgl. das kundenspr. Schmo(c)kstock = Zigarre (s. Näh. Archiv 43, 68) und bei den Wiener Gaunern Spahn = Zigarette (Pollak 231).

[3]) Zu der vom Verf. im Text angeführten Umschreibung: der Wattger (Kuh) die Latt (Milch) herausstreppen = melken sei bemerkt, daß Stripse für „Milch“ im Nordwestfäl. Bargunsch (441) bekannt ist.

[4]) Vgl. Well; betr. das Trüb- in dieser Zus. s. schon oben (S. 178) bei Trübmoß = Großmutter.

[5]) Die Endung -naß erinnert an den Naß-Wilangs (s. Anm. 6) und die Nassauer Bank (s. oben S. 204).

[6]) Weiß jedenfalls nach der Farbe, also vielleicht = „Weißkittel“ (?); vgl. oben Killjoches.

[7]) S. dazu schon oben S. 195, Anm. 2; vgl. die Zus. Dille-Wilangs = Großvater (oben S. 176) u. Naß-Wilangs = Wirt.

[8]) Über die Bezeichnung geflatterte Worzel = Hering s. oben S. 201.

[9]) Dafür könnte allenfalls herangezogen werden das mundartl. zisseln (zi[e]sseln) = „dünn ausstreuen (auseinander streuen), ausschütteln“; s. Näh. bei Vilmar 471; vgl. Kehrein 454.



Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Heuschrecke im Aberglauben.

Von Eugen Fehrle, Heidelberg.

Den Heuschrecken werden verschiedene übernatürliche Fähigkeiten zugeschrieben[1]). Livius XXX 2 nennt sie neben anderen schlimmen Vorzeichen. Sie haben den Einfall der Türken (1543) und oft Pest und anderes Unglück verkündet[2]). Die alten Griechen nannten eine Art Heuschrecken Wahrsagerinnen μάντεις[3]). Im Scholion zu Theokrit Id. X 18 wird eine Erklärung dieses Ausdrucks gegeben: Τὴν αὐτὴν (sc. τὴν καλαμαίαν) δὲ καὶ μάντιν (sc. φησί) ἢ ὅτι προμαντεύεται λιμὸν φαινομένη ἢ ὅτι κακόχρους καὶ πρασίζουσα καὶ οἷς ἂν ἐντρανίσῃ ζώοις κακὸν προμηνύει. Nicht nur als Verkünderin schlimmer Zukunft ist die Heuschrecke gefürchtet, sie schadet schon durch ihren Blick. Im ebengenannten Scholion wird erzählt: εἰ προβλέψῃ τι τῶν ζώων, ἐκείνῳ κακόν τι γίγνεσθαι[4]). Diese Eigenschaft hat der Mensch für sich ausgebeutet: Peisistratos ließ an der Burg von Athen zur Abwehr bösen Zaubers ein heuschreckenähnliches Tier anbringen[5]). Auf einem aus Ägypten stammenden Steinamulet des Britischen Museums[6]) ist eine Heuschrecke neben anderen übelabwehrenden Tieren dargestellt. Als Amulete werden z. T. wohl auch die Münzen und Gemmen, auf denen Heuschrecken abgebildet sind, gebraucht worden sein[7]); dienten ja doch Münzen oft diesem

[1]) S. Bochart, Hierozoicon (Lipsiae 1796) III 251 ff.; Chr. Ortlob, De praesagiis locustarum incertis et falsis (Lipsiae 1718); J. B. Friedreich, Symbolik und Mythologie (Würzburg 1859) 624 ff.

[2]) L. Hopf, Tierorakel und Orakeltiere (Stuttgart 1888) 219.

[3]) O. Jahn, Archäologische Beiträge (Berlin 1847) 145 f.; Derselbe, Berichte der Königl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1855, 28 ff., Über den Aberglauben des bösen Blickes bei den Alten.

[4]) Vgl. Hesych s. v. κραυγή; S. Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes (Berlin 1910) I 135.

[5]) Chr. A. Lobeck, Aglaophamus (Königsberg 1829) 970 ff.

[6]) Imhoof-Blumer und Keller, Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums (Leipzig 1889) Taf. XVI Nr. 26.

[7]) Ebenda VII 37—40; IV 29; VIII 13; XVI 26; XXIII 31—37, 41 bis 43; XXVI 64. Übelabwehrend ist wohl auch die Heuschrecke auf einem Hochzeitsring, ebenda Taf. XXIII Nr. 31. Vielfach darf man wohl hinter der Darstellung einer Heuschrecke nichts anderes suchen als eine Spielerei eines Künstlers, ebenda Taf. XXIII Nr. 41 ff. Vgl. Schweizer Archiv für Volkskunde XVI (1912) 68, wo ich entsprechende Darstellungen des Hahnes besprochen habe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zweck[1]). Daraus hat sich die Anschauung erweitert; man rechnete die Heuschrecke zu den Tieren, die Übel jeder Art abwenden können. Nach Plinius N. h. XXX 30 werden Heuschreckenfüße gegen Krätze verwendet, durch Räuchern von Heuschrecken heilt man Krankheiten der Harnorgane, besonders bei Frauen (Ebenda XXX 123). Nach orientalischem Aberglauben der römischen Kaiserzeit wird bei Ohrenschmerzen ein Heuschreckenei ins Ohr gehängt und man schützt sich auch sonst damit[2]). Im Orient werden Heuschrecken gegen Skorpionenstiche verwendet[3]), bei uns heilt man mit ihnen Warzen und Wunden[4]). Die Heuschrecke muß in die Warze beißen. Gegen mehrere Krankheiten, vor allem gegen Fieber helfen sie. Ein Rezept sei hier angeführt[5]): Man schreibt auf einen Zettel:

„Du lieber heller Tag
Nimm diesem Kranken die 77 Fieber ab".

wickelt in denselben eine Wiesenheuschrecke, der Kranke muß ihn mittags um 12 Uhr[6]) um den Hals hängen, den anderen Tag um dieselbe Zeit abnehmen und das Päckchen in fließendes Wasser werfen[7]).

Die Heuschrecken sind nach dem bisher Gesagten als Wesen mit übernatürlichen Kräften aufgefaßt. Als solche sind sie geschildert beim Propheten Joel[8]) und in der Johannes-Apokalypse Kap. 9. Hier heißt es[9]): „Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken hervor auf die Erde, denen wurde Macht gegeben, wie sie die Skorpionen

---

[1]) Seligmann a. a. O. I 211. 228. II 19 ff. Die von Seligmann angeführten Beispiele sind allerdings zum großen Teil auf ganz anderen Glauben zurückzuführen. Nur ein Teil gehört hierher.

[2]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III (1893) 141.

[3]) Ebn Baithar, Große Zusammenstellung über die Kräfte der bekannten einfachen Heil- und Nahrungsmittel, aus dem Arabischen übersetzt von Sontheimer (Stuttgart 1840) I 304.

[4]) J. Jühling, Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit (Mittweida 1900) 91; Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Bearbeitung (Berlin 1900) 118 f.

[5]) Jühling a. a. O.

[6]) Vgl. Alemannia, 3. Folge IV (1912) 23.

[7]) Vgl. Hovorka u. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin (Stuttgart 1908) I 141; el-Cazwini's Kosmographie ed. Wüstenfeld (Göttingen 1849) I 431.

[8]) A. Merx, Die Prophetie des Joel und ihre Ausleger (Halle 1879) 83 ff.; H. Greßmann, Der Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie, Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments, 6. Heft (Göttingen 1905) 91 ff., 187 f.

[9]) Nach der Übersetzung von J. Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments.

Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Erde haben. Und es wurde ihnen gesagt, sie sollten dem Gras der Erde, allem Grünen und allen Bäumen kein Leid tun, sondern nur den Menschen, die das Siegel Gottes nicht auf der Stirn haben .... Und die Heuschrecken sahen aus wie kriegsgerüstete Rosse und auf ihren Köpfen war es wie goldige Kränze, und ihre Gesichter waren wie Menschenantlitz; und sie hatten Mähnen wie Weiberhaare, und ihr Gebiß war wie Löwenzähne, und Brustharnische hatten sie wie eherne Panzer, und das Rauschen ihrer Flügel war wie das Getöse vieler Wagen und Rosse, die in die Schlacht rennen. Und Schwänze haben sie wie die Skorpione und Stachel, und in den Schwänzen sitzt ihre Kraft, damit tun sie den Menschen wehe fünf Monate lang. Über sich haben sie als König den Engel des Abgrunds, der heißt auf Hebräisch Abaddon, auf Griechisch Apollyon, d. i. Verderber"[1]). Die Apokalyptiker werden bei diesen Schilderungen wohl aus dem Volksglauben geschöpft haben[2]).

Die Orientalen[3]) wie die Griechen und Römer kannten viele Mittel, durch die man Heuschrecken vertrieb. In Werken über Landwirtschaft waren solche Anweisungen enthalten. Einige haben wir in den Geoponica, einem Sammelwerk über Landwirtschaft, das z. T. anf sehr alte Quellen zurückgeht, im wesentlichen im 4. Jhdt. n. Chr. zusammengefaßt war, im 6. Jhdt. von Cassianus Bassus zu einem Korpus vereinigt und im 10. Jhdt. auf Befehl des Kaisers Konstantinos Porphyrogenetes fast unverändert wieder herausgegeben ward[4]).

---

[1]) Nach arabischem Volksglauben ist die Heuschrecke ein Geschöpf des Teufels, vgl. O. Dähnhardt, Natursagen, I Sagen zum Alten Testament (Leipzig 1907) 146 und bes. 168 f.

[2]) Greßmann a. a. O. 94. Im Orient gelten die Heuschrecken vielfach für kultisch unrein. Man darf sie deshalb nicht essen. Vielleicht hängt dies Verbot mit den obigen Ausführungen zusammen. Vgl. E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum, Rel. gesch. Vers. u. Vorarb. VI (Gießen 1910) 46, 3. Öfters werden sie aber wieder als Nahrung armer Leute angeführt. Vgl. J. Benzinger, Hebräische Archäologie[2] (Tübingen 1907) 29. 68. 409. K. Böckenhoff, Speisesatzungen mosaischer Art in mittelalterlichen Kirchenrechtsquellen des Morgen- und Abendlandes (Münster 1907) 22. 48.

[3]) Ad-Damîrî's Hayât al-Hayarân, A zoological lexicon translated from the Arabic by Jayakar (London 1906) 407 ff.

[4]) Geoponicorum sive de re rustica libri XX graece et latine rec. et illustr. Nic. Niclas (Lipsiae 1781). Den Text mit kritischem Apparat hat i. J. 1895 H. Beckh bei Teubner wieder herausgegeben. Ich arbeite gegenwärtig an einer neuen Ausgabe.

Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ich werde hier das 1. Kapitel des 13. Buches übersetzen und erklären.

Περὶ ἀκρίδων Δημοκρίτου.

Über Heuschrecken von Demokrit[1]).

1.

Πόλλα μὲν τοῖς ἀρχαίοις εἴρηται πρὸς ἀποδίωξιν ἀκρίδων. ἐγὼ δὲ τὰ εὐχερέστερα ἐπιλεξάμενος γράφω.

Vieles ist von den Alten gesagt zur Verfolgung der Heuschrecken. Ich suche nur die leichteren Mittel heraus und gebe sie.

2.

Ἐὰν νέφος ἀκρίδων ἐπέρχηται, πάντες ἔνδον μενέτωσαν ἀφανεῖς, καὶ παρελεύσονται τὸ χωρίον.

Wenn eine Wolke von Heuschrecken kommt, sollen alle innerhalb (sc. der Häuser) unsichtbar bleiben und sie werden an dem Ort vorbeigehen.

Diese Vorschrift bringt Palladius I 35, 12 ausführlicher: Opinio Graecorum est, si nubes locustarum repente surrexerint, latentibus intra tecta cuntis hominibus eam posse transire: quod si inobservantes homines sub aëre deprehendant, nulli fructuum noceri, si continuo omnes ad tecta confugiant[2]).

Dies ist eine merkwürdige Vorschrift; offenbar soll es den Heuschrecken unheimlich werden, wenn sie keinen Menschen sehen und man erwartet, daß sie an diesem verlassenen Ort nicht bleiben.

3.

Ἐὰν δὲ πρὶν τοῦτο παραφυλαχθῆναι ἐξαίφνης ἐπιστῶσιν, οὐχ ἅψονται οὐδενός, εἰ πικρῶν θέρμων ἢ ἀγρίων σικύων ζεσθέντων σὺν ἅλμῃ καταῤῥανθῶσιν[3]). θανοῦνται γὰρ παραχρῆμα.

Wenn sie aber plötzlich herankommen, bevor man sich so vorgesehen hat, dann werden sie nichts berühren, wenn bittere Lupinen oder wilde Gurken zusammen mit Meerwasser gekocht und sie [damit] besprengt werden. Sie werden nämlich sofort zugrunde gehen.

Die Feigbohnen oder Lupinen werden Geop. II 39 als sehr nützlich und heilsam empfohlen. Dort wie IV 15, 5 und XIV 17, 3 werden ihnen auch übernatürliche Kräfte zugeschrieben. Dieser Glaube blieb durch das ganze Mittelalter an ihnen haften[4]).

Gurken waren in der Antike und später viel als Arzneimittel gebraucht[5]). Wie es bei volkstümlicher Medizin fast immer geht,

[1]) Vgl. Rhein. Museum für Philologie N. F. XXXXV (1890) 70 ff.

[2]) Siehe den Commentar von Niclas zu § 2.

[3]) Cf. Palladius, De re rustica I 35, 12: Pelli etiam dicuntur amari lupini vel agrestis cucumeris aqua decocta, si muriae mista fundatur.

[4]) Vgl. H. B. Bock, Kreuter-Buch (Straßburg 1551) 288.

[5]) R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora (Kiel 1894) 54 ff.;

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verband sich auch hier Wissen und Aberglaube. Weil der Laie die wirkliche Heilkraft eines Krautes nicht kennt, glaubt er leicht an eine übernatürliche Kraft, die den Heilmitteln innewohne. Von diesem Standpunkt aus ist es dann leicht verständlich, daß solche Mittel z. B. viele Pflanzen in den Ruf kommen, man könne mit ihnen wunderbare Erfolge erzielen. Von der Gurke glaubte man dies schon in der Antike. Varro führt De re rust. I 2, 25 aus dem Werke der Sasernae, alter römischer Landwirtschaftsschriftsteller, folgendes Mittel gegen Wanzen an: Cucumerem anguinum condito in aquam eamque infundito quo voles, nulli accedunt. In den Geop. selbst werden Gurken häufig empfohlen: Wenn man Gurken- oder Kürbiswurzeln zerstoßt, mit Wasser benetzt und bei Aufgang der Sonne den Samen damit besprengt, sind die Pflanzen gegen Meltau geschützt[1]). In einem besonderen Kapitel (XII 19, bes. 8 ff.), das den Quintiliern[2]) zugeschrieben ist, wird die Heil- und Zauberkraft der Gurken mehrfach erwähnt: Sie helfen bei Magenverstimmung, gegen Ohrenschmerzen, regeln das Urinieren, vernichten die Flöhe, vertreiben Säuglingen das Fieber, wenn man Gurken, die so lang sind wie die Kinder, in das Bett legt. Denn alle Wärme geht dann auf die Gurken über.

Die Lupinen und wilden Gurken müssen mit Meerwasser gekocht werden, um gegen die Heuschrecken zu wirken. Seneca schreibt, Poseidonios folgend[3]), in seinen Nat. Quaest. III 26, 7: Cui (sc. mari) haec natura est, ut omne immundum stercorosumque litoribus inpingat .... cadavera stramentaque et naufragorum reliqua similia ex intimo trahit, nec tantum tempestate fluctuque, sed tranquillum quoque placidumque purgatur. Wegen dieser Eigenschaft des Meeres und infolge des scharfen salzigen Geschmacks des Meerwassers gab man in kultischer Hinsicht sehr viel auf seine reinigende Kraft. Auch das Böse kann es vom Menschen abspülen[4]). Überhaupt kann alles Schädliche, soweit es von übernatürlichen Kräften ausgeht, durch solche Reinigungsmittel entfernt werden. Denn kultisches Reinigen ist zunächst gleich Entfernen der schädlichen

Bock a. a. O. 315; Ebn Baithar a. a. O. I 168. 424. II 483. Apuleius, De virtutibus herbarum c. 118.

[1]) V 33, 3. Vgl. ebenda XII 7, 4.

[2]) Vgl. F. Boll, Griech. Kalender II, Sitzungsberichte der Heidelberger Ak. d. W., phil. hist. Kl. 1911, 11 f.

[3]) Vgl. E. Oder, VII Supplementband des Philologus 333 f.

[4]) Euripides, Iphig. Taur. v. 1193: θάλασσα κλύζει πάντα τἀνθρώπων κακά.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezw. befleckenden Einflüsse oder Dämonen[1]). Deshalb kann auch das Meerwasser gegen solche Wesen schützen[2]).

4.

Ὁμοίως παρελεύσονται τὴν ὑποκειμένην χώραν, ἐὰν θηράσας νυκτερίδας προσδήσῃς ταύτας ἐν τοῖς ὑψηλοῖς δένδροις τοῦ χωρίου.

In ähnlicher Weise werden sie an dem unter ihnen liegenden Orte vorbeigehen, wenn du Fledermäuse fängst und sie an den hohen Bäumen der Gegend anbindest.

Die Fledermaus wird als ein zum unheimlichen Dunkel gehörendes Tier im Volksglauben mit besonderen übernatürlichen Eigenschaften ausgestattet, die auch andere Wesen der Nacht und Dämonen überhaupt haben[3]). Einige Beispiele aus der Antike mögen zeigen, wie sehr dieser Glaube dort verbreitet war: Pilze unter den Nußbäumen werden getötet, wenn man den Mist einer Fledermaus und die Stengel von Knoblauch darunter räuchert[4]). Um Tauben in ihrem Schlag zu halten, legt man den Kopf einer Fledermaus hinein[5]). Ihr Blut kann im Spiel Glück bringen[6]). In den griechischen Steinbüchern sind einige abergläubische Anschauungen über die Fledermaus in einem Kapitel gesammelt[7]):

---

[1]) Vgl. E. Fehrle, Die kult. Keuschheit 35 ff. Mit unserer Stelle zu vergleichen wäre Geop. II 35, 9: Οἱ δὲ κύαμοι θαλαττίῳ ὕδατι καταῤῥανθέντες ἄκοποι ἔσονται.

[2]) Vgl. O. Gruppe, Griech. Mythologie und Religionsgeschichte (München 1902) 889; E. Samter, Geburt, Hochzeit und Tod (Leipzig 1911) 158 f. Über das Abwehren von Dämonen durch Wasser im allgemeinen s. J. Tambornino, De antiquorum daemonismo, Rel. gesch. Vers. u. Vorarb. VII. (Gießen 1909) 103 f.

[3]) Daß in diesen Fällen das Dunkel der Anlaß ist zur Zauberkraft mögen einige Beispiele lehren: Beim Kartenspielen hat man Glück, wenn man das Herz einer Fledermaus mit einem roten Faden um den linken Arm bindet oder die linke Pfote eines Maulwurfs abbeißt (Wuttke a. a. O. 410). Trägt man das Auge einer Fledermaus bei sich, dann ist man unsichtbar. Zum selben Zweck trinkt man die Milch einer schwarzen Kuh (Wuttke a. a. O. 319). Der im Dunkeln wühlende Maulwurf und eine schwarze Kuh vermögen also dasselbe wie die Fledermaus. Analogieen gibt es viele. Man wendet den Hagel ab durch Maulwurfsblut (Plutarch, Qu. conv. VII 2). Um ein Dorf gegen böse Einflüsse zu schützen, umpflügt man es mit zwei schwarzen Kühen (Wuttke a. a. O. 287). Vgl. Festschrift zum 25 jährigen Stiftungsfest des histor.-philol. Vereins der Universität München (München 1905) 63 ff.

[4]) Geop. XII 8, 8.

[5]) Geop. XIV 2, 5.

[6]) Catalogus codicum astrol. Graec. VI (1903) 61 f.

[7]) Les lapidaires le l'antiquité et du moyen age, tome II, les lapidaires grecs par Ruelle (Paris 1899) 68 f. Vgl. t. III 87.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn man Haare an den Augen ausreißt und die Stellen mit dem Blute einer Fledermaus einreibt, wachsen sie nicht mehr. Ihr Kopf als Amulet getragen hilft gegen Fieber und Schlafsucht. Frauen verhelfen sie zur Empfängnis. Auch als Mittel gegen Heuschrecken werden sie hier genannt. Ebenso hat die Fledermaus bei unserem Volke große Bedeutung in der Magie: Sie wird zum Schutze gegen Verhexung an die Stalltüren genagelt. Ihr Blut vertreibt Hühneraugen[1]). Um gut zu schießen, zerreißt man eine lebende Fledermaus und taucht die Kugeln in ihr Blut oder zerreibt einen Stein, den sie in ihrem Körper hat und mischt ihn unter das Pulver[2]). Einer Kuh, die zum erstenmal kalben soll, gibt man außer anderem eine in Brot gesteckte Fledermaus zu fressen. Dann bekommt sie ein schönes Kalb und viel Milch[3]). Wenn ein Mädchen heimlich einen Burschen mit einer Fledermauskralle berührt, muß er ihr treu bleiben[4]). Ins Bier getröpfelt, ist Fledermausblut ein Liebestrank[5]).

Wenn man diesen dämonischen Nachtvogel an den hohen Bäumen anbindet[6]), werden die Heuschrecken Angst bekommen und ihren Weg anderswohin nehmen.

5—8.

5. Ἐὰν δὲ καὶ θηράσας ἐκ τῶν ἀκρίδων καύσῃς, σκοτοῦνται ὑπὸ τῆς ὀσμῆς, καὶ αἱ μὲν θνήσκουσιν, αἱ δὲ τὰ πτερὰ καθιεῖσαι περιμένουσι τοὺς θηράσοντας καὶ ὑπὸ ἡλίου διαφθείρονται.

Wenn du aber auch einige von den Heuschrecken fängst und verbrennst, dann wird es ihnen schwindlig von dem Geruch, und die einen gehen zugrunde, die anderen lassen die Flügel hängen und warten auf die, die ihnen nachgehen, und werden von der Sonne vernichtet.

6. Φυσικόν[7]) ἐστι τοῦτο. καὶ γὰρ κἂν σκορπίον θηράσας καύσῃς, καὶ τοὺς

Dies ist ein natürliches Mittel. Denn wenn du einen Skorpion

¹) Wuttke a. a. O. 124.

²) Ebenda 452.

³) Ebenda 442.

⁴) Ebenda 364.

⁵) Ebenda 365. Während man in diesen Fällen die Fledermaus für sich benutzte, war sie andererseits als schlimmes Vorzeichen gescheut, ebenda 201. S. o. 213. Wie bei den Juden, war auch z. T. bei Christen der Genuß des Fleisches der Fledermaus, als eines unreinen Tieres, verpönt. S. Böckenhoff a. a. O. 13, 2. 16. Derselbe, Das apostolische Speisegesetz (Paderborn 1903) 132.

⁶) Vgl. Alemannia, 3. Folge IV (1912) 16, 19, 21.

⁷) Th. Weidlich, Die Sympathie in der antiken Literatur, Progr. des Karls-Gymn. in Stuttgart (1894) 65. 68.

λοιποὺς θηράσεις ἢ ἀποδιώξεις[1]). τὸ αὐτό ἐστι καὶ ἐπὶ μυρμήκων, ὡς ἡ πεῖρα ἐδίδαξεν[2]). ἴσως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων τῶν τοιούτων ζώων τὸ αὐτὸ ξυμβαίνει.

fängst und verbrennst, wirst du auch die übrigen fangen oder verfolgen. Dasselbe ist mit den Ameisen, wie die Erfahrung gelehrt hat. Vielleicht ist bei den anderen derartigen Tieren auch dasselbe der Fall.

7. Ἀποδιώξεις τὰς ἀκρίδας, ἐὰν γάρον ἐξ αὐτῶν σκευάσας βόθρους ὀρύξῃς καὶ τούτους ἐγκαταβρέξῃς τῷ γάρῳ[3]).

Du wirst die Heuschrecken verfolgen, wenn du eine Brühe aus ihnen zurecht machst und Gruben gräbst und diese mit der Brühe benetzest.

8. Πρὸ ἡμέρας γὰρ ἐπελθὼν εὑρήσεις αὐτὰς ἐν τοῖς βόθροις ὕπνῳ βεβαρημένας ὅπως δὲ αὐτὰς κατακτείνῃς, σοὶ μελήσει.

Wenn du vor Tagesanbruch hingehst, wirst du sie in den Gruben von Schlaf beschwert finden. Es wird nun deine Sorge sein, sie zu töten.

Der Glaube, man könne ein Tier dadurch vertreiben oder vernichten, daß man andere derselben Gattung tötet und tot aufhängt oder verbrennt, ist auch sonst zu finden. Raupen, die am Gemüse sind, vernichtet man, indem man anderswo welche fängt, in Wasser mit Dill kocht, dies abkühlt und dann über das Gemüse gießt[4]). „Die Dohlen vertreibst du, wenn du eine fängst und verbrennst. Denn die übrigen werden fliehen, wenn sie diese sehen, weil sie glauben, es seien Schlingen in dem Besitztum"[5]). Damit die Vögel nicht die Samen fressen, tötet man einige von ihnen und hängt sie an den Füßen auf. „Und es ist unmöglich, daß fernerhin ein Vogel herbeikommt"[6]).

9.

Οὐχ ἅψεται ἀκρὶς οὐδενὸς ἀψινθίου ἢ πράσου ἢ κενταυρίου ὕδατι λυομένων καὶ καταῤῥαινομένων.

Keine Heuschrecke wird etwas angreifen, wenn Absinth oder Lauch oder Kentaurion mit Wasser aufgelöst und über sie gegossen werden.

---

1) Palladius I 35, 12: Existimant aliqui locustas vel scorpios fugari posse, si aliqui ex eis urantur in medio. Cf. Casiri, Bibl. Arab. Hisp. Escor. I 337 c. 29.

2) S. Geop. XIII 10, 1; 13.

3) Nepualios, περὶ τῶν κατὰ ἀντιπάθειαν καὶ συμπάθειαν ed. Gemoll (Programm des Realgymn. zu Striegau 1884) no. 86: Ἀκρίδες συνέρχονται ὁμοῦ, ὅπου ἂν γάρον ἀφ' ἑσπέρας ῥάνῃς.

4) Geop. XII 8, 4. Demokrit, περὶ συμπαθειῶν καὶ ἀντιπαθειῶν (Progr. Striegau 1884) no. 29: Κάμπαι δὲ ἐν κήπῳ τελευτῶσιν, ἐὰν ἐξ ἑτέρου κήπου κάμπας εἰσ ὕδωρ ἀφήσας ῥάνῃς τὸν κῆπον. Cf. Pallad. I 35, 6.

5) Geop. XIV 25, 1.

6) Geop. II 18, 9.

Absinth wird viel als Medizin verwendet und wie viele Arzneimittel auch zur Magie [1]). Damit die Kichererbsen nicht abgefressen werden, besprengt man sie fünf Tage mit Wasser, in dem der Same von wilden Gurken und Absinth verrieben ist [2]). Absinth, mit Meerwasser benetzt, tötet Flöhe [3]). Wenn man seine Zweige zum Getreide legt, verdirbt es nicht [4]). Pflanzt man Absinth um sein Gut herum, dann kommen keine Schlangen dorthin [5]).

Auch Lauch spielt als Medikament und magisches Mittel eine Rolle [6]). Mehrere Beispiele dafür sind unter dem Namen des Sotion [7]) gesammelt in den Geop. XII 29 bes. 6 ff. Er hilft gegen die Bisse der Schlangen, Spinnen und anderer Tiere, wenn er zerrieben und aufgelegt oder auch, mit Honig und Milch gemischt, getrunken wird, er heilt Krankheiten der Arterien, Harnbeschwerden, Ohrenschmerzen u. a.

Wie Lauch und Absinth ist gelegentlich auch das Kentaurenkraut gebraucht [8]). Nach Florentinus [9]) geht keine Schlange an einen Ort, wenn man die Wurzel des Kentaurenkrautes dorthin gelegt hat.



Kleine Mitteilungen.

Der Besen im Aberglauben.

Von Eugen Fehrle, Heidelberg.

Der Besen ist ein lehrreiches Objekt, die Entwicklung eines Aberglaubens zu verfolgen. In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Berlin) XI (1901) 263 ff. gibt J. v. Negelein gute Gesichtspunkte für diesen Aberglauben; kürzlich hat E. Samter in seinem Buch: Geburt, Hochzeit und Tod (Leipzig 1911) 29 ff. viele Belege gesammelt, die zeigen, wie vielfach der Besen im Volksglauben alter und neuer Zeit, bei uns wie bei den entlegensten Völkern,

---

1) Fischer-Benzon a. a. O. 75; Hovorka-Kronfeld a. a. O. I 168, 449 f.
2) Geop. II 36, 4.
3) Geop. XIII 15, 1.
4) Geop. II 27, 6.
5) Geop. XIII 8, 1.
6) Fischer-Benzon a. a. O. 137 ff., 141 f.
7) W. Gemoll, Untersuchungen über die Quellen, den Verfasser und die Abfassungszeit der Geoponica (Berlin 1883) 193 ff.
8) Plinius N. h. XXV 30 ff.; O. Lenz, Botanik der alten Griechen und Römer (Gotha 1859) 479; Bock a. a. O. 52; Fischer-Benzon a. a. O. 62 f.
9) Geop. XIII 8, 8. Vgl. Rhein. Museum für Philol. XXXXV 83 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwendung findet. Die Beispiele Samters lehren, daß hier nicht immer an geschichtliche Abhängigkeit zu denken ist, sondern daß vielmehr dieser Aberglaube selbständig an verschiedenen Orten entstanden sein muß. Daneben kann er anderswo übernommen sein. Doch darauf soll hier nicht eingegangen werden. Ich möchte vielmehr zeigen, von welchen Tatsachen der Glaube ausgeht. Wie weit meine Ausführungen mit denen von Negelein und Samter übereinstimmen und wo sie auseinandergehen, wird jedem Leser ein Vergleich bald zeigen. Ich werde nicht ständig darauf hinweisen[1]):

Am Anthesterienfest, dem Allerseelentag der alten Griechen, besuchten die Seelen der Verstorbenen ihre Angehörigen. Man bewirtete sie, wollte aber diese unheimlichen Gäste nicht lange haben und wies sie deshalb am Schluß des Festes zur Türe hinaus, indem man sagte: „Hinaus ihr Seelen, die Anthesterien sind vorbei". Ähnliche Feste hatten die Römer, die Japaner, die Germanen und noch viele Völker. Bei den alten Preußen stand der Priester nach Beendigung des Mahles, das nach dem Leichenbegängnis war, auf, fegte das ganze Haus aus „und jagte die Seelen der Verstorbenen, nicht anders als die Flöhe, heraus mit diesen Worten: Ihr habt gegessen und getrunken, o ihr Selgen geht heraus, geht heraus[2]). Ebenso werden bei Griechen und Römern, Germanen und Naturvölkern die Seelen an Gedenktagen für die Toten wie am Beerdigungstag zur Tür hinausgekehrt. Sogar die Häuser der Verwandten werden oft ausgefegt[3]). Vielfach werden dabei Kehricht und Besen auf den Friedhof oder an einen Kreuzweg getragen[4]) Aus solchen Bräuchen lernen wir, daß man glaubte, die Seele halte sich irgendwo im

[1]) Auf die Begründung dieses Aberglaubens, die Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, dritte Bearbeitung von E. H. Meyer (Berlin 1900) 130 f. gibt, möchte ich nur kurz verweisen: „Der Grund dieser weitgreifenden Bedeutung des Besens liegt wohl in seiner Beziehung zum Blitz — daher der Ausdruck „Donnerbesen" — und ebenso zum Sturm, also zu Donar und Wodan". Die Entwicklung ist wohl anders gegangen: das schmarotzerhafte Gewächs wurde, wie alle derartigen Auswüchse an Pflanzen auf die Wirkung einer dämonischen Macht zurückgeführt, demnach selbst als etwas Dämonisches betrachtet und gegen andere Dämonen verwendet, vor allem gegen den Blitz. Es wird aber auch zum Schutz des Viehes im Stall aufgehängt. Weil es in seiner Form Ähnlichkeit mit einem Besen hat und dem Besen aus anderen Gründen dieselbe Macht zugeschrieben wird, bestärkt dies den ersten Glauben. Oder aber beide Gründe, die Ähnlichkeit mit dem Besen und das merkwürdige Aussehen dieses Auswuchses haben von Anfang an zusammengewirkt. Über Donnerbesen s. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIX (1909) 429 ff.; W. Melhop, Alt-Hamburgische Bauweise (Hamburg 1908) 218, 221, 223 f.

[2]) Christ. Hartknoch, Alt und Neues Preußen (1684) 187 f. (nach Joh. Meletius 1551); E. Rohde Psyche[2] I 237 ff.; O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte 761, 9; J. E. Harrison, Prolegomena to the study of greek religion[2] (Cambridge 1908) 32 ff.; O. Gruppe, Die mythologische Literatur aus den Jahren 1898—1905 (Leipzig 1908) 467 ff.

[3]) Samter a. a. O. 32.

[4]) Ebenda und 155.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hause auf. Mit dem Staub und Schmutz, in dem die Seelen und die ihr ähnlichen oder mit ihr identischen geisterhaften Wesen sich aufhalten und verbergen [1]), können auch diese hinausgekehrt werden. Der Kehrricht, in dem sie sich aufhalten, muß wie der Besen auf den Friedhof oder an den Kreuzweg gebracht werden, weil dies die Wirkungsorte der Geister sind [2]).

Der Glaube erweitert sich dahin, daß allgemein Geister sich gern den Besen zum Wohnsitz wählen und auf dem Besen reiten, wie die Hexen [3]). Um Hexen zu vertreiben, verbrennt man deshalb im Frühjahr, z. B. an der oberen Nahe am 1. Mai alte Besen [4]), wie man sich zu dieser Zeit ja auch sonst zu schützen sucht gegen böse Dämonen. Der Besen wird hierbei wohl nicht deshalb so gesucht sein, weil er gut brennt, sondern weil mit ihm die Hexe verbrannt wird.

Daß schon nach dem Glauben der alten Griechen etwas Dämonisches am Besen hafte, ersieht man aus der Vorschrift der Pythagoreer, daß man über keinen Besen gehen dürfe, μηδὲ σάρον ὑπερβαίνειν [5]). Nach deutschem Glauben soll man kein Haustier mit dem Besen schlagen, sonst erleidet es Schaden [6]).

Man kann sich aber den Besen auch zunutze machen und mit ihm schädliche Dämonen vertreiben [7]). Worauf ist dieser Glaube zurückzuführen? Er kann verschiedene Ursachen haben: Wenn Geister am Besen haften, so kann man mit diesen andere vertreiben nach dem Grundsatz: similia similibus [8]). So schreckt man z. B. einen Krankheitsdämon dadurch, daß man einen Besen unter das Bett legt [9]). In Südtirol muß ein Brautpaar, das zum ersten Mal ein Haus betritt, über einen Besen schreiten [10]). Das wird wohl auf den weitverbreiteten Glauben zurückgehen, daß Brautpaare besonders umlauert seien von bösen Dämonen [11]). Diese werden beim Überschreiten des Besens abgestreift, sei es daß sie Angst haben vor den dort hausenden Dämonen, sei es daß sie im

---

[1]) Höfler (Archiv f. Religionswissenschaft II 86 ff.) erinnert mit Recht an die Bazillentheorie, an die man bei der Einwirkung der Dämonen (bes. der Krankheiten) oft denkt.

[2]) Vgl. 216, 4.

[3]) Auf einer weißgrundigen Lekythos des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe (R. Ballheimer, griech. Vasen, Festschrift zur 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg 1905 Nr. 5) hat eine Mänade zwei besenartige Gegenstände in den Händen. Sind dies Fackeln?

[4]) Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde XII (1902) 424.

[5]) Plutarch, Quaest. Rom. 112. Vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volksk. III (1893) 32 f.

[6]) Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. X (1900) 209.

[7]) Samter a. a. O. 33 f.

[8]) S. Alemannia, 3. Folge Bd IV (1912) 18 f.

[9]) Die Erklärung Negeleins (Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde XI (1901) 263) scheint mir zu gezwungen.

[10]) Ebenda 452.

[11]) E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum, Rel.-Gesch. Versuche und Vorarbeiten (VI 1910 Gießen) 40 f.; Rhein. Museum für Philologie LVI (1901) 474 f.; Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft XXI (1908) 267 ff., bes. 283 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besen als dem eigentlich ihnen zukommenden Wohnsitz bleiben[1]). Das Vieh schützt man gegen dämonische Einflüsse durch einen Besen, den man auf die Schwelle der Stalltüre legt oder in den Stall stellt[2]).

Möglicherweise glaubte man auch, daß die Dämonen den Besen hassen und fürchten, weil sie mit ihm gegen ihren Willen entfernt werden. Wie meistens im Aberglauben sind mit der Zeit verschiedene Gründe in einandergeflossen und im einzelnen nicht mehr ersichtlich. Einzelne Erscheinungen des Glaubens entstehen dann wieder aus der verallgemeinerten Anschauung, daß etwas Zauberisches am Besen hafte.

Zu den griechischen Zauberpapyri.

Bekannt ist aus Altertum und neuerer Zeit jenes Mittel frivolster List, das kühne Liebende in gewissen Fällen zum Erfolg führen konnte: die Erscheinung vor der Geliebten unter der Maske eines göttlichen Wesens[3]). Wohl die Hauptbeispiele sind: Nektanebos-Ammon-Olympias, Mundus-Anubis-Paulina, Boccaccios Fra Alberto-Erzengel Gabriel-Lisette, die Venezianerin. Nektanebos weissagt der Königin ein Traumbild: der libysche Ammon werde ihr beiwohnen; im Traum werde er sie in nächster Nacht umarmen. Der Zauberer setzt auf diese Nacht einen Traumzauber in Szene; Olympias träumt, der Gott sei bei ihr. Fra Alberto sagt der ebenso schönen wie beschränkten Venezianerin, Gabriel wolle sie besuchen, worauf sie hocherfreut erwidert: der Erzengel sei ihr sehr willkommen, von jeher habe sie ihn geliebt, habe ihm stets ein Dreierlicht angezündet, wo sie sein Bild gesehen.

Daß gerade dieses letzte Motiv schon in den griechischen *Zauberpapyri* erscheint, ist m. W. noch nicht betont: hier befiehlt der Zaubernde in Liebeszaubern dem dienenden und ausführenden Dämon oder Gott, der begehrten Frau *in der Gestalt der Gottheit, zu der sie bete, zu erscheinen und ihr seine Wünsche zu übermitteln.* Auf diese Weise kann die Wirkung um so weniger ausbleiben.

Ich gebe im folgenden die einschlägigen Stellen der Papyri. Im Leidener Papyrus V. Kol. 3 V. 6ff. wird Eros angerufen: „Eile an jeden Ort und in jedes Haus, wohin ich dich sende, zu dem N. N. dem Sohne der N. N. oder der N. N. der Tochter der N. N. in der Gestalt des Gottes oder der Göttin, zu der er betet, zwinge ihn, das und das zu tun", und dann heißt es weiter: „Was du willst, schreib auf das Täfelchen[4])."

---

[1]) Vgl. *Wünsch*, Zur Geisterbannung im Altertum, Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität zu Breslau (Breslau 1911) 9ff.

[2]) Das Hinstellen oder Hinlegen des Besens braucht nicht eine abgeschwächte Form des Ausfegens zu sein, wie *Samter* a. a. O. 34f. annimmt.

[3]) Die Geschichte des Motivs hat neuerdings O. *Weinreich* geschrieben: Der Trug des Nektanebos, Wandlungen eines Novellenstoffs, Teubn. 1911.

[4]) Πορευθεὶς <εἰς>πάντα τόπον καὶ π[ᾶσα]ν οἰκίαν, ὅπου σε πέμπω, πρὸς τὸν δεῖνα τῆς δεῖνα ἢ τὴν δεῖνά τῆς δεῖνα, *παρομοιωθεὶς ᾧ σέβεται θεῷ ἢ θεᾷ*, ἀνάγκασον αὐτὸν ποιῆσαι τόδε πρᾶγμα. ὅσα θέλεισ γράφε εἰς τὸ πιττάκιον. P(ap.) hat πορευθεις παντα, was Dieterich, Jahrb. f. Phil. Suppl. XVI, in der Ausgabe korrigiert in πορευθεὶς<εἰς> πάντα. Vgl. Kol. IV 29 πορευθεὶς πρὸς τὸν δεῖνα εἰς

Und schon vorher wird (Kol. 2) der Gott, Eros, angerufen: „Diene mir und melde immer, was ich dir sage, und (geh) wohin ich dich sende, in Gestalt des Gottes oder der Göttin, zu dem die Männer oder Weiber beten mögen; sage alles, was dir aufgeschrieben oder gesagt oder übergeben ist, schnell [1]).“

Der große Pariser Papyrus gibt Fol. 21 V die Vorschrift, man solle auf ein goldnes Blättchen schreiben [2]): „(Eros,) sei mir ein Helfer und Beistand und Traumsender. Und gehe spät zum Haus der N. N., die du begehrst, klopfe an ihre Tür mit dem Eros (nämlich mit einer vorher gefertigten Holzfigur) und sprich (die vorher genannte Anrufung). Wenn aber die N. N. so verharrt (d. h. ohne sich um den Liebenden zu kümmern, so schreib: Tritt zu ihr und sage, was ich wünsche, verähnlicht dem Gott oder Dämon, zu dem sie betet.“

Eine letzte Stelle findet sich im gleichen Papyrus V. 2500 ff., einem Teil der großen διαβολὴ πρὸς Σελήνην [3]).

Selene-Hekate wird aufgefordert, das begehrte weibliche Wesen herbeizuschaffen. Den Anrufungen, die diesem Zwecke dienen, können zur Erweiterung ihres Wirkungsgebietes gewisse Zusätze gegeben werden. Will man ein Weib krank machen, so muß man beifügen: mache krank die N. N. Will man sie töten: töte, Herrin, den Hauch ihrer Nase. Will man ihr Träume senden, so hat man zu sagen: „(Tu alles vorher genannte,) verähnlicht dem Gotte, zu dem sie betet.“

Kommen die Wünsche des Liebhabers aus dem Munde des Gottes, dem die begehrte Frau besonders dient und zugetan ist, so erscheinen sie als etwas

---

τὸν οἶκον und 25 πορεύθητι εἰς τὸν τοῦδε οἶκον. Vielleicht ist nach dieser Stelle auch oben zu schreiben πορεύθ<ητι> εἰς π. τ.

[1]) Ἐπικαλοῦμαί σε τὸν ἐν τῇ καλῇ κοίτῃ, τ[ὸν] ἐν τῷ ποθεινῷ οἴκῳ· διακόνησόν μοι καὶ ἀπάγγειλον ἀεί, ὅ τι ἂν σοι εἴπω, καὶ ὅπου σε ἀποστέλλω, παρομοιούμενος θεῷ ἢ θεᾷ, οἵῳ ἂν σέβωνται οἱ ἄνδρες καὶ αἱ γυναῖκες, λέγων πάντα ὑπογραφόμενα ἢ λεγόμενα καὶ παρατιθέμενά σοι ταχύ. (Sonst finde ich in diesem Papyrus nur noch einmal ähnliches: Kol. VII 24 f.: ἐγώ εἰμι εἴδωλος τοῖς κατ' ἀλήθειαν εἰδώλοις ὡμοιωμένος.) Die Anrufung im Zusammenhang hat R. Reitzenstein in seinem neusten reizvollen Buche behandelt: Das Märchen von Amor u. Psyche bei Apuleius, Teubn. 1912, S. 81.

[2]) V. 1846 ff. Εἰς δὲ τὸ κοίλωμα (des Erosbildes) βαλε χρυσοῦν πέταλον... γράψας...· ‘μαρσαβουταρθε (vgl. Pap. Leid. V Kol. V 25 μαρσαβωουτωρθε, sic!), γενοῦμοι πάρεδροι καὶ ταραστάτης (metrische Spuren!) καὶ ὀνειροποηπός (-πως P)’· καὶ ἐλθὼν ὀψὲ εἰς τὴν οἰκίαν ἧς βούλει, κροῦε τὴν θύραν αὐτῆς τῷ Ἔρωτι καὶ δέγε. εἰ δὲ ὧ δε μένει ἡ δεῖνα· ‘ὅπως παρασταθεὶς αὐτῇ εἴπῃς, ἃ προαιροῦμαι, ὁμοιωθεὶε ᾧ σέβεται θεῳ ἢ δαίμονι.’ καὶ ἐλθών σου εἰς τὸν οἶκον θὲς τράπεζαν κ.τ.λ. Ich denke, so richtig abgetrennt und interpungiert zu haben.

[3]) Von R. Wünsch bearbeitet: Aus einem griechischen Zauberpapyrus, kl. Texte f. Vorlesungen 84. Vgl. V. 2486 ff.: βάδισον πρὸς τὴν δεῖνα καὶ βάσταξον αὐτῆς τὸν ὕπνον κ.τ.λ. Vor καὶ sind die Zusätze einzuschalten. V. 2495: ἐπὶ κατακλίσεως τούτοις χρῆσαι τοῖσλόγοις προστιθεὶς ὅτι ‘κατάκλινον τὴν δεῖνα ἣν δεῖνα (ἔτοκεν). ἐπὶ δὲ ἀναιρέσεως λέγε· ‘ἀνάσπα αὐτῆς τὸ πνεῦμα, κυρία, τῶν μυκτήρων τῆς δεῖνα’. ἐπὶ δὲ ὀνειροπομπῶν ‘ὁμοιωθεῖσα ᾧ σέβεται θεῷ’.

Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gottgewolltes, und die Gewähr wird ihnen schwerlich fehlen. Spielt also in den oben erwähnten Typen der Gott den maechus, so muß er hier die Rolle des leno übernehmen.

Heidelberg. K. Preisendanz.

Gewitterglaube der Vogelsberger Bauern.

Von H. Weber, Reuters.

„Mit dem Gewitter läßt sich nicht gut spassen!" Das ist die Grundanschauung des Vogelsberger Bauern. Ich glaube auch nicht, daß sich leicht einer finden ließe, der es wagt, ein „Kreuzdonnerwetter" oder ein „Gewitterkeil" zu fluchen, wenn draußen die Blitze zucken und der Donner seine grollende Stimme hören läßt. So „ruchlos" ist keiner, daß er mit dem Zorne Gottes spielt. Wie leicht könnte das in sträflichem Leichtsinn angerufene Gewitter dem Rufe Folge leisten und den Frevler treffen! Das wäre die gerechte Strafe für den Gotteslästerer.

Die Ehrfurcht vor dem Gewitter ist noch sehr groß. Sitzt die Familie gerade bei Tisch, wenn der erste Donner rollt, dann erfordert es die Sitte, daß Alle Messer und Gabel niederlegen und aufstehen, bis das Wetter sich ausgetobt hat. Als vor einigen Jahren in Heblos der Blitz in eine Hofreite einschlug und zündete, da wurde überall erzählt, daß die Leute während des Gewitters ruhig weitergegessen hätten. „Ja dann allerdings", sagte mein alter Nachbar, der Fritze-Hannes; „bei e'm Gewirrer därf mr doch aach net esse; de Unglawe nemmt awwer ewwerhahnd, on das eß de Leit ihr Vederwe".

Wie Herr Pfarrer Schulte mitteilt, hat er häufig gesehen, daß während eines Gewitters der Vogelsberger Bauer sein „Starkebuch" herbeiholt und darin die Gewittergebete liest. Einmal hatte es in ein Haus eingeschlagen; da wurden der betreffenden Frau von einer Nachbarin heftige Vorwürfe gemacht, weil sie das unterlassen hätte, sonst wäre das Unglück nicht passiert.

Einen anderen Glauben traf ich in Reuters an. Dort sah ich während eines Gewitters einen Mann mit seinen Kindern vom Felde heimkehren. Da es bereits zu regnen begann, fingen die Kinder an zu laufen. Ihr Vater aber rief sie zurück und bedeutete sie mit leiser Stimme, langsam zu gehen. Bei einem Gewitter dürfe man nicht laufen, sonst erschlage einen der Blitz.

Auch die Kinder müssen bei einem Gewitter aufmerken, daß sie keinen Fehler begehen. Sonst können sie dauernden Schaden erleiden. Ist der Gewitterregen verrauscht, dann zieht mit seinen wunderbaren Farben der Regenbogen am Himmel auf. Wie hüpft das Kinderherz vor Verlangen, ihn zu sehen und ihn den anderen zu zeigen. Aber gerade dieses ist ihm verboten. Nie darf es mit einem Finger nach dem schimmernden Himmelsbogen deuten. Im Augenblick würde es einen krummen Finger bekommen, und nie mehr würde er gerade werden. Manchen Kindern ist dagegen gesagt worden, daß sie jedesmal, wenn sich ihr Finger erhebt, um nach der goldenen Brücke zu deuten, einen Engel totstechen. Eine solche Schuld wird ein gutes Kind nicht so leicht auf sich nehmen wollen.

Was ist eigentlich das Gewitter?

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hierüber wissen die Jungen mehr Bescheid als die Alten. Sie haben in der Schule von Elektrizität gehört, und es begegnet einem wohl manchmal einer, der überraschend gute Auskunft geben kann. Warum nicht! Dieses Wissen gehört ja zu seiner Bildung. Bei dem alten Bauern liegen die Sachen anders. Bei ihm ist das Gewitter und sein Wesen keine Wissens-, sondern eine Glaubenssache. Da wird nicht gefragt, wie entsteht ein Gewitter, oder unter welche Naturgesetze fällt es. Gerade so wenig, wie er es versuchen würde, nach dem Wesen Gottes zu fragen. Und doch hat er von jeher versucht, sich ein Bild von den Vorgängen zu machen, die beim Gewitter zu beobachten sind.

In Hopfgarten zeigte mir eine Frau ein kleines messerförmiges Steinchen, fingerlang und metallisch glänzend. Sie belehrte mich, daß es ein Donnerkeil sei. Vor grauen Jahren hatte ihn einer der Vorfahren irgendwo gefunden, und seit jener Zeit wird er als heiligstes Besitztum der Familie aufbewahrt. Er gewährt dem Hause, in dem er sich befindet, unbedingten Schutz vor dem Einschlagen des Blitzes.

Welche Vorstellungen sind mit dem Donnerkeil verknüpft? Darüber konnte ich nur noch in obengenanntem Dorfe Auskunft erhalten. Allemal, wenn bei einem Gewitter, so sagte jene Frau, aus den Wolken ein Blitz fährt und hintennach rollt der Donner dahin, dann saust ein solcher Donnerkeil aus den dunklen Gewitterwolken hernieder auf die Erde; wo er gerade hintrifft. Schlägt es in ein Haus ein, dann fliegt der Stein durch das ganze Haus hindurch bis in die untersten Fundamente, wo er liegen bleibt. Brennt dann das Haus ab, oder wird es später abgerissen, dann findet man ihn beim Ausschachten. Sie wußte auch noch Leute zu nennen, die bei einem solchen Hausbau einen Donnerkeil gefunden hätten, der tief in den Mauern versteckt lag. In dieses Haus hätte es früher einmal „kalt" eingeschlagen. Ein anderer Mann, in dessen Haus vor Jahren auch einmal ein Blitzstrahl gefahren war, hatte vergebens in der Erde nach dem kleinen Stein gesucht, und er hätte ihn doch gar zu gern gefunden, um ihn als teures und wertvolles Familienerbstück aufzubewahren. Dann wäre sein Haus für alle Zeiten vor dem Einschlagen des Blitzes gesichert gewesen. Das Gewitter wäre daran vorübergegangen, geradeso als wenn es schon dagewesen wäre und nicht wiederkommen dürfe.

Denselben Schutz gewähren einem Hause Schwalben- oder Rotschwänzchennester, die sich unter dem Dache oder im Stalle befinden. Auch Himmelsbriefe tun es, die sorgsam im geheimen Schubfache aufbewahrt werden.

So zeigt sich das Gewitter dem Menschen von seiner schlimmen, gefährlichen Seite. Doch weiß der Bauer selbst, daß es ihm mehr Nutzen als Schaden bringt. Wenn im Sommer der Acker vor Durst fast vergeht, wenn die Lüfte glühen und drückende Schwüle auf allem Lebenden liegt, gerade dann kommt das Gewitter erlösend und bringt Regen und Kühlung. Darum kann der Bauer nicht glauben, daß es nur Verderben bringe. Allerdings straft es auch den Menschen; aber nur dann, wenn Gott Zorn hat. Darum kann man wohl bei einem schweren Wetter fromme Leute seufzen hören: „Es ist kein Wunder, daß Gott einen solchen Zorn über die Menschheit hat; nichts wie Gottlosigkeit ist in der Welt und der Luxus nimmt überhand; da schickt er denn solche Gewitter, um die übermütigen Menschenkinder zu mahnen und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu strafen". Im Jahre 1910, am 11. Mai, zog ein furchtbares Gewitter über den Vogelsberg. Es war gegen Abend. Die meisten Leute waren noch am Füttern. Da kam es von Süden heran, finster und drohend. Mächtige, blauschwarze Wolkenberge schienen die Erde erdrücken zu wollen. Es war ein Anblick, der ängstliche Gemüter erzittern machte. Noch heute versichern viele Leute, daß sie damals fest geglaubt hätten, dieser Abend bedeute den Untergang der Welt. Die Bauersleute ließen das Vieh im Stall stehen und liefen auf die Straße. Eine alte Frau sagte, lauter wie gewöhnlich: „Ewerall es naut wie nau More; die junge Märrichesdinger (Mädchen) stell ds Hoor off un trah (tragen) Kämm. Wu hot mr das schuh je gehoatt? Do soll de liewe Gott emol kenn Zoann kriehe!" Sie machte also die neue Haarmode der jungen Mädchen verantwortlich für den Zorn des Himmels.

Ein Gewitter, das mit so finsterem Gesicht ankommt, wie das eben geschilderte, bedeutet nie was Gutes. Besonders furchtbar für den Menschen ist der Anblick der „Kreuzblicke oder Kreuzblitze". Die verlaufen in kreuzweiser Richtung. Sie halten länger an als gewöhnliche Blitze und schlagen immer ein. Durch sie also scheint Gott ein Strafgericht zu vollziehen.

Wie sehnsüchtig wartet aber auch manchmal der Bauer auf das Herannahen der dunklen Wolkenwand. Wie frohlockt er inwendig, wenn es endlich heißt: „Es wird trüb!" Mag es nun blitzen oder nicht, er schaut vergnügt über sein dürres Feld hin, das nun bald der erquickende Regen tränkt. Ein Jahr mit vielen Gewittern dünkt ihm ein gutes Jahr.

Fängt es im Frühjahr beizeiten an zu donnern und zu blitzen, dann wartet der Bauer auf einen guten Sommer. „Blüht die Eiche vor der Esche, dann hält der Sommer große Wäsche", es gibt also viele Gewitter; „blüht die Esche vor der Eiche, dann hält der Sommer große Bleiche", es gibt ein dürres, schlechtes Jahr.

Donnerts in den „hohlen", d. i. blattlosen Wald, dann gibt es ein gewitterreiches und fruchtbares Jahr, und viele Kinder werden darin geboren.

Der Segen, den das Gewitter bringt, erkennt man am besten aus folgendem Glauben: Die heilkräftigen Kräuter der Gebirgswiesen, gelbe Gehannsblumen, Waldmeister und wie sie alle heißen, erhalten erst dann ihre Heilkraft, wenn es schon einmal über sie hingedonnert hat.

Fastnachtssitten und -bräuche im östlichen Odenwald.

Von Lehrer Simon, Lauerbach bei Erbach i. O.

In den kleinen Dörfern des östlichen Odenwaldes kennt man keinen Fasching, man kennt nur eine Fastnacht, und zwar wird dieser Tag nicht als ein lustiger, sondern als ernster und bedeutungsvoller angesehen, früher noch mehr als jetzt.

Ich habe mich der Mühe unterzogen und einmal Sitten, Gebräuche und Bauernregeln, die zum Teil heute noch geübt werden, z. Teil überliefert sind, aufgezeichnet, um an ihnen die Wichtigkeit, die der östliche Odenwälder dem Fastnachtstage beilegt, zu erkennen. Fastnacht ist ihm ein Lostag voller Vorbedeutungen für das kommende Jahr, und die Bräuche, die geübt werden, bezwecken, auf das Gedeihen bestimmter Dinge im Verlauf des Jahres ein-

Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

zuwirken. Der Odenwälder verwendet dafür den Ausdruck ‚fasseln', das auch sonst in der Bedeutung ‚gut gedeihen, glücklich geraten, sich fortpflanzen' noch verbreitet ist; vgl. Grimm, Wb. 3, 1338. Damit die Nahrung, die Arbeit, das Geld, die Haustiere und Feldfrüchte ‚fasseln', sind zahlreiche Bräuche zu beobachten. Viele derselben sind auch sonst in gleicher oder ähnlicher Weise belegt, worüber sich bei Wuttke, Volksaberglaube [3] § 97 ff. reiche Zusammenstellungen finden; andere sind wenigstens in Verbindung mit der Fastnacht selten.

1. Der Fastnachtstag beginnt mit dem Backen von Kreppeln. Tritt man an Fastnacht in ein Bauernhaus, so kann man davon ganze Berge voll sehen. Die „Fassenachsküchelchen" werden nun nicht zum Kaffee gegessen, sondern sie werden sofort nach dem Backen an alle Mitglieder des Hauses, seien es Söhne, Töchter oder Dienstboten, verteilt. Mir ist schon erzählt worden, 22 Stück seien auf die Person gekommen. Das muß aber schon ein außergewöhnlicher Fall gewesen sein; gewöhnlich erhält ein Dienstbote ein Dutzend. Wenn man bedenkt, daß jeder Bauernhaushalt durchschnittlich zehn Personen umfaßt, daß auf jeden Kreppel drei solcher gehen, die man in den Konditoreien erhält, so kann man hiernach die Höhe des Kreppelberges bemessen.

2. An Fastnacht gibt es am Mittag Bohnensuppe mit Blutwurst, am Abend Sauerkraut mit Schweinefleisch, damit Wurst und Fleisch, Bohnen und Kraut ‚fasseln' im kommenden Jahre.

An Fastnacht soll man

3. sobald das Abendessen auf dem Tische steht, die Fenster eine Zeitlang öffnen, damit die Engel sich satt essen können, und sich erst dann zum Essen niedersetzen,

4. soviel kochen, daß von jeder Mahlzeit noch etwas übrig bleibt. Ist dies nicht der Fall, so steht ein teures Jahr bevor,

5. Fleisch und Wurst in der Rauchkammer einmal herumhängen, damit beides ‚fasselt',

6. Butter stoßen, damit sie das ganze Jahr hindurch ‚fasselt',

7. die eingemachten Bohnen und das Sauerkraut abwaschen, daß beides noch recht lange ‚fasselt',

8. nicht flicken, sonst legen die Hühner nicht viel Eier,

9. nicht spinnen, sonst sieht man das ganze Jahr viele Schlangen (vielleicht im Traum),

10. nicht waschen, sagen die einen, sonst macht die Wäsche das ganze Jahr viel Mühe und Arbeit,

11. waschen, sagen die andern, da gibts im Jahre keine Flöhe,

12. nicht backen, (bekanntlich backt der Odenwälder sein Brot noch selbst), denn in dem Haus, in dem an Fastnacht der Backtrog zugedeckt wird, wird innerhalb eines Jahres auch ein Totes zugedeckt,

13. nicht ins Wirtshaus gehen,

14. nicht zum Krämer gehen, sonst ‚fasselts' nicht, d. h. man kommt das ganze Jahr nicht vom Krämer weg,

15. nicht in den Wald gehen, denn an Fastnacht gehört der Wald dem Teufel,

16. sein Geld einmal herumschütteln,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

17. Geld einnehmen, wenn man einzunehmen hat, denn da ‚fasselts' am meisten, d. h. es gibt sich nicht so rasch aus,

18. nur keine Rechnungen bezahlen,

19. keinem Handwerker eine Arbeit übertragen, sonst braucht man ihn das ganze Jahr,

20. die Hühner in der „Rehm"-(Hemm)kette füttern, damit sie der Weih nicht holt. In manchen Gehöften ist das tatsächlich noch Brauch. Werden morgens die Hühner gefüttert, so wird eine lange Kette um die Fressenden gelegt, und das Huhn, das während des Fütterns die Kette überschreitet, soll während des Jahres vom Hühnerhabicht oder vom Fuchs geholt werden,

21. nicht bei Licht zu Abend essen, sonst ‚fasselt' die Arbeit nicht, d. h. sie geht nicht rasch genug von statten, sodaß der Betreffende immer mit der Arbeit, im Vergleich zu seinen Nachbarn, zurückbleibt,

22. das Vieh nicht bei Licht füttern,

23. Hühner-, Schweine- und Rindviehställe ausmisten und von Asche drei Kreuze hineinstreuen, damit's in den Ställen ‚fasselt', d. h. hier: alles wächst, gedeiht und gesund bleibt,

24. die Frucht auf dem Boden umschaufeln und drei Kreuze einstreichen,

25. Heu und Stroh umsetzen,

26. Kartoffeln und Rüben umlesen,

27. den Aschekasten ausleeren, damit die Asche das ganze Jahr nicht alle wird, (die Holzasche wird nämlich hier gesammelt und als sehr guter Dünger auf die Wiesen gestreut),

28. den Mist herumsetzen,

29. die Wiesen wässern,

30. Jauche tragen,

31. den Bienenstand reinigen,

32. Edelreiser schneiden, weil die an Fastnacht geschnittenen leichter anwachsen,

33. Kalbinnen, die gewöhnt werden — d. h. ziehen lernen — sollen, zum erstenmal anspannen.

34. Scheint die Sonne an Fastnacht so lang, daß der Bauer ein Paar Ochsen aufjochen kann, so gibts ein fruchtbares Jahr.

35. Sonnenschein an Fastnacht verspricht eine gute Erbsenernte.

36. Scheint die Sonne am Vormittag, so werden Frühbohnen und Heidekorn gut geraten,

37. scheint sie dagegen am Nachmittag, so werden die Spätbohnen gedeihen.

Diese Sitten sind, wie schon oben erwähnt, z. T. überliefert, z. T. haben sie noch heute ihre Giltigkeit und werden noch streng eingehalten. Am Fastnachtstage wird man in allen Gehöften des östlichen Odenwaldes nicht einen Schornstein eines Backofens rauchen sehen.

Wenn der Odenwälder an manchen Sitten heute noch so festhält, so dürfen wir nicht sagen, das sei Aberglauben. Es ist nur das Festhalten an dem aus frühern Zeiten Überlieferten. Die junge Generation weiß wenig mehr davon, nur von alten Leuten sind solche Dinge zu erfahren. Wie lange wird es noch währen, bis auch diese Sitten und Bräuche, wie so viele andere, aus dem Gedächtnis der Bewohner entschwunden sind!

Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Name Hundsrück.

Illgner sucht im „Hessenland" 1911, Nr. 15 und 17 den Namen mit den altdeutschen „Hundertschaften" in Verbindung zu bringen, Vereinigungen benachbarter Ortschaften, besonders zu militärischen Zwecken. Trotzdem diese Annahme bereits von anderer Seite[1]) verworfen worden ist, sucht er dafür die örtlichen Feststellungen ins Feld zu führen, die an den zahlreichen Hundsrücks in der Umgegend von Hünfeld gemacht worden sind.

Aus diesen sehr verdienstvollen Feststellungen geht nun aber deutlich hervor, daß die Hundsrücks weniger militärischen, als vielmehr wirtschaftlichen Zwecken gedient haben, daß sie nichts anderes als Gemeinweideplätze für mehrere benachbarte Ortschaften gewesen sein können, wie denn auch nachgewiesen ist, daß der Hundsrück in der Rheinprovinz bis ins 15. Jahrhundert der Weidegemeinschaft der umliegenden Ortschaften gedient hat[2]). Wenn Illgner a. a. O. S. 216 sich über die Häufigkeit des Namens wundert, wenn er betont, daß der Name vielfach nicht mehr in den Katasterkarten zu finden, sondern nur in der Bevölkerung und in alten Urkunden noch bekannt ist, also häufig schon ganz geschwunden sein müsse, so bestätigt das nur die Ausbreitung der alten germanischen Weidewirtschaft mit ausgedehnten Weidegründen und einem zahlreichen Viehbestand. Da mit veränderter Kultur die Weidegrundstücke immer spärlicher wurden und dem Ackerbau Platz machen mußten, begannen auch die Namen, welche altes Weidegut bedeuteten — und es gibt deren noch eine ganze Reihe je nach ihrer Bestimmung für die einzelnen Gattungen von Weidevieh und der Bodenbeschaffenheit — immer mehr zu schwinden oder den folgenden Generationen unverständlich zu werden. So fielen diese Namen Umdeutungen, ja vielfach Entstellungen zum Opfer, indem das aus der lebenden Sprache geschwundene Wort infolge von Wort- oder Lautvermengung an bekannte Begriffe angelehnt wurde, die nach volkstümlicher Anschauung in irgend welche Beziehung zu der Örtlichkeit gebracht werden konnten.

So erfuhr das as. sinithi, das zunächst wohl Heide bedeutete und in dem Namen der Senne[3]) im Quellgebiet der Lippe noch fortlebt, zahlreiche Umdeutungen in heutigen Flurnamen wie Sennberg, Sendberg, Sandberg, Sengelsberg, Singelsberg, Sengersberg, Singersberg, Sängersberg, Sängerwiese, Sandwiese, Sandkopf, Sengelbach, Sandbach, in der Senge, im Sang- (z. B. im Vogelsang[4]), auf der Rosensangen), auf dem Sand, ja sogar Sem-

[1]) Müller, Ortsnamen in Trier S. 65.

[2]) von Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof- und Stadtverfassung (1896) S. 60.

[3]) saltus Sinithi in der Verdener Heberolle und in einer Kaiserurkunde von 965. Ganz zu trennen ist davon frühmhd. senne ‚Alpenweide'. Vgl. Grimm, Wb. 10, 1, S. 600.

[4]) Auch im Vogelgesang, obwohl es mit nhd. „Vogel" und „Gesang" nichts zu tun hat, sondern ähnlich wie Rosensang soviel wie „Roßweide" bedeutet. Die von Arnold, Ansiedl. u. Wanderungen 570 ff., verzeichneten Orts- und Waldnamen gehören zumeist hierher, nicht zu *sangjan „sengen". Arnold hat bei der Deutung übersehen, daß hess. nd vielfach zu ng wird und dergestalt auch schriftsprachlich erhalten blieb, wie z. B. schinden zu schenge und ein „Schindersberg" zum Schengels- und Schenkelsberg wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

melberg, Simmelsberg, Simmelsrück usw. Ähnlich ging es mit dem ahd. Wort winne für Weideplatz, das noch in dem Waldnamen Winnefeld fortlebt, im Dialekt zu Wehne—Wenge—Wingeberg ward, und weiterhin zu Wendeberg, Weinberg, Windberg, Winterberg, Winterbach, Winterliede u. a. umgedeutet wurde.

Ganz ähnlichen Umdeutungen war das alte Wort hûn ausgesetzt, das sich noch in dem Namen Hundsrück erhalten hat und zweifellos, wie aus den von Illgner an Ort und Stelle vorgenommenen Feststellungen hervorgeht, eine besondere Art auf Anhöhen gelegener Weideplätze bedeutet.

Die Aufhellung des alten Wortes hûn bereitet nicht geringe Schwierigkeiten, da, wie Hoops[1]) nachgewiesen hat, das Germanische wahrscheinlich zwei Adjektiva hûn besaß, nämlich außer dem bekannten hûn „hoch" noch ein zweites mit der Bedeutung „dunkel, braun", das sich nach Hoops a. a. O. in dem Namen der Hunnen und wahrscheinlich auch in Fluß- und Ortsnamen wie Haun, Oberhaun, Unterhaun, Hunau, Hönne u. a. erhalten hat. Vgl. dazu Helm a. a. O. 83 ff. und im Gegensatz dazu Stuhl a. a. O.

In dem Namen Hundsrück scheint germ. hûn „hoch" enthalten zu sein, das mit germ. hauha- an. haugr, mhd. houc (vgl. Donnershauk, Eierhauk, Ellinhauk) urverwandt ist, so daß sich für Hundsrück, wie es ähnlich auch Stuhl a. a. O. annimmt, die Deutung „Höhenrücken", „Bergvorsprung" ergeben würde. Da bei dem allmählichen Übergang von der germanischen Weidewirtschaft zum Ackerbau und der Rodung der Feldmark erst das fruchtbare, an den Flußläufen gelegene Flachland, dann das höher gelegene Feld und zuletzt erst das nach dem Walde zu gelegene Bergland in Angriff genommen wurde, das sich jedoch selten zur Bebauung eignete, so dienten die unmittelbar am Waldrand gelegenen Triescher und Wiesenflächen meist reichen Viehherden zum Weideplatz. Ein solcher „Höhenweideplatz" auf einem Höhenrücken oder Hunsrück wurde dann infolge seiner ausschließlichen Bestimmung für Weidezwecke in der Zeit des zunehmenden Ackerbaus durch Begriffsübertragung schlechthin als „Hunsrück" bezeichnet. Das muß zu einer Zeit geschehen sein, als das Wort hûn (wie auch die genetivische Bildung beweist) im Volk nicht mehr verstanden und an den Begriff „Hund" angelehnt wurde. Denn der Hirtenhund, auf dessen Mut und Stärke sich der Hirt verlassen mußte besonders den Wölfen gegenüber[2]), spielte in der germanischen Viehherde eine ungleich bedeutendere Rolle wie heute. Das beweisen zahlreiche Umdeutungen wie Hundesrucge (1144), Hundesrügge (1310), Hundisrücke (1395), Hungruk[3]), Hüngrug (1437) mit deutlicher Anlehnung an den Begriff „Hund"[4]). Zur lautlichen Entwicklung Hunsrugge > Hundsrugge vgl. neuhochdeutsche Analoga wie ordent-lich, eigen-t-lich für orden-lich, eigen-lich.

---

[1]) Germanist. Abhandl., Hermann Paul dargebracht, 1902, S. 178 ff. — Vgl. ferner hierzu Helm, Hess. Bl. f. Volksk. 2, 83 ff. und Paul u. Braunes Beiträge 30, 328; Gerland, Kuhns Zeitschr. X, 286; Haas, Fuld. Gesch.-Bl. 1909, S. 4, 1911, S. 155 ff.; Stuhl, Hessenland 1912, S. 1 ff.

[2]) Vgl. Wimmer, Geschichte des deutschen Bodens (Halle 1905) S. 454.

[3]) Dialektische Bildungen mit nd > ng; vgl. S. 225, Anm. 4.

[4]) Mit Recht hat schon Illgner a. a. O. auf die widersinnige Ableitung „Hundsrücken" hingewiesen, weil ein Bergrücken einem Hunderücken ähnele!"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß die Bergabhänge oder „Bergrücken“ — denn nach Jllgners Feststellungen handelt es sich fast durchweg bei einem Hundsrück um einen Vorsprung eines ausgedehnten bewaldeten Berges — in rauhem Gebirge und einsamer Gegend nie eine andere Bestimmung gehabt haben als weidenden Herden ein notdürftiges Futter zu geben, wird durch die Nachweisungen, daß viele dieser Höhen Überreste von Ringwallburgen besitzen, und daher Zufluchtsstätten von Menschen und Vieh in Kriegsnot gewesen seien, nicht widerlegt. Da im Gegenteil nachgewiesen worden ist[1], daß diese Ringwallburgen vielfach höchst unzulänglich waren, wenn sie einer größeren Menschenmenge mit Viehherden während mehrtägiger Belagerung Unterkunft gewähren sollten, weil es namentlich an Wasser fehlte, hat man m. E. mit Recht den Ringwallburgen die Bedeutung als Zufluchtsstätten abgesprochen[2]. Sie werden vermutlich nichts anderes als eingehegte Nachtquartiere für das tagsüber am Bergvorsprung (der mit Quellen versehen war) sich aufhaltende Weidevieh zum Schutz gegen wilde Tiere gewesen sein, während im Spätherbst die Winterquatiere im Tal bezogen wurden. Hierauf lassen wenigstens zahlreiche Bergnamen wie Stellberg[3], Stallberg, Stellerskuppe (vgl. Buck, Oberd. Flurnamenb. S. 268 unter Stelle), Steinberg, Steinkopf, Hungerberg (volksetymologisch umgedeutet aus dial. Ungernberg, d. h. Unternberg, Berg zum untern oder unnern[4] d. h. rasten, eig. Mittagsruhe halten, dann auch von der Nachtruhe), u. ä. schließen.

Von der Ausdehnung der germanischen Weidewirtschaft kann man sich an der Hand der zahllosen Umdeutungen einen Begriff machen, die z. B. das Wort hûn allein erfahren hat[5]: Hundsrück, Hundstriesch, Hundsliede, Hundsküppel, Hundstall [vgl. hierzu Stellberg], Hundsbuckel, Hundsacker, Hundsbusch, Hundsgarten, Hundsloch [loch = loh „Wald“], Hundsborn, Hungerbach, Hungerberg, Hungerborn, Hungerfeld, Hunnenburg, Hundsburg, Hunnenwiese, Hunnig- oder Honigwiese, Hungerbaum, Honigbaum, Hühneracker, Hühnerbaum, Hühnergestell [cf. Stellberg], Hühnergraben, Hühnerberg, Hühnerkippel, Hinterberg u. a. m. Während die meisten Namen infolge des wachsenden Anbaus verloren gingen, wurden andere stark umgedeutet und nur wenige blieben erhalten. Denn nur da erhielt sich der Name, wo die ungünstige Lage (daher die Umdeutung zu Wind- und Winterberg, Hungerberg u. ähnlichen) den Ackerbau entweder gar nicht oder erst sehr spät vorteilhaft erscheinen ließ. Jch kann hier nur Andeutungen geben und behalte mir vor, an anderer Stelle meine Ausführungen näher zu begründen. Die im Begriff befindliche Sammlung der Hessischen Flurnamen wird hier zweifellos noch manches Dunkel aufhellen.

[1]) Vgl. Jllgner a. a. O. S. 217.

[2]) Mühlhause: Die Ringwallburgen in Oberhessen, Zeitschft. f. hess. Gesch. N. F. 2, 311.

[3]) So ist eine der bekanntesten Ringwallburgen in Hessen der Stellberg bei Rasdorf im Kreise Hünfeld.

[4]) Vgl. hierzu Crecelius, Oberhess. Wtb. 842; Vilmar, Jdiot. 428; Pfister, Nachtr. 307/08; Kehrein, Volksspr. in Nassau 417 und meine Abhandlung über „Zeitbestimmungen in der Schwälmer Mundart“ oben S. 112.

[5]) Vgl. auch Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau, Bd. 3, S. 463, 464 u. ö.; Buck a. a. O. S. 118/119.

Hersfeld. Wilhelm Schoof.

Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Hessisches aus Amerika.

Aus dem nördlichen Teil des Staates Iowa, einer von Deutschen stark bevölkerten Gegend stammen die folgenden Mitteilungen über **Krankheitsübertragung auf Bäume**. Sie bieten an sich nichts neues, der an zweiter Stelle verzeichnete Spruch ist z. B. fast wörtlich gleichlautend aus Mecklenburg und Lauenburg überliefert, und die ganze Vorstellung von der Krankheitsübertragung ist weit verbreitet. Interessant ist aber zu sehen, wie diese Sprüche sich immerhin lange Zeit in der Fremde gehalten haben; denn die Gewährsmänner, die übrigens selber noch fest an die heilende Wirkung des Übertragens glauben, sind schon in Amerika geboren. Da ihre Vorfahren aus dem nördlichen Kurhessen und angrenzenden Gebieten stammen, hat die Mitteilung besonders für Hessen Interesse.

Bei schwellender Gicht soll man drei Morgen hintereinander vor Sonnenaufgang, wenn auch mit großer Not, sich zu einem wilden Pflaumenbaum schleppen und unter Nennung der drei heiligen Namen folgende Worte sagen: (Ich gebe die Worte genau, wie mir berichtet)

„Wilder Baum ich klage dich
Nimm diese Plage über dich,
Ich hab' sie getragen bis diesen Tag,
Nun trag' sie bis zum jüngsten Tag".

Bei Wechselfieber sage man ebenso unter Anrufung der heiligen Namen drei Morgen vor Sonnenaufgang zum Fliederbusch:

„Guten Morgen Herr Fleder
Ick bring di min Fever,
Ick knüppe di an
Un ga davan".

Mit diesen Worten löse man sein Strumpfband und knüpfe es an den Fliederbusch.

Iowa City. Iowa. A. Kampmeier.

Alphabetzauber.

Albrecht Dieterich hat (Kleine Schriften, hg. von Richard Wünsch; Leipzig und Berlin 1911, S. 202 ff. und S. 229 ff.) in überzeugender Weise nachgewiesen, daß die ABC-Denkmäler des Altertums zu Zauberzwecken verwandt wurden; es lagen ihm aber — mit Ausnahme dürftiger Zeugnisse bei Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern 148, und eines Zeugnisses aus Sizilien (Kl. Schr. 229 ff.) — keine Belege aus dem neueren Volksglauben vor. Ich bin in der Lage, aus meinen reichen Sammlungen drei Belege zu geben, die, soweit ich die Literatur überblicke, noch nirgends veröffentlicht sind. Das erste Stück entbehrt allerdings des ernsten Charakters; es ist ein scherzhafter Wundsegen aus Isselbach, Unterlahnkreis, wie er Anwendung findet, wenn ein Kind sich irgendwie verletzt hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

G, H, I, K,
G, H, I, K,
L, M, N, O, P, Q,
Hat man sich die Hand verbrannt,
Hilft dazu kein Segen,
Muß man sich Kartoffeln schaben,
Auf die Hände legen.
G, H, I, K,
G, H, I, K,
L, M, N, O, P, Q.

Die beiden anderen Belege entstammen der Kategorie der Schutzbriefe. Das erste Schriftstück, das ich 1908 in Elz — Besitzer war Herr Bürgermeister Schmidt — kopierte, hatte eine Größe von 12 : 12½ cm und bestand aus festem allerdings stark vergilbtem Schreibpapier. Die Rückseite war unbeschrieben. Auf der Vorderseite stand:

Schutzbriff wider Unglicker.

†
A_1
†
G_7
†
M_{12}
†
N_{13}
†
S_{18}
†
J. X N.
†
† B † H † I † Q † R † X † X † V † T † O † L † F † C †
2 8 9 16 17 23 21 19 14 11 6 3
†
W_{22}
R. † J.
U_{20}
†
P_{15}
†
K_{10}
†
E_5
†
D_4
†

Dies scheinbar sinnlose Buchstabenkreuz ist die Alphabetreihe; man muß sie nur zu lesen verstehen. Ich setzte deshalb Ziffern bei (sie fehlen selbstver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständlich im Original!), die genau dartun, daß es sich um eine künstlich so verstellte Alphabetreihe handelt, bei deren Umstellung eine gewisse Regelmäßigkeit waltete. Die Zeichen J N R J kehren in den Schutzbriefen immer wieder und bedürfen wohl keiner Erläuterung.

Das dritte Stück war auf ein quadratisches Stück Papier (8:8 cm) geschrieben; ich kopierte es 1910 in Niederlauken bei einem Bauern, der das Original im Geldbeutel mit sich herumtrug. Das Stück ist zweiseitig beschrieben. Die Vorderseite sieht so aus:

A B C D E F
S T U V W G
R X X X X H
Q J N R J J
P O N M L K

Die Rückseite:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

Sie trägt also die bekannte Satorformel (vgl. R. Köhler in der Zeitschr. für Ethnologie XIII (1881), 301 ff.), während die Vorderseite ein reguläres Alphabet ist, beginnend in Zeile 1, dann die Senkrechte F—K! bildend, die Wagrechte K—P, dann die Senkrechte nach oben P—S, von dort aus die Wagrechte S—W, unter der sich mit viermaliger Wiederholung der Buchstabe X befindet, dann aber in der wagrechten Zeile 4 die Zeichen J N R J auftauchen wie in unserem zweiten Beispiel. Eigentümlich ist der Umstand, daß unsere Alphabetreihen mit X schließen. (Vgl. darüber Dieterich a. a. O. S. 221.)

Biebrich a. Rh. Otto Stückrath.



Bücherschau.

A. van Gennep, Religions, Moeurs et Légendes. Essais d'Ethnographie et de Linguistique. 4ème série. Paris, Mercure de France 1912. 269 S. 3 fr. 50.

Dieser 4. Band kleiner Schriften bringt in seinem ersten Teile (I. 7.) als Nachträge zum dritten Bande (S. 181 ff., vgl. Hess. Bl. X. 138) Bräuche und Volksdichtung aus Savoyen und führt in sechs interessanten Untersuchungen des 2. Teils eine Reihe scheinbar echter Volkssagen der gleichen Landschaft auf literarische Einflüsse zurück. Der dritte beschäftigt sich mit der Mundart und sucht zu zeigen, warum sie entstanden und warum sie z. B. im Rückgang begriffen sei und des weiteren, ob ihre Erhaltung wünschenswert sei. Die letzte Frage glaubt der Verf. nicht nur vom Standpunkte des volkskundlichen Sammlers und Forschers, sondern auch vom pädagogischen aus bejahen zu müssen; eine Kritik der Gründe, die ihn im Patois einerseits einen Damm gegen ungesunde Gleichmacherei moderner Bildung und Erziehung und andererseits eine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Erleichterung bei Erlernung fremder Sprachen erblicken lassen, sodaß ihm die Ausschaltung des Patois aus dem Unterricht als „crime envers les citoyens“ erscheint, gehört nicht hierher. Hingewiesen sei noch auf die Beiträge zur Geschichte und Methode der religionswissenschaftlichen, volkskundlichen und ethnologischen Forschung, die in den Nummern 1, 2, 4 und 5 des ersten Teiles enthalten sind.

Mainz. A. Abt.

P. Saintyves, Les Reliques et les Images légendaires. Paris, Mercure de France 1912. 333 S. 3 fr. 50.

— La Simulation du Merveilleux. Paris, Flammarion, 1912. 387 S. 3 fr. 50.

Beide Schriften dienen demselben Zweck: den wissenschaftlichen Nachweis zu führen, daß eine Reihe von Reliquien im katholischen Kultus unecht sei und daß die Berichte von Wunderheilungen — zumal in Lourdes — vor der medizinischen Wissenschaft nicht bestehen könnten, weil es sich bei den Geheilten um Hysteriker, Neurotiker oder — Schwindler handle und die ärztliche Überwachung ungenügend sei. Das Material, das zu diesen Beweisen herangezogen wird, ist zum Teil von volkskundlichem Interesse, in der erstgenannten Schrift hauptsächlich in dem letzten Abschnitt, der über vom Himmel gefallene Gegenstände handelt. Hier findet sich manche Ergänzung zu Blinkenbergs Arbeit über den thunderweapon — die ihrerseits auch wieder einzelne Ansichten des Verf. berichtigt —, über Himmelsbriefe (meist freilich aus Delahaye übernommen), sakrale Bindung und Umhegung und anderes mehr. An anderen Stellen wieder vermißt man das volkskundliche Material da, wo es eine Rolle zu spielen berufen scheint; so wird etwa fast nie auf den Volksglauben eingegangen, der sich an bestimmte aus andern Gründen schon ohnehin verdächtige Reliquien anschließt, obschon das für den Ursprung und die Geschichte des verehrten Gegenstands mitunter recht wichtig sein kann. Die zweite Schrift bringt eine große Reihe von Berichten über Besessenheit und streift in den von Visionen handelnden Teilen das religiöse Leben des Volkes, aber da des Verfassers letzte Ziele außerhalb der Volkskunde liegen, so bleibt diese Seite seines Materials ohne eingehendere Berücksichtigung. Die aus ihm gezogenen Schlüsse sind nicht alle gleichmäßig zwingend, zumal es in der Natur des Gegenstandes liegt, daß über einen mehr oder minder der Gewißheit sich nähernden Grad von Wahrscheinlichkeit selten hinauszukommen ist — aber wie und inwieweit der Verf. seinen oben genannten Zweck erreicht, hat für die Volkskunde schließlich weniger Interesse als für Religions- und Kirchenhistoriker.

Mainz. A. Abt.

H. Siuts, Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen. (Teutonia, Arbeiten z. germ. Philologie, hgb. v. Uhl, 19. Heft) Leipzig, in Kommission bei Ed. Avenarius, 1911. XIV u. 318 S. 8 Mk.

Die Arbeit ist wertvoll durch die Zusammenstellung all der Züge, die im deutschen Volksmärchen auf Hadesvorstellungen zurück gehen können. Was „Volksmärchen“ ist, hat der Verfasser auf Grund stilistischer Merkmale entschieden, für die auf eine Kieler Dissertation von 1904 verwiesen wird — nicht

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eben bequem für den, der sie nicht zur Hand hat. Das Material wird auf zwei verschiedene Arten zur Darstellung gebracht, einmal werden die „Texte" nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt (S. 19—232), dann die Schlüsse daraus in den „Untersuchungen" gezogen (234—301). Bei den Texten hält S. die Wiedergabe aller Belegstellen im Wortlaut für nötig; nicht jeder wird diese Methode mitmachen, der Verfasser selbst wendet sie nicht ganz konsequent an, häufig finden sich doch Verweise mit „ähnlich", „ebenso" ohne wörtlichen Auszug, ein Verfahren, das zur Vermehrung der Übersichtlichkeit in viel weiterem Maße hätte Anwendung finden können. Die „Untersuchungen" bieten die Grundlage für eine Arbeit, die man nach dem Titel schon vom Verfasser geleistet meint, auf die er aber im Vorwort leider „wegen der Fülle des Materials" ausdrücklich verzichtet: Die Heranziehung außerdeutscher Märchen und Volksvorstellungen vom Jenseits. Wären nicht vereinzelte Hinweise (z. B. S. 258, 263, 267, 290), man könnte meinen, der Verfasser hielte das deutsche Volksmärchen für etwas völlig Selbständiges und Unbeeinflußtes. Gewiß kann auch mit den Begriffen „Motivwanderung" und „Völkergedanke" Unfug getrieben werden, aber in unserm Falle drängt die Frage nach Abhängigkeit und Unabhängigkeit der deutschen Vorstellungen auf Beantwortung, zumal der Verfasser die Bedeutung des Märchens für die germanische Religionsgeschichte zeigen will, für deren Erkenntnis die Scheidung des Urgermanischen und des Übernommenen doch ein Erfordernis ist. Allein was sich im griechisch-römischen Kulturkreis seit der Nekyia der Odyssee und den Goldblättchen von Petelia an Parallelvorstellungen findet, betrifft einen viel höheren Prozentsatz der in dieser Arbeit aus dem deutschen Material herausgeschälten Einzelzüge, als Literaturangaben und Verweisungen bei S. vermuten lassen. Hoffentlich läßt eine derartige Untersuchung nicht zu lange auf sich warten, eine feste Grundlage dazu ist in Siuts Buch geschaffen.

Mainz. A. Abt.

Witte, Hans, Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 1911. 8°. XVI, 250 u. 268 S. 4,80 M. geb. 6,— M.

Der Titel „Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg" bedarf einer kleinen Einschränkung in sachlicher und in zeitlicher Hinsicht. Diese Einschränkung ist darin begründet, daß der Verf. seine Arbeit ursprünglich als Gelegenheitsschrift, als Festschrift nämlich zum 100jährigen Jubiläum des mecklenburgischen Gendarmeriekorps, gedacht und angefaßt hat. Als solche sollte sie vor allem die Aufgabe haben, weiteren Kreisen diejenigen Kulturverhältnisse zu schildern, die zur Errichtung dieses Polizeiorgans geführt haben. Sie konnte sich deshalb zeitlich auf die Jahrzehnte vor 1812, also hauptsächlich auf die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts beschränken, und sie konnte andrerseits die Kultur- und und Wirtschaftszustände, die mit der öffentlichen Sicherheit des Landes in keinem ursächlichen Zusammenhang stehen, wie die Gebiete der Kirche, Schule, Kunst 2c., beiseite lassen.

Der Stoff, den Witte trotz dieser Abgrenzungen noch zu bewältigen hatte, ist aber immer noch ein überaus reichhaltiger und in vieler Hinsicht interessanter geblieben. Von seiner Manigfaltigkeit und zugleich von seiner Anordnung mag die folgende knappe Übersicht ein Bild geben. Witte behandelt: den Einfluß des 7jährigen Krieges auf die Lage der Pächter und Bauern und die ersten

Generated on 2018-04-27 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Versuche durch Büdneransiedlung (1758—78) der Notlage abzuhelfen; die finanziellen Bedrängnisse der Regierung mit ihren unheilvollen Folgen besonders für die Forsten des Landes und den hiermit zusammenhängenden Holz- und Wilddiebereien; die Versuche — auch im Interesse der herzoglichen Kasse —, die Notlage der bäuerlichen Bevölkerung zu beseitigen, als deren Hauptursache man schon hier und da die Leibeigenschaft, den Druck der Hofdienste und der wirtschaftlichen Unselbständigkeit erkennt; das Streben nach geregelter Armenversorgung und nach Besserung der Niederlassungsverhältnisse in den Städten; die Versuche, das Kriminalwesen zu reformieren unter Aufhebung der Polizeiwillkür, durch Festlegung allgemeingültiger Rechtsgrundsätze und durch Errichtung einer Zentralbehörde; die Haupterscheinungen auf dem Gebiete der Kriminalistik, die Pferdediebe, die Landstreicher, Zigeuner, Bettler, Juden und die gegen sie getroffenen Abwehrmaßregeln, die besonders in den Kriegszeiten und in den Zeiten, wo aus den Nachbarländern das Gesindel in Masse nach Mecklenburg abgeschoben wurde, völlig unzulänglich bleiben mußten; und endlich die unter mancherlei Widerstand erfolgte Errichtung eines Gendarmeriekorps an Stelle der ihrer Zahl und ihrer Beschaffenheit nach ungenügenden Distriktsreiter.

Alle diese Verhältnisse schildert W. in großer Ausführlichkeit und unter Heranziehung vieler konkreter Einzelheiten. Die bisher fast unbenutzt gebliebenen Materialien des Schweriner Staatsarchivs boten Stoff für eine solche Schilderung in reicher Fülle, so reichlich, daß W. wohl mit Recht davon absehen konnte, für seine ohnehin schon umfangreiche Darstellung noch andere Quellen wie zeitgenössische Schilderungen und Berichte in Zeitungen und Büchern, Chroniken und Archivalien einzelner Orte und dergl. heranzuziehen.

Weit mehr als durch eine solche weitere Häufung des Stofflichen hat W.'s Kulturschilderung jedenfalls dadurch gewonnen, daß er einige ausgezeichnete und weitblickende Männer, wie vor allem den prächtigen Drost und Kreis-Polizeimeister v. Suckow, in den Mittelpunkt gestellt hat und daß er uns so mitten hinein führt in den Kampf der begeisterten Reformfreunde gegen all die schweren Übelstände im Volksleben einerseits und gegen die aktiven und passiven Widerstände der Berufenen und der Unberufenen andererseits in der Verwaltung und der ständischen Vertretung, sowie überall sonst in Stadt und Land.

Gerade diese unermüdlichen Kämpfe der Vaterlandsfreunde gegen so viel Übermacht der Trägheit, des Eigennutzes und der Bosheit haben — bei aller gelegentlichen Tragik — etwas ungemein Anziehendes. Und es kann uns noch heute mit Stolz erfüllen, daß auch in Mecklenburg, wo zum Teil stärkere Widerstände als anderswo zu überwinden waren, sich immer wieder Männer gefunden haben, die all ihre Kräfte an die Herbeiführung besserer Zustände gesetzt haben und daß es ihnen zu einem guten Teil denn auch — wenn schon etwas später als in den Nachbarländern — gelungen ist, die schlimmsten Schädlinge aus dem Volksleben auszurotten.

Dr. G. Kohfeldt-Rostock.

August von Löwis of Menar, Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena 1912.

Das vorliegende, im vergangenen Frühjahr erschienene Werk gibt eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergleichende Darstellung über den Helden des Märchens in dem Märchenschatz zweier nahe beieinander wohnenden Völker, der Deutschen und der Russen. Das Werk setzt sich das Ziel, die die Entwicklung der Heldengestalt beeinflussenden Momente zu schildern, die typischen Züge festzustellen und die bemerkenswerteren Abweichungen darzulegen. Der Verfasser hat gerade die deutschen und russischen Märchen gewählt, um zwei möglichst getrennte Gruppen zu erhalten, in denen die Unterschiede in der Auffassung vom Märchenhelden mit desto größerer Deutlichkeit hervortreten. Der Betrachtung wird eine große Menge Märchen unterworfen, vor allem jedoch Wunder- oder Zaubermärchen; alle sagen- und legendenhafte Stoffe und reine Schwänke bleiben ausgeschlossen. Der Gegenstand der Untersuchung wird von verschiedenen Seiten beleuchtet. Sowohl in dem Abschnitt über die deutschen als in dem über die russischen Märchen finden wir Unterrubriken wie Alter und Äußeres, die Namen, das soziale Milieu, Verwandtschaftsverhältnisse, geistige Fähigkeiten, die seelischen Antriebe, Taten und Erlebnisse.

Im letzten Abschnitt des Werkes werden die aus der detaillierten Betrachtung hergeleiteten Hauptergebnisse der Untersuchung mitgeteilt. Als in der Erzählungs- und Schilderungsweise beider Völker auftretende allgemeine Unterschiede erwähnt der Verfasser unter anderem, daß das russische Märchen kunstmäßiger und geschlossener in Komposition und Schilderung und altertümlicher in der Sprache ist, daß es den Dialog reichlicher verwendet, welcher der Erzählung eine lebendige Haltung gibt, und daß der Russe die Detailmalerei liebt und einem Miniaturisten zu vergleichen ist, dem kein Härchen entgeht, während sich der Deutsche mit knappen Hinweisen begnügt und mit kräftigen raschen Strichen den Hintergrund für die Handlung entwirft.

Insbesondere auf den Helden des Märchens bezügliche Unterschiede sind: der Held auf russischem Boden ist typischer stilisiert als auf deutschem und ähnelt mehr einem geträumten Phantasiewesen, eine Phantastik, die auch in der Namengebung zu beobachten ist; der Deutsche liebt es namentlich, die Kontraste von arm und reich zu betonen; in den russischen Märchen kommt die Brautwerbung durch Mittelspersonen vor, die in den deutschen nicht zu finden ist; in jenen spielen kirchliche Dinge eine größere Rolle als in diesen: die Helden sind frommreligiös veranlagt, genießen den besonderen Schutz der Heiligen u. a. m.; der Russe verwendet in der Erzählung mehr Nebenpersonen, die häufig außermenschliche Eigenschaften besitzen, während der Deutsche seine Gestalten meist aus dem wirklichen Leben nimmt, mit anderen Worten realistischer ist. In manchen Punkten besteht zwischen den untersuchten Märchen kein bedeutender Unterschied.

Das Gebiet der Märchenforschung, innerhalb dessen von Löwis das Thema seines Werkes gewählt hat, die Feststellung nationaler Eigentümlichkeiten in den Märchen, ist ohne Zweifel anziehend und interessant. Ursprünglich dieselben Märchen werden bei verschiedenen Völkern je nach deren Charakter, Sitten, Vorstellungen u. a. etwas verschieden erzählt. Verschiedenheiten sind sowohl im Inhalt als auch in der Darstellungsweise zu beobachten. Jedes Volk gibt den Märchen sein eigenes Gepräge. Der Verfasser hat zu der von ihm aufgeworfenen Frage unstreitig viele richtige Beobachtungen gemacht. Um jedoch völlig ins Klare darüber zu kommen, welche Aenderungen ein einzelnes Volk in einem Märchen oder in einzelnen Zügen desselben ge-

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

troffen hat, müßte der Forscher, soweit es möglich ist, danach streben, auch den Ursprung des Märchens zu berücksichtigen. Er müßte wissen, wie das zu untersuchende Märchen ursprünglich ausgesehen hat und in welcher Gestalt es von dem nächsten Nachbarvolk zu demjenigen Volke gelangt ist, um welches es sich gerade handelt, sonst läßt er sich nur zu leicht verleiten einem Volke Aenderungen zuzuschreiben, die schon früher in dem Märchen vorgenommen worden sind. Mit bestem Erfolg dürfen wir, anders ausgedrückt, als Material der Forschung nur solche Märchen verwenden, deren Ursprung und wichtigste Schicksale bereits von der vergleichenden Märchenforschung ermittelt sind.

Die Darstellungsweise des Verfassers erscheint mir ein wenig trocken. Für die Anordnung des Inhalts hätte das Werk meines Erachtens gewonnen, wenn die deutschen und russischen Märchen Punkt für Punkt zusammenhängend, nicht in vollständig getrennten Abschnitten behandelt worden wären. Schon bei einem Blick in das Inhaltsverzeichnis erscheint es nicht gerade erfreulich, wenn man in dem II. und III. Abschnitt des Werkes genau dieselben neun Unterrubriken sieht.

Helsingfors. Antti Aarne.

Albrecht Dieterich, Kleine Schriften. Mit einem Bildnis und zwei Tafeln. (Herausgegeben von Richard Wünsch) B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1911. 546 S. — Geh. 12.—, geb. 14 Mk.

Das Werk entspricht dem lebhaften Wunsche der Freunde, Verehrer und Schüler Albrecht Dieterichs, seine weithin verstreuten kleineren Abhandlungen, sowie aus seinem Nachlaß die bisher unveröffentlichten Aufsätze zu einem Kompendium vereinigt zu sehen. R. Wünsch hat sich, ohne auf dem Titelblatt als Herausgeber genannt zu werden, mit selbstloser Hingabe und Bescheidenheit dieser Aufgabe unterzogen und in wahrhaft mustergültiger Weise die Herausgabe der betreffenden Schriften seines toten Freundes besorgt. Gerade Wünsch war als langjähriger intimster Freund, Berater und Kollege Dieterichs der berufene Mann, der mit liebevollster Sorgfalt aus den kleinen Schriften den Werdegang des genialen Forschers zusammenstellen konnte und mit objektiver ruhiger Prüfung in das Heiligtum seines Nachlasses eindringen durfte. Dieses Buch gibt erst ein wirkliches Bild von der Größe Albrecht Dieterichs, seinen hervorragenden Arbeiten auf dem Gebiete der Religionswissenschaft, des Dramas und der „philologisch-psychologischen Volkskunde".

Leider wird das Buch die Hoffnung manches Lesers enttäuschen, der erwartet hat, die sorgsame Sondierung des Nachlasses werde eine Reihe druckfertiger Abhandlungen mit neuen Problemen oder das fertige Gerippe neuer Werke zu Tage fördern; gerade uns, seinen Schülern hat Dieterich ja eine Fülle von Anregungen und Gedanken mit ins Leben gegeben, die ihn selbst beschäftigten und deren Vollendung er selbst zu geben erhoffte. Aus der Masse von Notizzetteln, die für niemand als für Dieterich selbst den geheimnisvollen Zusammenhang und Sinn erschließen sollten, lassen sich zwar dringende religionsgeschichtliche Themen wie Abendmahl, Angeloi, Himmelfahrt, Pax, heilige Quellen, Traum und Volksreligion erschließen; sie zeigen, wie lebendig die wichtigsten religiösen Fragen ihn belebten und wie die letzten Aufgaben, die sich Dieterich gestellt hatte, den erhabensten und tiefsten Forschungen zugedacht waren: der Genesis des Christentums, dem Leben Jesu und der Volksreligion; aber aus

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

den Zitaten und den nur ihm vertrauten Stichworten lassen die Materialsammlungen keine neuen Abhandlungen erschließen. Der Dionysos mit dem flammendem Haare, der das Titelblatt des Werkes ziert, hatte seinen Feuergeist seinem modernen Bewunderer eingegeben, Dieterich war eine viel zu impulsive Natur, als daß er seine Seele für weite Fernen in vorher wohl überlegten Worten hätte festlegen können, wir wissen das aus den glänzenden Abschlüssen seiner Vorträge, die er meist in hinreißender dithyrambischer Begeisterung sprach: der Moment, der Stoff selbst regte in ihm mit impulsiver Kraft Gedanken und Bilder wach, die unmöglich vorher am Schreibtisch langsam ausgedacht und peinlich fixiert sein konnten. Wie hier nur Stichworte ihm den lebenswarmen Vortrag führten, so gibt der Nachlaß lose Blätter, deren geistiger Zusammenhang mit dem Manne, der sie schrieb, der sie für sich schrieb, ins Grab gesunken ist. Nur zwei Abhandlungen, ‚der Ritus der verhüllten Hände' und ‚der Untergang der antiken Religion' sind teils aus dem Nachlasse, teils aus Kollegheften von Dieterichs Schülern rekonstruiert und schließen die Sammlung.

Nach seiner ‚Bekehrung' zur klassischen Philologie fand Dieterich das Ideal seines geistigen Schaffens in religionsgeschichtlichen Fragen, und daneben beschäftigten ihn besonders noch Fragen aus dem antiken Drama. Beide wissenschaftlichen Bestrebungen haben ihn von dem Anfang seiner Tätigkeit bis zu seinem Tode lebendig beseelt, das zeigen die Kleinen Schriften zur Genüge.

Die Sammlung beginnt mit seiner Dissertation: Papyrus magica Musei Lugdunensis Batavi, und zwar sind nur die Prolegomena aufgenommen. Dieterich hatte in Leiden, wie gerade jetzt auf dem Kongresse für Religionswissenschaft daselbst betont wurde, nur unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen arbeiten können, seine Textgestaltung hat bei einer erneuten Durchsicht des Papyrus unter weit günstigeren Bedingungen eine Reihe anderer Lesungen ergeben, die eine Neuausgabe desselben wünschenswert erscheinen lassen; darum ist die Textausgabe Dieterichs weggelassen, sie wird zur Zeit in Leiden von K. Preisendanz einer eingehenden Revision unterzogen und wird in den Griechischen Zauberpapyri neu herausgegeben werden. Aus seiner Marburger Zeit stammen die folgenden Stücke: Schlafszenen auf der attischen Bühne, De hymnis Orphicis, Die Zahl der Dramen des Aischylos, Über eine Szene der aristophanischen Wolken, Die Göttin Mise, Aischylos (der Real-Enzyklopädie von Pauly-Wissowa entnommen). In Gießen sind die Studien Matris cena, Εὐαγγελιστής, die glänzende Interpretation der Widmungselegie des letzten Buches des Properz entstanden; ihnen wird in der Sammlung aus derselben Zeit eine Reihe von Abhandlungen angereiht, die Dieterich mit den volkstümlichen religiösen Vorstellungen unseres Volkes in nähere Berührung brachten, so: Ein hessisches Zauberbuch, Himmelsbriefe, Weitere Beobachtungen zu den Himmelsbriefen; gerade in Gießen gewann Dieterich die tiefe Erkenntnis, daß die antiken religiösen Anschauungen durch Analogien aus unserem Volke und Parallelen primitiver Naturvölker vielfach ihre Erklärung und Lösung finden. Was er namentlich der hessischen Vereinigung für Volkskunde und unseren hessischen Blättern für Volkskunde in dieser Zeit geworden und fernerhin gewesen ist, ist von H. Hepding und K. Helm Band VII 2 S. 115 ff. in einem warmen tiefempfundenen Nachrufe dargetan worden. Seine neuen volkstümlichen Be-

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

strebungen schlagen sich in einer Reihe von Vorlesungen und Vorträgen nieder, deren Ergebnisse in den gedankenvollen Aufsätzen, Über Wesen und Ziele der Volkskunde, Volksglaube und Volksbrauch in Altertum und Gegenwart lebendig zusammengestellt sind. In dieselbe Zeit fallen auch seine religionsgeschichtlichen Darlegungen: ABC-Denkmäler, Ein neues ABC-Denkmal, Die Religion des Mithras, Die Weisen aus dem Morgenlande, sowie die uns leider nur im Referat bekannte Studie: Über den Ursprung des Sarapis.

Seinen volkskundlichen Nachforschungen ist er auch in Heidelberg treu geblieben, aus einigen bereits in Gießener Vorlesungen vorgetragenen Skizzen ist der ‚Sommertag' herausgewachsen, wo der bereits in Gießen aufgestellten These, aus Analogieen die Denkweise des eigenen und der antiken Völker zu verstehen und so ihrer naturnotwendigen Entwicklung nachzuspüren, in weitem Maße Sorge getragen ist. Von den weiteren Schriften bringen Euripides und ‚Die Entstehung der Tragödie' ihn wieder mit seinen früheren Lieblingsgedanken über das attische Drama in engste Fühlung.

Ganz besonderen Dank verdient der Herausgeber dafür, daß er der chronologischen Anordnung der Kleinen Schriften, den Abdruck des Lebensabrisses von Albrecht Dieterich vorangesandt hat, den er seiner Zeit in dem Jahresbericht für Altertumswissenschaft Bd. CXLV B. 1910 veröffentlicht hat. Edel und schlicht in Sprache und Ton gibt derselbe eine treffliche Erläuterung, wie die einzelnen Schriften sich in den Werdegang Dieterichs einfügen und verstehen lassen, und wie aus den in ihnen gärenden Ideen die großen Probleme herangewachsen sind, die wir in den größeren Abhandlungen Abraxas, Nekyia, Mithrasliturgie, Mutter Erde in vollendeter reifer Gestalt vor uns sehen.

Gießen. W. Gundel.

Sartori, Paul, Sitte und Brauch. Zweiter Teil: Leben und Arbeit daheim und draußen (= Handbücher zur Volkskunde, Band VI). Leipzig, Wilh. Heims 1911. 2 Mk.

Dieser zweite Teil von Sartoris Darstellung der volkstümlichen Sitten und Bräuche mit dem glücklich gewählten zusammenfassenden Titel behandelt Haus und häusliches Leben (Hausbau, Wohnung, Nahrung, Körperpflege, Gesinde und Hausarbeit usw.), Ackerbau und Ernte, Haustiere und Viehzucht, die einzelnen Berufe, Gemeinschaftsleben und Geselligkeit. Wieder wird wie in Teil 1 das Material in Fußnoten gesammelt und eine nach denselben Gegenständen geordnete Bibliographie bildet den Schluß des Bandes.

Über die Notwendigkeit wie über die hervorragende Brauchbarkeit von Sartoris Buch habe ich bei Erscheinen des ersten Teiles in Bd. 10 dieser Blätter bereits gesprochen. Ich hätte dem dort gesagten kaum etwas zuzufügen als daß beides mit dem Erscheinen dieses zweiten Teiles noch mehr zum Bewußtsein kommt. Wir wissen ebensogut wie der Verfasser, daß ein solches Buch Lücken aufweisen muß — ich habe z. B. die allgemeine Literatur über Volkstracht vermißt — aber wir wissen auch, welche unendlich mühsame Sammelarbeit nötig war, all das zusammenzusuchen, was nun Sartoris Buch zu einem so trefflichen, man darf ruhig sagen unentbehrlichen Hilfsmittel für die volkskundliche Arbeit macht. Und für diese aufopfernde Sammelarbeit soll dem Verfasser unsere dauernde Dankbarkeit nicht fehlen.

Gießen. Karl Helm.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

K. Spieß, Die deutschen Volkstrachten. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 342). Mit elf Abbildungen im Text. 138 S. Leipzig, B. G. Teubner 1911.

Auf beschränktem Raum bietet Spieß vortreffliches. Wir haben in seiner Schrift zwei Teile zu unterscheiden: die eigentliche Trachtenkunde, Trachtenbeschreibung umfaßt etwa die zweite Hälfte S. 73—124. Sie kann natürlich mit größeren Sammelwerken nicht Schritt halten, bietet aber sehr anschauliche und soweit ich aus meiner begrenzten Kenntnis der Trachten kontrollieren kann, zuverlässige Beschreibungen. Die Abbildungen, großenteils den Werken von Br. Köhler (Trachtenkunde) und Hottenroth (Handbuch der deutschen Tracht) entnommen, unterstützen die Beschreibungen in willkommener Weise. Nur fehlen ihnen leider die Farben, die für manche Tracht — ich denke z. B. an die Schwälmer Frauentracht oder an die Sonntagstracht der Kinzigtäler Bauern — so außerordentlich charakteristisch sind.

Größere Bedeutung als dieser beschreibende Teil hat aber der theoretische, Dank dem besonnenen und gesunden, jeder Romantik fremden streng wissenschaftlichen Standpunkt des Verfassers. Trefflich ist gleich in Kap. 1 (Wesen und Entstehung der Volkstracht) die Definition, ganz vorzüglich die Erörterungen über die Entstehung der Tracht und die ausführliche, auf zahlreiche Belege gegründete Darlegung des geschichtlichen Zusammenhangs der Volkstrachten mit den Modetrachten früherer Epochen. An schlagenden Beispielen wird dann gezeigt, welch großen Einfluß alte Territorialgrenzen für die Ausbildung von Trachtengrenzen haben — genau wie für die Ausbildung mundartlicher Grenzen — während wieder wie bei den Dialektgrenzen auch für die Trachtengrenzen die konfessionellen[1]) Unterschiede und die natürlichen Grenzen nur untergeordnete Bedeutung haben und die alten ethnographischen Grenzen ganz bedeutungslos sind. Im zweiten Kapitel wird kurz die Weiterentwicklung der Volkstracht besprochen mit charakteristischen Beispielen für die Veränderungen, die sich teils mehr zufällig eingestellt haben, teils mit bewußter Absicht vorgenommen wurden. Das dritte Kapitel bespricht das Schwinden der Volkstracht, für das die Gründe nur zum Teil äußerer Art sind (Verkehr, wirtschaftliche Verhältnisse), zum Teil aber tiefer liegen in der inneren Loslösung des Bauern von einer Kleidung, die er selbst als rückständig betrachtet. Es ist klar, daß Spieß deshalb die Zwecklosigkeit der meisten Versuche, untergehende oder untergegangene Trachten wieder zu beleben, richtig erkennt. Ganz aus dem Herzen gesprochen sind mir auch seine scharfen Worte gegen den „Unfug" der Trachtenfeste, die „nichts mehr und nichts weniger bedeuten als eine Erniedrigung unseres Volkes zum Schauspiel für neugieriges Publikum".

Den Übergang zur Trachtenbeschreibung bildet ein Abschnitt „Methodisches", eine Anleitung zur wissenschaftlichen Trachtenforschung[2]); möge sie, wie das ganze treffliche Büchlein, recht eifrige Benutzer finden.

[1]) Manche Fälle in denen sich konfessionelle Grenze und Trachtengrenze decken, erklären sich einfach daraus, daß die konfessionelle Grenzlinie eben auch auf der alten politischen Grenze beruht; eine Folge des Grundsatzes: cuius regio eius religio.

[2]) Vgl. jetzt auch von dem demselben Verfasser den Aufsatz: Zur Methode der Trachtenforschung. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. XXII, S. 134—156.

Gießen. **Karl Helm.**

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ernst Seefried-Gulgowski, Von einem unbekannten Volke in Deutschland. Ein Beitrag zur Volks- und Landeskunde der Kaschubei. Mit einem Geleitwort von Professor Heinrich Sohnrey. 88 Abbildungen, 2 Tafeln mit 28 Zeichnungen, 13 Grundrisse und 12 Singstimmen. Berlin SW 11, Deutsche Landbuchhandlung. 1911. 228 S. Preis 5 M., geb. 6 M.

Der Verfasser, ein Lehrer aus Sanddorf in der Kaschubei, unternimmt es in dem vorliegenden Buche, eine umfassende Volkskunde des im Westen unsers Reichs wenig bekannten Volkes der Kaschuben zu schreiben. Vorarbeiten konnte er nur wenig benutzen; Tetzner behandelte im wesentlichen die Lebakaschuben, die in Hinterpommern wohnen. So liefert Gulgowski über die Kaschuben Westpreußens zum ersten Mal eine auf gründlicher persönlicher Anschauung beruhende volkskundliche Darstellung.

In der Einleitung beschäftigt sich Gulgowski mit der Herkunft des Namens Kaschubei und Kaschuben, um dann mit liebevollen Worten seine kaschubische Heimat zu schildern, das weite Heideland, das Land des Sandes, des Wacholders, der Kiefer und Birke, der Seen und Torfmoore. Vortreffliche Abbildungen veranschaulichen diese Landschaftsschilderungen. G. bespricht weiter die heute im Absterben begriffenen Arten des kaschubischen Laubenhauses, die Reste der Rauchhäuser und tritt mit warmen Worten für die Erhaltung der Strohdächer auf den Bauernhäusern ein. Darauf führt er uns in das Haus, zum Ofen, Kamin und an den Mittagstisch. G. behandelt die Landwirtschaft (mit manchen volkswirtschaftlich interessanten Bemerkungen), Erntefest, Fischfang, Hochzeitsgebräuche, die ersten Kinderjahre und mit besonderer Liebe Hausfleiß und Volkskunst im kaschubischen Dorf: Weben, Spinnen, Flechten, Schnitzen. Der Verf. und seine Frau haben auf diesem Gebiet in ihrem Dorf vorbildlich gewirkt, der heranwachsenden Jugend Beschäftigung und Erwerb gegeben und auch durch mehrere Ausstellungen in größeren Städten die Kenntnis kaschubischer Volkskunst weiteren Kreisen vermittelt. Es wäre zu wünschen, daß auch in anderen Gegenden Pfarrer und Lehrer auf dem Lande auf manche Anregungen des Verf. eingingen.

Auf Grund guter Kenntnis des Volks schildert G. darauf die Stellung, die es zur Natur einnimmt in Sagen von Sonne und Mond, Seen und Quellen, Flüssen und Inseln, Kirchen und verborgenen Schätzen. Die Pflanzen- und Tierwelt spielt im Leben des Kaschuben eine bedeutende Rolle. So macht uns der Verf. mit dem Volkscharakter bekannt, wie er sich in Volksliedern, Kinderspielen, Rätseln, Märchen, religiösen und phantastischen Vorstellungen (z. B. Alp, Vampir, Irrlichter, Teufel) kundgibt. Den Schluß bilden die Volkssitten bei Tod und Begräbnis und die Vorstellungen vom Leben im Jenseits.

Obwohl die Beobachtungen des Verf. sich fast ausschließlich auf die Neuzeit beziehen, kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß bei der Abgeschlossenheit des Landes die dargestellten Sitten und Gebräuche Jahrhunderte lang im wesentlichen sich in denselben Formen erhalten haben. Gewiß hat die umwohnende deutsche Bevölkerung manchen Einfluß auf die kaschubische Kultur gehabt, aber die Eigenart dieser Kultur ist groß genug, und sie hat in Gulgowski einen liebevollen Darsteller gefunden.

Vorzügliche Abbildungen, meist Photographien des Verf., erhöhen den Wert des Buches.

H. Sohnrey hat dem Buch ein Geleitwort vorausgeschickt, in welchem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er sich mit dem Konflikt beschäftigt, in den die Freunde kaschubischer Volkskunde mit verschiedenen Gruppen des Ostmarkenvereins geraten waren, die in dem Bestreben jener eine Förderung antideutscher Interessen erblickten. Der Zurückweisung dieses Vorwurfs durch Sohnrey wird man nur beistimmen können.

Königsberg i. Pr. W. Ziesemer.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 16. September 1912).

Die mit * bezeichneten Bücher sind schon zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind nicht mehr aufgeführt.

Bader, Karl, Hessische Sagen. Zweite Reihe (Hessische Volksbücher hrsg. v. W. Diehl, 12). Darmstadt 1912.

*Delbrück, Joach., Totenvolk. Legende von den dänischen Inseln; München, Hans Sachs Verlag 1911.

*Franz, Rudolf, Die schönsten Märchen für die nationale Kinderwelt. München, C. Birk 1911.

*Jacobs, J., Englische Märchen. London 1911.

Killinger, G., Die ländliche Verfassung der Grafschaft Erbach und der Herrschaft Breuberg im 18. Jh. Straßburg, Trübner 1912.

*Leitzmann, Else, Zwölf Nächte. Jena, Diederichs 1911.

Negelein, J. v., Germanische Mythologie 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1912.

Söhns, Franz, Unsere Pflanzen. Ihre Namenerklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 5. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1911. 3 Mk.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Es sandte ein: Herr Hauptlehrer Lehnert, Gießen: einen Himmelsbrief und einen Feuersegen aus Seifersdorf, Amtshauptmannschaft Freiberg, Sachsen.

Über den Fortgang der Flurnamensammlung wird in Band XII, Heft 1 berichtet werden.



Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm

Band XII



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1913

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Bücherschau.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

Tafel I—XIII zu dem Aufsatz von K. Hörmann über das Herdengeläute.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Band XII Heft 1/2



Hessische Blätter für Volkskunde

(begründet von Adolf Strack)

herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde

von

Karl Helm



Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1913

Generated on 2018-04-27 18:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Sendungen von Beiträgen und Rezensionsexemplaren sind an die Redaktion der Blätter:

Professor Dr. Karl Helm, Gießen, Stephanstraße 7

zu richten.

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, nur lose Quartblätter zu verwenden, nur eine Seite zu beschreiben und einen breiten Rand frei zu lassen.

Alle sich auf die Zusendung der Blätter beziehenden Wünsche sind an den Schriftführer der Hess. Vereinigung für Volkskunde, Herrn Lehrer Römer, Großen-Linden bei Gießen, zu richten.

Inhalt

(Fortsetzung des Inhalts siehe Seite 3 des Umschlags.)

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Hessische Blätter für Volkskunde
Band XII 1913 Heft 1/2

Herdengeläute und seine Bestandteile.

Von Konrad Hörmann, Nürnberg.

Allgemeines. Geläute hängt man den Tieren aus verschiedenen Veranlassungen um den Hals oder an das Geschirr. Aber nur eine einzige Voraussetzung stempelt Geläute zum Herdengeläute: daß es die Tiere auf der Weide tragen. Bei allen anderen Veranlassungen, auch wenn viele Tiere gleichzeitig damit versehen sind, hat es den Charakter des Einzelgeläutes.

Herdengeläute ist weit in der Welt verbreitet. Es ist häufig in Europa; es ist aber auch in Asien und Afrika anzutreffen und in jedem dieser Erdteile muß es bis auf weiteres als einheimisch und selbständig in Aufnahme gekommen betrachtet werden. Nach Amerika dagegen ist es aus Europa gebracht worden.

Das Herdengeläute ist zweifelsohne eine sehr alte Einrichtung, wenn auch ein direkter Beweis für diese Behauptung kaum zu erbringen ist. Es läßt sich nur soviel mit Sicherheit sagen, daß Bestandteile des Herdengeläutes unter Funden aus vorgeschichtlicher Zeit angetroffen werden.

Geschichtliches. Schriftliche Nachweise über Herdengeläute im Altertum waren bisher gleichfalls nicht zu erbringen. Als Einzelgeläute, als Teil des Geschirres, fand es reichliche Verwendung. Aristophanes erwähnt in den Fröschen, die im Jahre 405 v. Chr. zum erstenmal in Athen aufgeführt wurden, „Schellenglocken" als Wangenschmuck der Pferde oder Maultiere [1]). Im römischen Reich ist ebenfalls nur Einzelgeläute nachweisbar. „Einst banden", sagt ein alter Autor, der über Schellen geschrieben hat [2]), „zum Zeitvertreib und um der Ausschmückung wegen die Maultier- und Eseltreiber

[1]) Aristophanes, Die Frösche 994.

[2]) Hieron. Magius, de tintinnabulis; zitiert nach der Ausgabe von Sweetius 1664.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

den Pferden und Maultieren Schellen an, was ja auch heutzutage allenthalben geschieht. Weshalb wir wissen, daß zuerst Lucianus, dann Apulejus ihren auserlesenen Eseln Schellen umgehängt haben. Auch in Rom kann man an alten Marmorbildern und Reliefs Elephanten sehen, von deren Hals Schellen herabhängen. Diese Sache erinnere ich mich auch auf einer alten Münze einst gesehen zu haben."

Von den Äthiopiern erzählt Strabo im ersten nachchristlichen Jahrhundert [1]): „Wenn sie des Nachts reisen, so hängen sie den männlichen Lasttieren Schellen an, um die wilden Tiere durch das Geräusch zu verjagen." Sweetius zitiert in seinem Kommentar zu dem vorerwähnten Magius diese Stelle [2]). Danach hätte es den Anschein, als ob Strabo auch die Tiere auf der Weide darunter verstünde. Es geht jedoch aus dem Zitat hervor, daß dies nicht der Fall sein kann.

Es würde zu weit führen, alle römischen Autoren aufzuzählen, welche des Einzelgeläutes Erwähnung tun. Herdengeläute muß dem Altertum ganz und gar unbekannt gewesen sein, denn es findet sich nirgends eine Andeutung davon. Griechen und Römer, deren bukolische Gedichte widerhallen von den Seufzern der Hirten, dem Blöken der Rinder und Schafe, dem Meckern der Ziegen, würden das poetisch so gut verwertbare Herdengeläute sicher so wenig überhört haben, wie einige hundert Jahre später der gleich zu erwähnende Sidonius, wenn sie es auch nur einmal beobachtet hätten. Aber weder Homer noch Herodot, Anakreon, Strabo, Vergilius, Horatius, Ovidius, Plinius, selbst der treffliche Landwirt Columella — der gewiß eine Erläuterung des Zweckes hinzugefügt hätte — wissen etwas vom Herdengeläute. Es bleibt also nur der eine Schluß, daß bei Griechen und Römern in vorchristlicher und in der ersten nachchristlichen Zeit die Herdentiere ohne metallene Glocken oder Schellen auf die Weide gingen [3]).

Die römischen Geographen und Geschichtsschreiber erwähnen auch davon nichts, daß in Germanien Herdengeläute beim Weidevieh üb-

[1]) Strabo Geographie Buch 16, deutsch von K. Kärcher. Stuttgart 1829—1836 S. 1405, letzte Zeile.

[2]) Magius, S. 40/42.

[3]) Anläßlich der Beschreibung einer auf Samos ausgegrabenen Bronzeglocke, „die man für eine Ziegen- oder Schafglocke halten möchte," sagt auch Boehlau, daß „die Sitte, dem Vieh Glocken umzuhängen, so viel ich sehe, weder durch ein Monument noch durch eine Schriftstelle für das Altertum bezeugt wird." Boehlau, Aus ionischen und ital. Nekropolen, S. 162. Er kann hierbei nur Herdengeläute gemeint haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich war. Aber unter den hier gefundenen Schellen sind manche, welche wohl als Herdengeläute gedient haben mögen. Der Zeit nach gehören sie in die beiden ersten christlichen Jahrhunderte. Um diese Zeit muß sich metallenes Herdengeläute in Germanien eingebürgert haben. Aber erst vom 5. Jahrhundert an ist es nachweisbar in der Literatur.

Der Bischof Sidonius Apollinaris, der von 430—480 in Rom und Frankreich lebte, ist der erste, welcher das Herdengeläute als etwas Selbstverständliches erwähnt. In seinen überaus schwulstigen Epistolae schildert er nach alten Mustern die idyllischen Reize des Landlebens, den Gesang der Vögel, das Flötenspiel träumerischer „Freunde unserer Berge" in linden Nächten, die schellentragenden Herden, welche auf den Weidetriften blöken[1]). Das Land oder die Gegend, von der er redet, ist aus dem Briefe nicht zu ersehen.

Gleichzeitig damit erscheint das Herdengeläute in den Gesetzbüchern der deutschen Volksstämme, zunächst der lex salica, dem wohl bald nach 500 niedergeschriebenen Recht der salischen Franken. „Das Volksrecht der salischen Franken beherrschte das ganze Gebiet dieses Stammes in Frankreich, Belgien und dem südlichen Teil der Niederlande und gelangte auch bei den stammverwandten chattischen Franken in Hessen, am Mittelrhein und in den Flußgebieten von Mosel, Lahn und Main zur Geltung"[2]). Die Gesetzsammlung beruht z. T. auf älteren Weistümern; wie das Gewohnheitsrecht ist daher vermutlich auch das Herdengeläute älter als die lex salica.

Tit. XXVII handelt von verschiedenen Diebstählen: „1. Wenn Einer eine Schelle von fremdem Schwein gestohlen hat, dem es nachgewiesen ist.... soll er DC Dinare .... zu zahlen verurteilt werden.... 2. Wenn er sie aber von Rindern gestohlen hat, soll er CXX Dinare .... zu zahlen verurteilt werden. Zusatz 1: Wenn Jemand eine Schelle von einem Pferd gestohlen hat .... soll er DC Dinare .... zu zahlen verurteilt werden."[3])

Der Kommentar setzt hinzu: „Bei den alten Franken und hauptsächlich bei den Austrasiern war die Sitte eingewurzelt, daß sie den weidenden Pferden Schellen anlegten, damit, wenn sie etwa weiter

[1]) Appollinaris Sidonius Buch 2, Brief 2, Monum. Germ. hist. Auct. ant. VIII S. 25.

[2]) Schröder, Lehrbuch d. deutsch. Rechtsgeschichte 4. Aufl. S. 233 f.

[3]) Lex salica hrsg. v. R. Behrend, 2. Aufl. S. 46.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

beim Weiden abgeirrt wären, sie am Klange derselben erkannt werden könnten.“ [1]).

Ein Gesetz aus dem Codex Kaiser Justinians des Großen aus der Mitte des 6. Jahrhunderts verordnet in legibus rusticis, Titulo 2 § 2: „Wenn Jemand eine Holzklapper oder eine Schelle von einem Ochsen oder Schaf oder irgend welchem anderen Tier stiehlt, soll er ausgepeitscht werden wie ein Dieb. Und wenn ein Tier verloren gegangen ist, so soll er diesen Schaden ersetzen, weil er dessen Holzklapper gestohlen hat.“ [2])

Ferner bestrafen

die Lex Visigothorum — etwa um 654 zusammengestellt — den Schellendiebstahl an Lasttieren (jumentum), Ochsen, Kühen, Kleinvieh oder allen möglichen Vieharten [3]);

die Lex Burgundionum den Diebstahl von Pferde- und Rinderschellen [4]);

die Lex Bajuvariorum — im achten Jahrhundert zusammengestellt — den Schellendiebstahl an Pferden, Ochsen, Kühen und kleinen Weidetieren (minutis pecoribus) [5]).

Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit [6]) sagt daher ganz recht: „Allem Vieh“ (soll wohl heißen jeder Art von Vieh) „banden die Süddeutschen tönende Schellen um den Hals, die Franken auch den Schweinen im Laubwald“, um die Zeit nach dem 6. Jahrhundert. Dagegen geht Wilkens wohl etwas weiter als die vorhandenen Quellen zulassen, wenn er von den Herden der alten Deutschen sagt: „Jedes Stück Vieh hatte seine Schelle um den Hals, dem Besitzer und Hirten ein Zeichen im Walde.“ [7])

Im Gegensatz zu den anderen altdeutschen Gesetzbüchern läßt sich aus der wahrscheinlich im Jahre 802 abgefaßten, das Volksrecht der Angeln und Werinen oder Warnen, der Bewohner der nordöstlichen Teile Thüringens, kodifizierenden Lex Angliorum et Werinorum keine Verwendung von Glocken oder Schellen bei Tieren

[1]) Aimoinus, Historia Francorum (hrsg. v. Duchesne, Hist. Franc. scriptores III) lib. 3, cap. 82.

[2]) Zitiert bei Sweetius, dem Herausgeber des Magius, S. 129; im Justinian selbst an der bezeichneten Stelle nicht zu finden ohne Kenntnis der Bearbeitung, welche dem Sweetius vorlag.

[3]) Mon. Germ. Leg. Sectio I, 1 S. 293.

[4]) Mon. Germ. Leg. sect. I, Bd. 2, 1 1893 S. 44.

[5]) Mon. Germ. Leg. III 1863 tit. IX § XI S. 305.

[6]) Band 1 S. 305.

[7]) Zitiert nach Schiller-Tietz „Herdengeläut“ Vogesenblatt 1900 Nr. 12 (Straßburger Post).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersehen. Trotzdem können sie dort vorhanden gewesen sein, es brauchen nur die gleichen Hütegewohnheiten wie im nordwestlichen und südlichen Thüringen, sowie im Fränkischen Jura bestanden zu haben: daß die Herden stets unter Aufsicht weideten und die Schellen ausschließlich das Eigentum der Hirten, nicht der Bauern waren. Einer, der nicht Hirt ist, hat dann gar kein Interesse am Schellenstehlen; die Hirten aber hüten sich, denn jeder, besonders aber der Schellenrichter, kennt seine Schellen am Ton, und der Dieb wäre bald verraten. Bei diesen Gepflogenheiten sind Schellendiebstähle schier unmöglich, der Gesetzgeber hat daher nicht nötig, sich damit zu beschäftigen. In anderen Gegenden ist das Vieh weit mehr sich selbst überlassen, bleibt womöglich Tag und Nacht im Freien, irrt weit umher und die Schellen gehören den Bauern. Deshalb sind Schellendiebstähle in den Alpenländern z. B. an der Tagesordnung.

Die Lex Alamanorum enthält gleichfalls keine Angaben über Schellen.

Die folgenden Zeiten kennen alle das Herdengeläute; zur Zeit der Karolinger „hatten die Ochsen sowohl wie die Kühe, Rinder, Pferde, Schweine, Schafe und Ziegen Schellen anhängen, wie dieses, um die Tiere nicht zu verlieren, heute noch bei jeder Alpenwirtschaft notwendig ist“ [1]). Als Beleg dafür werden eine Anzahl Autoren des 9. und 10. Jahrhunderts angegeben. Im Mittelalter waren „Glockenklang und Schmückung der Tiere beim Heimtrieb“ nach Bartels ziemlich allgemein üblich in deutschen Landen [2]).

Für das Ausland fehlen bis jetzt alle Nachweise über Herdengeläute in älterer Zeit.

Geläutetragende Tiere. Für die ältere Zeit sind Pferde, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen als schellentragende Weidetiere in den altdeutschen Gesetzbüchern genannt. Sie kommen — mit Ausnahme der Schweine, die noch bei Sweetius im Jahre 1664 schellentragende Haustiere genannt werden — auch in der Gegenwart für das deutsche Herdengeläute in Betracht. Esel und Maultiere tragen es gelegentlich; im hohen Norden weiden auch die Renntiere mit Schellen.

---

[1]) Lauffer, Das Landschaftsbild Deutschlands im Zeitalter der Karolinger (1896), S. 69 mit Verweis auf K. v. Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung (1854), S. 152 und weiteren Belegen (Mon. Germ.: Script. II, 497, Leg. V, 129, Form. 404; Act. Sanct. Okt. I, 171; Ecbasis captivi v. 74 ff.).

[2]) Bartels, Der Bauer in d. d. Vergangenheit, Monogr. z. d. Kulturg. 1900.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Artenreicher als die Fauna des Herdengeläutes ist die des Einzelgeläutes. Außer den genannten Weidetieren darf man so ziemlich alle Haustiere hierher rechnen, Kamele, Dromedare, Elefanten, Lamas, Hunde; von gezähmten Tieren sind Hirsche, Rehe, Antilopen zuweilen damit versehen. Im Mittelalter trugen auch die Jagdfalken, das Federspiel, Glöckchen oder Schellen.

Mit den aufgezählten Tieren verteilen sich Schellen und Glocken über vier Weltteile. Der fünfte, Australien, kommt nicht in Betracht, weil er der geeigneten einheimischen Tierwelt entbehrt.

Zweck. Die späteren Abschnitte der vorliegenden Arbeit werden sich ausschließlich mit dem Herdengeläute, also mit den Instrumenten beschäftigen, welche die Tiere auf der Sommerweide tragen. Um jedoch diesem Gebrauch auf den Grund zu kommen, wird es notwendig sein, auch die anderen Veranlassungen zum Glocken- und Schellentragen kurz zu besprechen; die nicht tragbaren, insbesondere also die Kirchenglocken, kommen für diese Arbeit nicht in Betracht.

Man hängt den Tieren, aber auch den Menschen, Läutwerk an aus vielerlei Gründen; sie gruppieren sich aber alle um einige wenige Ideen.

Eine Ideengruppe, die sich am häufigsten den Herrn der Tiere, den Menschen selbst, dienstbar macht, ist die des Schmuckes.

Im Mittelalter begegnen Schellen als Schmuck sehr häufig. Man trug sie an Prachtgewändern [1]) wie am Bauernkleid, an den Sporen, am Helm, am Schild, an den Schuhen, am Gürtel, und sie hatten bisweilen ansehnliche Größe. Klein und zierlich dagegen waren die Glöckchen, die als Anhängeschmuck aus vorgeschichtlichen Epochen, aus den Kaukasusländern bekannt sind. In der jüngsten Hallstattzeit trug man kleinste Schellen bez. Rollen in Mitteleuropa an großen Bronzeohrringen. Das Kleid des jüdischen Hohepriesters war mit „tönenden Schellen" behängt, wahrscheinlich kleinen runden Rollen; sie hatten vermutlich sakrale Bedeutung.

In der Gegenwart ist die Sitte, Schellen als Menschenschmuck

---

[1]) Vgl. M. Heyne, Hausaltertümer 3, 330; A. Schultz, Höfisches Leben 1, Register s. v. Schelle. Zahlreiche literarische Stellen bezeugen die Sitte; vgl. Wolfram, Parzival 122, 3—8:

Mit guldîn schellen kleine
vor iewederm beine
wârn die stegreife erklenget
unt ze rehter mâze erlenget.
sîn zeswer arm von schellen klanc,
swar ern bôt oder swanc.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu tragen, in Europa auf Maskeraden beschränkt; man muß außer Landes gehen, um das Schellentragen beim Menschen als ständige Sitte anzutreffen.

Echte Viehschellen zwar sind selten als Menschenschmuck; sie finden sich, als „Knieschellen der Massai" bezeichnet, anscheinend nur in Ostafrika [1]). Fußschellen tragen die Wagogo [2]) und Wahehe [3]) in Deutsch-Ostafrika und die Teufelstänzer der Singhalesen auf Ceylon [4]).

Glöckchen als Körperschmuck tragen die Schilluks, die Duallas. Die Weiber der Fan, der Maschukulumbe und anderer Völker [5]) behängen den Geschlechtsteil mit Glöckchen; das Warum ist nicht bekannt. In Scheschеke, im Marutse-Reich am Zambesi fand Holub eiserne Glöckchen beim Kischitanz — einem erotischen Tanz, der geschlechtliche Aufregung zum Zweck hat — verwendet [6]).

Bei Tänzen und Kulthandlungen stehen Glocken und ähnliche Instrumente häufig in Anwendung; sie sind dann, auch wenn sie am Körper getragen werden, rhythmischen Zwecken dienstbar und als Musikinstrumente zu betrachten. Unter den afrikanischen Negervölkern ist diese Sitte weit verbreitet, findet sich aber auch außerhalb Afrikas. Bei der Schlangen- und Antilopenzeremonie der Oraibi in Arizona, Nordamerika, trägt das Antilopenmädchen eine Glocke am Gürtel, der Bursche Glöckchen am Hals [7]). Die Medizinmänner der Nordwestamerikaner tragen bis zu 60 Stück kupferne, die Schamanen der Golden in Sibirien bis zu 20 Stück eiserne Schellen von Dütenform, die eine Länge von 10—20 cm haben, am Gürtelriemen [8]). Silberne Schellen als Gürtelschmuck lieben auch die Araukaner [9]).

Am weitesten verbreitet sind die runden, kugelförmigen Schellen, die Rollen; sie werden oft in großer Zahl an Knöchelbändern und dergl. befestigt und dienen als Klappern oder Rasseln beim Tanz, besonders in Afrika. Man liebt es dort, auch die Gegenstände, die man bei sich führt, damit zu schmücken: eine Art, mit Schellen be-

[1]) Meyers Konv.-Lex. 5. Aufl. „Afrik. Kultur", Taf. I, Fig. 10.

[2]) Mitteilungen der geograph. Gesellschaft in Lübeck 18 (1904), S. 174.

[3]) Nigmann, Die Wahehe. 1908. S. 40. „iwangala" Männertanz unter Anlegung von großen (Männer-), „ku-häja" Weibertanz, Kreistanz, mit kleinen (Weiber-)Fußschellen.

[4]) Rütimeyer, Ber. über d. ethnogr. Sammlung d. Basler Museums f. d. Jahr 1902.

[5]) Sokolowsky, Menschenkunde. 3. Aufl. S. 245 u. a. a. O.

[6]) Holub, 7 Jahre in Südafrika II. Bd. S. 198 u. 200.

[7]) Voth, The Oraibi summer snake ceremony S. 307.

[8]) Kataloge des Mus. Umlauff-Hamburg, ethn. Abt. II Asien, Golden Inv.-Nr. 32.

[9]) Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln, „Amerika".

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hangen, ist in dem Werk „Deutschland und seine Kolonien" abgebildet. Als „Schellen" dienen häufig aneinander gereihte Fruchtschalen; anderwärts, z. B. im Bismarck-Archipel in der Südsee, wird auch eine Muschel, Oliva porphyrea, Wuáweo, zu diesem Zweck benützt [1]).

Im Orient zählten Schellen, Glocken, Klappern von jeher zu den Musikinstrumenten. Musik begleitete zu Strabo's Zeiten den König in Indien bei seinen Ausgängen, und zwar gingen Trommler und Schellenträger vor ihm her [2]). Die Heere Chinas, welche in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten den Ruhm der chinesischen Waffen bis an die Ostgrenze der Römermacht trugen, waren von Militärmusiken geführt, in denen Schellen oder Glocken eine Rolle spielten. „Bronzeschellen bildeten mit Felltrommeln, Hörnern, kurzen Flöten und Sängern die altchinesische Militärmusik, wie sie General Ma Yüan der Han-Dynastie um 41 n. Chr. den Man-Barbaren am Yu-kiang nördlich von Tung-king verlieh." [3])

Die umfangreichste Verwendung finden Glocken und Schellen zu Signalzwecken. Das früher allgemein übliche „Ausschellen" der öffentlichen Bekanntmachungen, das sich zu Zeiten sogar auf das Einbringen der Steuern erstreckte [4]), besteht nur noch in kleineren Orten; es ist auch in Deutsch-Südwestafrika zu Hause, z. B. bei den Ehvenegern in Ho [5]), dann weiter am Zambesi [6]). Bei den Wakamba hat der Rufer der Karawane gleichfalls eine Glocke [7]). Die Stämme von Nordnigeria benützen sie aber auch, wenn sie im Sinne haben, eine Karawane anzufallen oder auf Kriegszügen [8]). Zum Kampf riefen Schellen- und Paukensignale auch die indianischen Krieger am Golf von Darien und in Panama zur Zeit der spanischen Conquista [9]). Durch Ausschellen wurde in Rom das Volk zu Versammlungen auf die Märkte, in die Bäder, in den Zirkus geholt [10]). Im alten Persien gaben die Erzieher durch Klingeln ihren Schülern die Zeichen zum Waffenanlegen oder zur Jagd [11]).

---

[1]) Annalen des Naturh. Hofmuseums, Wien III (Finsch) S. 98.

[2]) Strabo, Buch 15, 1 (bei Kärcher S. 1295).

[3]) Mttlgn. d. Anthr. Ges. 36. (1906) S. 44. Referat über Hirth, chines. Ansichten über Bronzetrommeln.

[4]) Treichel, Ztschr. f. Ethnologie 20 (1888) S. 163.

[5]) Globus, 84. S. 268.

[6]) Holub a. a. O. II. S. 253.

[7]) Ratzel, Völkerkunde II. S. 64.

[8]) Martin, Man 1904 Nr. 11.

[9]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker 4. S. 349.

[10]) Scheller, lat.-d. Wörterbuch: Tintinnabulum.

[11]) Strabo, Buch 15 1. 3 (bei Kärcher S. 1295 u. 1332).

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im Mittelalter trugen die Aussätzigen Schellen und klingelten damit, um vor sich selbst zu warnen, aber auch, um zu betteln[1]). Die Römer hängten sie Missetätern um, die abgestraft werden sollten[2]). Etwas dem Ähnliches hat sich in Tirol erhalten: man hängt den beim Fensterln Erwischten Viehschellen um den Hals und jagt sie damit durchs Dorf[3]); ihr Vergehen wird sozusagen „an die große Glocke" gehängt, damit sie dem Spott nicht entgehen. Diese Art der Volksjustiz können aber wohl nur sehr ehrbare Dörfer sich erlauben; mancherorts würde, wenigstens an den Samstagen, ein nächtliches Geläute entstehen, daß man glauben müßte, der Hirt treibt aus.

Signalzwecken dienen auch die kleinen beim Fischen benützten „Kuhglocken", welche an feststehenden Angeln befestigt werden und anschlagen, wenn ein Fisch gebissen hat[4]). Auch bei Treibjagden fanden ehedem Glocken Verwendung, um die Hasen in die Netze zu treiben[5]). Ähnliche Veranlassungen ließen sich noch viele finden.

Als Signal, und zwar als Warnungssignal, dient das Geläute von alters her bei Fuhrwerken und insbesondere bei Schlitten, wobei es sich Schmuck- und Luxuszwecken mit Vorliebe und Leichtigkeit anpaßt. Dies gilt schon von der Römerzeit und dem Mittelalter.

Wenn Hunde und Hündchen Schellen tragen, so geschieht es der Zierde oder des Schmuckes wegen, wenigstens in Europa. Einen „mit Schellen geschmückten Windhund" hat Sven Hedin in Tibet getroffen. Doch ist einmal auch von einem bösartigen Hund die Rede bei Avianus, einem Fabeldichter des 4. Jahrhunderts, der eine klingende Schelle trug, um Vorübergehende darauf aufmerksam zu machen, daß er bissig sei[6]). Aus ganz anderen Gründen hängt man in Westafrika den Jagdhunden Schellen an: damit der Jäger im Dickicht dem Schalle zu folgen vermag[7]). Das gleiche gilt von Deutsch-Ostafrika. Von einer Antilopenjagd am Viktoria-Nyanza erzählt Dr. Rob. Koch: „Die Hunde bellen nämlich nicht. Deshalb wird ihnen eine Schnur um den Leib gebunden, an der eine kleine Schelle hängt. Wenn sie also jagen, so kann man sie am Schall

---

[1]) Golther, Tristan und Isolde und Flore und Blancheflur II (deutsche Nat.-Literatur IV, 3) S. 150, 17.

[2]) Scheller, lat.-d. Wörterbuch: Tintinnabulum.

[3]) L. v. Hörmann, Über tirol. Volkscharakter; Ztschr. d. D.-Ö. Alp.-Ver. 32. 1901 S. 119.

[4]) Bartels, Ztschr. f. Ethn. 28 1896 S. (570).

[5]) Krämer, Der Mensch und die Erde I S. 337.

[6]) Otte, Glockenkunde 2. Aufl. 1884 S. 10, Anm. 5.

[7]) Museum Umlauff, Kataloge M'Pangwe Nr. 2459 u. Akkeles Nr. 2458.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Schelle verfolgen."[1]) Das gleiche gilt für die Wahehe[2]). Bei den Wasaramo fängt man Affen mit Hunden, die die Größe unserer Foxterriers haben, aber viel schwächer als diese gebaut sind. Die Hunde sind zumeist stumm. Wenn der Neger sich aufmacht, einen Affen zu fangen, so hängt er dem Hunde eine Schelle um den Hals, die aus einem großen Kern hergestellt ist; die beiden Klöppel sind Stäbchen aus Ebenholz. Das Klappern der Glocke verrät dem Schwarzen, wohin der Hund den Affen verfolgt[3]).

Aus den gleichen Gründen trugen die Jagdfalken des Mittelalters Schellen, „damit sie, wenn sie davongeflogen sind und zwischen den Bäumen und Zweigen sich niedergelassen haben und nicht zu Gesicht kommen, leicht gefunden werden können"[4]). Ebenso heute noch die zum Kaninchenfang abgerichteten Frettchen[5]).

Unbekannt ist es, warum man in Japan „den Pferden und den zum Transport von Feldfrüchten verwendetem Rindvieh Glöckchen und Schellen, statt wie bei uns um den Hals, an die Schwänze bindet; da die Tiere dieses beweglichste Glied ihres Körpers fleißig zu schwingen pflegen, so bleibt die Wirkung nicht aus"[6]). Vielleicht ist dieser Brauch in Asien weiter verbreitet; denn auf einer Steinskulptur aus Salatiga in Semarang auf Mitteljava trägt der als Affe dargestellte Hanuman, der Minister des Affenkönigs Sugriva im Epos Ramayana, rotgefärbte runde Schellen — Rollen — am Schwanz[7]). Ob diese Art des Schellentragens Signalzwecken dient, ist zum mindesten fraglich.

Deutlich kommt dieser Zweck aber bei der nächsten Gruppe zum Ausdruck.

Von alters her tragen die Karawanen- und Saumtiere Glocken oder Schellen um den Hals und diese Art ihrer Verwendung ist ganz kosmopolitisch. Sie findet sich bei den Saumtieren Südeuropas — Pferden, Maultieren — und von der Balkanhalbinsel an durch ganz Asien hindurch bis Peking auch bei Kamelen. „Die Glocken, meist europäischen Fabrikates, hie und da mit einem Klöppel aus Knochen,

---

[1]) Ztschr. f. Ethnologie 40 1908 S. 456.
[2]) E. Nigmann, Die Wahehe S. 110.
[3]) Krauß, Tierfang bei den Wasaramo, Globus 92 (1907) S. 339.
[4]) Sweetius, bez. Magius S. 43.
[5]) Brehm Tierleben 1893 I S. 611.
[6]) Derboeck, Des Prinzen Heinrich Weltumseglung, 3. Aufl. S. 177.
[7]) Ztschr. f. Ethnol. 36 (1904) S. 520, Fig. 1.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

läuten tonlos und schleppend." [1]) Die Dromedare Vorderafrikas tragen gleichfalls Schellen oder Glöckchen und scheinen sich an derem Klange zu erfreuen [2]).

Sven Hedin hat der Karawanenglocke ein Lied gesungen; es sei gestattet, einen Teil desselben hier wiederzugeben: „Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen lauscht man im Liegen dem dumpfen Klange der leitenden Glocken in der Ferne; der Klang wird immer heller, er klingt ernst und feierlich und markiert den majestätisch ruhigen Gang der Kamele. Schaut man in die Nacht hinaus, so sieht man mächtige schwarze Schatten gespensterhaft vorüberschweben; ihre weichen Tritte rufen keinen Laut hervor, aber die Glocken läuten mit durchdringenden Tönen, und von den Felswänden antwortet das Echo mit demselben Klange..... 20 Jahre sind es schon her, seit ich diesen Klang zum erstenmal hörte, und seitdem ist er, wie ein leiser Ton klingend, durch mein Leben gegangen. Beim Klange der Glocken bin ich damals aus Bagdad nach Kurdistan hinaufgeritten, durch Choassan und Turkestan gezogen und habe die Wüste Taklamakan durchreist; dort läuteten sie uns zu Grabe, denn die ganze Karawane, außer mir und zweien meiner Leute, kamen vor Durst um. Und beim Klange der Glocken zog ich auch durch das Land der Mongolen und durch Nordchina."

Auch in Südamerika, bei den Aymaras und Khetschuas der peruanischen Hochkordillere wird im Trupp der beladenen Lamas mindestens das Leittier mit Glöckchen (sakapa) geschmückt, wahrscheinlich in Nachahmung spanischer Sitte [3]). Doch sollen auch die Inkas in vorspanischer Zeit schon Glöckchen verwendet haben.

Alle diese Karawanenzüge führen Geläute zu Signalzwecken. Die Entgegenkommenden sollen, z. B. auf Saumpfaden im Gebirge bei Zeiten ans Halten an den Ausweichestellen erinnert, gewarnt werden. Bisweilen trägt nur das letzte Tier der Karawane die Glocke; in solchem Falle hat sie den Zweck der Kontrolle, ob der Zug noch vollständig ist. Gelegentlich kann auch der Glockenklang Verirrten Rettung bringen. Weiter aber, und nicht zuletzt, dient das beständige Läuten und Klingen den in Schweigen und Einsamkeit Dahinziehenden zur Beruhigung, es läßt das Gefühl der Hilflosigkeit und Ver-

---

[1]) Karutz, von Lübeck nach Kokand, Mitteil. d. geogr. Gesellsch. zu Lübeck II. Reihe 18 (1904), S. 48. Doch erwähnt er im Bazar von Buchara Werkstätten für Schellen der Esel.

[2]) Brehm, Tierleben III S. 256.

[3]) v. Tschudi, Das Lama, Ztschr. f. Ethnologie 17 1885 S. 107.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassenheit weniger drückend empfinden und hält Diven und Dschinnen fern, Geister und Werwölfe, deren böses Walten die ohnehin nicht geringen Schrecknisse der Wüste für abergläubische Gemüter ins Ungemessene steigern können.

Eine weit verbreitete und sehr alte Sitte ist diejenige, frisch gezähmten und in der Gefangenschaft gehaltenen Tieren, wie Rehen, Hirschen, Gazellen usw. Glöckchen anzuhängen. Es geschieht dem Anschein nach der Zierde und des Schmuckes wegen. Die tiefer liegende und ursprünglichere Veranlassung aber ist die, die Tiere mit einem Eigentums- oder Erkennungszeichen zu versehen für den Fall, daß sie wieder unter ihre wilden Artgenossen oder sonst in Verlust geraten. In dieser Beziehung gehören Glocken und Schellen einer großen, vom Herdengeläute weitab liegenden Ideengruppe an, die sich in verschiedenster Weise zum Ausdruck zu bringen vermag und nur nebenher am Herdengeläute praktische Bedeutung erlangt. Denn an der Schelle, bezw. am Ton der Schelle erkennt der Hirt die Tiere seiner Herde, wenn sie sich verirrt haben; man sagt sogar, daß die Tiere selbst das Geläute ihrer Herde kennen.

Wie schon erwähnt, tragen nicht immer alle Tiere der weidenden Herde ein Geläute, vielfach führen solches nur die Leittiere. „Die Schafe folgen den Glocken der Hämmel, noch mehr aber einigen Eseln" in Ungarn, und auch weiterhin, häufig im Orient, wird das bedächtige Grautier der Herde als Führer und seiner überlegenen Ruhe wegen als Vorbild beigegeben.

Gelegentlichen Andeutungen zufolge könnte man glauben, daß die Tiere je nach der Gattung oder dem Geschlecht verschiedenes Geläute tragen. So sagt ein Volkssprichwort nach Schmellers bayerischem Wörterbuch: „en Ros henkt mer e Zinglaißl (vermutlich eine gegossene Glocke) a, n' Ochs'n e Roll'n, de Kou e Schell'n und n' Kaibl. e Rellal" (kleine Rolle). Meringer[1]) hat in Bruneck in Tirol beobachtet, daß beim festlichen Almauftrieb den Kühen nur Glocken, den Ochsen nur Schellen angelegt werden. In den Pyrenäen ist das, Tringolo genannte, gegossene Glöckchen nach Dr. Laloy[2]) ausschließlich den weiblichen Schafen und Lämmern vorbehalten. Das gleiche wird aus schleswig-holsteinischen Glockensagen gefolgert[3]): eine geraubte Glocke können 24 Pferde nicht vom Fleck bringen, während

[1]) Meringer, Die Glocke d. Bauernhauses, Festschr. d. Vereins f. österr. Volkskunde 1894—1904 S. 184.

[2]) Laloy, Ethn. a. Südwest-Frankreich Arch. f. Anthr. N. F. 1, S. 43.

[3]) H. Stocks, Zur Erklärung d. Glockensagen, Globus 68 (1895) S. 228.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwei Kühe sie mühelos auf den alten Platz zurückbringen. Daraus wurde geschlossen, daß Rind und Glocke zusammengehören und mit christlicher Symbolik in Verbindung zu bringen sind, während das Pferd, der alte Wodansliebling, glocken- und christenfeindlich sei.

Die deutschen Gesetze der Frühgeschichte machen in dieser Hinsicht zwischen Pferden und anderen Tieren keinen Unterschied. Auch die Hirtenpraxis in Nordbayern kennt weder zwischen den Geschlechtern, noch den verschiedenen Tierspezies einen Unterschied. Wo es üblich ist, die ganze Herde mit Geläute auf die Weide zu schicken, da tragen es die Tiere unterschiedslos, es mögen Kühe, Ochsen, Stiere oder Kälber sein.

Man sagt, das Herdengeläute sei zumeist auf Wald- und Gebirgsgegenden beschränkt. In der mittelfränkischen Ebene, die weder eine Gebirgs- noch eine Waldlandschaft genannt werden kann, hatte es früher eine ausgedehnte Verbreitung; doch mag zugegeben werden, daß es sich in Wald- und Gebirgsgegenden länger zu halten pflegt. „Der Gebrauch solcher Geläute .... ist wahrscheinlich so alt, als man überhaupt im Gebirge die Viehzucht betreibt und zunächst aus dem Bedürfnis entstanden, verlaufene Kühe wiederzufinden .... die Kühe sind so daran gewöhnt, daß sie nicht nur dieselben gerne tragen und öfters aus reinem Wohlbehagen mit denselben läuten, sondern auch durch dieselben, wenn sie von der Herde abkamen, sich von selbst wieder zurechtfinden.“ [1]). Auch Brehm bestätigt die Beobachtung, daß verirrte Kühe sich durch das Geläute zurechtfinden [2]). Die Lappländer pflöcken ein Renntier mit einer Glocke an; die Tiere sind an den Laut der Glocke gewöhnt, und wenn sie den hören, kommen die müden verlaufenen Renntiere von weither darauf zu [3]).

Schon der alte Aimoinus hat den gleichen Grund angegeben. Er sagt, daß man den Tieren Schellen umhängt zu dem Zweck, sie beim Weiden leichter zusammenhalten zu können, und wenn sie etwa weiter abgekommen sind, sie am Klange kenntlich zu machen, so daß die entlaufenen oder verirrten leichter auffindbar sind [4]). Mit gutem Grund hängt man daher in den Schweizer Bergen hie und da auch den kleinen Kindern Schellen um den Hals [5]), was diesen Zweck

[1]) Das Herdengeläute im Thüringer Wald (und Harz; von einem ungenannten Verfasser). Illustr. Ztg. 1857 S. 471.

[2]) Brehm, Tierleben 3. (1877) S. 440.

[3]) Demant, Das Buch des Lappen Turi S. 60.

[4]) Siehe S. 4 Anm. 1.

[5]) J. Aegler, Lehrer in Wohlen, Kanton Bern, briefl. Mittlg. v. 4. Febr. 1901.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Schellentragens — die Erleichterung der Beaufsichtigung — deutlich zum Ausdruck bringt.

Sweetius war derselben Meinung über den Zweck des Herdengeläutes, wußte aber noch einen anderen Grund dafür zu nennen [1]): „Auch heutzutage [1664] pflegen die Hirten, unter Fortdauer einer alten Sitte den Hals der Schafe, Ziegen, Schweine, Rinder und Pferde mit Schellen zu versehen, nicht zum Schrecken der wilden Tiere (denn daß auch die schellentragenden Rinder von den wilden Tieren angefallen und getötet werden, haben Versuche öfters gelehrt), sondern um zu bemerken, an welchen Stellen in den Wäldern, Bergen und Tälern sie umherschweifen, um auf diese Weise sich die Mühe einer langen Sucherei zu ersparen. Außerdem glauben sie, daß an dem Ton der Schelle die Rinder, wie an dem einer Flöte, Vergnügen haben und fett werden, obwohl die Philosophen leugnen, daß dieselben sich der Übereinstimmung der Töne erfreuen, weil die Tiere nicht harmonisch gestimmt sind.“

Die Ansicht, daß insbesondere das Flötenspiel die weidenden Tiere fett mache, war früher fest eingewurzelt; der alte Geßner verlangt daher von den Schäfern, daß sie des Flötenspiels kundig seien, und im Simplicissimus wird erzählt, daß der Klang der Sackpfeife „ohnedas .... die Schaffe und Lämmer in Arabia fett machet“ [2]). Dem gleichbedeutend wurde auch der musikalische Wert des Schellengeläutes gewürdigt. Wenn das auch nicht unmittelbar zutrifft, so ist es doch auf andere Weise vorteilhaft für die Tiere, sie fressen besser, und nach der Meinung der Älpler macht das Herdengeläute sie selbstbewußter und selbständiger [3]); wahrscheinlich übt das den Bewegungen der Tiere folgende rhythmische Läuten, Tönen und Klingen eine festigende und beruhigende Wirkung auf sie aus [4]). Je ruhiger

---

[1]) In den Anmerkungen zu Magius S. 38.

[2]) Auf dem Balkan sind an manchen Orten ähnliche Traditionen noch lebendig „Die pomakischen Hirten (die Pomaken sind zum Islam übergetretene Bulgaren im Rhodopegebirge) glauben, daß ihre Schafe für die Flötenmusik empfänglich sind. Sie nähern sich, horchen und werden durch die Töne eingeschläfert.“ Und von den nomadisierenden Pindus-Rumänen wird an gleicher Stelle gesagt: „Auf ihren Flöten spielen sie melancholische Weisen; man möchte sagen, daß sich Beziehungen bilden zwischen dem Ton ihres Instrumentes und ihren Herden. Sie regieren sie vermittelst der Musik.“ Geitler, Die Sage von Orpheus-Orfen der Rhodope-Bulgaren. Mittlgn. der Wiener Anthrop. Gesellschaft X S. 173.

[3]) Schiller-Tiß, Herdengeläute (vgl. S. 4, Anm. 7).

[4]) Daß es auf die Psyche des Menschen in diesem Sinne zu wirken vermag, dafür läßt sich ein schönes Beispiel anführen: „Wir trafen heute eine Maultierkarawane; die bunte Aufschirrung der Tiere und die Bimmelei der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und je mehr sie fressen, desto fetter werden sie, und so ist indirekt doch etwas Wahres daran, daß die Tiere von der Musik fett werden. Die praktische Bedeutung des Herdengeläutes steht auf jeden Fall oben an.

In zweiter Linie ist es seitens der Besitzer und Hirten die Freude am Klang und Schmuck; sie spricht sich im Ausbau des harmonischen Geläutes und in der zuweilen selbst luxuriösen Ausstattung der Geräte aus, an denen die Schellen hängen. Bei festlichen Gelegenheiten, z. B. dem Auftrieb zur Alp, hat man vielerorten in den Alpen eigene Luxusgarnituren von Schellen und Schellenbändern, die nur bei diesem Anlaß benützt werden. Wenn anderwärts die Schellen beim Tod des Tierbesitzers ein Jahr lang den Tieren nicht angelegt werden [1]), so läßt das erkennen, daß das Schellentragen für die betreffende Gegend weniger praktische, als weit mehr schmückende und zierende Bedeutung hat. So haben auch für den, dessen Augen an Schellen und an ornamentierte Holzbögen gewöhnt sind, nichtschellentragende Tiere auf der Weide ein proletarierhaftes Aussehen, ja sie hinterlassen sogar den Eindruck des Nackten. Ähnlich wirkt das Fehlen des Geläutes: „Dreihundert bis vierhundert Rinder auf einer Weide, und keine einzige Glocke —, das ist zu traurig für ein schweizerisch Gemüt!" schrieb Direktor Schatzmann, der Altmeister der schweizerischen Alpwirtschaft 1869 von einer Studienreise durch nordische Lande [2]). Wenn in der Hersbrucker Gegend eine Kuhherde ohne Schellengeläute ein- oder ausgetrieben wird, so „gemahnt" das die Bauern an ein Leichenbegängnis.

In alten Zeiten, als es noch Raubtiere gab, mag man sich wohl, wie Strabo von den Äthiopiern erzählt [3]) und wie es für Abessinien und andere Teile Afrikas noch jetzt gilt, auch auf wilde Tiere eine einschüchternde Wirkung versprochen haben, obwohl die von Sweetius erwähnten „Versuche" das Gegenteil ergaben. Man stellt ja auch heute noch mit sehr fraglichem Erfolg allenthalben Vogelscheuchen in die Felder, um die Vögel und das Wild daraus fernzuhalten. Die früheren Hirten mußten daher unter Umständen auch darauf eingerichtet sein, die Wölfe durch Lärm zu vertreiben,

---

vielen, in allen Stufen der Tonleiter abgetönten Glocken wirkten etwas friedlicher auf mein Gemüt." Eug. Wolf, Meine Wanderungen im Innern Chinas S. 142.

[1]) Seb. Grüner, Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer, hrsg. v. A. John 1901 (Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde IV 1), S. 60.

[2]) Herdengeläut, Vogesenblatt 1869.

[3]) Siehe S. 2.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was in Grimmelshausens „abentheuerlichem Simplicissimus“ wiederum durch Spielen auf der Sackpfeife bewirkt wurde [1]).

Eine weite Welt von Vorstellungen und Ideen gruppiert sich um die Bedeutung des Glocken- oder Schellentons im Gebiet der Sage und Symbolik, sowie der Zwecke des Aberglaubens.

Sartori hat dieses Gebiet eingehend behandelt [2]). Glockenklänge treten im Mythus an die Stelle atmosphärischer Vorgänge. Der anschwellende oder leise hinsterbende Glockenklang ersetzt das sanfte Singen des Windes bis zum brausenden Orkan im Gewitter und selbst den Schall des Donners. Freilich sind nur die, selbst den Regionen der Lüfte angehörenden Turmglocken zu solcher Stellvertretung geeignet, weshalb hier nicht näher darauf eingegangen werden kann.

In der Sage sind Glocke oder Schelle Attribute geisterhafter Wesen überhaupt, namentlich ist die wilde Jagd damit ausgestattet; neben Mütze und Schuh ist die Glocke das wichtigste Abzeichen der Zwerge [3]), obwohl sie andrerseits das ihnen verhaßte Geläute der Christenglocken fliehen [4]).

In letzterer Hinsicht stehen Glocken und Schellen in kosmopolitischem Ansehen bei der Geistlichkeit, denn jede Art geweihten Lärmes gilt als dämonenverscheuchend oder trägt dazu bei, den Einfluß böser Geister abzuwehren [5]).

Es war schon antik heidnischer Gebrauch, Dämonen durch tönendes Erz zu vertreiben oder Zauberkräfte abzuwehren. „Man hatte im Altertum den Aberglauben, daß der Ton der Glocke gegen Verunreinigung aller Art und gegen Gespenster schütze, und daher wurde sie in gewissen Kulten angewandt, namentlich aber in der reichsten Weise an Amuletten angebracht. In Herculanum ist eine große Zahl phallischer Amulette gefunden, von denen kleine Glocken herabhängen, die nur den Zweck haben, die zauberabwehrende Kraft des Phallus noch zu verstärken. Eins derselben hat ihrer sogar sieben. Aus demselben Grunde wird auch, wie wir glauben, Priap mit der

---

[1]) In der Nähe von Tunis leben in den Wäldern „viele Affen, die besonders der Orangenkultur schädlich werden. Man schützt sich gegen sie, indem man einigen derselben rote Röcke anzieht und Schellen anhängt; losgelassen, vertreiben sie die anderen mit.“ Detmer, 22. Jahrsber. d. Ver. f. Erdkunde, Metz 1899—1900 S. 25.

[2]) Sartori, Glockensage u. Glockenaberglaube, Ztschr. d. V. f. Volkskunde 7 (1897), S. 113.

[3]) Daselbst S. 282.

[4]) Daselbst S. 360.

[5]) Daselbst S. 358.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Glocke dargestellt." [1]) Vielleicht sind auch die oben erwähnten Glöckchen an den Geschlechtsteilen der Negerweiber hierher zu rechnen.

In der Paratela bei Esthe wurden Glöckchen massenhaft gefunden; sie waren in Hainen aufgehängt, um die bösen Geister zu verscheuchen [2]). Kleine Glocken als amulettartige Anhänger bei den Griechen erwähnt Hock [3]). In Kairo trägt beinahe jedes Pferd, jeder Esel ein oder mehrere Schutzmittel, darunter fast stets eine Glocke oder irgend etwas Klingendes, wenn es bisweilen auch kaum zu hören ist, Münzen oder Nachahmungen solcher an einer Kette z. B., oder eine kleine Metallbüchse mit einem Kieselstein darin [4]). Möglicherweise haben die in christlichen Katakombengräbern gefundenen Bronze- und Silberglöckchen [5]), oder eine im Johanneum in Graz aufbewahrte, bei einer weiblichen Leiche aus der Völkerwanderungszeit gefundene Bronze-Rolle ähnliche Bestimmung gehabt. Nach christlicher Anschauung kann der dämonenabwehrende Zweck nur erreicht werden, wenn die Glocken geweiht sind [6]).

Nach der Lehre des Apostels Paulus „wohnen die bösen Geister unter dem Himmel und ihr Oberster, der Teufel und Fürst dieser Welt, herrscht in der Luft". Die durch die Luft weithin vernehmbaren Glöckentöne vertreiben daher nicht nur Riesen, Zwerge und Gespenster, sondern auch den Teufel selbst [7]). Daher die vielfache Verwendung von Glocken und Schellen bei Feldumzügen, Grasausläuten, Perchtenläufen in den Alpenländern, die allesamt im Sinne der Dämonenvertreibung abgehalten werden; denn dem Treiben böser Geister schreibt man Mißernten, Unfruchtbarkeit und Feldschäden zu, und man schützt sich gegen die Unholde, indem man sie verscheucht [8]). Das sog. Sterbeglöckchen in Holzkirchen, Unterfranken, „ist eine kleine Schelle, mit der geläutet wird, wenn jemand im Sterben liegt, damit die bösen Geister ferne bleiben müssen" [9]).

---

1) Friedrichs, Berlins antike Bilderwerke II, Geräte u. Bronzen im alten Museum „Glocken", Düsseldorf 1871.

2) Mitgeteilt v. Direkt. Schumacher röm.-germ. Zentralmuseum in Mainz.

3) Hock, Griech. Weihegebräuche 1905 S. 39.

4) Cairene Amulets for Houses and for Horses and Donkeys; Man XIII 1913 I.

5) Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon, Artikel „Glocke".

6) Otte a. a. O. S. 42, Anm. 1.

7) Sartori, S. 360.

8) M. Eysn, Die Perchten im Salzburgischen; Arch. f. Anthr. 3, S. 123; — Unser Vaterland, Band Tirol und Vorarlberg. S. 272.

9) Von Glocken, Mitteilungen u. Umfragen z. Bayr. Volkskunde. N. F. Nr. 24. (1910) S. 48.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die gleichen Beweggründe sind der Anlaß zu vielen der sogenannten religiösen Tänze der Naturvölker in allen Teilen der Welt, von denen oben die Rede war, wobei Rasseln, Rollen, Schellen, Glocken in Verbindung mit anderen lärmerregenden Instrumenten Verwendung finden, um böse Geister zu vertreiben und fernzuhalten. Das Läuten der Karawanenglocken darf hier gleichfalls erwähnt werden.

„Auch die Sitte, das Weidevieh mit Glocken zu versehen, beruht wohl ursprünglich auf dem Glauben, daß dadurch üble Einflüsse ferngehalten werden können. Heimchen wurden durch weidende Herden und tönende Glocken vertrieben." [1]) Der Schellenton läßt „keine Hex", „keinen gespenstigen Reiter" herankommen in Trossau im Fichtelgebirg [2]). „Die Schellen (der Kühe) vertreiben die bösen Geister" in Weidenberg bei Bayreuth. Auch gegen das Ungeziefer hilft das Glockengeläute; es vertreibt die Schlangen, Frösche, Mäuse, Flöhe, Heuschrecken [3]). Daher trägt in Krumpenwinn in der Oberpfalz in jedem Schafstall wenigstens ein Schaf die Schelle, um Wiesel und Ratten zu verscheuchen. Das Geläute ist auch gut gegen Krankheiten, indem es deren Ursachen entfernt. Kränkelte bei einem Voigtländer Bauern die Kuh und blieb schließlich die Milch aus, so steckte da der Hauskobold („das Schrezala") dahinter. Es genügte, der Kuh ein Glöckchen, einen „Ingisel" [4]), umzuhängen; der vertrieb das Schrezela und die Kuh genas sofort [5]). Eine Oberpfälzer Bäuerin aber, mit der die Fankerln gerne verkehrten, mußte den Kühen die Schellen abnehmen, weil sie das Geläute nicht hätten vertragen können [6]).

Die Naturvölker bleiben natürlich nicht hinter diesen Anschauungen zurück. Die Doppelglocken im Nigerdelta der afrikanischen Westküste werden nach überstandener Krankheit durch einen Stab angeschlagen, um den Krankheitsdämon vollends zu verscheuchen. Ebenso beim Verlassen des alten Wohnplatzes, damit die Krankheiten nicht in die neue Wohnung mit überziehen [7]).

Aber nicht nur das Verscheuchen, auch das H e r b e i r u f e n der Geister bezweckt der Glockenton. In Japan und auch sonst in

[1]) Sartori, S. 362.

[2]) Mitget. von Dr. H. Heerwagen.

[3]) Sartori, S. 362.

[4]) In der Oberpfalz heißt „Zingleißl" ein Messingglöckchen (Meyerhof Amberg).

[5]) Bavaria III: Oberfranken S. 306.

[6]) Sartori, S. 362.

[7]) Museum Umlauff, Cataloge Afrika Nigerdelta. Nr. 2906/7.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ost- und Zentralasien gibt man dem Geist, den man anzurufen im Begriffe steht, ein Glockenzeichen, damit seine Aufmerksamkeit dem Andächtigen zugelenkt wird. Die gleiche Logik lag der im Altertum beliebten Anwendung von Glockenklang bei gottesdienstlichen Handlungen zugrunde, in Ägypten, in Griechenland. Das Herbeirufen eher als das Verscheuchen bezweckte wahrscheinlich auch die erwähnte schellenbesetzte israelitische Hohepriestertracht, ebenso wie der glöckchenbesetzte Gürtel der sibirischen Schamanen.

Bei den Wadschagga ruft man vermittelst einer Glocke die Geister herbei, um Diebstähle zu ahnden. Man nennt diese Glocken „Fluchglocken"; sie unterscheiden sich in nichts von gewöhnlichen Kuhglocken, doch ist nur ganz bestimmten Glocken die Zauberkraft eigen. Der Bestohlene trägt sie an den Grenzen seiner Pflanzung entlang, zieht sie über den Weg, taucht sie durch das Wasser: Weg und Wasser erhalten dadurch magische Kräfte, den Verbrecher zu treffen, wenn er sie benutzt. Die Verwünschungen werden mit lauter Stimme ausgestoßen [1]).

Nicht alle Geister kommen in der Absicht, dem Rufenden Hilfe zu leisten; manche fassen solches Geräusch als Störung auf, geraten in Zorn und fügen dem Urheber Böses zu. Die Redensart, daß sich schon vom Klange der Glöckchen am Halse der Maultiere die Lawinen lösen sollen, beruht auf einen solchen Aberglauben [2]). Darum ist es besser, an solchen Orten klanglos vorüberzuziehen, ebenso wie mancherorts in Neusüdwales in der Nähe von Steinwänden das Pfeifen für Frevel gehalten wird, weil die erzürnten Geister Felsblöcke herabstürzen [3]). An solchen Stellen des Hochgebirges wagten die alten Peruaner nicht einmal zu sprechen, damit sie die Winde nicht erzürnten, die sie im Schneesturm töten würden, um sich an den Störenfrieden zu rächen [4]).

Nur selten bedienen sich die vermeintlichen Geister selber des Geläutes. Wo es der Fall ist, wie beim wilden Heer oder der wilden Jagd, geschieht es, um zum Ausweichen aufzufordern und sich freie Bahn zu schaffen. Die Geister brauchen es echt menschlich als Warnungssignal.

Die hier gegebene Aufzählung der Gründe für Inanspruchnahme

---

[1]) Globus 85 S. 104.
[2]) Peschel, Völkerkunde 4. Aufl. S. 257.
[3]) Ebenda S. 256.
[4]) Las Casas, Las antiquas gentes del Perú S. 267.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Schellen und Glocken macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, aber sie gewährt einen Überblick.

Glocken und Schellen wurden und werden zum Teil noch häufig benützt; aber wie schon eingangs erwähnt, liegen nur wenige Motive ihrer Anwendung zugrunde. In letzter Linie dienen sie entweder zum Schmuck, als Musikinstrumente, zu Signalzwecken, als Eigentumszeichen, oder sie stehen im Dienste des Aberglaubens.

Zu Signalzwecken ist und war ihre Anwendung für den Menschen von Wichtigkeit. Als Schmuck wie als Musikinstrumente gehören Schellen und Glocken entweder einer entlegenen Zeit oder fernen Ländern an. Beide Zwecke sind im allgemeinen schwer daraufhin zu kontrollieren, ob sie nur zur Unterhaltung und zur Freude dienen, oder ob sie nicht irgendwelche Zeichen in das Reich des Übernatürlichen hinübergeben sollen; des Aberglaubens verdächtig sind sie jedenfalls. Schmuckbedürfnis und Aberglaube waren die Beweggründe für den Menschen, Schellen zu tragen.

Für die Tiere kommen je nach dem Zweck des Geläutes verschiedene der fünf oben aufgezählten Motive in Betracht. Wichtig sind für das Einzelgeläute und bei wandernden Tieren die Signalzwecke, sowie in geringerem Grade die schmückenden und vielleicht auch musikalischen Motive. Möglicherweise spielt der Aberglaube noch eine geringe Rolle; aber er ist längst nicht mehr offenkundig und zur Gewohnheit verblaßt. Beim Herdengeläute ist es ähnlich; nur treten in den Mittelgebirgsgegenden, soweit es noch berufsmäßige Hirten gibt, auch die Signalzwecke fast ganz in den Hintergrund, so daß sich eigentlich nur noch schmückende und musikalische Motive erkennen lassen.

Es leuchtet ein, daß diese beiden in der Gegenwart allein noch einigermaßen wirksamen Motive des Herdengeläutes nicht den Anstoß zu seiner Erfindung gegeben haben können. Dagegen kann man in den von der Neuzeit fast ganz außer Kurs gesetzten Motiven des Signalisierens, der Eigentumskennzeichnung und des Aberglaubens treibende Kräfte erkennen, welche ehemals dies zu bewirken imstande waren. Das Herdengeläute stellte die Tiere unter Schutz. Damit wird aber seine Entstehung in eine sehr alte Zeit zurückverwiesen. Und diese Erkenntnis entspricht den Tatsachen; denn der Nachweis für das hohe Alter des Herdengeläutes ist schon in der vorausgegangenen Untersuchung der geschichtlichen Quellen erbracht worden.

Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gesetzliche Vorschriften. Allgemeine staatsbehördliche, resp. polizeiliche Vorschriften, daß das Vieh auf der Weide mit Schellen versehen sein muß, gibt es wohl nirgends. Nur in Thüringen, wenn der ungenannte Verfasser richtig unterrichtet war, „darf gesetzlich kein Hirt ohne Schellen in den Wald treiben" (1857) [1]).

Das bayerische Forstgesetz Art. 44 Abs. 2 bestimmt, daß die Weide in Waldungen sich ebenso wie die Alpenweide nach den bestehenden Rechtsverhältnissen und Ordnungen zu richten habe. Das Bezirksamt Hersbruck, in dessen Amtsbereich das Hüten mit Schellen am allgemeinsten ist, erteilte auf Ersuchen in dankenswerter Weise folgende Auskunft: „Die bezirksamtliche Registratur enthält in rubr. Frage keinerlei sachdienlichen Behelfe. Wenn in einer Gemeinde des Amtsbezirks die Übung besteht, daß das Vieh im Walde nur mit Schellen weiden darf, so scheint es sich entweder um ein nicht rechtsverbindliches Herkommen oder aber um eine sog. Weideordnung im Sinne des Art. 44 Abs. 2 des Forstgesetzes zu handeln, das möglicherweise in gemeindlichen Akten schriftlich fixiert ist." In Gemeindeakten konnte bis jetzt noch keine Erwähnung des Herdengeläutes gefunden werden; es ist eben, wie die Hirten sagen, älter als alle Akten. An manchen Orten bestehen in Mittelfranken und in der Oberpfalz forstamtliche Verordnungen, wonach das Weidevieh, welches in den Staatswald getrieben wird, mit Schellen versehen sein muß. Diese Verordnungen fallen natürlich unter Art. 44, 2 des bayerischen Forstgesetzes.

Das Versagen der Gemeindeakten in dieser Hinsicht ist auffallend; aber auch in all den vielen, von Grimm gesammelten Dorfrechten des Mittelalters, den sog. Weistümern, ist ein Hüten mit Schellen nirgends erwähnt [2]). Trotzdem hat sich wenigstens ein Beleg von früher her auffinden lassen. Die „Nürnberger Polizeiordnung" aus dem XIII. bis XV. Jahrhundert [3]) schreibt in dem Absatz „Vom Viehtreiben und Viehhüten durch die Fleischhackerknechte" ein teilweises Hüten mit Schellen vor.

---

[1]) Illustr. Ztg. v. 1857 Seite 471, Herdengeläute im Thüringer Wald.

[2]) Mitgeteilt von Dr. Heinr. Heerwagen, Konservator am Germanischen Nationalmuseum.

[3]) Herausgegeben von Bader, Stuttgart, 1861. — Nicht eigentlich hierhergehörig aber doch erwähnenswert ist eine in Würzburg während des Mittelalters übliche Sitte. Dort hatten die Bäckermeister und die Mönche des Antoniterklosters das Privileg, ihre Schweine in den Gassen herumlaufen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geographie des Herdengeläutes. Früher war das Hüten der Herden auf der Weide viel allgemeiner als heutzutage. In Deutschland sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganze Landstriche zur Stallfütterung übergegangen. Die verderblichen Folgen dieses Systems beginnt man in der Neuzeit einzusehen[1]). Wo die Herden nicht mehr auf die Weide gehen, hat natürlich auch Schellen- und Glockentragen ein Ende.

Vielfach werden die Herden zwar auf der Weide gehütet, aber Herdengeläute ist unbekannt, wenn das Leittier vielleicht auch eine Glocke trägt. Nach den Aufschlüssen, die in dankenswertester Weise von den in den Fußnoten Genannten erteilt wurden, läßt sich hierüber ein, freilich unvollkommenes, Gesamtbild bekommen. Einzelgeläute ist dagegen nahezu unkontrollierbar.

Länder ohne Herdengeläute. „Vor allem ist es in ganz Mähren und sicher auch in der Slowakei nicht Gebrauch, den Rindern Schellen anzuhängen und ist es uns erinnerlich, wie die mährischen Landwirte seinerzeit verwundert waren, als sie auf einer Alpe in Nordmähren den Leitochsen mit einer Schelle versehen sahen, ein Gebrauch, den der Besitzer von Steiermark her nachahmte.“ [2]) Ebensowenig hat man Geläute in der Bukowina, „und zwar weder bei den Ruthenen (Rusnaken, Huzulen, Bojken) noch den Rumänen“ [3]).

Mlynek erwähnt weder Schellen noch Glocken in seiner Schilderung des Hirtenlebens in Polen[4]). Auch in Schlesien und den angrenzenden deutsch-polnischen Landesteilen fehlt ein Geläute. Es waren auch früher — Mitte des 19. Jahrhunderts — als noch allgemein gehütet wurde, beim Rindvieh dort weder Schellen noch Glocken gebräuchlich[5]). Das gleiche Ergebnis resultiert aus

---

zu lassen, wo sie den dort liegenden Unrat und die Küchenabfälle auffraßen. Die Schweine des Klosters durften zum Unterschied von den Bäckersäuen Glocken am Halse tragen. Das ist der Grund, warum die an der Ursulinerkirche angebrachte Statue des hlgn. Antonius des Einsiedlers als Wahrzeichen ein Schwein mit einer Glocke zeigt. Neue Bayr. Landesztg. 1905. Nr. 214. (17. u. 18. Sept.) S. 3, I. — Auch in Neapel liefen die „Schweine des heiligen Anton“ mit Glöckchen versehen in der Stadt herum.

[1]) Dr. Rud. Leonhard, Münchener Neueste Nachrichten 63. Jhrg. (1910) Nr. 448 Samstag, 24. September, Morgenblatt, Leitartikel.

[2]) Schreiben vom Präs. d. d. Landwirtschaftsgesell. f. d. Markgrafschaft Mähren; Brünn, 7. März 1901.

[3]) Prof. Kaindl, Czernowitz, Schreiben vom 1. April 1901.

[4]) L. Mlynek, życie Sierskich Pasterzy; Sep.-Abdr. aus „Lud“ IV. Lemberg 1898.

[5]) Nach einer Mittlg. v. Hptlehrer Wemiek, Gr. Peterwitz 11. Febr. 1901.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Tetzner's Erkundigungen nach Schellenhalsbändern in den deutsch-slavischen Ländern[1]).

Mit Ausnahme Thüringens und des Harzes ist der größte Teil Norddeutschlands wahrscheinlich ohne Herdengeläute. In Westfalen und Friesland liegen die zerstreuten Höfe inmitten der dazu gehörigen Grundstücke. Diese sind in blockförmige „Kämpen" abgegrenzt und durch Hecken, Gräben und Mauern geschlossen, so daß das Vieh des Hofbesitzers auf ihnen ohne Hirten weiden kann. Infolgedessen braucht es keine Schellen. Diese Siedlungsform hat sich vielleicht aus der keltischen Periode Deutschlands, aus vorgeschichtlicher Zeit also, erhalten. Für die altslavischen Länder bezeugt dieselbe Siedlungsform Prokopios bell. got. III, 14[2]). Dort war demnach gleichfalls Herdengeläute überflüssig und unbekannt. Im Rheingau ist seit alter Zeit, nach Riehl schon im 13. Jahrhundert, die Stallfütterung eingeführt[3]). In den fränkisch besiedelten Landstrichen Süddeutschlands fehlt Herdengeläute fast ganz[4]), größtenteils auch in den bajuwarischen Gegenden nördlich der Alpen.

In Holland und in Belgien ist das Weidevieh auf den Wiesen von Hecken und Gräben umgrenzt, auch auf engeren Bezirken wiederum durch gespannte Drähte abgesperrt. Darum trägt es auch keine Glocken[5]). Nach einer weiter unten zitierten Mitteilung muß man aber annehmen, daß irgendwo in Holland trotzdem Herdengeläute üblich ist.

Dieselben Verhältnisse wie in Westfalen dürften in Holstein und Dänemark herrschen. Auch in England sind die gewöhnlichen Weiden durch Hecken abgeschlossen, so daß das Vieh sich nicht verlaufen kann und Glocken überflüssig sind. Vor alters aber und dort, wo es heute noch Gemeindeland gibt, war und ist ein Hüten mit Schellen, also Herdengeläute, anzutreffen[6]).

In Luxemburg „kennt man Glocken beim Weidevieh absolut nicht"[7]). Die baltischen Provinzen Rußlands besitzen Herdengeläute mit den weiter unten zu erwähnenden Holzklappern. Aus

---

1) Siehe II. Teil, der Schellenbogen.

2) Penka, Die ethnol.-ethnogr. Bedeutg. d. megalith. Grabbauten, Mitteilungen d. anthropolog. Ges. in Wien 30. 1900 S. 88.

3) Riehl, Wanderbuch 1869 S. 206, Anm.

4) Nach Mttlgn. Dr. Heerwagens, L. Wunder's u. eigenen Erkundigungen.

5) Riehl, S. 113.

6) Mitgeteilt von Theod. Löfftz. Brief vom 19. Nov. 1904; siehe auch S. 77.

7) Mitgeteilt von Prof. Dr. Klein, 18. Nov. 1901.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem nördlichen Rußland sind Schellen nur bei Renntieren bekannt. In Südrußland und Rumänien ist Herdengeläute nicht üblich, obgleich hie und da glockentragende Tiere auf den Weiden angetroffen werden [1]).

Länder mit Herdengeläute. Ganz geläutelos, wie es nach vorstehender Aufzählung beinahe scheinen könnte, sind jedoch die Nordländer nicht. Teile Englands und das zweifelhafte Vorkommen in Holland, die Ostseeprovinzen Rußlands sind schon erwähnt; ihnen gesellen sich Schweden und Norwegen zu, den Holz- und Eisengeräten nach zu schließen, an denen dort die Schellen getragen werden [2]); mit den Renntierherden Lapplands ist auch das nördliche Rußland beteiligt. Vor allen anderen aber zeichnen sich der Harz und Thüringen durch ihr Herdengeläute aus; auch im Nassauischen war es zu Hause [3]).

Umfangreicher als im Norden wird im Süden vom Herdengeläute Gebrauch gemacht. Wir finden es im Elsaß, bezw. den Vogesen, in der badischen Rheinebene [4]), in vielen Gegenden Württembergs, in Bayern mit Ausnahme der mainfränkischen und der bajuwarischen Gebiete vor dem Gebirge. Ebenso ist Geläute in den Schweizer, den Bayerischen, den Tiroler und den Ost-Alpen zu Hause. Die französischen Pyrenäen haben Herdengeläute, wahrscheinlich ist es auch sonst in Frankreich nicht unbekannt [5]). Spanien scheint reichlich davon Gebrauch zu machen; es besitzt ein eigenes Wort alámbre in der Bedeutung von Herdengeläute. Auch auf den kanarischen Inseln tragen Schaf- und Ziegenherden ein Geläute [6]). Italien ist fraglich; die slavischen Balkanstaaten Bosnien, Serbien, Bulgarien, Mazedonien machen zwar nicht durchgängig davon Gebrauch, es ist ihnen aber nicht unbekannt.

Wie ersichtlich, ist das Herdengeläute hauptsächlich in Gebirgsländern zu Hause; doch meidet es die Ebenen nicht ganz. Daneben

[1]) Mitteilung v. G. Welitschkoff-Sofia.

[2]) Siehe II. Teil, der Schellenbogen.

[3]) „.... die braunen u. scheckigen Kühe grasten in der Trift, ihre heiseren Schellen klangen wiederhallend hin u. her" Stillings Jünglingsjahre, (1777—1778) S. 87.

[4]) „Aus dem Walde heraus klingen die Glocken der Herden ... wie ein Gesang; oft klingen die hochgetönten zufällig zusammen und das läutet wie ein heller Ruf aus Waldestiefen," Ratzel, Glücksinseln u. Träume, 1905 S. 71.

[5]) Brief von D. Laloy vom 18. September 1902.

[6]) Im Valle hermoso auf Gomera; May, Gomera, Karlsruhe, naturw. Ver. Vhdlgn. 24 1910—11. S. 185.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gibt es Herden ohne Schellen auch in den Schellengebieten; nachlässige, nicht professionsmäßige oder verarmte Hirten z. B. lassen mitunter ihre Herden ohne Geläute gehen. Es wirft dies aber auf die betreffende Gemeinde kein gutes Licht.

Außerhalb Europas ist Herdengeläute, so weit sich bis jetzt sagen läßt, dünn gesät. Einige Nachrichten gestatten die Annahme, daß es in Asien da und dort bekannt ist, in Siam z. B.[1]), vielleicht auch auf Java, denn Fritz Sarasin erwähnt einmal „zwei Kuhglocken" aus niederländischem Kolonialbesitz[2]). Ratzel hat eine Abbildung von 6 sechseckigen Glocken an einem mit stäbchenförmigen Röhrchen besetzten Riemen unter der Bezeichnung „Viehglocken von Sumatra"[3]). Silberne Glöckchen und Schellen an den Hörnern der heiligen Büffel auf der Weide finden sich in den Nilgiribergen bei Madras in Indien nach Aufzeichnungen Sullivans[4]). Der nähere Orient, besonders aber die Nomaden, kennen kein Herdengeläute. „Bei den orientalischen Völkern wird das Rind, resp. die Kuh, am wenigsten geschmückt — Glocken in Metall sind überhaupt selten in den Herden der Nomaden zu finden."[5])

Aus Afrika ist Herdengeläute mehrfach bekannt geworden. Es ist üblich bei einigen Bantuvölkern Deutsch-Ostafrikas, z. B. bei dem Kaffernstamm der Wahehe in Uhehe. Im Süden der Kolonie tragen Kühe und Ziegen ganz allgemein Viehschellen[6]). Im ethnographischen Museum zu Dresden sind Schellen vom Typus der ostafrikanischen Viehschellen als „Schellen aus Afrika" bezeichnet. Schmeltz gibt in seinem Album aus dem Kongobecken Abbildungen der dort üblichen Viehglocken.

Die großen Herden Südamerikas kennen kein Herdengeläute. Dagegen führen in Nordamerika in schwachbevölkerten, waldigen Gegenden hie und da die Rinderherden irgend ein Geläute[7]), vielleicht bei Einwanderern in Erinnerung an die Gebräuche der Heimat. Die tiroler Schellenschmiede haben einen, allerdings nicht bedeutenden Absatz von Schellen nach den Vereinigten Staaten. Am Mount Mitchell, Nord-Carolina, tragen die Schweine ein Geläute:

---

[1]) Siehe II. Teil, der Schellenbogen.

[2]) Ber. ü. d. Sammlg. f. Völkerkunde, Java u. Madura; Verhandlungen der Naturf. Gesellschaft zu Basel 15, S. 366.

[3]) Völkerkunde I. S. 389.

[4]) Der Wanderer II. Jhrg. 1907 S. 204.

[5]) Siehe II. Teil, der Schellenbogen.

[6]) Ebenso.

[7]) Ebenso.

Generated on 2018-04-27 18:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„Zum ersten Male in meinem Leben sah ich dort glockentragende Schweine. Das soll jene halbwilden Tiere dazu veranlassen, sich weniger zu verlieren.“[1]) Diese Notiz ist zugleich auch deshalb interessant, weil sie die einzige ist, welche über geläutetragende Schweine in der Gegenwart berichtet.

Die Heimat des Herdengeläutes. Eine Vorbedingung für das Herdengeläute ist die gemeinsame Weide; wo sie vorhanden war oder noch ist, da findet es sich auch als landesüblicher Gebrauch, wenigstens in Mitteleuropa, gleich viel, ob es sich um flaches Land oder um Gebirgsgegenden handelt. Beim Einzelhüten ist es überflüssig. Ganz fremd ist es den Herden der Nomaden, den Wanderhirten, die nur Viehzucht treiben.

Demgemäß kann man sagen, daß das Herdengeläute eine bestimmte Art der Viehhaltung, der Wirtschaftsform und der öffentlichen Einrichtungen zur Voraussetzung hat. Es charakterisiert eine gewisse Art der Dorfverfassung und einen seßhaften Bauernstand, der Ackerbau treibt und nebenbei Vieh züchtet. Entsprechend dem Alter des Herdengeläutes kann es sich dabei nicht um die heutigen, sondern nur um die alten markgenossenschaftlichen Dorfverfassungen handeln. Diese reichen nach v. Maurer bei den Germanen in vorhistorische Zeiten zurück[2]).

Die Verknüpfung des Herdengeläutes mit alten dorf- und markgenossenschaftlichen Einrichtungen läßt sich noch erkennen; aber was den Zusammenhang ursprünglich veranlaßt hat, ist nicht mehr ersichtlich.

Anhaltspunkte dafür, daß das Herdengeläute vor alters aus irgend einem anderen Weltteil nach Europa übertragen wurde, sind nirgends zu entdecken. Man muß es für bodenständig halten und annehmen, daß es hier seine Heimat hat. Ob germanische Völker die Erfinder sind, wie man nach der Verbreitung des Herdengeläutes und nach den geschichtlichen Nachrichten anzunehmen geneigt sein könnte, muß dahin gestellt bleiben, da es sich dabei um einen vorgeschichtlichen Vorgang handelt, über welchen niemand etwas zu sagen weiß.

Ist es schon für Europa schwierig, die Vorbedingungen des Herdengeläutes bloßzulegen, so ist dies für die außereuropäischen Vorkommnisse ganz unmöglich. Entlehnungen sind nicht nachzuweisen.

[1]) Prof. D. Aug. Forel, „In Nordamerika“, Zukunft 1900 Nr. 24 S. 467.
[2]) v. Maurer, Gesch. der Dorfverfassung in Deutschland I, S. 1.

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Man muß sich darauf beschränken, für Asien ein Verbreitungszentrum und selbständige Erfindung im Südosten anzunehmen, in Ländern, die fernab von Nomaden liegen. Das gleiche gilt für Afrika, und auch hier befinden sich unter den Völkern mit Herdengeläute, soweit bis jetzt bekannt, keine Nomaden. Die Seßhaftigkeit ist in Afrika allerdings ein etwas dehnbarer Begriff; „die meisten Dörfer, wie auch kleinere Völker, dürften selten einige Menschenalter an derselben Stelle bleiben. Da wird der Unterschied zwischen Hirten- und Ackerbauerleben viel kleiner" [1]). Aber die ausschließlich Viehzucht treibenden Nomaden unterscheiden sich doch von den anderen Völkern, welche Ackerbau neben der Viehzucht ausüben. Die letzteren sind unseren Bauern vergleichbar, und sie sind es auch, von denen man etwas über das Herdengeläute weiß.

Aus der Verbreitung des Herdengeläutes scheint hervorzugehen, daß es allen Nomaden fremd ist. Das hat auch eine rückwirkende Bedeutung. Man kann daraus schließen, daß in früh- und prähistorischer Zeit die Länder, in denen sich schellentragende Herden nachweisen lassen, besonders also Germanien, nicht von Nomaden, nicht von wandernden Viehzüchtern bevölkert waren. Das Herdengeläute hat in Europa hauptsächlich dort seine Heimat, wo vor alters ein seßhafter Bauernstand mit gemeinsamer Marknutzung wohnte, dessen Viehhaltung in angemessener Verbindung mit Feldbau stand.

Systematische Beschreibung.

Die Bestandteile des Herdengeläutes. Herdengeläute kommt zustande durch Instrumente mit Glockenton. Es kann aus wirklichen Glocken bestehen; aber solche Geläute sind neuzeitlich und selten: echtes Herdengeläute führt Eisenschellen. Daneben kommen noch einige andere Instrumente in Betracht, von denen im Folgenden die Rede sein wird.

Die tonangebenden Instrumente bedürfen aber einer Vorrichtung, mittelst deren sie den Tieren an den Hals gehängt werden können. Diese scheinbar sehr einfache Aufgabe ist in der verschiedenartigsten Weise gelöst durch Geräte von Leder, Eisen, Holz. In den Gegenden, wo sie landesüblich sind, erfolgt ihre Herstellung genau nach herkömmlicher Weise; der Willkür ist nicht der geringste Spielraum gelassen. Dies, und das hohe Alter, welche mancher Art dieser Geräte zugeschrieben werden muß, ist Interesse erweckend, so daß auch

[1]) Ratzel, Völkerkunde I S. 85.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese an sich untergeordneten Bestandteile des Herdengeläutes selbständige Bedeutung erlangen.

Das hervorragendste dieser bisher fast unbekannt gebliebenen Geräte ist der nordbayerische Schellenbogen, dem der zweite Teil dieser Arbeit gewidmet ist.

Das Geläute.

Die verschiedenen Arten des Geläutes. Glocken und Schellen unterscheiden sich nach der Herstellungsweise in dreierlei ganz verschiedenartige Instrumente. Material und Form sind nur zum Teil, d. h. nicht immer zutreffende Unterscheidungsmerkmale.

Von diesen drei Instrumenten dient eines, die Glocke, den verschiedensten Zwecken; das andere, die aus den Bildern des Kartenspiels bestbekannte runde Schelle ist in der Gegenwart fast nur noch beim Schlittengeläute üblich, war aber früher häufig bei Menschen und Tieren gebraucht. Das dritte Instrument ist die eigentliche Viehschelle. Ihrem Hauptzweck nach diente sie in Europa von jeher dem Herdengeläute, obwohl sie auch von Saumtieren im Einzelgeläute getragen wird. Sie ist also für unsere Untersuchung die wichtigste; doch müssen auch die anderen kurz besprochen werden.

Außerdem gibt es noch Glockenschellen oder Schellenglocken, wenn man so sagen darf, oder Klappern, die nicht zu den obengenannten drei Arten gezählt werden können. An den Orten ihres Gebrauches werden sie mit eigenen Namen genannt und es empfiehlt sich, ihnen diese Namen zu belassen. In der Literatur werden alle diese Instrumente unterschiedslos bald als Glocken, bald als Schellen bezeichnet, so daß sie nicht auseinander gehalten werden können. Auf dem Lande dagegen unterscheidet man genau jedes Instrument nach der ihm zukommenden Benennung.

Eigentumsverhältnisse. Man unterscheidet auf dem Lande aber nicht nur nach dem Namen, sondern auch die Eigentumsverhältnisse sind nicht überall für jedes Instrument gleich. Die aus Schellen bestehenden Geläute sind dort, wo berufsmäßige, das ganze Jahr hindurch in Stellung befindliche Gemeindehirten existieren, mit allem Zubehör Eigentum des Hirten. Während der Sommerszeit verpachtet er die Schellen gegen einen geringen Mietsbetrag an die Bauern, bezw. die Viehbesitzer; im Winter wandern sie wieder ins Hirtenhaus. Die Glocken dagegen und was dazu gehört, sind Eigentum der Viehbesitzer; der Hirt hat nichts damit zu tun.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses verschiedene Verhältnis besteht im ganzen Fränkischen Jura, in Thüringen und im Harz, also überall, soweit die mitteldeutschen Schellen reichen. Von den Schwarzwälder Schellen kann man Ähnliches mutmaßen [1]). Für andere Länder liegen darüber keine Nachrichten vor. In Bosnien scheinen die Glocken dem Hirten zu gehören, wenn das Sprichwort Recht hat: „Spahinsko su ovce, čobansko zvono", dem Grundherrn gehören die Schafe, dem Hirten die Glocke"; doch ist es möglich, daß hier eine der üblichen Verwechslungen zwischen Glocken und Schellen — die durchaus nicht auf die deutsche Sprache beschränkt sind — mit unterläuft, was bei einem Volkssprichwort allerdings kaum zu befürchten ist.

Das Hütewesen in den Alpen beruht auf anderen Grundlagen als dasjenige Mitteldeutschlands, welches in der genossenschaftlichen Dorfverfassung wurzelt. Dort gehören daher auch die Schellen ebensogut wie die Glocken dem Eigentümer des Viehes.

Die Rollen.

Am raschesten erledigt sich die Beschreibung der runden, kugelförmigen „Schellen". Sie werden nach fränkischem Dialekt „Rolle, Rollen" genannt, und diesen Namen führen sie auch in Grimms deutschem Wörterbuch mit dem Zusatz „oberdeutsche Bezeichnung". Im Oberpfälzer Dialekt heißen sie sehr zutreffend „Roller, Rollern". Niedersächsisch nennt man sie „Pingel". Ganz unpassend und irreführend ist der Name „Schelle", ungenau auch „Zimbel". Das lateinische „Nola" bezieht sich nach Schmellers Wörterbuch u. a. auch auf die Rolle.

Die Rollen werden häufig aus hartgeschlagenem Messing- oder Silberblech oder aus Bronze hergestellt. Die schmiedeeiserne Rolle einer Leitkuh bildet Meringer ab [2]).

Rollen existieren schon seit den ältesten Zeiten; die „Schellen" und Glöckchen" an antiken und mittelalterlichen Gewändern waren vorzugsweise Rollen. Als Tonklappern reichen Instrumente ähnlicher Form in neolitische Zeiten zurück.

Die Rollen sind ganz kosmopolitische Instrumente und ebensowohl in Europa und Asien, als in Afrika und Amerika einheimisch. Ankermann beschreibt [3]) die afrikanischen Rollen unter dem Namen

[1]) Siehe das Austauschen der Schellen Seite 74 Anm. 2.

[2]) Die Glocke des Bauernhauses, S. 182 Fig. 71.

[3]) Die afrikan. Musikinstrumente, S. 69 Abb. 161 „Eiserne Kuhglocke aus Ruanda."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kugelförmige Schellen, „die ein Schlitz in 2 schalenförmige Hälften spaltet. Als Klöppel fungiert hier ein kleiner in die Glocke eingeschlossener Stein oder eine Metallkugel. Sie dienen, oft in großer Zahl an Knöchelbändern u. dergl. befestigt, als Klapperschmuck beim Tanz, aber auch als Viehglocken". In der Sammlung Dr. E. Zintgraff befindet sich eine Schwertscheide mit Schellen- (d. i. Rollen-) behang aus Nordkamerun [1]). Das ethnographische Museum in München besitzt reichverzierte Messingrollen aus Kamerun und kleine Bronzerollen aus Benin.

Das erste, was Columbus am Festland von Mittelamerika in einer Barke yukatanischer Händler antraf, waren u. a. „messingene Schellen" [2]) d. i. Rollen. Unter den Funden, die aus präkolumbianischer Zeit in Amerika gemacht werden, kommen sie in den mannigfaltigsten Formen aus Kupfer, Bronze und Gold vor. Leider nennen sie auch die Amerikaner „bells", d. i. Glocken oder Schellen, so daß Verwechslungen nur durch die in amerikanischen Veröffentlichungen übliche reiche Beigabe von Illustrationen hintangehalten werden. Holmes sagt anläßlich einer Besprechung von Altertümern aus der Provinz Chiriqui, Panama, in einem Artikel „Bells", was hier unbedingt mit „Rollen" zu übersetzen ist [3]): „Bei den kultivierten amerikanischen Rassen scheinen vor der Eroberung Rollen so ziemlich allgemein in Gebrauch gewesen zu sein. Die bestbekannte Form ist die der Falken- oder Schlittenschelle (hawk bell, sleighbell) des Nordens. Die kugelige Gestalt wird an einer zu oberst angebrachten Öse aufgehängt und ist an der unteren Seite geschlitzt, so daß das Geklingel der kleinen, losen Metallkügelchen zu hören ist..... Die jetzt im National-Museum aufbewahrten Arten sind in den meisten Fällen, wenn nicht in allen, von Bronze..... Alle sind in Formen gegossen. In den meisten Fällen tragen sie die Spuren eines Überzuges von Gold..... Der amerikanische Ursprung der Rolle kann für Amerika nicht fraglich sein. Die Form hat ihren Ursprung zweifellos in der Klapper, ursprünglich eine Nußschale oder ein Kürbis." Unter den Abbildungen befindet sich eine Rolle in Form eines Kopfes mit menschlichen Gesichtszügen, wie ähnliche aus dem vorgeschichtlichen Ungarn bekannt sind.

Bronzene Rollen, „Suzu" genannt, aus früherer Zeit, werden

---

[1]) Deutschland u. seine Kolonien Taf. XXIII Fig. 1 a b.

[2]) Soph. Ruge, Gesch. d. Zeitalters der Entdeckungen Seite 300.

[3]) Will. H. Holmes, Ancient art of the prov. of Chiriqui, S. 49 Bur. of Amer. Ethnol. 16th Ann. Report 1884—85.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Japan oft gefunden; sie wurden teils an der Kleidung, teils am Pferdegeschirr getragen oder Tieren umgehängt; Hund und Falke werden erwähnt. Die Ekiro-no-suzu oder Ekirei, die „Gost bell", ermächtigte Amtspersonen und Adelige zum Requirieren von Regierungspostpferden für sich und ihr Gefolge[1]. Von den kleinen Rollen an Schmuckgehängen der jüngsten Hallstattzeit in Europa war schon die Rede[2]; eine massive, mit Öhr 7½ cm hohe Bronzerolle vom Anfang der Hallstattzeit ist aus Böhmen bekannt[3]. Aus römischer Zeit besitzt das kleine Museum in Hallstatt eine faustgroße Rolle; der Größe nach könnte sie für Vieh bestimmt gewesen sein. Kleine antike Bronzerollen sind nicht selten. Bronzehalsringe mit kleinen Bronzeröllchen, die Mehlis „Jungfrauenschellchen" nennt, sollen in Lithauen einst als Zeichen der Unschuld gegolten haben[4].

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden Rollen an Lederriemen hie und da dem weidenden Vieh um den Hals gehängt; in Hetzlas waren sie rot und grün gefärbt[5]. Jetzt trifft man sie kaum mehr an. Die für Rinder bestimmten waren in Mittelfranken etwa faustgroß, von Eisen und mit Messing überzogen; die in den Alpen üblich gewesenen Rollen waren gleichfalls mit Messing überzogen.

Die Schellenmacher in Nürnberg — als Zunft schon 1413 erwähnt — „machen die Schellen zu den Schlitten, Pferden, Item allerhand Kleine, allerhand gattung, von allerhand größ, doch nicht gegossen, welche den Rothschmiedhandwerk gehörig, sondern von Mößerne Pleg (Messingblech), aus Zweyen stucken zusammengelöth... Ihr Meisterstück sind drey Bahr große Schellen, so in der Mitten einen Breiten Bart haben und so fleißig gelöth, oder gegossen ist, sein Klein Mittel und groß und also dreyerley Bahr"[6]. Die Schellenmacher waren in Nürnberg gesperrt, d. h. sie durften die Stadt nicht verlassen, damit das Gewerbe nicht anderswohin verpflanzt wurde. Sie fertigten „Habichts"-, „Plafuß"-, „Turner"schellen; auch Hundsschellen werden erwähnt. Das Zunftwappen führte drei Messing-

---

[1]) Neil Gordon Munro, Prehistoric Japan S. 450.

[2]) Siehe S. 6.

[3]) Richly, Bronzezeit in Böhmen Taf. XII, 24.

[4]) Nach Kohn u. Mehlis, Materialien z. Vorgesch. d. Menschen im östl. Europa, Jena 1879 I. Band S. 312 u. 314.

[5]) Mitget. von Dr. Heerwagen nach Bayer in Hetzlas.

[6]) Alles Handwerck in dieser Stadt Nürmberg, Gesetz vnd Ordngn. Verneuet usw. 1629. MS. 118 2° in d. Stadtbibl. S. 129.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rollen. Trotz des irreführenden Namens fertigten die Schellenmacher nicht Viehschellen, sondern Rollen.

In Oberfranken und der Oberpfalz wurde das Gewerbe beim rechten Namen genannt; sie hießen dort Rollenschmiede. Ihre Heimat und ihr Arbeitssitz war im Fichtelgebirge in Tröstau [1]).

Die Glocken.

Unter den dreierlei Gattungen von Instrumenten, welche dem Vieh als Geläute gegeben werden, haben die Glocken seit alters die vielseitigste Verwendung zu allen möglichen Zwecken; unter den Instrumenten gleichen Zweckes darf man sie als die Aristokraten bezeichnen.

Als Herdengeläute finden die Glocken dementsprechend eine wenig zahlreiche, als Einzelgeläute hingegen eine weitläufige, internationale Verwendung, obwohl sie überall nicht allgemein getragen werden. Im nordbayerischen Gebiet ist dort, wo jetzt mit Glocken und Riemen gehütet wird — soweit immer die Erkundigungen reichten — überall ein Hüten mit Eisenschellen vorangegangen; hier bedeutet das Hüten mit Glocken und Riemen einen Zustand des Verfalles, die Übergangsstufe zum Untergang des beruflichen Hüte- und Hirtenwesens.

Es sind die verschiedensten Größen üblich. Im Alpenvorland und in der Schweiz tragen die Leitkühe Glocken von erstaunlicher Größe und Schwere. Durch Verteilung der verschiedenen Größen und Auswahl der Metallmischung wird ein harmonisches Geläute erzielt, welches die Asiaten im Karawanenzug ebenso zu schätzen wissen, wie die Schweizer- und Vogesensennen auf der Hutweide. Vom Balkan angefangen durch ganz Asien bis zum äußersten Osten benützt man auch Doppelglocken, s. Abbildung 1. Solche Glocken, von denen manchmal drei und selbst vier ineinanderhängen, tragen die im Türkischen Kalaus oder Kalagus, d. i. Wegweiser genannten ersten Leittiere einer Karawane. Sie sind schwer erhältlich, denn die Karawanenführer geben sie aus abergläubischen Bedenken nur sehr ungern ab.

Technisches. Die Glocken sind Schlaginstrumente; man unterscheidet zweierlei Gattungen: Glocken mit und Glocken ohne Klöppel. Letztere werden von außen angeschlagen. Als Geläute beim Vieh kommen letztere nicht in Betracht.

Die Herstellung der Metallglocken erfolgt vermittelst einer Erd-

[1]) Mitgeteilt von Prof. Dr. Küspert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

form d u r ch G u ß, und das unterscheidet sie bestimmt von den Schellen. Als Material kommen Silber, Bronze, Glockengut, Messing und seit dem 17. Jahrhundert auch Gußeisen zur Verwendung. Die Herstellung geschieht in fabrikmäßigem Großbetrieb. Aus diesem Grunde und weil sie fast ausschließlich an den weniger interessierenden Lederriemen getragen werden, kommen sie hier nur als Kollegen der Schellen in Betracht.

Den Eisenschellen gegenüber haben die Glocken, für die Weide benützt, den Nachteil, daß sie nicht ausgebessert werden können, wenn beim Anstoßen an Steinen Stücke herausspringen.

Linguistisches. Es ist sonderbar, daß das Lateinische keinen unbestrittenen alten Namen für Glocke besitzt; man gebrauchte dafür den gleichen Namen wie für Schelle, „tintinnabulum", d. i. „Klingel". Die Linguisten, welche selbstverständlich so wenig wie die übrigen Gelehrten zwischen den dreierlei konkurrierenden Instrumenten Rollen, Schellen, Glocken sachlich einen Unterschied machen, haben deshalb ihre Not. Nach Otte's[1]) Feststellungen nennt man etwa seit dem 7. Jahrhundert größere Glocken Campana, kleinere Glocken und Schellen nola. Schuchardt bestreitet, daß die nola eine Erfindung der christlichen Zeit war; sie ist seiner Meinung nach nichts anderes als das tintinnabulum der Alten[2]). Auch campana verwende schon Plinius in dem Sinne von Glocke. Das nach Otte seit dem 8. Jahrhundert bezeugte mittellateinische clocca leitet Schuchardt von cochlea, Schnecke, ab und weist ihm ebenfalls ein höheres Alter zu; unter allen Gegenständen, „die nach der Ähnlichkeit mit der Schnecke ... benannt sind, ist keiner, bei dem diese Ähnlichkeit (?) so groß wäre, wie bei ..... den Glöckchen oft allerkleinsten Umfangs, wie sie bei den heidnischen Römern und romanisierten Kelten zu diesem oder jenem Zwecke üblich waren"[3]).

Clocca soll keltischen Ursprungs sein, urkeltisch kluggo, das Altnordische klukka, angelsächsisch clugge, althochdeutsch glocka, französisch cloche sind nach derselben Quelle dem Keltischen entsprossen. Gleichwohl findet Schuchardt Anknüpfungspunkte nicht auf keltischem, sondern auf romanischem Boden, clocca von cloccare,

[1]) Heinr. Otte, Glockenkunde 2. Aufl. Leipzig 1884 S. 18.

[2]) Schuchardt, Romanische Etymologien II S. 9.

[3]) Derselbe, S. 52. Nach E. v. Wölfflin, Beitr. z. lat. Lexikographie, Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wissenschaften zu München, phil.-histor. Klasse 1900 S. 9, ist nola gleichbedeutend mit schilla.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlagen, klopfen, lärmen. „Der onomatopoetische Charakter des Wortes würde seinen Übertritt ins Slavische begünstigt haben; im kirchenslavischen klakol, russisch kolokol, finde ich nämlich das romanische clocca wieder; vergleiche rumänisch clópot zu kirchenslavisch klopot, Geräusch, serbisch klepet, Geklapper der Kuhglocke, klopka, klepetuscha, Kuhglocke usw.“ [1]). Dem gegenüber ist zu bemerken, daß die rumänischen, serbischen, sowie das bulgarische klopotarnik Bezeichnungen von Schellen, Klappern, sind. Die Glocke ist im Slavischen zvono genannt, das verweist auf läuten, klingen, tönen.

Das englische bell für Glocke hat seinen Ursprung gleichfalls in einer Schellenbezeichnung, s. S. 43.

Von ihrer orientalischen Herkunft ist den europäischen Glocken sprachlich nichts anzumerken. Die Sanskritworte ghana und ghâti bezeichnen Schlaginstrument und Schlager, von han, schlagen. In der nichtarischen, türkischen Sprache heißt die Glocke entweder lautmalend „tschang“, oder mit Anspielung auf ihre blasige Form „qabardschyq“.

Glocken-Archäologie. Die Glocken sind in Asien eine uralte Erfindung. Die Chinesen führen sie in die mythologische Vorzeit, also tausende Jahre vor Christi zurück. Im alten China waren die größeren — yung genannten — Glocken wie noch jetzt, oben durchbohrt, was den Schall verstärken soll [2]), und ohne Klöppel, sie wurden mit hölzernen Keulen von außen angeschlagen. Die kleineren nannte man mo-to, und diese hatten Holzklöppel [3]). Die neuzeitlichen chinesischen und z. T. auch japanischen Glocken haben fast völlige, gewöhnlich aber etwas ausgebauchte Zylinderform [4]). Das Berliner Kunstgewerbemuseum besitzt eine ovale, chinesische Glocke vom Beginn des 17. Jahrhunderts. Über die bei den Karawanentieren in China üblichen Glocken fehlen nähere Angaben; „eine burgunderflaschengroße, schmiedeiserne Glocke im Baßtone, größer als die einer Algäuer Leitkuh“ — vermutlich eine Schelle — erwähnt Wolf bei dem Leitkamel einer Karawane [5]).

Die Bronzezeit in Japan fällt nach Bälz in nachchristliche

[1]) Ebenda.

[2]) Auch in den europäischen alten Klöstern waren die Glocken früher durchbohrt, damit der Ton „terribilis“ werde und sich die Mönche dabei an das jüngste Gericht erinnern möchten; Otte S. 89.

[3]) Plath, China vor 4000 Jahren, Sitz.-Ber. d. bair. Akad. d. Wissensch., philos.-phil. Kl. 1869 II, S. 111.

[4]) Otte, S. 165.

[5]) Wolf, S. 80.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit, aber vor die Einwanderung der Japaner; sie ist den Ainos zuzuschreiben: „Man begrub die Toten ohne Beigaben; höchst auffallend ist, daß man niemals Bronzegegenstände wie Schwerter, Lanzen, Spiegel u. dergl. zusammen mit Stein- oder Eisengeräten fand; unerklärt bezüglich ihrer Herkunft und Bedeutung sind große längliche Bronzeglocken, die man vereinzelt im Boden vergraben findet" [1]). Wahrscheinlich sind sie von gleicher Form, wie die von Ono abgebildete Bronzeglocke, s. Abb. 2. Die Dotaku (von „Do", Kupfer oder Bronze, und „Taku", eine große Glocke) kam nach Munro's Annahme sicherlich von China nach Japan. Man hatte auch eiserne Glocken [2]); ob darunter Schellen verstanden werden dürfen, ist fraglich.

Die Ägypter bedienten sich nach v. Oefele der Glocken „zu Kultuszwecken. In Ägypten sind Glocken mit Widder- und Katzenköpfen verziert aus der Spätzeit nach 700 v. Chr. bekannt. Auch aus Äthiopien ungefähr gleiche Zeit" [3]). Zahllos sind in allen Arten der Kunst die Darstellungen von Rindern; aber sie tragen nie Glocken am Hals. Zur Ptolemäerzeit, in den letzten Jahrhunderten v. Chr., sind manchmal Apisstiere [4]) oder die kuhgestaltete Hathor, die Himmelsgöttin [5]), mit Anhängseln versehen, die wie Glocken an Bändern, bezw. Riemen aussehen, s. Abb. 3. Es ist ein Amulett, ein Brustschmuck in Tempelform [6]), den auch Menschen trugen. Breite Halsbänder, an denen Schleifen oder Troddeln, einmal auch eine Cyperusdolde herabhängen, erwähnt v. Bissing bei kräftigen, zum Opfer geführten Rindern [7]). An Glocken sei dabei, trotz des glockenartigen Aussehens nicht zu denken. Eine Hathorkuh mit einer Halskette, „an der ein glatt gelassenes Menjt hängt", erklärt er als „ein Halsband ... mit hinten herabhängenden Gewichten.... Eigentlich bezeichnet Menjt freilich den ganzen Halsschmuck.... Das Wort wird wohl wörtlich „„Halfter"" heißen und vielleicht ursprünglich das Band bedeuten, an dem man Tiere anpflöckte" [8]).

Dieser amulettartige Schmuck ist gewiß sehr alt; auf einem Relief

---

[1]) Bälz, Steinzeit u. Vorgeschichte Japans, Korr.-Bl. d. deutschen Gesellschaft f. Anthrop., Ethnol. u. Urgeschichte 37 (1906), S. 65.

[2]) Munro a. a. O. S. 321.

[3]) Briefl. Mitteilung, datiert Neuenahr, 9. August 1906.

[4]) Sieglin, Die Nekropole von Kôn-esch-schukâfa I. Band.

[5]) Erman, Ägyptische Religion S. 189, Fig. 118.

[6]) v. Bissing, briefl. Mitteilung, datiert München, 12. Dezember 1910.

[7]) v. Bissing, Denkmäler ägypt. Skulptur, Text zu Taf. 102.

[8]) Ebenda, Text zu Taf. 78 AB.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der 18. Dynastie, um 1500 v. Chr., trägt ein als Opfergabe bezeichnetes Rind [1]) als Halsschmuck ein großes schellenartiges Anhängsel, das gleichfalls hierher gestellt werden muß; es gleicht ganz und gar dem weiter unten zu erwähnenden assyrischen Pferdeschmuck.

Die Eckley B. Coxe junior Expedition nach Nubien, ausgeführt von der University of Pennsylvania 1907, fand im Friedhof von Karanòg zwischen Derr und Korosko, zwischen dem ersten und zweiten Nilkatarakt in Grab G 187 zwei Bronzeschalen mit gravierten Darstellungen von Rinderherden [2]). Einige der Tiere, 2 Kühe, 1 Stier, 1 Kalb, tragen breite Bänder um den Hals, an denen verschiedene Gegenstände hängen. Die Autoren erklären sie [3]) als „eine Quaste", „einen kleinen Gegenstand", „eine Glocke" und „anscheinend eine Glocke". Bänder und Anhängsel gleichen ganz denen der ägyptischen Apisstiere. Die Tiere lassen jedoch keinerlei Beziehungen zu einem Kult erkennen; es sind profane Darstellungen von zwei Rinderherden.

Die Gravierung ist so einfach gehalten, daß die Deutung der Gegenstände schwierig ist; das Anhängsel der gemolkenen Kuh, s. Abb. 4, scheint jedoch tatsächlich eine Glocke zu sein. Die drei anderen können nicht als solche bezeichnet werden. Die älteste bildliche Darstellung von Herdenschmuck liefert also den interessanten Beweis, daß er nicht ausschließlich aus Geläute bestand. Ebensowenig aber dürften die Gegenstände den Tieren des Schmuckes wegen gegeben worden sein. Sie sind, wie diejenigen der ägyptischen Stiere, als Amulette zu betrachten, die von schutzbringender Bedeutung waren. Die Glocke hätte dann gleichfalls den Wert eines Amulettes und erst in zweiter Linie den des Geläutes; sie darf also unbedenklich den S. 17 erwähnten Amuletten der Pferde in Kairo gleichgesetzt werden.

Karanòg war eine Niederlassung der Blemyer in Äthiopien zur Zeit der römischen Herrschaft. Sie standen unter ägyptischem Kultureinfluß und waren ursprünglich ein Wüstenvolk von nichtnegroider Herkunft [4]). Die Gräber wurden vom ersten nachchristlichen

---

[1]) Philadelphia, Univ. of Pennsylv., Egypt. Dept. of the Univ. Museum; Eckley B. Coxe jun. Exped. to Nubia VIII: Buhen, temple of Hatshepsut Pl. 27.

[2]) Wooley and Randall-Maciver, Karanòg the romano-nubian cemetery Philadelphia 1910.

[3]) Textband S. 60.

[4]) Ebenda S. 88.

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts benützt. Dann hörte die Niederlassung vermutlich auf zu existieren.

Der Exodus beschreibt das Kleid des Hohenpriesters in Israel: „Und machten Schellen von feinem Gold, die thäten sie zwischen die Granatäpfel rings umher, am Saum des Seidenrocks“[1]). Wahrscheinlich waren es weder Schellen noch Glocken, sondern kleine Rollen.

Die englische Bibelübersetzung des Buches Zacharias (520 bis 510 v. Chr.) läßt die Pferde „bells“, Glocken, tragen; die Erklärung hierzu sagt, das betreffende hebräische Wort stehe mit den beiden nachfolgenden in einer derartigen Verbindung, daß es den Anschein hat, als beziehe es sich auf becherartige Gefäße, die entweder als Zierrat oder als Schellen am Zaumzeug der Pferde aufgehängt sind. Die Lutherbibel hat an dieser Stelle „Rüstung der Rosse“[2]).

Es scheint sich bei dem Pferdeschmuck in Palästina um denselben Gegenstand, Troddel oder glockenähnlichen Zierat zu handeln, der nicht selten auf Reliefbildern aus dem alten Assyrien zu sehen ist. Bei einem Relief im Britischen Museum, das den König Tiglath-Pileser III. auf seinem Kriegswagen darstellt, 745—727 v. Chr., tragen die Pferde einen Halsschmuck am Band oder Riemen, der entweder aus Leder- oder anderen Quasten verschiedener Größe, oder aus becherartig in einander steckenden Glocken besteht. Ein anderes Relief „Assurbanipal auf der Jagd“, 668—626 v. Chr., läßt drei Pferde mit solchen Anhängseln erkennen usw.[3]).

Sicherlich handelt es sich bei den Assyrern wie bei den Juden um die gleichen Anhängsel wie bei den Ägyptern, um Amulette.

Der Glaube an die Schutzwirkung des um den Hals oder auf der Brust getragenen Amulettes für den Menschen ist oder war universell. Die angezogenen Beispiele lassen erkennen, wie man auch Tiere des übernatürlichen Schutzes teilhaftig macht. Der gleiche Gedanke steckt auch im Herdengeläute, s. Seite 18, und in diesem Sinne ist es den Hals- und Brustschmuckamuletten ideenverwandt.

Bronzeglöckchen, die als Hängeschmuck gedient haben, kennt die

---

[1]) Kap. 39 $_{26}$; 28 $_{33}$.

[2]) Kap. 14 $_{20}$.

[3]) Krämer, Der Mensch und die Erde I. Band S. 207. — Auf einer Steinskulptur von Entremont in Frankreich, die den Galliern und der vorchristlichen Zeit zugeschrieben wird, trägt das Pferd ein Halsband mit großer Quaste, gleich den assyrischen; es handelt sich wohl auch um eine Art Amulett und darf hierher gerechnet werden. Arch. f. Anthrop. 27. S. 333, Fig. 30.

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bei den Ausgrabungen der American School of classical Studies at Athens in der Höhle von Vari in Attika wurde 1903 eine „Kuhglocke" von Bronze, der der Klöppel fehlt, und Teile einer zweiten Glocke gefunden. „Es war vermutlich eine dem Pan dargebrachte Weihegabe"[1]). Diese Vermutung steht jedoch auf sehr schwachen Füßen. Wäre sie richtig, so würde sie für die vorliegende Arbeit von Bedeutung sein; denn Pan ist ein Hirtengott, dem die weidenden Herden anvertraut waren. Eine ihm geweihte Kuhglocke würde also den Beweis liefern, daß schon im 5. vorchristlichen Jahrhundert griechische Rinderherden auf der Weide mit Glocken in Verbindung gebracht werden dürfen.

Die Höhle von Vari war allerdings dem Pan und zwar schon seit der Einführung seiner Verehrung in Attika, 5.—4. Jahrhundert v. Chr., geweiht, daneben aber auch dem Apollo und den Nymphen[2]). Es kann demnach nicht gefolgert werden, daß die bei der Ausgrabung gefundenen Gegenstände, Weihegaben, nur allein dem Pan gegolten hätten. Ferner läßt sich aus dem Umstand, daß die Kühe in manchen Gegenden heutzutage solche Glocken als Geläute tragen, nicht dasselbe für das griechische Altertum voraussetzen, um so weniger, als die klassische Literatur nichts dergleichen, insbesondere kein Herden- oder Einzelgeläute auf der Weide kennt. Wenn daher die Glocke als Weihegabe für Pan bestimmt war, so braucht sie noch keine „Kuhglocke" zu sein. Wie das folgende Zitat zeigt, hatten auch andere Götter derartige Weiheglocken.

1893 wurde im Kabirium zu Theben in Griechenland eine Bronzeglocke gefunden. Sie ist $2^1/_2$ engl. Zoll hoch und hat oben einen Ring; der Klöppel fehlt. Um die Glocke herum befindet sich folgende Inschrift in vertieften Buchstaben: ΠΥΡΙΑΣ ΚΑΒΙΡΩΙ ΚΑΙ ΠΑΙΔΙ[3]), s. Abb. 5. Die Kabiren sind Götter eines, samt dem Worte (die Großen, Mächtigen) von den Phönikern entlehnten Geheimkultus der Griechen; sie wurden ursprünglich als hilfreiche Seegötter auf den Inseln Lemnos, Imbros und besonders Samothrake verehrt.

Bronzeglocken von Debelo brdo in Bosnien, bis zu 22 cm hoch, befinden sich im Museum zu Sarajevo[4]).

---

[1]) Lida Shaw King, Vases, Terra-Cotta Statuettes, Bronzes and miscellaneous objects (The Cave at Vari IV), Amer. Journ. of Archaeol. 2d Series VII 1903, S. 334.

[2]) Ebenda S. 301.

[3]) Mitget. von Theod. Löfftz-Nürnberg; Walters, Cat. of the Bronzes, Brit. Mus. Nr. 318.

[4]) Mttlg. von W. Rehlen-Nürnberg.

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

vorgeschichtliche Literatur aus den verschiedensten Ländern; vielfach werden wohl Miniatur-Rollen darunter zu verstehen sein, welche, wie schon mehrmals erwähnt, in der jüngsten Hallstattzeit in Europa häufig waren. Bronzeglöckchen waren nach Wilke im Kaukasus üblich; sie sind in Gräberfeldern gefunden, „die sehr verschiedenen Perioden angehören und teilweise bis in die ältesten Zeitabschnitte der kaukasischen Kultur hinaufreichen". Das gleiche gilt von Südrußland. In Ungarn sind analoge Glöckchen in größerer Zahl und verschiedenen Formen in Velem St. Vid gefunden worden"..... Außerdem „existiert aus Ungarn auch noch eine Gußform zu Bronzeglöckchen, die aus der Gegend von Pécs, Kom. Baranja stammt". Auch aus den Pfahlbauten der Schweiz kennt man glockenförmige Anhängsel, die den Bronzeglöckchen des Kaukasus auffallend ähnlich sein sollen [1]).

Derselbe Autor erwähnt an gleicher Stelle auch eine, aus dem Gräberfeld von Hallstatt stammende 3 Zoll hohe Glocke, „die in Form und Ton an die noch jetzt landesüblichen Kuhglocken erinnert"; wahrscheinlich ist es dieselbe, welche v. Sacken in seinem Werk „das Gräberfeld von Hallstatt" abbildet, s. Abb. 6.

Die Latènezeit hat ornamentierte, silberne Glöckchen [2]); eine „Bronzeglocke mit großem Öhr, welche sich erheblich von den bekannten römischen Kuhschellen unterscheidet", Spätlatène, fand sich bei Ingolstadt [3]), eine andere ca. 6 cm hoch, mit einem Reif um den Bauch, bei Manching im Wall.

Aus der Römerzeit stammende Bronzeglocken gibt es in großer Zahl und in den verschiedensten Formen, s. Abb. 7. Die Sammlung des historischen Vereins für Oberbayern besitzt 6 Glocken, welche 1883 bei Monetshausen bei München gefunden wurden; sie sind teilweise mit Inschriften versehen und eine trägt ein Fabrikationszeichen. Rechteckig im Querschnitt, haben sie eine durchschnittliche Höhe von 14,7 cm bei einem untersten breitesten Durchmesser von durchschnittlich 8,5 cm [4]). Drei römische Glocken von Bronze, ge-

[1]) Wilke, Archäol. Parallelen, Ztschr. f. Ethn. 36 (1904) S. 67. Das dort abgebildete Glöckchen aus dem Kaukasus hat eine dem thebanischen, unsere Abb. 5, fast gleiche Form. Ähnlich ist auch die Glocke von Kasbeck und die von Tschegsam; sie hat unter der Anhängschleife eine kleine viereckige Öffnung. Ztschr. f. Ethn. 22 S. (437).

[2]) Mitget. von Direktor Schumacher-Mainz.

[3]) Reinecke, Korr. d. deutsch. Ges. f. Anthropol., Ethnol. u. Urgeschichte 32. (1901) S. 59.

[4]) Mitget. von Fr. Weber-München.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

funden im Mangfalltal zwischen Weyarn und Valley, beschreibt Auer[1]). Eine Bronzeglocke vom Ende des 2. Jahrhunderts, „die in Größe und den Details mit der rund 1000 Jahre älteren Hallstattglocke vollkommen übereinstimmt", ist aus Ostpreußen bekannt[2]). Mehlis besaß ein am Donnersberg gefundenes $5^1/_2$ cm hohes Tintinnabulum in Gestalt einer 8 seitigen Pyramide, mit Spuren von Versilberung[3]) usw.

Zahlreiche antike Glockenfunde besitzt das Museo nazionale in Neapel aus Pompej. Auf Anfragen wegen des Vorkommens von geschmiedeten Eisenschellen unter den Römerfunden wurde in freundlichster Weise folgendes mitgeteilt: „Die vorhandenen Glocken sind ca. 70 an der Zahl (nach einer zweiten Mitteilung „ca. 200 im Schrank und vielleicht noch mal soviel im Deposito"), von verschiedener Form und Größe, Glöckchen von 2 oder 3 cm bis zu Glocken von 25 oder 30 cm. Sie sind **alle aus Bronze, nicht gelötet, sondern gegossen.** Die Muster wechseln ab zwischen vier- und rechteckigen, zwischen runden und ovalen. Die in Ihrer Tabelle dargestellten Muster — Globus 83, S. 32 u. 33 — sind fast alle vorhanden, es herrscht jedoch Typus I c, hohe Schmalschelle, vor, wie auch die Aufhänger mit jener der Tabelle fast gleichausschauend sind......"[4]) „.... Inzwischen habe ich nachgeforscht, ob unter den Schellen solche der von Ihnen angegebenen Form sind, nämlich oben weit und unten eng. Ich kann Sie nun versichern, daß einige drunter sind und auch eine, welche sehr hübsch läutet und an welcher eine Schnur angebracht ist, um den Besuchern des Museums den Klang der Glocken vorzuführen...."[5]) Provinzial römische Glocken von Schellenform sind seither mehrfach bekannt geworden[6]).

Den römischen Tintinnabula ganz ähnlich, nur von etwas anderer Zusammensetzung der Bronze, sind die in fränkischen Gräbern gefundenen Bronzeglöckchen. Auch die langobardischen gleichen völlig den römischen[7]). Ein im Museum des Justizgebäudes zu Lüttich befindliches Fragment einer Glocke, der époque belgo-

[1]) Beiträge z. Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns 4, (1881), S. 159.

[2]) Hagen, Frühgesch. Viehschellen im Norden, Korr.-Bl. d. deutschen Gesellschaft f. Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte 36 (1905) S. 136.

[3]) Beil. z. Münchner Allg. Zeitung 1906 Nr. 149 S. 591.

[4]) Luigi Conforti, Segretario d. Mus. Naz. 4. Nov. 1902.

[5]) Derselbe, Schreiben vom 3. Dezember 1902.

[6]) Z. B. im Museum zu Lüttich im Justizgebäude, Époque belgo-romaine.

[7]) Monumenti antichi 12 (1902) S. 195.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

romaine zugeschrieben, zeigt dagegen eine ungefähr nach dem weiter unten gegebenen Hilfsschema mit I 3 E zu bezeichnende Form.

Auch im präkolumbischen Amerika gab es möglicherweise Glocken, die Namensverwirrung gestattet jedoch keinen Schluß darauf, welche Instrumente sich hinter den Benennungen verbergen. Eine „Bronzeschelle", vielleicht eine Rolle, bei Kanalarbeiten an der Grenze zwischen Britisch-Honduras und Guatemala mit Nephrit- und anderen Steingegenständen zusammengefunden, wird von Seler etwa um das Jahr 900 n. Chr. verfertigt angenommen[1]). Über ihren Zweck ist selbstverständlich nichts bekannt.

Kupferne und bronzene Glocken (Andree nennt sie Schellen), vermutlich Rollen, mit Klappersteinen, Rasseln usw. zählt Mead bei den in Gräbern vorkommenden Musikinstrumenten der Inkas auf[2]).

„Merkwürdige Metallglocken, die grade für die Calchaquikultur typisch sind", erwähnt Lehmann in seinem Referat über Latcham, el comercio precolombiano en Chile i otros paises de America[3]).

Aus Benin in Westafrika stammende Glocken sind in Bronzeguß hergestellt, von viereckiger Form; in Oberguinea finden sich Glocken, die unseren Tischglocken gleichen[4]).

Die Schellen.

Unterscheidungsmerkmale. Die Schellen unterscheiden sich von den Rollen durch die Form und von den Glocken durch die Herstellung. Sie sind nicht wie diese durch Guß, sondern durch Biegen und Schmieden aus einem einzigen Metallstück hergestellt.

Linguistisches. Das altlateinische tintinnabulum, tintinnum hat die Bedeutung „Klingel", ein Instrument, das klingt, oder mit dem man klingelt; gewöhnlich wird es indessen mit „Schelle" übersetzt.

Es mag zweifelhaft erscheinen, ob zwischen „schellen"[5]) und „klingeln" tiefergehende Unterschiede vorhanden sind, aber aus dem Tonfall des lautmalendes Wortes tintinnabulum läßt sich nicht sowohl das Geklapper von Eisenschellen, als vielmehr das helle tin-tin-tin oder kling-ling-ling edleren Metalles hervorhören, aus

---

[1]) Seler, Über d. Ursprung d. mittelamerikanischen Kulturen; Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde 1902 S. 551.

[2]) Andree's Referat im Globus 84. S. 324.

[3]) Zentralbl. f. Anthropologie 17 (1912) S. 30.

[4]) Ankermann, Die afrikanischen Musikinstrumente S. 70.

[5]) Grundbedeutung: schellen stv. ‚tönen', dazu Causativum schellen swv. ‚ertönen machen'.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welchem die antiken Silber- und Bronzeglöckchen oder -Klingeln hergestellt waren [1]).

Wie dem auch sei, die Rücksicht auf vorliegende Arbeit macht es notwendig, die verschiedenen Instrumente kenntlich auseinanderzuhalten, was ja auch seitens des Landvolkes geschieht. Schellen und Klingeln müssen daher als zweierlei, durch die Herstellung und in der Regel auch durch das Metall unterschiedene Instrumente bezeichnet werden.

Bis jetzt haben sich auf klassischem Boden noch keine glockenartigen, aus vorchristlicher Zeit stammenden geschmiedete, sondern nur gegossene Instrumente vorgefunden. Das Wort tintinnabulum kann sich also nur auf letztere, auf Klingeln oder Glocken, auch vielleicht auf gegossene Bronzerollen beziehen, nicht aber auf geschmiedete Eisenschellen, welche dem alten Rom und also auch der Sprache fehlten.

Die ersten Kirchenglocken des Mittelalters waren geschmiedet, nicht gegossen [2]), sie sind daher als Schellen anzusprechen und stehen in einem technischen Gegensatz zu den antiken tintinnabula. Schwerlich aus diesem Grunde, eher deshalb, weil ihr hohes Ansehen als geweihte, christliche Kultgegenstände der Benützung profaner Bezeichnungen abgeneigt machte, fanden seit dem 6. Jahrhundert, wie oben schon erwähnt, neue Namen für sie Aufnahme. Die Verwirrung in den Benennungen war aber schon vorher durch Außerachtlassen der technischen Unterscheidungsmerkmale entstanden und hat durch alle Zeiten angedauert.

Althochdeutsch hieß die Schelle scëlla zu skëllan schellen, tönen; mittelhochdeutsch schëlle. Der eine Umstand schon, daß Schelle zu einem verlorenen starken Verbum gehört: schellen, schall, von dem wir in verschollen noch ein altes Mittelwort der Vergangenheit besitzen, und daß wir überdies in Schall ein nahverwandtes Wort besitzen, während Glocke nicht germanisch sein kann, sondern fremden Ursprungs ist, zeigt uns, daß die Schelle die

[1]) „Tinnire ist aber nicht gleichbedeutend mit sonare, das Theophilus an anderen Stellen mehrfach in Bezug auf den Ton, Klang, der Glocken anwendet . . . . Tinnire = tintinnare, klingen, schellen . . . . weist vielmehr in geradem Gegensatz zu dem am Schlag der Glocke erzeugten Hauptton (sonus sonare) auf den schellenden, pfeifenden Nebenton, den ein geübtes Ohr bei jedem Läuten wahrnimmt.“ Liebeskind, Die Theophilusglocken; Anz. d. German. Museums 1905 S. 160.

[2]) Otte, S. 69 u. Kirchenlexikon unter „Glocke“.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alte Form unserer volkstümlichen Glocke ist. Von unseren Wörtern schellen oder Schelle stammen wieder italienisch squillare, squilla, spanisch esquila." [1])

„Das Germanische besaß aber noch andere uralte Wurzeln, deren Bedeutung nicht klar zu bestimmen ist. Eine liegt vor im engl. bell, Glocke, Schelle, sowie in unserem bellen. Das entsprechende Sanskritwort bedeutet bloß „sprechen" (bhâshati, er redet) und ebenso lithauisch balsas, die Stimme. Eine andere haben wir in knallen, mittelhochdeutsch erknellen, erschellen, angelsächsisch cnyll, cnell, „Zeichen mit der Glocke", englisch knell, Glockenschlag. Zusammenhang mit lateinisch nola — den Schuchardt annimmt — ist möglich." [2])

Auf das hohe Alter der Schellen in Deutschland weisen auch die vielen Lokalnamen hin, Beller oder Biller, Klopfen oder Klöpfen, Tupfer, Kumpfen, Treicheln, Plumpen oder Plümpen. Singirß, althochdeutsch singoz, das sind Rumpelglocken, erwähnt Frau Andree-Eyßn nach Schmeller Wb. II e. Solcher Namen gibt es jedenfalls viel mehr noch als bisher bekannt sind. Sie finden sich wahrscheinlich auch in anderen Sprachen; die französischen Schweizer z. B. nennen die Treicheln Toupins. In den Pyrenäen kennt man folgende Namen: Truc, Esclafoun, Bouroumbo (in Aragon) Esquéra, Esquerillo. Die beiden letzteren sind vielleicht mit dem spanischen esquila gleichwertig. Tringolo und Tringoulette sind Bezeichnungen für Glocken und Glöckchen. Auch die schon besprochenen südslavischen, auf klepet und klopot (s. Seite 34), Geräusch, Geklapper zurückzuführenden Namen klepetar (serbisch) und klopotarnik (bulgarisch), Schelle, eigentlich „Klapper", sind volkstümliche Benennungen, welche hierher gehören.

Typologie.

Typen. Seit den ältesten Zeiten lassen sich in Europa zwei verschiedene Schellentypen unterscheiden, die durch das Verhältnis der Höhe zur Breite bestimmt sind. Typus I bildet Schmalschellen, d. h. Schellen welche höher sind als breit, so daß man sie als hochständig („h") bezeichnen kann. Typus II bildet Breitschellen, d. h. Schellen, welche ebenso breit, also gleichständig („g"), oder niedriger als breit, niedrigständig („n") sind. Ausnahmsweise kommen auch hochständige Breitschellen vor, das sind Schellen mit allen sonstigen Merkmalen des Typus II, aber höher, als sie der Gepflogenheit nach sein sollten.

---

[1]) Meringer, Die Glocke des Bauernhauses S. 183.

[2]) Ebenda.

Arten. Die Typen zerfallen in Arten, welche sich aus der Form des Rückens ergeben. Typus I hat zwei Rückenformen, also zwei Arten; von vorn gesehen: gesenkt oder sattelförmig.

Typus II hat von vorn gesehen gleichfalls zwei Rückenformen, gerade oder gewölbt. Der gerade Rücken kann in der Seitenansicht flach sein, oder er ist dachförmig. Der gewölbte Rücken kennzeichnet in der Seitenansicht eiförmige Schellen.

Man hat demnach fünferlei Rückenformen zu unterscheiden. Um für die Folge die weitschweifigen Erläuterungen nicht wiederholen zu müssen, seien folgende Formeln gestattet:

1 = gesenkter Rücken
2 = sattelförmiger Rücken } beschränkt auf Typus I.
3 = gerader flacher Rücken
4 = gerader dachförmiger Rücken
5 = gewölbter Rücken } beschränkt auf Typus II.

Ein weiteres Bestimmungsmerkmal ist der Querschnitt. Typus I hat immer elliptischen bis runden Querschnitt. Die Schellen des Typus II haben in der Regel rechteckigen, durch Abstumpfung der Ecken bisweilen flach elliptischen, ganz ausnahmsweise rundlichen Querschnitt. Man kann diese drei Vorkommnisse kurz mit Buchstaben bezeichnen, nämlich R(echteckig), E(lliptisch), K(reisrund).

Es bleibt ferner noch die Feststellung, in welcher Höhe die größte Breite der Schelle, d. h. die längste Linie des Querschnittes, liegt. Sie ist entweder: a am Fuß, b am Rücken, c am Bauch, bez. zwischen Rücken und Bauch. Schlauchartige Schellen sind am Rücken ebenso weit wie am Fuß, gleichweit; man kann sie mit ab bezeichnen. Bei Typus I wechselt die Lage der größten Breite bei Schellen derselben Art je nach ihrer Größe; bei Typus II ist sie bei allen Größen einer Art immer an gleicher Stelle.

Mit Hülfe der hier angegebenen Kürzungen lassen sich Schellen übersichtlicher als mit vielen Worten beschreiben. Um eine Schelle von Typus I richtig zu bestimmen, genügen die Angaben des Typus, der Rückenform und der Lage der größten Breite: I 2 b z. B. bezeichnet eine hochständige, d. i. Schmalschelle mit sattelförmigen Rücken, deren größte Breite oben in der Längsachse des Rückens liegt: da dieser Schellentypus nur mit elliptischen Querschnitt, der allerdings zwischen flachelliptisch bis nahezu kreisrund wechselt, vorkommt, so kann man sich allenfalls die Angabe des Querschnittes ersparen.

Anders ist es mit den zahlreichen Gattungen des viel verwickelteren Typus II. Hier braucht es einige Angaben mehr. II 5 E cn bedeutet eine Breitschelle mit eiförmigem Rücken, elliptisch im Querschnitt, deren größte Breite am Bauch oder zwischen Rücken und Bauch liegt und welche niedriger ist als breit. Das ergibt diese schematische Vorder- und diese schematische Seitenansicht.

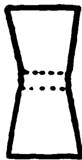
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Technisches. Die Schellen sind stets aus einem Metallstreifen oder -lappen hergestellt, entweder aus Eisen, oder aus Eisen-, Messing- oder Kupferblech.

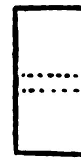
Die Herstellung der Schellen ist ungeachtet ihres plumpen, unansehnlichen Aussehens durchaus nicht leicht; sie ist anscheinend überall gleich und geschieht — mit einer einzigen Ausnahme — überall im ländlichen Kleinbetrieb.

Zur Herstellung der Schellen wird in der Regel Eisenblech — Holzkohlenblech — von unterschiedlicher Stärke verwendet. Sehr dickwandig und von ungleicher Dicke im Blech sind mancherorten die Alpenschellen. Bis vor wenigen Jahrzehnten war es bei den Schellenschmieden der Alpen üblich, vermittelst Wasserhämmern das Schellenblech aus altem Eisen zu schmieden. Noch jetzt werden alte Sachen zu diesem Zweck gelegentlich verarbeitet. Schellen aus solchem Material sind von nahezu unverwüstlicher Haltbarkeit. Die afrikanischen Wagogo verwenden gleicherweise altes Eisen zur Herstellung ihrer Schellen [1]).

Der zur Herstellung der Schellen verwendete Metallappen hat die doppelte Höhe der gewünschten Schellengröße. Bei Schellen, die von oben nach unten glockenförmig weiter werden, hat der Lappen



vorstehenden Zuschnitt. Die von oben nach unten enger werdenden Schellen sind folgendermaßen zugeschnitten:



Der Juraschelle und einigen anderen wird die Gestalt gegeben, indem man den Metallappen abbiegt, falzt und ohne Form frei zurechthämmert. Der größte Teil der Breitschellen dagegen, insbesondere die bauchigen Alpenschellen, werden „gesenkt", d. h. eine Seite des Lappens nach der andern glühend in einer Hohlform zurechtgehämmert.

Die Seiten der Schellen sind vernietet, anderwärts (in Afrika) verschweißt oder offen gelassen.

Fast alle europäischen Eisenblechschellen haben einen Metallüberzug von Messing oder Kupfer, der die Schellen samt den Galgen mit ziemlicher Vollständigkeit, aber selten ganz gleichmäßig überzieht. Das hierbei beobachtete Verfahren ist wahrscheinlich überall das gleiche.

---

[1]) Siehe den Brief von A. Lodes im IV. Teil dieser Arbeit.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die fertige, rohe Eisenschelle wird von innen und außen mit zerschnittenen Messing- oder Kupferstückchen belegt und etwa fingerdick mit Lehm überzogen; unten wird die Schelle durch einen Deckel von Lehm geschlossen. Wenn der Lehm trocken ist, kommt die Schelle ins Feuer, in welchem das aufgelegte Metall zum Schmelzen gebracht wird. Dann nimmt man die lehmumhüllte Schelle heraus und rollt sie am Boden hin und her, damit das flüssige Metall sich gleichmäßig verteilt. Wenn das Metall zu erkalten beginnt, wird die Schelle ins Wasser gelegt zur weiteren Abkühlung. Dies ist nach kurzer Zeit geschehen und die Lehmhülle läßt sich dann bequem abschlagen. Die fertige Schelle wird, wenn sie groß ist, mit der Feile geglättet; kleine Schellen läßt man in fließendem Wasser rollen, wobei sie sich gegenseitig glatt scheuern. Die gute Beschaffenheit des Lehmes soll ein Haupterfordernis für gleichmäßiges Überziehen sein. In der Schweiz überzieht man die Schellen galvanisch, nachdem das Eisenblech vorher mit Salzsäure präpariert wurde.

In der Praxis ist die Anfertigung der Schellen wohl nicht ganz so einfach, als sie sich hier darstellt, und deshalb widerstrebt sie der fabrikmäßigen Herstellung. Die Schellenschmiede im Fränkischen Jura, seit alters im Besitz der Familie Buchner in Wallsdorf beim Hohenstein in Mittelfranken, hat seit einer Reihe von Jahren die Anfertigung neuer Schellen unterlassen und damit den Fortbestand des Herdengeläutes im Jura in Frage gestellt. Man ließ bei anderen Schmieden arbeiten, oder bezog auswärtige Schellen. Aber in keinem Fall fand man Ersatz für die angestammte einheimische Art. Die Herstellung der Schellen ist eben allerorten, wie schon Otte von den Schweizerschellen sagt, ein Geheimnis der Privatindustrie, das sich in den betreffenden Familien vom Vater auf den Sohn überträgt. Ein solches Geheimnis ist auch mit dem Vermessingenen der Schelle verknüpft. Die Messingstücke nämlich bleiben weder gutwillig auf der eisernen Schelle liegen, noch verbinden sich die beiden Metalle ohne Nachhilfe. Vielmehr muß die im Eisenblech fertiggestellte Schelle leicht vorgewärmt und dann mit einer Schicht Pech überzogen werden. Dann erst legt man Messing auf, das nunmehr kleben bleibt, und endlich verschmiert man mit Lehm.

Der Messing- oder Kupferüberzug muß nach Jahrzehnten erneuert werden, da er sich mit der Zeit abscheuert oder auch völlig abspringt.

Eine richtige Schellenschmiede, wie sie besonders in den Alpen sich noch finden, ist ein interessanter und sehenswerter Betrieb, ein überliefertes Stück Altertum, an welchem zwei Jahrtausende kaum

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

etwas geändert haben. Das Überziehen der Schellen wird heute noch in gleicher Weise ausgeführt, wie es die Schmiede schon zur Römerzeit in Übung hatten. Das Verfahren ist also nicht nur primitiv, sondern auch uralt. Daher auch seine weite Verbreitung. Vielleicht sind die Nachrichten von Bronze-, Messing- und Kupferschellen in anderen Ländern z. T. auf derartig überzogene Eisenblechschellen zurückzuführen.

Das Überziehen von Eisen und Stahl mit unedlen Metallen ist erst in der Neuzeit für die Technik erfunden worden, obwohl diese Kunst den Schellenschmieden schon seit undenklichen Zeiten bekannt ist und geheimnisvoll ausgeübt wird. Das Vermessingen wurde 1841 in England erfunden. Verkupfern von Eisen und Stahl als Vorbereitung zum Vergolden ist seit 1603 bekannt.

Der Galgen. Mit Ausnahme einer einzigen, s. Abb. 37, besitzen alle europäischen Schellen eine nicht abnehmbare Anhängeschleife. Sie wird bei den Schellen vom Typus I im Fränkischen Jura und in Thüringen der Galgen, bei denen vom Typus II in Tirol der Bogen oder der Bügel, im Paznaun die Seel genannt.

Galgen und Bogen sind in der Regel durch den Rücken der Schelle gestoßen; der äußere Galgen trägt die Schelle, der innere den Klöppel. Manchmal ist der äußere Galgen aufgenietet; äußerer und innerer Galgen sind dann zwei getrennte Teile. Der Galgen ist meistens in der Längsachse des Schellenrückens; die Schelle soll so am Riemen getragen werden, daß sie nach der Querachse schwingen und anschlagen kann. Bei manchen Schellen wird dies dadurch erreicht, daß der Galgen quer zur Längsachse des Rückens gestellt ist. Die oberdeutschen Schellen binden sich zum großen Teil an gar keine Regel.

Der Galgen ist entweder aus einem glatten Eisenstift α oder aus einem Eisenband gebogen, das beim Rücken und im Innern der Schelle β in die Stiftform übergeht. Das Band des äußeren Galgens ist häufig an den Seiten umgekrempelt, damit der scharfe Rand den Lederriemen nicht verletzt. Beide Galgen kommen schon bei den römerzeitlichen Schellen vor, doch beschränkt sich die Stiftform α auf Typus I. Der bandförmige Galgen ist häufig noch durch einen gleichlaufenden Draht gesichert, welcher die Befestigung verstärkt.

Aus der Form der äußeren Galgenschleife läßt sich einigermaßen auf die Befestigung und auf das Material schließen, an welchem die Schelle getragen wird. Für die ältere Zeit, bei ausgegrabenen Schellen, ist dies die einzige Möglichkeit, über die Art der Traggeräte etwas zu erfahren.

Es sind viererlei Formen der Schleife des äußeren Galgens zu unterscheiden; aber nicht von jeder ist die dazu gehörige ursprüngliche Tragart ermittelt.

Halbrunde Schleifen, kurz und hoch, sind üblich, wenn die Schelle an einem Holz- oder Eisenstab, oder an einem Ring getragen wird, s. Abbildung „hölzernes Klowe aus Schweden“ im II. Teil dieser Arbeit.

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

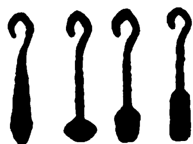
Langgestreckt und flach, wenn sie an einem Riemen oder ähnlichem flachbreiten Gegenstand gleitet, oder der Galgen durch einen Schlitz des Riemens gesteckt und mit untergelegtem Lederpolster am Riemen festgenäht ist. So befestigte Schellen sind nicht abnehmbar, s. Abb. 25.

Dachförmige Galgenschleifen sind bei Holz- oder Eisenstegen beobachtet, s. Abb. 9.

Rechteckige Schleifen sind bei Glocken häufig, kommen aber auch bei Schellen vor s. Abb. 13; sie sind wahrscheinlich nur für Riemen bestimmt. Ein Abkömmling der rechteckigen Galgenschleifen ist die geknickte, die an zwei Lederstrupfen hängt, s. Abb. 19.

Kreisrunde Anhänger sind bei Schellen nicht, wohl aber bei Schellenabarten und bei gegossenen Glocken anzutreffen. Es sind massive, mit der Glocke aus einem Stück geschnittene Zapfen, in welche ein rundes Loch geschnitten ist. Der Zapfen wird durch einen Schlitz des Riemens gesteckt und ein quergelegtes Eisenstäbchen hält die Glocke fest, s. Abb. 7b.

Der Klöppel. Am inneren Galgen hängt entweder direkt oder an einer Lederschleife der Klöppel, im Fränkischen Jura Klenzl, in Thüringen Kloppe, in Tirol Klopfen und Schwengl genannt. Er ist entweder ein glattes, nach unten sich etwas verdickendes fingerförmiges Eisenstäbchen, oder ein vierkantiger nagelähnlicher, Stift bei dem der Anschlager am unteren Ende verschieden geformt sein kann,



Schellen-Archäologie.

Hallstattzeit. Funde von eisernen Schellen aus der Hallstattzeit sind bis jetzt noch nicht veröffentlicht, aber Hinweise auf solche gibt es doch. Ihre Hoheit die Herzogin Paul zu Mecklenburg besitzt von ihren Ausgrabungen in Slavonien eine Eisenschelle, welche mit den anderen Funden zusammen der Hallstattzeit, wahrscheinlich dem jüngeren Abschnitt, angehört.

Auf dem Gräberfelde bei Zaborowo in Posen fand Virchow eiserne Klöppel, unzweifelhaft von Viehschellen, s. Abb. 8. Er sagt darüber: „Was mich besonders interessiert hat unter den Eisensachen, war, daß ich .... ein paar Male eigentümliche längliche Körper aus Eisen gefunden habe, welche am unteren Ende kolbig, aber viereckig waren, am oberen Ende in einen Haken übergingen, so daß sie genau wie der Klöppel einer heutigen Schaf- oder Kuhglocke aussahen. Ich habe freilich nichts gefunden, was als eigentliche Glocke hätte betrachtet werden können, aber ich wüßte nicht, als was diese Dinge sonst angesehen werden sollten, und die starke Verrostung, in welche alle dünneren Eisenteile geraten sind, dürfte

wohl die zu den Klöppeln gehörigen Glocken zerstört haben."[1]) „Es ist ein sehr schweres Stück: der Stiel hat eine Länge von 50 mm; er ist ebenso viereckig, wie der eigentliche Klöppel, der 32 mm lang, am unteren Ende 20 mm breit und 14 mm dick ist."[2])

Die Schelle war also ca. 8 cm hoch. Dem dabei gefundenen Pferdegeschirr nach kann man die Klöppel als zu Pferdeschellen gehörig bezeichnen. Das Fundinventar ist hallstattzeitlich, wenn auch — den Bronzeanalysen nach — verschiedenen Stufen angehörig[3]).

Latènezeit. Bei den Ausgrabungen Maurers, des früheren Kustos am Museum in Reichenhall, jetzt Ausgrabungstechnikers des kgl. bayer. Gen.-Konservatoriums, wurde in Wohnstätte VI der latènezeitlichen Niederlassung in Karlstein, Bez.-Amt Berchtesgaden, eine Eisenschelle mit Klöppel gefunden. Dr. Weber, der die dort gemachten Funde veröffentlicht und besprochen hat[4]), hat sie abgebildet. Durch die Güte Maurers ist es möglich, hier die Maße und eine größere Darstellung zu geben, Abb. 9.

Die Schelle ist aus Eisen geschmiedet. Sie ist 5 cm hoch und 5 cm breit an der unteren Öffnung, also gleichständig; Rücken gerade, 4 cm breit; Querschnitt rechtwinklig mit abgestumpften Ecken, II 3 Rag. Der Galgen besteht aus einem starken Stift, der Klöppel ist fingerförmig. Auf andersmetalligen Überzug ist sie nicht untersucht.

Alle Funde der Niederlassung gehören der letzten, der römischen Unterwerfung unmittelbar vorhergehenden Stufe der Latènezeit an, also dem Ende des 2. und dem 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.

Latènezeit-Schellen, bezw. Schellen aus römischer Zeit in größerer Zahl haben sich in Alesia gefunden. van Gennep hatte die Güte, auf eine Anfrage hin eine Untersuchung der im Museum zu Semur und in Privatsammlungen befindlichen Exemplare zu veranlassen: „Zu meiner Überraschung kommt heraus, daß es nicht zwei Glöckchen von gleichem Typus in den Museen gibt. Da die Messungen usw. von den Herren Pernet und Prof. Matruchot[5]) abgerechnet wurden, so ist ihr Wert ganz sicher."[6])

---

[1]) Ztschr. f. Ethnologie 7 (1875) S. 111.

[2]) Ebenda S. 159.

[3]) Ebenda S. 199.

[4]) Vorgesch. Wohnstätten in Karlstein bei Reichenhall, Altbayer. Monatsschrift 1905, Abb. 9.

[5]) Bekannte u. verdiente Alesiaforscher.

[6]) Brief, dat. Bourg la Reine, 28. März 1911.

Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Es sind 7 Schellen namhaft gemacht, und jede ist als eigener Typus aufgeführt. Zu dieser Meinung kann man leichtlich kommen, wenn nur auf die Maße geachtet wird; es bedurfte vieler Messungen, ehe die Artmerkmale gefunden waren. Von den 7 Alesiaschellen gehören jedoch 6 Stück zu einem und demselben Typus, ja zu einerlei Art. Sie gehen alle nach dem Schema II 3 R, es sind also Breitschellen mit geradem, flachen Rücken, im Querschnitt rechteckig. Es schwankt lediglich das Höhen- und Breitenverhältnis und das genügt, um sie alle verschieden aussehen zu lassen, wie weiter unten auch von den Mainzer Schellen zu sagen sein wird; bei fünfen liegt die größte Breite am Fuß, a nach der Bestimmungstabelle. Drei davon sind h-ochständig, eine g-leichständig, eine n-iedrigständig. Die sechste Schelle hat die größte Breite am Rücken, b nach der Tabelle, und ist h-ochständig. Es ist die einzige bis jetzt bekannte alte Schelle dieses Zuschnittes, welcher Schellen gibt, die von oben nach unten enger werden. Damit ist der Beweis erbracht, daß beide Zuschnittsformen gleich alt sind, was bisher noch nicht bekannt war.

Die siebente Schelle hat die Form einer Klingel, ist also düten- oder trichterförmig und gehört somit einem ganz anderen Typus an.

Die größte der Schellen ist 135 mm, die kleinste 50 mm hoch. Bei zweien scheint das Eisen mit Blei gemischt. Ein andersmetallischer Überzug war nicht konstatierbar; von einer Schelle wird zwar gesagt, daß sie blauen Rost hat, aber nur eine chemische Analyse vermag den Bronzeüberzug festzustellen. Es wäre auffallend, wenn er in Alesia fehlen würde; denn die Stadt war, wie van Gennep sagt[1]), in der ganzen römischen Welt bekannt wegen ihrer Fertigkeit im Vergolden, Versilbern und Verzinnen von Metallgegenständen.

Als Galgen scheint bei den meisten der aus Draht hergestellte Stift zu dienen; nur eine Schelle besitzt den bandförmigen Galgen mit umgekrempelten Rand. Die im Globus gegebenen Abbildungen von 2 Alesiaschellen entsprechen völlig unserer Abbildung 9.

Alesia, Stadt oder Burg, ist bekannt als letzte Zufluchtsstätte des gallischen Heerführers Vercingetorix, der sich hier den Römern unter Julius Cäsar im Jahre 52 v. Chr. ergeben mußte. Nach den Ausgrabungen ist eine vor-, eine früh- und eine spätrömische Schicht unterscheidbar. Die Blütezeit dauerte etwa anderthalb Jahrhunderte.

Ob die Schellen gallisches oder römisches Fabrikat sind, wird

---

[1]) van Gennep, Die neuen Ausgrabungen d. Stadt Alesia; Globus 98 (1910) S. 169.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl nicht mit Sicherheit festzustellen sein; das letztere ist wahrscheinlicher.

Römerzeit. Schellen aus der Römerzeit sind in erheblicher Zahl bekannt. Nach Meinung Direktor Schumachers-Mainz verbergen sich darunter wahrscheinlich aber auch manche Stücke aus jüngerer Zeit. Sie gelangen als Einzelfunde oder aus nicht kontrollierten Grabungen in die Museen und werden, da sie von den römerzeitlichen nicht zu unterscheiden sind, diesen gleichgestellt.

Nachforschungen nach Funden antiker Schellen auf italienischem Boden waren bisher vergeblich. Das Museum in Neapel, wiederholt und ausdrücklich nach geschmiedeten Eisenschellen gefragt, ließ versichern, daß alle seine derartigen Instrumente „Glocken aus Bronze, nicht gelötet, sondern gegossen sind", s. Seite 40. Es sind also keine Schellen, sondern richtige Glocken. Solange nicht wirklich antike geschmiedete Eisenschellen in Italien aufgefunden werden, bleibt es zweifelhaft, ob die Römer in ihrer Heimat solche verwendeten. Auf germanischem Boden dagegen sind römerzeitliche Schellenfunde häufig.

Die Saalburg-Schellen. Bei den Ausgrabungen am ehemaligen Römerkastell Saalburg bei Homburg im Taunus wurden 7 Schellen gefunden, deren verschiedene Typen im Saalburgwerk veröffentlicht sind[1]). Der Text sagt dazu: „Auch die ehernen Schellen und Glocken (tintinnabulum) .... und die zwei Schellenklöppel ...... sind hier noch zu erwähnen. Erstere können sowohl dem Pferdegeschirr, als auch dem weidenden Vieh (Kühen, Schafen, Ziegen) angehangen haben und erinnern durchaus an die Kuhschellen der Schweiz. Sie sind aus einem Stück Eisenblech hergestellt und entweder zusammengenietet oder gelötet."

Text und Abbildungen finden Ergänzung durch zwei Zeichnungen von H. Jacobi, s. Abb. 10, und briefliche Auskunft: „.... Ein kupferner Überzug ist bei keiner zu konstatieren, die Art der Griff- und Klöppelbefestigung (den Galgen) ersehen Sie aus der Zeichnung. Bei einzelnen ist die seitliche Naht deutlich, bei anderen, wo sie sorgfältig aneinandergeschweißt ist, nicht."[2])

Die Saalburg-Schellen sind — mit Ausnahme einer gegossenen Glocke — sowohl Schmal- als Breitschellen. Beide Typen werden

---

[1]) L. Jacobi, Das Römercastell Saalburg 1897 S. 534.

[2]) Mitgeteilt durch kgl. Reg.-Baumeister H. Jacobi 22. Juni 1902.

4*

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glockenartig von oben nach unten weiter. Die hochständige Schmalschelle hat gesenkten Rücken und elliptischen Querschnitt, I 1 E a; die Breitschelle flachen Rücken, ist niedrigständig, rechteckig im Querschnitt, II 3 R a n.

Der Galgen ist bei der hochständigen Schelle stift-, bei der niedrigständigen bandförmig, alles wie heute noch. Nach den Abbildungen im Saalburgwerk sind viererlei Galgenformen zu unterscheiden: rechteckig (Fig. 6); halbrund (Fig. 1); dachförmig (Fig. 2) und kreisrund bei der Glocke (Fig. 7). Die Verschiedenheit der Galgenformen hat eine Verschiedenheit der Befestigungsweise, sowie auch der Traggeräte zur Voraussetzung.

Die hochständig-elliptische Schmalschelle ist, nur wenig verändert, noch jetzt die in Mitteldeutschland ausschließlich vertretene Kuhschellenart. Die unten weite Breitschelle hat in Deutschland keine Vertreter mehr.

Das Saalburgkastell bestand als römische Niederlassung vom Jahre 70 n. Chr. bis zum Jahre 253.

Mainz. Das römisch-germanische Zentralmuseum in Mainz besaß 1908 16 mehr oder weniger gut erhaltene Eisenschellen, sowie das Fragment einer großen Schelle, deren Form sich nicht mit Sicherheit ersehen läßt. Die Größen schwanken zwischen 3 und 11 cm Höhe. Fünfzehn der Schellen gehören dem Typus II 3 R a der Saalburg-Breitschellen an. Die Querschnitte, sowie die Höhen- und Breitenverhältnisse sind fast bei jeder Schelle etwas anders, so daß der Typus, obwohl er bei allen 15 Schellen gleich ist, sich doch recht verschieden darstellt, h-och-, g-leich- und n-iedrigständig.

Die Schellen Nr. 1313 und 1316 zeigen deutliche Überreste eines rohaufgetragenen Überzuges von Bronze.

Die Galgen haben, wie es bei diesem Typus die Regel ist, die Bandform mit aufgekrempelten Rändern. Es sind dreierlei Galgenschleifen vertreten: eine fast rechteckige, halbrunde und lang flachgestreckte. Innerhalb der Schelle ist der Klöppel in den Galgen eingehängt. Bei Nr. 1310 besteht der äußere und der innere Galgen aus 2 zusammenhangslosen Teilen.

Bei 7 Schellen sind die Klöppel erhalten; fünf davon zeigen den Eisenstift mit verdicktem Kopf, einer hat nagelförmigen Kopf und bei einer Schelle ist der Klöppel ein nach unten sich etwas verdickendes fingerförmiges Eisenstäbchen.

Die sechzehnte der Mainzer Schellen, Nr. 1312, gehört als einzige Vertreterin dem Typus der nachmalig mitteldeutschen Schmal-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schellen an. Sie ist 8 cm hoch. Der Querschnitt ist jedoch nahezu kreisrund, nämlich 7 zu 6,8 cm; sie stellt sich sonach dar als I 1 K a.

Der äußere Galgen fehlt, war aber den dürftigen Resten nach von der bei diesem Typus üblichen Stiftform. Der Klöppel ist nicht erhalten. Das spricht dafür, daß er nicht wie die Klöppel der Breitschellen direkt im Galgen hing, sondern gleich denjenigen der neuzeitlichen Schmalschellen vermittelst einer Lederschleife am Galgen befestigt war. Der Lederschleifen verfaulte und der Klöppel ging daher verloren.

Im oberen linken Eck der Schelle scheinen noch Spuren eines Kupferüberzuges zu sitzen.

Frankfurt a. M. Das städtische Museum im Leinwandhaus in Frankfurt a. M. besitzt 6 große und 7 kleine Schellen von Heddernheim, alle vom gleichen Typus II 3 R a, gleich- oder niedrigständig. Die großen sind ca. 25 cm hoch. Bei einer ist der Galgen quergestellt. Die Galgenschleife ist in zweierlei Formen vertreten, der halbrunden hohen und der langen flachgestreckten.

Worms besitzt in seinem Paulusmuseum gleichfalls zwei römerzeitliche Eisenschellen, etwa 10 cm hoch, Typus II 3 a mit dem Bandgalgen. Der Querschnitt ist in der Vitrine nicht genau zu sehen, jedenfalls aber rechteckig.

Köln a. Rh. Im Bayenturm zu Köln a. Rh. befindet sich eine Eisenschelle, die der Abbildung nach [1]) dem Typus I und zwar der Art 1 E a angehören dürfte. Sie stammt aus der germanischen Dorfanlage am Fliegenberge zur römischen Kaiserzeit, etwa 50 n. Chr.

Weißenburg i. B. Der Altertumsverein in Weißenburg besitzt zwei Schellen aus dem Castrum Biricianis und überließ dieselben zur näheren Untersuchung. Beide sind mit den rechteckigen Saalburg-Breitschellen II 3 R a n vollkommen übereinstimmend, nur kleiner, Abb. 11. Geschmiedet aus $2^1/_2$ bis 5 mm starkem Eisen; seitliche Vernietung kaum sichtbar. Verschiedene Stellen der Oberfläche hatten kleine Tröpfchen grünen Rostes, was auf Bronze, also auf einen andersmetallischen Überzug hinzudeuten schien, bei der Untersuchung sich jedoch als Eisenoxydul erwies. Dagegen wurde an einer anderen, durch die Färbung kaum vom übrigen Rostbraun unterschiedenen Stelle eine Metallprobe entnommen, welche bei einer in der städtischen Untersuchungsanstalt in Nürnberg am 22. Juli 1904 vorgenommenen Untersuchung sich als Bronze herausstellte. Die Schelle

---

[1]) Rademacher im Mannus I S. 93.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte also einstmals einen Bronzeüberzug in anscheinend derselben primitiven, die Oberfläche nicht gleichmäßig glatt bedeckenden Technik aufgetragen, welche die Juraschellen noch in der Gegenwart kennzeichnet. Da in den umgebenden Eisenrostpartien Bronzereste ohne Analyse nicht feststellbar sind, so ist jedenfalls bei manchen ausgegrabenen Schellen der Überzug bisher übersehen worden.

Regensburg. Im Altertumsmuseum zu Regensburg befinden sich ebenfalls 3, den vorgenannten gleiche Breitschellen, zwischen 1,7 cm und 3,5 cm Höhe, II 3 Ra n. Eine derselben ist höher als breit, II 3 R a h.

Sarajevo. In den Mitteilungen des Museums zu Sarajevo ist eine Breitschelle aus römischer Zeit abgebildet[1]), die in jeder Hinsicht mit den Saalburgschellen II 3 R a übereinzustimmen scheint.

Karlsruhe. Eine in Wössingen bei Karlsruhe ausgegrabene Schelle dürfte nach den Begleitfunden etwa aus dem Jahr 195 n. Chr. stammen[2]).

Hamburg. Prof. Dr. Hagen beschreibt zwei Schellen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg. Sie wurden aus einem Urnenfriedhof der spätrömischen Zeit, 3. bis 4. Jahrhundert, am Fuße des Gräfenberges bei Wester-Wanna, 12 km südlich von Otterndorf bei Cuxhafen ausgegraben. „Die recht großen Glocken sind von rechteckigem Querschnitt, an den Seiten vernietet und mit einer dünnen Kupferhaut überzogen, die aber von der durchgeschlagenen Rostschicht überlagert wird.“[3]) Hagen setzt hinzu, daß sich die beiden Exemplare ohne weiteres den Thüringen-Jura-Schellen anschließen. Das muß ein Irrtum sein; die letzteren sind elliptisch oder annähernd kreisrund im Querschnitt, während die genannten rechteckigen Querschnitt haben. Es sind also vermutlich keine mitteldeutschen Schmalschellen, sondern Breitschellen.

Reichenhall. Hagen erwähnt an gleicher Stelle das Fragment einer eisernen, etwa 10 cm hohen Viehschelle, welche Chlingensperg bei Reichenhall im Grabe Nr. 26 fand. Nach den freundlichen Mitteilungen Maurers[4]) stammt sie aus einem römischen Brandgrab im Langacker. Eine zweite solche Schelle wurde in den römischen

---

[1]) Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina 3 (1895) S. 232, Fig. 11.

[2]) Hagen, Frühgeschichtl. Viehschellen im Norden, Korrespondenzblatt d. deutschen Gesellschaft f. Anthropologie, Ethn. u. Urgesch. 37 (1906) S. 135.

[3]) Ebenda S. 134.

[4]) Briefl. Mitteilung v. 18. März 1907.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebäuden im Langacker gefunden. Die Funde sind im National-Museum zu München.

Heidenburg. Auf der Heidenburg bei Kreimbach in der Rheinpfalz wurden von Prof. Mehlis eiserne Schellen zusammen mit zahlreichen anderen Gegenständen ausgegraben. Die dortige römische Befestigung wurde Mitte des 3. Jahrhunderts angelegt und Mitte des 4. zerstört. Neben römischen [1]) und gallischen [2]) Münzen fanden sich Reife von Rädern, Holzklammern und dergl. Es ist nicht ausgeschlossen, daß unter Begleitfunden von Schellen Reste ihrer Traggeräte aus Holz oder Eisen — ähnlich den skandinavischen — vorkommen. Da die Existenz derartiger Geräte aber zu wenig bekannt ist, so werden sie möglicherweise falsch gedeutet.

Oberdorf, Reg.-Bez. Schwaben und Neuburg in Bayern. Zusammen mit anderen Gegenständen wurden aus römischen Befestigungsresten der Grenzprovinz Rhätien bei Oberdorf eiserne „Kuhglocken" ausgegraben [3]). Man wird statt „...glocken" „...schellen" setzen müssen.

Mähren. In Mähren wurden Eisenschellen gefunden, welche Kirchmayr [4]) vermuten lassen, daß bei dem deutschen Volksstamm der Quaden, einem Zweig der großen, von alters her schellenführenden suebischen Völkerfamilie, die Haustiere Schellen trugen.

Völkerwanderungszeit. St. Canzian. Eiserne „Kuh"-schellen besitzt das Museum in Triest aus der Völkerwanderungszeit. Sie wurden in der St. Canzianshöhle ausgegraben, sind 12 cm hoch und ganz flach [5]). Sie scheinen sich dem rechteckigen Typus der Saalburg-Breitschellen anzuschließen.

Lindenbühl. Bei einer Ausgrabung am Lindenbühl bei Offenhausen-Hersbruck fand J. Wunder eine kleine Schelle, Abb. 12. Höhe 32 mm, Breite 36 mm. Äußere Form, Vernietung, Galgen, Klöppel sind so exakt gearbeitet, als handle es sich um ein Modell. Beschreibung: II 3 Ran, in völliger Übereinstimmung mit der Saalburg-Breitschelle. Material: dünnes Eisenblech, im Gegensatz zu Latène- und Römerschellen, die starke Eisenwandung haben. Keine Spur andersmetallischen Überzuges.

Der Hügel (XIII), in dem die Schelle gefunden wurde, ent-

[1]) Anzeiger d. German. Museums 1890 S. 2.
[2]) Köstler, Handbuch der Gebiets- und Ortskunde d. Königreichs Bayern.
[3]) Ebenda.
[4]) Kirchmayr, D. altdeutsche Volksstamm d. Quaden II. Bd. S. 8.
[5]) Mitgeteilt von W. Rehlen-Nürnberg.

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hielt außerdem einige kleine, anscheinend prähistorische Scherbchen und einen Tierknochen, Gegenstände, die keine Datierung ermöglichen. Benachbart sind viele Grabhügel, von denen einige, die geöffnet wurden, der Bronzezeit angehörten, also für die Zeitstellung der Schelle nicht in Betracht kommen. Ihre große Ähnlichkeit mit den römerzeitlichen einer- und mit der nächstgenannten andrerseits versetzen sie in die ersten christlichen Jahrhunderte.

Allach. In der prähistorischen Staatssammlung in München befindet sich eine, der vorbeschriebenen ganz gleiche, ebenso kleine und zierliche Schelle. Herkunft: Reihengräber von Allach; 6. bis 7. Jahrhundert.

Ungarn. Glöckchen und Schellen beschreibt Hampel mit Funden des 4. bis 7. Jahrhunderts aus Ungarn [1]).

Livland. Unter Funden vom Anfang der christlichen Zeit sind Eisenschellen aus den Launekaln-Gräbern in Livland bekannt [2]). Die Gegenstände gehören verschiedenen Kulturkreisen, dem angelsächsischen, dem skandinavischen, einem orientalischen an; zu welchem die Schellen gehören, ist nicht ersichtlich.

Mittelalter. Solach. Bei einer Ausgrabung J. und L. Wunder's wurde in dem Waldteil Solach bei Brunn-Nürnberg neben vielerlei Eisensachen und einem Frauen- oder Madonnenbildchen aus weißem Ton, das dem 13. oder 14. Jahrhundert angehört, eine zwar stark beschädigte, in der Form aber gut erkennbare Schelle — eine Schafschelle — gefunden, s. Abb. 13. Unter den sonstigen Funden sind die bekannten grauen, hartgebrannten Tonscherben mit Wellenlinienornament und verschiedentlich das Sonnenrad als Bodenstempel vertreten, also die sogenannten slavischen Leitmotive. Man hat daraus geschlossen, daß die Ansiedler Slaven waren und demgemäß müßte auch die Schelle slavisch sein.

Die Zuverlässigkeit der genannten Leitmotive als slavische ist sehr bestritten; aber selbst wenn sie unangezweifelt wären, würden sie für eine an diesem Platze ansäßige slavische Bevölkerung nichts beweisen. In dieser späten Zeit war die Töpferei längst ein Gewerbe, das sich auf gewisse Dörfer — Hafnersdörfer — beschränkte, für den Handel arbeitete und seine Produkte geradeso wie heute noch nach Märkten und Messen weithin versandte. Die einfachen Schmuckmotive erbten sich unter den Hafnern fort, und wenn sie wirklich slavischen

[1]) Hampel, Altertümer d. frühen Mittelalters in Ungarn S. 400.
[2]) Virchow, Ältere Gräber in Livland, Ztschr. f. Ethnologie 9 S. 258.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ursprungs sind, so kann das daher rühren, weil die produzierenden Dörfer oder die Hafnerfamilien ursprünglich vielleicht Slaven waren. Die Germanisierung selbst der stark slavisch durchsetzten Gebiete des Fränkischen Juras war nach Vierling im 13. Jahrhundert bereits vollendet, die Sklaven in den Deutschen aufgegangen. Slavische Leitmotive — wenn es wirklich solche sind — im Nürnberger Reichswald sind also kein Beweis für eine slavische Ansiedlung, wohl aber dafür, daß in diesem Gebiet Beziehungen zu Slaven einmal bestanden haben. In diesem Sinne sind auch die als Volksornamente heute noch in der gleichen Gegend vorkommenden Sonnen auf Schellenbögen und die Wellenlinie auf Töpfen der Hafner in Leinburg zu deuten.

Gegen eine slavische Ansiedlung spricht auch die Schelle. Nirgends hat sich bis jetzt Herdengeläute beim Weidevieh der Nordslaven gefunden, nur dort, wo Slaven unter schellenführenden Deutschen wohnen, mögen sie ausnahmsweise den gleichen Brauch angenommen haben. Solange nicht angestammte alte Schellen bei unseren Nachbarslaven nachgewiesen sind, kann auch die Solach-Schafschelle nicht als slavisch angesprochen werden.

Die Solachschelle entspricht ganz den alten Saalburgschellen der Beschreibung I 1 E a; wie diese hat sie auch den rechteckigen Galgen. Sie ist stark verkupfert. Material Eisenblech, Höhe 8 cm, Breite 6 cm, an den Seiten vernietet.

Die rechteckigen Galgen werden in der Gegenwart wahrscheinlich nur mit Lederriemenbefestigung getragen, die Solachschelle hing also aller Voraussetzung nach an einem ledernen Riemen. Eine Eisenschnalle vom gleichen Fundort kann vielleicht als zur Schelle und zum Riemen gehörig betrachtet werden.

Nach Mummenhoff sind die Funde aus der Solach Reste oder Abfälle einer Ansiedlung, die dem Mittelalter angehörte. Einzelne der Fundstücke weisen mit Bestimmtheit auf das vierzehnte Jahrhundert [1]).

Worms. In der mittelalterlichen Abteilung des Museums zu Worms, im ersten Stock, befindet sich „eine sog. Geige, ein Strafwerkzeug der alten Justiz zur Bestrafung schmähsüchtiger alter Weiber. Geschenk der Gemeinde Gundersheim an das Paulusmuseum 1899“. Diese Halsgeige trägt nach vorn an zwei gebogenen Eisen-

---

[1]) E. Mummenhoff, Die neue Ableitung d. Namens Nürnberg aus dem Slavischen und die angebliche slavische Ansiedlung in der Solach, Mitteil. d. Vereins f. Geschichte der Stadt Nürnberg 16, 230 ff.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drähten je eine 10 cm hohe Schelle. Die Bestraften trugen sie also in einiger Entfernung vor der Brust, und während des Gehens mußten sie unfreiwillig schellen. Die Schellen, hochständig, mit gesenktem Rücken, elliptisch im Querschnitt, entsprechen ganz den Solach- oder Saalburger Schmalschellen I 1 E a. Nur der andersmetallische Überzug fehlt, sie sind von blankem Eisenblech.

Das Strafwerkzeug stammt aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Abb. 14.

Innsbruck. Gleicher Art wie die vorgenannten ist eine im Ferdinandeum zu Innsbruck befindliche Schmalschelle. Sie hängt in mehreren Riemenschnüren an einer Kampen und ist bezeichnet „L. v. Wieser, Sept. 1891". Das Gerät stammt aus Südtirol. Die Schelle ist 9 cm hoch, am Rücken 5 cm breit und hat einen fast kreisrunden (6 zu 5½) Querschnitt. Metallüberzug ist nicht erkennbar; Galgen hochhalbrund; der Klöppel hängt direkt im Galgen, I 1 K a.

Die Brüder Leitner in Grins haben solche Schellen auf Bestellung schon für die Schweiz angefertigt; sollen dort ein kleines Verbreitungsgebiet besitzen. Ihr Vorkommen in Südtirol ist noch nicht ermittelt.

Neuzeitliche Schellengeographie.

Allgemeines. Eine kleine Zahl neuzeitlicher Schellenarten hat noch heutzutage die alten, seit der Römerzeit bekannten Formen bewahrt; aber diese Arten scheinen überall auf dem Aussterbeetat zu stehen. Die große Mehrzahl weist gegenüber den alten Formen nicht unerhebliche Unterschiede auf, welche durchweg durch einen anderen Zuschnitt des Rückens veranlaßt sind.

Die beiden Typen, in denen seit dem Altertum die Arten variieren, sind in der Neuzeit jeder für sich an bestimmte Gegenden gebunden. Von gelegentlichen Ausnahmen abgesehen, schließen sie einander aus. Eine Gruppierung nach Hochgebirgs-, Mittelgebirgs- und Flachland-Schellen wäre die einfachste. Leider ist sie undurchführbar. Die Flachlandschellen bilden keinen eigenen Typus; und die Hochgebirgsschellen gehen so weit heraus in die Ebenen, daß der Name für den größeren Teil falsch und nur für den kleineren zutreffend wäre. Es empfiehlt sich daher, die Schellenarten nach ihren einheimischen Namen oder nach Lokalitäten zu benennen.

Wie oben erwähnt, sind die Typen an bestimmte Gegenden oder deren Bewohner gebunden. Das Gleiche kann man, oder konnte man von ihren Unterarten sagen. In den letzten Jahrzehnten hat der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Handel die Verhältnisse geändert. Es gibt schon jetzt viele Gegenden, für welche der Notschrei „Sammeln, ehe es zu spät ist", keine Bedeutung mehr hat, weil Konstatierungen ursprünglicher Verhältnisse nicht mehr gemacht werden können.

Die mitteldeutschen Schellen.

In den Bergen des Fränkischen Juras, Thüringens und des Harzes, sowie in den dazu gehörenden Vorländern — die genauere Gebietsumschreibung später — trägt das Weidevieh hochständige Schmalschellen von elliptischem Querschnitt, Typus I 2.

Sie gleichen fast ganz den schon zur Römerzeit in Mitteldeutschland vorhandenen Schmalschellen; sie unterscheiden sich von ihnen nur durch den Sattelrücken und den geknickten Galgen.

Der Klöppel, ein Eisenstift mit Anschlageknopf, ist bei allen Schmalschellen gleich. Nur hing er bei der alten Art Typus I 1 wahrscheinlich (s. Worms und Innsbruck S. 57, 58, dagegen Mainz S. 53) direkt im Galgen. Bei den neuzeitlichen Arten, Typus I 2 ist der Klöppel vermittelst einer Lederschleife im inneren Galgen eingehängt.

Die Juraschellen. Im Ansehen unter sich übereinstimmend, dem elliptischen-hochständigen Schellentypus angehörend, sind die vier Größen, in denen Juraschellen angefertigt werden, doch nach drei verschiedenen Zuschnittsmustern gemacht; denn außer den Zuschnitten a und b gibt es noch eine Übergangsform zwischen beiden.

Das Material ist Eisen- (Holzkohlen-) Blech; die Seiten sind vernietet, die Schellen stark vermessingt oder verkupfert.

Im Verhältnis zur Breite sind sie höher als alle sonstigen deutschen Schellengattungen, die gewöhnlich und wirklich auf der Weide getragen werden. Sie haben wie die Thüringer einen Sattelrücken und einen geknickten, möglicherweise aus dem rechteckigen hervorgegangenen Galgen. Die Schellen hängen vermittelst zweier Lederstrupfen an einem Holzbogen.

Die vier Größen heißen „Augschelle", „Beischlag", „Halb- oder Mittelstumpf", „Stumpf".

Der Stumpf ist 23 cm, der Halbstumpf 21 cm hoch; beide Größen sind nach dem Zuschnitt b geformt, vertreten also das Schema I 2 K b. Abb. 15.

Der Beischlag wird oder wurde — er ist jetzt fast außer Gebrauch gekommen — zumeist von Schafen in der Oberpfalz ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tragen, obwohl er für diese Tiere unverhältnismäßig lang ist, nämlich 17,5 cm hoch. Er ist nach Schnittmuster a geformt, Schema I 2 a. Abb. 16.

Die kleinste Juraschelle ist die Augschelle, die indessen immer noch 16 cm hoch ist. Sie hat Schlauchform, indem sie von oben nach unten fast gleich weit ist (Differenz 0,05 bis 1 cm). Es tragen sie gewöhnlich die Kälber. Schema I 2 a b.

Die Juraschellen werden seit langer Zeit durch eine Familie, die weit und breit bekannten Schmiede Buchner von Wallsdorf bei Rupprechtstegen, hergestellt [1]). Es werden auch Vorgänger oder Konkurrenten genannt, z. B. in Alfalter; aber stets, soweit es sich zurückverfolgen läßt — und die Schellen halten außerordentlich lange, bis 150 Jahre alte Schellen finden sich im Gebrauch — wurden die Zuschnittsmuster in der noch gegenwärtig üblichen Form verarbeitet. Nur in Kleinigkeiten macht sich hie und da eine Verschiedenheit bemerkbar. So sind manche Schellen an der unteren Öffnung nahezu rund, andere mehr oval.

Jeder Hirt im Juragebirge achtet so viel an ihm ist darauf, daß sein Geläute harmonisch zusammenstimmt, es wird daher auf den Ton geprüft. Aber die Schellen behalten den einmal erreichten Ton nicht für immer bei, sondern verlieren ihn durch den Gebrauch und durch Beschädigungen, welche das Vieh beim Weiden oder die Bedienung in den Ställen verursachen. Man benutzt daher die Winterzeit dazu, die Schellen durchzuprüfen und auf den rechten Ton zurückzustimmen. Diese Arbeit besorgt ein Bauer, der „Schellenrichter“.

Das Schellenrichten ist ein alter Brauch. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Schellenrichter ein Hirt in Morsbrunn beim Hohenstein-Hersbruck. Von diesem lernte der Bauer Wittmann die Kunst und betrieb sie etwa seit dem Jahr 1815 von Röthenbach bei Altdorf aus. Seitdem ist das Schellenrichten als Beruf neben der Ökonomie in der Familie geblieben, nur ist es jetzt an den in Schwarzenbach bei Rasch wohnenden Zweig der Familie übergegangen.

Früher hat es in Mittelfranken mehr als einen Schellenrichter gegeben, da auch im westlichen Mittelfranken die Schellen gerichtet wurden. Der letzte Schellenrichter dieser Gegend, der Hirt Weiß in Krottenbach bei Reichelsdorf, starb in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Zuweilen haben auch Unberufene in die Kunst ge-

---

[1]) In Sulzbach in der Oberpfalz hatte der Wallsdorfer Schmied früher eine Niederlage. Jetzt ist dort der Bedarf im Ganzen kaum mehr nennenswert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

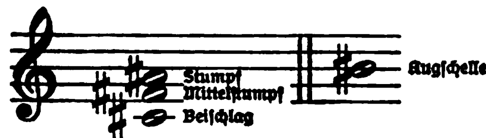
pfuscht[1]). Die Oberpfalz hatte, und zwar seit Generationen, gleichfalls einen eigenen Schellenrichter in Frohnhof-Mühles bei Sulzbach. Seit seinem Tode werden die Schellen in der entfernteren Oberpfalz nicht mehr gerichtet, denn der Sohn ist, wie er selbst sagt, nicht musikalisch, und das macht ihn ungeeignet. Die Hirten seines Gebietes beklagen diesen Übelstand, der sie nötigt, ihre Schellen zu vernachlässigen.

Eigene und anerkannte Schellenmeister sind ein Beweis dafür, daß das Schellentragen ehemals allgemeiner und ausgedehnter war als heutzutage, eine Wahrnehmung, welche auch durch alle anderen Beobachtungen bestätigt ist. Das Vorhandensein eines Schellenrichters setzt einen großen, schellenführenden Landstrich voraus, in welchem er während der Richtzeit wochenlang auf Reisen ist.

Von Mitte Januar an macht er sich auf den Weg, um die Hirten seines Bezirkes zu besuchen. Während der Wochentage bleibt er unterwegs, für die Sonntage kehrt er vorübergehend nach Hause zurück. Jede Schelle wird vorgenommen und nach dem Gehör auf ihren Ton geprüft. Da hebt sich ein Schallen und Schellen in den kleinen Hirtenhäusern, daß die Bauern horchen und verständnisinnig sagen: schau, schau, der Schellenrichter is a scho da. Er ist ja auch wirklich ein ebenso sicherer Vorbote des wiederkehrenden Frühjahres, wie die anderen freudig begrüßten Vorzeichen.

Die drei Größen Stumpf, Mittelstumpf und Augschelle bilden ein zusammenstimmendes harmonisches Geläute und werden als solches „G'schell" genannt. Die musikalische Bezeichnung für die drei Schellen ist „Baß", „Mittelton" und „hoher Ton". Die vierte Schelle, der Beischlag, ist dem harmonischen Zusammenstimmen hinderlich.

Das Geläute ist mit drei Schellen ein reiner Dreiklang; da keine Oktav vorhanden ist, paßt die vierte Schelle auch nicht dazu. Das in der Sammlung der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg vorhandene G'schell hat Fis-Dur-Dreiklang in der Terzlage; ausnahms-



weise hat hierbei der Beischlag, statt wie sonst die Augschelle, die zum Dreiklang erforderliche Stimmung. Die sämtlichen Schellen einer Herde sind auf den gleichen Akkord gestimmt, der nicht bei jeder Herde

[1]) Z. B. ein früherer Hirt von Plech u. ein Hirt von Viehofen bei Plech.

gleich ist. Der Schellenrichter tut sich etwas zugute darauf, am Ton auch nur Einer Schelle zu erkennen, welchen Akkord das ganze Geläute haben muß und weiß danach auch zu beurteilen, ob eine Schelle zu dieser oder jener Herde gehört.

Gesprungene Schellen werden durch Auflegen eines Stückchens Eisenblech geflickt. „Gerichtet", d. h. auf den rechten Ton gebracht, werden sie durch Einhämmern von Tellen in der unteren Hälfte, wenn der Ton zu hoch, und durch Dünnerfeilen der Schellenwand, wenn er zu tief ist, s. Abb. 17.

Die Schmalschelle hatte im Gebirge mit Ausnahme des südöstlichen Juras keine Konkurrenten, aber vor dem Gebirge war sie früher nicht in so ausschließlichem Gebrauch, wie sie es jetzt in Mittelfranken ist, soweit noch gehütet wird. Manche Gegenden, die jetzt Schmalschellen führen, hatten früher, wenigstens zu Zeiten, die sich noch erkundigen lassen, mit Bestimmtheit anderes Geläute. Beim Keilberg, z. B. in Offenhausen, hatte man im 18. Jahrhundert nach der Überlieferung zeitenweise Rollen; in Ober-Rieden bei Altdorf waren Schellen gebräuchlich, welche der Tradition nach „aus dem Schwarzwald" stammten und von einem Gutsbesitzer, vielleicht mit fremdem Zuchtvieh, eingeführt worden sein sollen. Weiter west- und südwärts, in der mittelfränkischen Ebene, wo schon lange nicht mehr oder doch nur ohne Schellen gehütet wird, war die Schmalschelle, soweit sich erfragen ließ, seltener, überhaupt nur strichweise vorkommend, aber doch unter den konkurrierenden Schellen die häufigste. Ihr südlichstes Vorkommen reicht weit über Mittelfranken hinaus: der Schmied von Wallsdorf sah 1850 auf der Wanderschaft bei Günzburg-Ulm eine Kuhherde, welche ebensolche Schellen trug, wie sie in seinem elterlichen Geschäft hergestellt wurden.

Im nördlichen und besonders im nordwestlichen Jura und seinem Vorland war nichts über Schellen zu erfahren; schon von Erlangen an am rechten Rednitzufer abwärts in der Breite bis zum Hetzlas und der Ehrenbürg hatte man ausschließlich Rollen. Dagegen sind sie am linken Rednitzufer viel weiter nach Norden und westwärts bis gegen Höchstadt vorgeschoben gewesen. Außerhalb des Juras in der östlichen Oberpfalz waren Breitschellen gebräuchlich.

Die Thüringen-Harzer Schellen schließen sich in allem den hochständigen Juraformen an; nur sind sie im Verhältnis nicht so hoch wie diese — die größten Schellen haben eine Höhe von 17 bis 19 cm und verjüngen sich energischer nach unten, bezw. nach

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oben; Abb. 18 (Schema I 2 K a) und Abb. 19 (Schema I 2 K b). Die im Globus über Schellen veröffentlichte Arbeit kennt nur Schellen vom Zuschnitt a. Seitdem aber wurde bekannt, daß Zuschnitt b gleichfalls vertreten ist. Also auch in dieser Hinsicht stimmen die Schellen des nordbayerischen mit dem norddeutschen Gebiet überein. Der Klöppel hängt gleichfalls an einer Lederschleife im Galgen.

Die Thüringer Schellen werden in einer Schmiede in Kleinschmalkalden und wurden früher auch in Ohrdruff hergestellt. Sie sind vermessingt.

Das Thüringer Geläute umfaßt eine weit größere Zahl von Schellen, als das des Fränkischen Juras, es ist infolgedessen reicher an Tönen und komplizierter zusammengestellt. „Die harmonische Stimmung [1]), zwar von uraltem Gebrauch, mag aus dem Bedürfnis der Hirten entstanden sein, ihrem musikalischen Gehöre zu genügen, sowie denn überhaupt im thüringischen Volk eine große Vorliebe und eine entschiedene Befähigung zur Musik sich nicht verkennen läßt. Dies beweist der reiche Liederschatz desselben, die große Liebe zum Gesang und Zitherspiel (auf der sog. Bergmannszither) und die Tatsache, daß fast in jedem Dorfe ein organisiertes Musikchor sich befindet. Daß die Hirten aber auch ihre eigne Theorie der Musik und ihre naturwüchsige Harmonielehre sich gebildet haben, das beweist uns die Stimmung und volkstümliche Bezeichnung ihrer Geläute und deren einzelne Stimmen. Ein reingestimmtes, volltönendes Geläute ist überhaupt des Hirten Freude und Stolz; es gehört ihm eigen und geht durch Erbschaft oder Kauf von einem auf den andern über; er setzt eine Ehre darein, sich durch dasselbe auszuzeichnen. Mit sichtbarem Wohlgefallen spricht er von seinem „„Gelüt““, wieviel „„Schock““ und „„Mandel““ es zähle, daß es „„wie eine Orgel und eine völlige Musik klinge““, daß die Berge von demselben „„wummern!““ — Er erkennt an jeder einzelnen Schelle sofort, zu welchem Geläute seiner Nachbarn sie gehört, und verhindert dadurch, daß die verschiedenen Herden, wenn sie zuweilen zusammenkommen, sich vermischen. . . . . .“

„. . . Der gelehrteste Musiker möchte wohl keine Ahnung davon haben, daß es außer den wissenschaftlichen Namen Tonica, Oberme-

[1]) „Das Herdengeläute im Thüringer Wald“, vermutlich von dem Lehrer A. Röse, Erziehungsanst. Schnepfenthal; Leipziger Illustr. Ztg., 13. Juni 1857 No. 728 S. 471. Dieselbe Arbeit ist im Auszug ohne Quellenangabe, aber mit einigen eigenen Beobachtungen wiedergegeben in der Gartenlaube, Jhrg. 1868 No. 38 S. 599—601: „Das Schellengeläute der Thüringer Herden“. Beide Arbeiten sind im Folgenden ausgiebig benützt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diante, Dominante oder Prime, Tertie, Quinte, Oktave usw. auch diesen entsprechende volkstümliche Bezeichnungen, daß es eine naturwüchsige Theorie der Musik gibt, dem musikalischen Talente der Hirten entsprungen. Kurz, nach langem Hin- und Herfragen gelangen wir zu einiger Einsicht in diese neue oder vielmehr uralte Hirtenmusiklehre. . . . ."

„Jedes Geläute bildet einen reingestimmten, vollständigen Akkord und heißt entweder ein „„grobsches"" (grobes, tiefes), wenn es in B-dur oder in einer noch tieferen Tonart steht, oder ein „„kingsches"" (kindisches, kleines, hohes), wenn es eine höhere Tonart als B hat. Der Akkord kann dreierlei sein, 1. der reine Dreiklang, 2. der Sexten- und 3. der Quartsextenakkord; die beiden letzten sind bekanntlich die Umkehrungen des ersten. Das haben die Hirten selbst ausgeklügelt, ohne je von Theorie der Musik gehört zu haben, und unterscheiden und bezeichnen ihre Geläute nach diesen Grundakkorden der Harmonielehre.

1. Bildet nämlich dasselbe den reinen Dreiklang, d. h. ist die tiefste Schelle auch der Grundton (Tonica) des Akkordes, die nächstfolgende Tertie, Quinte, Oktave usw., so sagt er: „„es ist nach dem Signalhorn gestimmt"", weil eben diese Intervalle die natürlichen Töne jenes Instrumentes sind. Er nennt den tiefsten Ton oder

Prime (Tonica) = Baß oder	ganzer Stumpf z. B.	B,
die (Obermediante) Tertie	= Mittelstumpf	= d,
die (Dominante) Quinte	= Mengel	= f,
die (Dominante) Oktave	= Halbstumpf	= b,
die Tertie der Oktave	= Auwschellen	= $\underline{d}$,
die Quinte der Oktave	= Beischlag	= $\underline{f}$,
die 2. Oktave	= Lammschellen	= $\underline{b}$,
die Tertie der 2. Oktave	= grober Biller (Böller)	= $\underline{\underline{d}}$,
die Quinte der 2. Oktave	= klorer (klarer) Biller	= $\underline{\underline{f}}$,
die 3. Oktave (u. was noch folgt)	= Gitzer oder Gitzerchen	= $\underline{\underline{b}}$.

Gegossene Glocken heißen „Stummelglocken", werden aber nur geduldet, wenn sie zum Akkorde stimmen.

Fig I stellt die Töne eines „„grobschen"", Fig. II die eines „„kingschen"" nach dem Signalhorn dar.

2. Bildet das Geläute einen Quartseptenakkord, d. h. hat es unter dem Haupttone (Tonica, „Baß") des Akkordes noch die Unterquarte (Dominante) als tiefste Schelle, so bezeichnet der Hirt diese als „„Generalbaß"" und „„das Geläute stimmt nach der Bergmannszither"", wahrscheinlich, weil deren leere Saiten den Quartsexten-

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

akkord haben. Die übrigen Schellen behalten aber dieselbe Benennung wie im Stammakkorde, also genau so wie in der wissenschaftlichen Harmonielehre.

Fig. III ist ein „„kingsches““ Geläut nach der Bergmannszither mit Generalbaß. In der Regel haben nur die „kingschen“ Generalbässe; bei den „„grobschen““ würden dieselben zu tief werden.

3. Steht das Geläute im Sextenakkord, d. h. hat es als tiefste Schelle die Untersexte oder Obertertie (Obermediante) des Haupttons (Tonica, „„Baß““), so heißt diese der „„Konderbaß““ (Contrabaß), und das Geläute ist „„nach der Klarinette““ gestimmt, wahrscheinlich, weil diese als tiefsten Ton die Untersexte ihrer natürlichen Skala hat.

Fig. IV stellt ein solches Geläute dar.

Fig. I.
Giher
Biller
Lammschellen
Beischlag
Auwschellen
Halbstumpf
Mengel
Mittelstumpf
Baß
in B in A
Fig. II.
in C in Es
Grobsche und Kingsche
Geläute nach dem Signalhorn.

Fig. III.
Giher
Biller
Lammschellen
Beischlag
Auwschellen
Halbstumpf
Mengel
Mittelstumpf
Baß
Generalbaß
in C in Es
Kingsche Geläute
nach der Bergmannszither

Fig. IV.
Giher
Biller
Lammschellen
Beischlag
Auwschellen
Halbstumpf
Mengel
Mittelstumpf
Baß
Generalbaß
Konderbaß
in Es in D
Kingsche Geläute
nach der Klarinette.

Die Geläute unter II und III gehen „„contra““, weil der Akkord sich nicht auf den tiefsten Ton gründet, und sie sind es gerade, die ganz besonders angenehm klingen und auch vorzüglich geschätzt werden. Mit wahrem Stolze spricht der Hirt von seinem „„General- und Konderbaß““, und erweist dem Besitzer derjenigen

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kuh, die er zum Tragen derselben würdigt, eine hohe Ehre, was jener natürlich durch bessere Trinkgelder wieder zu vergelten nicht unterlassen darf."

Ein vollständiges Geläute muß mindestens „„ein Schock"" Schellen haben und kommt auf 40—50 Taler. Es besteht aus ungefähr folgenden Schellen....:

1 oder 2 General- oder Konderbässe; 2 Bässe, nach der abgestumpften Form der Schellen „Ganzstumpf" genannt; 3 Mittelstümpfe; 6 Mengel, den sich mengenden, mischenden Ton bedeutend, Mitscheller. 8 Halbstümpfe, „halbstumpf" bezeichnet treffend das akustische Verhältnis der Prime zur Oktave, nämlich 1 : 2; 10 Auwschellen." [Mit dem Namen dieser Schelle ist in der seit 1857 verflossenen Zeit eine interessante Veränderung vor sich gegangen. Bei Friedrichsroda heißt sie mit geringer Verstümmelung noch „Auschelle", sonst aber häufiger „Ohrschelle". Im Fränkischen Jura heißt die Schelle „Aug-Schelle" und in Thüringen scheint manchenorts das unverständlich gewordene „Auw" gleichfalls als „Aug" gesprochen worden zu sein, aber, da keine sinngemäße Bedeutung darin zu erkennen ist, gab man das Wort ganz auf und setzte „Ohr" an seine Stelle[1]). Die Gartenlaube von 1868 nennt die Auw-Schelle „Schafschelle".... In dieser interessanten Zusammensetzung hat sich mundartlich noch das althochdeutsche awi, ouwi (mittelhochdeutsch ouwe, aue, lateinisch ovis, englisch ewe) „Mutterschaf" erhalten, sowie auch im westfälischen und schweizer Dialekt au noch eine gleiche Bedeutung hat. Durch diese willkommene Konstatierung ist gleichzeitig die Identität des Namens der Jura-Augschelle mit der Thüringer jetzigen Ohrschelle festgestellt.] Ferner gehören zu einem vollständigen Geläute: „12 Beischläge; das Wort hat ähnliche Bedeutung wie Mengel; 12 Lammschellen; 4 grobe und 3 klare Biller oder Beller" (wurden uns in Breitenbach bei Schleusingen als „Halmigen" (?) bezeichnet). Beller ist in der illustr. Zeitung fälschlich von „Pöller" (kleiner Mörser, Kanone) abgeleitet. Die Gartenlaube hat eine richtigere Erklärung dafür. „Auch diese mundartliche Benennung deutet auf einen gemeinsamen Vorstamm mit dem englischen und holländischen „bell" (Schelle, Glocke) hin." Von den kleinsten Schellen „Gitzer" oder „Gitzerchen" sollen etwa 15 bis 18 Stück nötig sein. „Gitzer (von mundartlich gitzi, kitze, junge Gais, Zickel-

---

[1]) In Brehms Tierleben III, S. 439 werden die Thüringer Schellen gleichfalls mit Namen aufgezählt; hier heißt sie „Auchschell".

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:19 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chen) eine Ziegenschelle; denn auch die Ziegen tragen kleine Schellen" und, wie die Schafe, harmonische Geläute. „Diese sind gleichsam verjüngte Kuhgeläute und bestehen, bei sonst gleicher Bezeichnungsweise, nur aus den kleineren Schellen der oberen Oktavenlagen vom Halbstumpf an, klingen aber nicht minder lieblich."

Das Richten der Schellen geschieht in der gleichen Weise vor Beginn des Frühjahres, wie im fränkischen Jura. Der Schellenrichter ist zugleich Hirt, „Hutmann" nennt man ihn etwas vornehmer in Thüringen, und wohnt in Großbreitenbach bei Katzhütte. Er besucht die Hirten auf dem Wald und bis nach Hessen hinein; sein Vater kam vordem bis in den Harz, wo die gleichen Verhältnisse bestehen oder bestanden haben [1]). „Überall wird er respektvoll aufgenommen und bewirtet; er erhält 10 bis 15 Sgr. für jedes Geläute." Wahrscheinlich gab es früher in dem sehr ausgedehnten Gebiet mehrere Schellenrichter, aber leider nimmt das Schellentragen immer mehr ab. „Zum Stimmen braucht er einen eigens zugerichteten Hammer („„Stimmhammer""), eine Eisenfeile und einen zwei Zoll starken, oben abgerundeten Holzstock. Auf diesen steckt er die Schelle und schlägt, wenn dieselbe zu tief ist, mit dem Hammer eine leichte Telle hinein; ist sie zu hoch, so ebnet er entweder schon vorhandene Vertiefungen, oder feilt die Wandung dünner. Versteht der Schellenrichter, wie unsere kunstgerechten Klavierstimmer, nach fortschreitenden Oktaven und Quinten zu stimmen, so rechnet er sich diesen Vorzug als besonderen Ruhm an."

Die auffallenden Übereinstimmungen im Zusammenstellen und Richten des Geläutes, die Gleichheit der Schellen, der Namen und der Montierung der Schellen im Harz und Thüringen, sowie dem Fränkischen Jura lassen keinen Zweifel darüber zu, daß die gleichen Instrumente und die gleichen damit verknüpften Gebräuche über die genannten Gebietsteile sich erstrecken, also vom Harz bis fast zur Donau reichen. Die zwar nicht wesentlichen, aber doch merkbaren Unterschiede in der Schellenform und im Musikwert des Geläutes schließen die Annahme aus, daß es sich um die direkte Übertragung von einem Landstrich oder Gebirge ins andere handelt [2]).

---

[1]) Mitteilung des Schellenrichters und Hirten L. Klein in Großbreitenbach und Illustr. Zeitung 1857.

[2]) Solche Übertragungen erringen sich selten das Bürgerrecht. So ließ man im Lauf der Jahre wiederholt von Thüringen Schellen nach Nordbayern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Harz-Thüringer- und Jura-Schellen bilden zusammen eine Gruppe, die man mitteldeutsche Schellen nennen darf. Sie sind es, welche in der Neuzeit fast ausschließlich den Typus I repräsentieren. Berücksichtigt man auch die alte, römerzeitliche Art, so zeigt sich, daß Typus I seit mindestens 1700 Jahren in Mitteldeutschland einheimisch ist. Die alte Art weist in ihrem geraden, rechteckigen Galgen auf die Tragweise am Lederriemen hin. Der geknickte Galgen der beiden neuzeitlichen Arten hat zwar einerlei Tragweise, aber zweierlei Holztraggeräte. Den Traggeräten nach umfaßt mithin das uralte, schelleneinheitliche mitteldeutsche Gebiet drei ethnographische Provinzen: eine Thüringer mit eigenem Holzgerät, eine ebensolche in Nordbayern und eine altgeschichtliche von unbekannter Ausdehnung mit dem Lederriemen.

* * *

Es ist noch einer eigentümlichen, sehr prosaischen Verwendung der hochständigen Schellenfasson I 2 E a zu gedenken. In der Größe von 10 cm aus Kupferblech hergestellt, ohne Klöppel, wird sie zum Abschaben der Borsten bei gebrühten Schweinen in den Schlächtereien verwendet, Abb. 20. Wie weit ihre Anwendung verbreitet ist, ist unbekannt, aber nach der Versicherung eines Gewährsmannes hat sie dieser in New Yorker Schlächtereien ebenfalls benützt, und sie hatte dort die gleiche Form. Bei näherem Zusehen ergibt sich, daß es nicht die Jura-, sondern die Thüringen-Harzer Schellenform ist. Ihre Verbreitung nach den Vereinigten Staaten erklärt sich wohl damit, daß sie norddeutsche Fleischer dorthin mitgeführt haben.

* * *

Die süd- oder oberdeutschen Schellen.

Gemeinsames. Die oberdeutschen Schellen folgen mit einer geringfügigen Ausnahme dem Typus II; es sind Breitschellen, welche in einer Vielheit von Arten getragen werden.

Erheblicher, als dies bei Typus I der Fall ist, unterscheiden sich bei Typus II die neuzeitlichen von den altgeschichtlichen Arten. Doch finden sich gelegentlich auch noch die alten Formen.

Die oberdeutschen Schellen, wie die neuzeitlichen Breitschellen

---

kommen. Aber weder die Hirten, noch der Schellenrichter, noch selbst die Bauern wollen etwas davon wissen, „sie passen nicht ins Gschell". Auf großen Gutshöfen scheinen sie sich eher einzubürgern. Handlungen mit landwirtschaftlichen Artikeln führen sie in ihren Preislisten auf u. haben Thüringer Schellen neuerdings auch in den Alpen (Allgäu) Eingang zu schaffen versucht.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überhaupt, zeichnen sich durch einen großen Artenreichtum aus, der dadurch bedingt ist, daß sie dreierlei wesentlich voneinander verschiedene Rückenformen und von der Rundung bis zum Rechteck wechselnden Querschnitt haben. Wenn die Artenmerkmale bestimmt ausgesprochen sind, lassen sie sich leicht voneinander unterscheiden; sie gehen aber oft so sehr ineinander über, daß es schwer zu sagen ist, welcher Art sie eigentlich angehören. Bei einer und derselben Art z. B. variiert der Querschnitt, um Tonunterschiede im Geläute zum Ausdruck zu bringen.

Im folgenden sind wahrscheinlich nicht alle vorkommenden Arten beschrieben; auch das Verbreitungsgebiet der einzelnen ist nicht so bestimmt angegeben, wie es wünschenswert und teilweise noch möglich wäre. Deshalb nicht, weil hierzu weit ausgedehntere Fußwanderungen nötig sind, als der Verfasser dort zu machen in der Lage war.

Der Galgen ist bei allen der gleiche, langgestreckt-flachbreite. Er ist häufig durch einen Draht gesichert, der raupenförmig in der Senke der Anhängeschleife (den äußeren Galgen) verläuft, um die Befestigung zu verstärken.

Der Klöppel ist fast durchweg der fingerförmige, nach unten verdickte. Ausnahmsweise kommt auch der mitteldeutsche Eisenstift mit Anschlagknopf vor.

Von den vorbeschriebenen mitteldeutschen Schellen unterscheiden sich die oberdeutschen, und überhaupt der Typus II vom Typus I, nicht allein durch andere Formen, sondern auch dadurch, daß sie in musikalischer Beziehung sich selbst überlassen sind und nicht gerichtet werden, wenngleich auf ein harmonisches Geläute geachtet wird. Das Abstimmen besorgt kein eigener Schellenrichter, die Schelle wird auch nicht alljährlich auf ihren Wohlklang revidiert, sondern der Schellenschmied bestimmt den Ton bei der Herstellung und richtet die Schelle, ehe sie in den Handel kommt. Durch rundere oder flachere Wölbung des „Maules", der unteren Öffnung, wird sie nach Bedarf höher oder tiefer gestimmt. Daher die vielfachen Variationen des Querschnittes, von denen oben die Rede war. Auch durch leichteren oder schwereren Klöppel werden bei ein und derselben Art Tonunterschiede bewirkt. Jede Schelle hat ihren eigenen Ton, den das Ohr durch Gewöhnung im Gedächtnis behält. Danach unterscheiden die Hirten auf der Alm z. B. die ihnen unterstellten Tiere: „Jeder (Hirt) hat dabei seine bestimmte Anzahl zugeteilt, welche er am Ton

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Schellen erkennt."[1]) Es hat den Anschein, als suchte man außerdem noch in den Alpen ein harmonisches Geläute dadurch zu erzielen, daß man verschiedene Schellenarten in einer Herde durcheinander mischt und dazu noch ein paar gegossene Glocken gibt. Die harmonische Klangfülle des mitteldeutschen Herdengeläutes erreicht das oberdeutsche niemals.

Die Größen der oberdeutschen Schellen wechseln, je nach Auftrag, von 20 g Schwere, den sogenannten Gais- oder Kitzschellen, bis zu 8 kg für das Stück. Die tadellose Herstellung der letzteren ist überaus schwierig. Dem entspricht auch der Preis, welcher mitunter bis zu 300 österr. fl. für das Stück betragen soll[2]). Derartige große Schellen werden nur bei festlichen Anlässen als Luxusgarnituren benützt, und auch dadurch unterscheiden sie sich von den mitteldeutschen, welche dergleichen nicht kennen. Es tragen sie immer nur einzelne Kühe der Herde bei den Alp- und Talfahrten. „Die stattlichsten Kühe erhalten ..... die ungeheuren Schellen, welche oft über einen Fuß im Durchmesser halten und 40 bis 50 Gulden kosten. Es sind die Prunkstücke der Sennen; mit 3 oder 4 solchen läutet er ..... seine Alpfahrt ein."[3]) Außerhalb des Bereiches der Wohnungen werden sie abgenommen und durch kleinere ersetzt.

Bei den größeren Schellen mancher oberdeutscher Arten läuft an der bauchigsten Stelle ein Ornamentstreifen, z. B. ein Mäander, um die Schellenwand. Er wird aus Draht gebogen und der Schelle aufgelegt, ehe sie vermessingt wird. In gleicher Weise sind auch Namensinitialen und Jahreszahlen angebracht.

Die oberdeutschen Schellen unterscheiden sich von den mitteldeutschen auch noch dadurch, daß sie sozusagen wanderlustiger sind. Vielfach verbreiten sie sich mit dem Zuchtvieh, welches aus den Alpen bezogen wird, und da sie überaus dauerhaft sind, vermögen sie oftmals auf Jahrzehnte hinaus den ethnographischen Wert einheimischer Geläute zu trüben. So finden sich z. B. in der Gegend von Hindelang und Bad Oberdorf im Algäu Schweizer Treicheln in nicht geringer Zahl. Sie wurden in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großen Transporten von Schweizervieh dahin eingeführt[4]). Auf diese Weise wurden oberdeutsche Schellen vielfach auf Meiereien nach allen Ländern Europas und Amerikas übertragen.

[1]) L. v. Hörmann, Oberinntal in „Unser Vaterland" S. 68.
[2]) Mitteilung der Gebr. Leitner in Grins.
[3]) Brehm Tierleben III, S. 439.
[4]) Mitgeteilt vom Adlerwirt in Hindelang.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es erfolgen von dort aus sogar gelegentliche Nachbestellungen des Geläutes bei den Schellenschmieden der Alpen.

Noch eine andere Verbreitungsart der oberdeutschen Schellen darf hier erwähnt werden, welche ihnen eine in beschränktem Umfang universelle Verbreitung verschafft. Viele Besucher der Alpen nehmen sich als Andenken ans Hochgebirge eine Schelle mit nach Hause, die dann freilich ihren Beruf kläglich verfehlt, denn sie wird nicht im Kuhstall, sondern im Salon aufbewahrt. Manche dieser Andenken sind sogar bemalt.

Westliche Arten.

Keilschellen. In den Tiroler, Bayerischen und Schweizer Alpen finden sich gelegentlich noch Breitschellen der altgeschichtlichen Form; aber sie haben ethnographisch kaum eine Bedeutung für die Gegenwart, es sind alte Überbleibsel. In den Alpen nennt man sie mit einem allgemeinen Namen „Keilschellen".

Eine hierher gehörige Art sind die Klumpfen, die meist nur in ziemlich großen Exemplaren angetroffen werden. Sie sind hochständig. Das Original der Abb. 21 stammt aus Judenstein bei Innsbruck und ist mitgeteilt von Lehrer H. Ulrich. Schema II 3 R b h.

Die Schweizer Treichel, Trychele, ist die westlichste Art der oberdeutschen Breitschellen; ob die „toupins" der französischen Schweiz Treicheln sind, ist noch nicht festgestellt. Die Treichel ist die eleganteste der Froschmaulformen, s. die Abbildung Treichelbänder im II. Teil dieser Arbeit.

Je nach der Größe stellt man die Treicheln aus verschiedenem Metall her. Die kleinen, namentlich solche für Kälber und Ziegen, bestehen aus Bronze[1]). Die übrigen sind aus Eisenblech und erreichen bisweilen erstaunliche Größen. „Es gab nämlich solche von 45 Liter Inhalt. Dem Landesmuseum in Zürich sandte ich eine von 40 Liter, selbst gemessen." Wie schon erwähnt, werden diese großen Schellen, ebenso wie die großen Viehglocken nur als Prunk- und Schaustücke bei den Alp- und Talfahrten angelegt.

Die Treicheln werden nicht gerichtet. „Allerdings schaut oder besser hört bei uns der Senne auch darauf, daß die Schellen und Glocken ein bischen stimmen. Da aber nicht jeder Senne auch Musiker ist, so kommt das nicht immer harmonisch heraus. Schellenrichter kennt man bei uns leider nicht." Die Treichel wird am Lederriemen

[1]) Das Folgende ist brieflichen Mitteilungen des Lehrers J. Aegler-Wohlen (Kant. Bern) entnommen.

getragen und schwingt nach der Längsachse. Sie hat in der Regel ein Mäanderornament.

Eine Treichel im Ferdinandeum zu Innsbruck trägt die Jahrzahl 1693. Ihr Schema ist II 5 E c u.

Auffallend rund und plump sind die in der Schweiz und in Südtirol gebräuchlichen sogenannten „runden Schellen", s. Abb. 22. Es ist jedenfalls die Art, welche Otte meint, wenn er von der „Form eines unten abgeschnittenen Eies oder Granatapfels"[1]) spricht. Dieselbe Schellenart ist an einer alten Holzkämse im Germanischen Museum in Nürnberg vertreten. Sie besitzt den mit einer Raupe versehenen Galgen und gleitet an einem Lederriemen. Schema II 5 K c g.

Der Galgen mündet bei den „runden Schellen" direkt in den Rückenecken.

Die Klöpfen sind die artenreichsten Schellen und darum weitverbreitet. Ihre westlichen Arten, denen wohl auch die Elsässer Klopfen zuzuzählen sind, gleichen den Froschmaulschellen und Treicheln, d. h. sie haben wie diese in der Vorderansicht einen Rücken mit gerundeten Ecken, s. Abb. 23. Sie haben auch so ziemlich das gleiche Verbreitungsgebiet wie die vorgenannten und werden in Tirol und der Schweiz mit denselben gemischt in den Herden getragen. Im südlichen Algäu sind sie seltener mit Froschmaulschellen, häufiger mit anderen Arten vergesellschaftet. Schema II 4 R c g.

Die der Treichel am nächsten stehende Klöpfenart ist das „Froschmaul" oder die „Plümpe", II 5 E c g, Abb. 24. Man sieht die Froschmaulschelle häufig in der Schweiz, in Westtirol und Vorarlberg, sowie in den angrenzenden Teilen Süddeutschlands. Wahrscheinlich sind die „Plümpen" der Vogesen[2]) gleichfalls Froschmaulschellen. Ihr Verbreitungsgebiet ist demnach sehr ausgedehnt.

Die Plümpen werden verschiebbar und abnehmbar am Lederriemen getragen; sie schwingen nach der Längsachse. Die größeren Stücke haben häufig den Mäanderstreifen.

Sehr alte Hochgebirgs-Schellen wurden von Pfautsch in der mittelfränkischen Ebene bei Ansbach vereinzelt konstatiert. Da Alexander, Markgraf von Ansbach, um die Mitte des 18. Jahrhunderts — aus dieser Zeit dürfte die Schelle stammen — vielfach fremdes Vieh nach seinen Meiereien einführte, so wird man mit der Annahme nicht fehl gehen, daß diese Schellen mit den Tieren zugleich aus den Alpen hierher gelangt sind. Die Schelle, s. Abb. 25, Schema

---

[1]) Otte, Glockenkunde S. 64.

[2]) Schiller-Tietz, Herdengeläute.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

II 5 E c g, ist vermittelst eines Lederpolsters auf dem Riemen festgenäht und nicht abnehmbar. Es scheint dies eine aus der Mode gekommene frühere Tragweise zu sein. Die „alte Kuhglocke" aus dem Schwarzwald, eine Froschmaulschelle, welche Neumann[1]) aus der Sammlung Spiegelhalter abbildet, ist ebenso befestigt. Diese Befestigungsart ist um so richtiger, als die Schellen hierbei nach der schmalen Seite schwingen und anschlagen.

Bei den östlichen Arten ist der Anklang an die Schweizer Formen weniger hervortretend, der Rücken ist in der Vorderansicht eckig. Wie schon eingangs von den oberdeutschen Schellen S. 69 allgemein gesagt wurde, ist es oft schwer, die Arten auseinander zu kennen. So haben z. B. die „Tuschglocken" der Gegend von Schliersee und Bayerisch Zell elliptischen Querschnitt und nähern sich damit wieder einigermaßen den Plümpen.

Das Original der Abb. 26 stammt aus Berchtesgaden; Schema II 4 R c g. Der Name Klöpfen ist unbekannt. Dem Oberbayern und seinen Stammesgenossen bis in die entferntesten Ostalpen ist überhaupt merkwürdigerweise das Wort „Schelle" entfremdet, man nennt die Instrumente „Glocken". Lokalnamen fehlen aber wahrscheinlich doch nicht ganz. So trifft man in Landl, das freilich über der bayerischen Grenze, in Tirol, liegt, neben der Bezeichnung „Grobglocken" noch den Lokalnamen „Scholpen".

Die in Oberösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain überwiegend getragene Schelle der Ostalpen, s. Abb. 27, ist ein Mittelding zwischen der Klöpfe und der im nachfolgenden beschriebenen Algäuer Schellenart. Wie diese, hat sie ihre größte Breite am Rücken; dieser ist jedoch nicht dach-, sondern eiförmig. Der Querschnitt ist elliptisch. Schema II 4 E b g. Sie ist am Riemen nicht abnehmbar befestigt, wie die alte Schelle der Abb. 25, festgenäht auf einem Lederpolster. Zuweilen ist sie noch mit Vorhäng- oder Vexierschloß und Draht ganz besonders gesichert, da Schellendiebstähle häufig sind, denn das Vieh weidet, sich selbst überlassen, Tag und Nacht ohne Aufsicht auf den Almweiden; s. auch Seite 5. Die Eisenschellen werden in Steiermark „Jodlglocken" genannt. „Jodl" heißt das Leitvieh. Das Wort Schelle wird hie und da gebraucht, aber man versteht darunter in der Regel die kugelartigen Bronzerollen. Sonst hört man zuweilen auch den Ausdruck „Klimpel" für Schelle[2]).

---

[1]) Der Schwarzwald S. 85 Abb. 93.

[2]) Mitteilung von A. Rath, Vorstand des Joanneums in Graz.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Algäuer Schellen gibt es in mehreren Arten, die ziemlich weit verbreitet sind. Sie finden sich in der Südschweiz, im Schwarzwald, im Algäu und waren ehedem auch im ganzen westlichen Bayern bis zum Steigerwald häufig. „Algäuer Schellen" heißen sie im Handel. Abb. 28 a stellt die Flachlandform dar, Schema II 4 R b g; wo sie in Alpenschmieden hergestellt werden, gleichen sie auch den plumperen Alpenschellen, besonders in der Seitenansicht, s. Abb. 28 b, c. Schema II 4 R c n und K b n. In der französischen Schweiz tragen sie den Namen Chouailles, Abb. 28 c. Der Querschnitt wechselt von rechteckig bis elliptisch-kreisrund. Die großen Schellen haben in der Regel das Mäanderornament um die Bauchwand. Sie werden an Holzgeräten und am Riemen getragen, erleiden daher manchmal Veränderungen am Galgen. So ist aus Weidenbach bei Ansbach die Zeichnung einer Algäuer Schelle mit zwei kleinen rechteckigen Galgen bekannt geworden [1]), offenbar eine Anpassung an das nordbayerische Traggerät, den Schellenbogen, bei dem die Schelle an zwei Lederstrupfen hängt.

Die Algäuer Schelle wird so wenig wie die anderen Breitschellen „gerichtet", aber in manchen Gegenden werden sie angeblich bei festlicher Veranstaltung zu harmonischem Geläute zusammengestimmt [2]).

Im südlichen Schwarzwald wird noch ausgetrieben, z. B. in den Gegenden von Neustadt a. d. Gutach bis Todtnau. Einzelne Tiere in den Herden tragen Geläute und zwar z. T. „Metall"-, d. i. Messing„glocken" und „Blechglocken", d. i. Eisenschellen. Die letzteren haben beliebige Größen und sind von verschiedener ethnographischer Herkunft. Am Feldberg ließen sich in ein und denselben Herden Froschmaulschellen, Klöpfen und Algäuerschellen be-

---

[1]) Apoth. Pfautsch, Schreiben vom 31. Dez. 1901.

[2]) In den westlichen Vorhöhen des Schwarzwaldes, zwischen Freiburg und Offenburg findet an Pfingsten der Schellenmarkt statt. „Da kommt mit den Hirtenbuben u. ihren Bauern viel Volk von weither aus den Talschaften zwischen Kinzig u. Elz beim hochgelegenen Wirtshaus auf der Viereck zusammen u. es werden nun bei fröhlichem Gelage die Glocken des Weidenviehes auf ihren Ton geprüft, u. durch Kauf u. fortgesetztes Tauschen wird es zu erreichen gesucht, daß jede Herde ein möglichst melodisches Geläute erhält". (L. Neumann, Der Schwarzwald; Land u. Leute, Monographien zur Erdkunde S. 110.) Ein ebensolcher Schellenmarkt findet am Pfingstsonntag Nachmittag auf dem Fohrenbühl, der Grenzhöhe zwischen Württemberg u. Baden statt; auch dort stehen die Hirtenbuben beisammen in Gruppen, schlagen ihre Glocken an, prüfen kritisch den Ton, u. wenn er paßt, geht ein Handeln u. Feilschen los. Vgl. Straßburger Post 1907, No. 684, 23. Juni, 4. Morg. Ausg. „Vom Schwarzwald".

stimmt unterscheiden. Eigene Namen besitzen sie nicht, sie werden allesamt „Blechglocken“ genannt und gelangen durch die Handlungen in Freiburg, Neustadt, Todtnau zu den Hirten. Die Tiere tragen sie an Lederriemen, an denen sie — was hervorgehoben zu werden verdient — richtig, d. h. von Breit- zu Breitseite schwingend, montiert sind. Von einem harmonischen Zusammenstimmen des Geläutes ist keine Rede und kann es bei der Verschiedenart des Läutwerkes auch gar nicht sein. Die Bergweiden sind nicht almenmäßig bewirtschaftet, sondern sind Heimweiden; die Herde von Fahl z. B. klettert morgens auf die Feldbergalm (1495 m) und kehrt abends ins Dorf (900 m) zurück.

Im nördlichen Schwarzwald mag es wohl vereinzelt Geläute geben; die Auskünfte lauteten verneinend. Im östlichen Schwarzwald und in ganz Württemberg wird längst nicht mehr gehütet, so daß alle Fragen nach Herdengeläute vergeblich waren.

Die Oberpfälzer Schelle. Im südöstlichen Oberpfälzer Jura und im Fichtelgebirge ist eine Abart der Algäuer Schelle verbreitet. Sie unterscheidet sich dadurch, daß sie hochständig ist, bei 10 cm Breite ist sie beispielsweise 12 cm hoch. Im Querschnitt ist sie elliptisch. Im übrigen gleicht sie der Algäuer Flachlandform. Die Veränderung im Längenverhältnis hat sie durch den Einfluß und durch die Anpassung an die benachbarte Juraschelle erlitten, von der sie auch den Klöppel und die Klöppelbefestigung vermittelst der Lederschleife entlehnt hat, s. den II. Teil dieser Arbeit. Ihr Schema ist II 4 E b h.

Die Hirten an Ort und Stelle behaupten, sie werde deshalb hochständig fabriziert, damit sie abgeschnitten werden könne, wenn der untere Rand franzig wird. Die Richtigkeit dieser Angabe ist aber zu bezweifeln, weil die Nietstelle nahe dem unteren Rande liegt; das Abschneiden würde die Schelle also eines Teiles der seitlichen Befestigung berauben.

Wie die S. 54 erwähnte römerzeitliche Breitschelle in Regensburg beweist, findet sich diese Eigentümlichkeit auf benachbartem Gebiet schon in alter Zeit.

Außerdeutsche Schellen der Algäuer Art.

Vom Ausland sind einige Schellenarten bekannt geworden, welche der Form nach den Algäuer Schellen zugezählt werden müssen.

Die ungarische Schelle. In Steiermark ist neben der S. 73

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beschriebenen Schelle noch eine andere, der Algäuer sehr nahestehende Art gebräuchlich. Sie wird aus Ungarn bezogen, man nennt sie deshalb ungarische Schelle. Sie ist sehr ordinär und schwach gearbeitet und sehr billig. Mit Rücksicht auf den Preis ist sie auch so gut wie gar nicht vermessingt; doch befinden sich unter einer größeren Anzahl von Schellen immer einige, welche einen Anflug von Messing haben. Sie ist niedrigständig, im Querschnitt rund, der Klöpfel hat Nagelform mit kugeligem Anschlager. Die Art ihrer Befestigung ist willkürlich; doch wird sie nie an einem Holzgerät getragen. Abb. 29, Schema II 4 K b n.

Eine andere ungarische Schelle gleicht nach der Abbildung den Breitschellenarten II 3 R a [1]).

Italienische Schellen? Die italienische Abteilung der großen Krippensammlung des Bayerischen Nationalmuseums enthält viele Darstellungen von Rindern. Aber nur eine einzige hat eine Schelle und zwar am Riemen, ein Stier in Schrank 4 des Raumes VII. Die Krippe ist aus Sizilien, von Giovanni Matera aus Trapani, 1653—1718.

Soviel sich an dem kleinen, aber zierlich gearbeiteten Schellenmodell sehen läßt, gehört sie zur Algäuer Art des Typus II. Es ist zwar sehr auffallend, daß nur eine einzige unter den vielen, minutiös genauen italienischen Rinderdarstellungen eine Schelle aufweist, und daß sie die Form der Algäuer Art hat; aber man muß wohl oder übel daraus schließen, daß im 17. Jahrhundert und wahrscheinlich auch noch jetzt diese Schellenart in Italien vorkommt.

Danach wäre die Algäuer von allen bisher bekannten Schellenarten die weitverbreitetste [2]).

Die nordischen Schellen.

Über nordische Schellen konnte bis jetzt nur wenig in Erfahrung gebracht werden. Sicher ist, daß eine Art, und zwar Breitschellen

---

[1]) Bátky, Útmutató népr. múzeumok szervezésére, 28. tabla, 4.

[2]) Leitner, der Schellenschmied in Grins, sah am Halse eines Kamels bei Jaffa in Palästina eine Schelle von der Form der Abb. 28 b. — In Brüssel trifft man hie und da bei zweispännigen Fiakern, neben Klingeln oder Rollen, eine Schelle vom Typus der Algäuer an der Wagendeichsel befestigt. — Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß in Kolonie u. Heimat V. Jahrg. 1911 S. 11 zu einem Gedicht „auf der Alm, Kameruner Schnadahüpfeln" eine Kuh mit Algäuer Schelle an einer Holz(?)kämfe aus Buea-Kamerum abgebildet ist. Sie ist offenbar mit ihrem Eigentümer vom Algäu ausgewandert.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit flachem Rücken, glockenförmig nach unten weiter werdend, überall im Norden, wo Vieh gehütet wird, in Verwendung steht, also eine ausgedehnte nordische Verbreitung hat. Ob aber daneben nicht auch noch andere Arten vorhanden sind, das entzieht sich zurzeit noch der Kenntnis.

Charakteristisch für die nordischen Schellen ist der flache Rücken und der rechteckige Querschnitt. Der Galgen ist bandförmig bei allen. Der Klöppel wechselt zwischen beiden Formen.

Die englischen Schellen[1]). In einigen Gegenden Englands sind oder waren Schellen in Gebrauch. Sie werden in der Gegenwart nicht mehr aus Eisen angefertigt, sondern die Form der alten Eisenschellen wird in Messingguß imitiert. Es entstehen daraus Glocken von Schellenform.

Löfftz schreibt dazu: „. . . in Cornwall z. B. sind Schellen für Kühe und Schafe im Gebrauch. Dort gibt es sogenanntes „Commonland", Land, welches der Gemeinde gehört und auf welchem es Jedem freisteht, Kühe oder Schafe zu weiden. Es ist dies meistens Heideland, und in den bergigen Distrikten haben die Tiere Schellen an, damit sie leicht gefunden werden können. Sehr häufig besteht diese Schelle aus einer alten Blechbüchse, in welcher innen ein Kieselstein befestigt und das Ganze mittelst eines Strickes dem Tier um den Hals gehängt ist. . . . . . Im übrigen England ist im allgemeinen die Schelle für Kühe u. dgl. unbekannt, da Felder und Wiesen mit hohen Hecken umgeben sind und die Tiere nicht heraus können."

Zu der in Fig. 30 abgebildeten gegossenen Glocke schreibt derselbe Herr: „Die Glocke ist neu und in einem Laden in einem kleinen Dorfe gekauft. Der betr. Herr sah solche Schellen an Kühen auf dem Ranmore Gemeindeland bei Dorking (in der Grafschaft Surcey). Der Besitzer wollte indessen keine von den seinen abgeben, sagte aber dem Herrn, wo sie zu kaufen sind. Solche Schellen sind in England seit langem in Gebrauch, aber nur für Tiere, die auf dem Gemeindeland, den Mooren und dem Brachland weiden, da die gewöhnlichen Weiden durch Hecken abgeschlossen sind und so das Vieh sich nicht verlaufen kann."

In alten Zeiten, als das Land noch nicht so durch Hecken geteilt war, sind die Schellen wohl auch häufiger angewendet worden und die vorliegende Glocke soll in ihrer Form genau den

[1]) Mitgeteilt von Theod. Löfftz-Nürnberg.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

früheren Schellen[1]) gleichkommen. Jetzt sollen dieselben von einem Fabrikanten landwirtschaftlicher Artikel gemacht werden. Importiert seien sie nicht.

„Schellen sind jetzt noch in Gebrauch in dem Gemeindeland von Surcey, auf den großen Moorgebieten von Cornwall, ferner in Wales und in Schottland."

Der Galgen besteht bei dieser Glockenschelle aus einem Stift, der quer zum Schellenrücken steht. Der Klöppel hat Anschlageknopf. Das Schema ist II 3 R a n.

Die skandinavische Schelle ist nur aus der Abbildung bekannt, s. den II. Teil dieser Arbeit. Sie gehört danach dem Schema II 3 R a g an, die sich von den Saalburgschellen desselben Zuschnittes lediglich durch die um ein geringes gesteigerte Höhe unterscheidet. Der dachförmige Galgen ist separat aufgenietet. Es ist zweifelhaft, ob in unserer Abbildung die Schelle richtig montiert ist, sie würde, in dieser Weise getragen, nach der Längsachse schwingen, was ein schlechtes Anschlagen zur Folge hat. Die Schelle ist vernietet; ob sie andersmetalligen Überzug hat, ist nicht bekannt.

Die estnische Schelle gleicht der skandinavischen. Sie weicht dem Übelstand schlechten Anschlagens bei einer Tragweise, wie die vorgenannte Schelle sie zeigt, dadurch aus, daß der bandförmige, halbrunde Galgen zum Rücken quergestellt ist. An was sie getragen wurde, ist nicht bekannt. Der untere Rand ist an den Stellen, die der Klöppel anschlägt, umgebördelt, damit er widerstandsfähiger ist. Dadurch wird der Anschein erweckt, als wären die seitlichen Nietstellen länger als die Schellenwand. Stark vermessingt. Schema II 3 R a g mit gerundeten Ecken, s. Abb. 31. (Wahrscheinlich Schelle für weidende Pferde, s. S. 86.)

„Die Renntiere haben immer Glocken um den Hals", sagt der Lappe Turi, selten sieht man sie jedoch mit Geläute abgebildet. Eine Schelle aus dem russischen Lappland ist auf dem Bilde „Lappenkind auf einem Renntier" bei Lampert[2]) sichtbar. Sie scheint der estländischen zu gleichen, ist aber schlauchförmig, also Schema II 3 Rabh. Ein kurzer halbrunder Galgen ist wie bei der vorgenannten querübergesetzt. Die Schelle hängt an einem Riemen oder bandartigen Streifen. Sie ist in gleicher Weise auch im nordamerikanischen Polarland anzutreffen, was sich daher erklärt, daß die Regierung

[1]) Vom Gewährsmann selbst hervorgehoben.

[2]) Die Völker der Erde S. 235.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Vereinigten Staaten Renntiere mit ihren Hütern aus Lappland nach Alaska einführen ließ[1]).

Die Pyrenäen-Schellen.

Über Schellen aus den Pyrenäen hat Dr. Laloy[2]) einige Mitteilungen veröffentlicht; weitere Beiträge stammen aus der Sammlung de Casteran in Toulouse und sind durch Dr. Hugo Obermaier-Wien übermittelt.

Die Pyrenäenschellen bilden verschiedene eigene Arten der Breitschellen.

Abb. 32 Fig. a de Casteran: „Truc; diese große Schelle legt man dem Hammel um den Hals, der an der Spitze der Herde marschiert. Der Klöppel (batalh im Dialekt) ist entweder ein Hammelknochen, wie auf der Photographie, oder ein Stutenzahn (dent de jument)." Schema II 5 K c h. Dr. Laloy nennt die nach unten enger werdende Schelle Trucous, Diminutiv Trucouet (im Archiv Abb. 3), „sie zeichnet sich durch ihre eiförmige Gestalt und ihr zylindrisches unteres Ende aus. Öffnung sowie Querschnitt sind genau kreisrund." „Der Klöppel hängt an einem inneren Haken; er besteht aus einer Schafstibia, durch welche man eine Schnur gezogen hat." „Nur die allerschönsten Hammel tragen diese Schelle, deren Ton immer sehr tief ist."

Der Truc ist sicherlich ein Verwandter der Alpenschellen und zwar der Treicheln. Er unterscheidet sich von diesen durch seine im Verhältnis zur Breite größere Höhe, den runden Querschnitt mit zylindrischem unterem Ende, durch einen anderen Galgen und besonders durch den Klöppel, der im Schellenrücken direkt befestigt ist.

Abb. 32 Fig. b de Casteran: „Esclafoun auch Bouroumbo, (en patois aragonnais) legt man den Kühen um den Hals, welche auf dem Gebirge weiden." II 3 R b h.

Abb. 33 Fig. c „Esquéra und d Esquerillo. Diese zwei Schellen hängt man gleichfalls den auf dem Gebirge weidenden Kühen an den Hals." Schema II 3 R a b h und a h. Dr. Laloy: „Dann kommen Schellen (Esquérés, Diminutiv Equérét [im Archiv Fig. 2]) aus fast reinem Kupferblech, kaum breiter

[1]) Grosvenor, Reindeer in Alaska; Washington Smiths. Inst. Ann. Report 1902 S. 613.

[2]) Dr. Laloy, Ethnographisches aus Südwest-Frankreich I Die Pyrenäen, Arch. f. Anthropologie N. F. 1. (1903) S. 43 f.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

an der Öffnung als am oberen Ende. Die Öffnung ist viereckig mit abgerundeten Ecken." „Der Klöppel ist wie der oben beschriebene." „Diese Schelle wird von den Kühen und Ziegen, in der Regel aber nur von dem schönsten Tiere der Herde, getragen: éra esquérado, der Schellenträger. Auch die schönsten Schafe sind damit geziert."

Abb. 33 Fig. e de Casteran: „Tringolo; für die Kühe, welche im Joch gehen." Tringolo, Diminutiv Tringoulet und Tringoulette, sind gegossene Glöckchen, „von der Form und Beschaffenheit der Kirchenglocken. Sie sind nur für die weiblichen Schafe und die Lämmer bestimmt" (Laloy).

„Alle diese Schellen werden in den mittleren Pyrenäen angetroffen, in den ehemaligen Lehen Couseran, Comminges und Quatre vallées."

Die Maße der Truc und des Tringolo sind feststehend, während die anderen drei sehr verschiedene Größen haben können[1]).

Die Balkan-Schellen.

Auf dem Balkan sind verschiedene Schellenarten gebräuchlich. Einige davon können mitgeteilt werden.

Dr. Truhelka-Sarajevo gibt die Skizze einer bosnischen Eisenschelle. Sie hat flachen Rücken und rechteckigen Querschnitt. Sie ist ziemlich plump von Form und scheint nach unten enger zu werden. Sie würde sich demnach mit II 3 R b g beschreiben lassen. Der Galgen ist seitlich außen befestigt. Abb. 34.

Eine ähnliche Schelle soll auch in Bulgarien vorkommen. Die dortigen Schellen werden von Raßlok in Makedonien nach Bulgarien gebracht, breite Schellen für Kühe, Pferde, Maultiere, Esel, schmale Schellen für Schafe. Sie haben mitunter ganz wie die Alpenschellen bedeutende Größe und Schwere, bis zu 5 kg. Sie

---

[1]) De Castéran fügt seinen Beschreibungen noch ein kleines Pyrenäen-Volksliedchen bei, welches den Glöckner von Arajan zum Gegenstand hat. Arajan ist im Thal von Louron, im Marquisat d'Espagne-Montespan, Grafschaft Comminges, in der Gascogne gelegen.

Din, Dan!	Übersetzung:	Din, dan!
Campanètes d'Arajan-		Clochettes d'Arajan-
Qui les toque?		Qui les touche?
Mario-Loco;		Mario-Loco.
Que l' en dan?		Que lui donne-t-on?
Un pan at cap dedjan!		Un pain au bout de l'an?

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollen häufiger aus Bronze, als aus Eisen gefertigt sein. Man sieht auch dort auf ein harmonisches Geläute, das aus 4 oder 5 verschiedenen Schellengrößen sich zusammensetzt.

G. Welitschkoff aus Rilo Selo, Bulgarien, dem die vorstehenden Ausführungen zu verdanken sind, gibt auch zwei Schellen von dort. Die eine, II 4 R b g, gleicht der Algäuer Art, s. Abb. 35. Die Schelle ist reichlich mit Stimmtellen versehen, ein Beweis, daß sie auf einen beabsichtigten Ton abgestimmt ist. Wahrscheinlich aus gleichen Gründen sind am unteren Rand drei kleine Blechstückchen eingebördelt. Sie ist von Eisenblech und war mit Messing überzogen. Der Galgen ist eine halbrunde Schleife und besteht in seinem äußeren und inneren Teil aus zwei getrennten Partien. Die Schelle ist nach Art der Schwarzwaldschellen am Traggerät festgemacht und nicht abnehmbar.

Die andere Schelle gibt gleichfalls eine Form wieder, die auch in den Alpen vorkommt, aber mit Übertreibungen. Sie gehört zu den Breitschellen mit eiförmigem Rücken, ist elliptisch im Querschnitt und hat die breiteste Stelle am Bauch, II 5 E c n, Abb. 36. Sie zeigt noch Spuren eines Bronzeüberzugs, der ebenso roh aufgetragen und größtenteils auch wieder abgesprungen ist, wie derjenige der Juraschellen. Der Galgen ist rechteckig.

Ähnliche Schellen wie die bosnischen sollen nach derselben Quelle auch an manchen Orten in Rumänien an Riemen oder Ketten getragen werden. Im rumänisch-russischen Grenzgebiet werden moderne Messingglocken öfter angetroffen.

Derzeit nicht bestimmbare Schellenarten.

Es sind einige Schellen bekannt geworden, die keinem der beschriebenen Typen angehören. Da in den Gegenden, aus denen sie stammen, längst nicht mehr gehütet wird, und nur ausnahmsweise einmal eine Schelle zum Vorschein kommt, so läßt sich zur Zeit nicht feststellen, ob sie typologisch oder ethnographisch irgendwelche Bedeutung haben, oder ob sie nur Zufallsprodukte sind. Vielleicht sammelt sich noch weiteres Material hierzu.

Es sind dies:

Die Kammersteiner Schelle, Abb. 37. In Kammerstein bei Schwabach fand sich eine Schelle ohne Galgen, mit flachem Rücken und von rechteckigem Querschnitt. Statt des Galgens dient ein herausnehmbarer Draht zur Befestigung der Schelle und zum Tragen des Klöppels. Der Draht ist durch zwei Löcher im Schellen-

rücken gezogen. Die Schelle ist höher als breit. Sie gleicht dadurch den Oberpfälzer Schellen, welche S. 75 beschrieben und als Ableger der Algäuer Schellen bezeichnet sind; von letzteren unterscheidet sie sich aber dadurch ganz bedeutend, daß sie nicht dachartigen, sondern einen nach Art der Römerschellen flachen Rücken hat. Besser stimmt sie mit den Tiroler Klumpfen Abb. 21 überein, von denen sie sich nur durch den Galgen unterscheidet. Schema II 3 R b h.

In Altheim bei Neustadt a. A. besitzt der Hirt und Schäfer eine Schelle mit flachem Rücken und elliptischem Querschnitt, dabei höher als breit, Abb. 38. Die Rückenenden sind nach auswärts gerichtet. Die Schelle ist vermessingt. Sie paßt zu keinem der bis jetzt bekannten Typen. Das Schema ist II 3 E a h, mit Rückenfortsätzen wie bei den Juraschellen.

In Portugal tragen die Rinder große kupferne, Schafe und Ziegen kleinere Schellen [1]). Über ihre Form ist nichts bekannt.

Mischformen.

Die Kuhglocke. Eine Form, die nicht Schelle und nicht Glocke ist, hat in Niederbayern ihre Heimat. Man nennt sie die Kuhglocke. Der Schellenmantel ist aus Eisenblech gerollt, die Enden sind vernietet. Statt des Rückens ist ein flacher Deckel aufgenietet. Der Galgen besteht aus einem Stückchen massiven Eisens mit runder Öffnung, welches durch den Deckel gestoßen ist. Die Glocke wird am Riemen getragen. Abb. 39.

Die Kuhglocke ist rundelliptisch, 12 cm hoch; sie wird vermessingt gleich den Schellen. Sie wird gelegentlich auch in der Schmiede in Wallsdorf hergestellt.

Der Kuhglocke verwandt ist eine bosnische Glocke, siehe die Abb. 44, die auch weiterhin im Orient vorkommt. Die Glocken dieser Form sind dort von Messing. Der Deckel ist nicht aufgenietet, sondern trägt die Glockenwand in einem Falz. Afrikanische Eisenschellen gleicher Form bespricht Ankermann, die afrikanischen Musikinstrumente S. 68, Abb. 167.

Die afrikanischen Schellen.

Die Negervölker Afrikas besitzen Schellen und Glocken in einer nicht geringen Zahl von Typen. Mannigfaltig ist auch das Her-

[1]) Mitgeteilt vom kais. Gen.-Konsul Daehnhardt in Lissabon.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

stellungsmaterial: Metall, zumeist Eisen, aber auch Messing, Kupfer und Bronze, Holz und Fruchtschalen. Das Berliner Museum besitzt eine Glocke aus einer Schildkrötenschale mit einem Holzklöppel aus Nordwestkamerun.

In seiner Monographie über die afrikanischen Musikinstrumente hat Dr. Ankermann alles zusammengefaßt, was sich derzeit über Glocken und Schellen dieses Erdteiles sagen läßt. Über Herdengeläute sind die Angaben noch recht dürftig.

Wie weit die Anwendung des Geläutes in Afrika zurückreicht, läßt sich nicht sagen. Da schon im Altertum die Äthiopier den Lasttieren Schellen umhängten, s. S. 2 und auch bei Ausgrabungen alte Schellen gefunden wurden, s. S. 84, so ist möglicherweise auch das Herdengeläute von uralter Abkunft.

Die ausgiebigste Verwendung von Geläute scheint in Ostafrika stattzufinden. „Kuhglocken und Ziegenglocken, ebenso Hundeglocken kommen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie ganz allgemein vor und zwar in den mannigfaltigsten Formen aus Eisen und aus Holz.“ [1]) Ebenso hängen die Wagogo Rindern und Ochsen Schellen (idodolo) um den Hals [2]).

Die bemerkenswert laute und klangvolle Pferdeglocke der Abessinier „wird von den Shangalla (Shankilla, Negern) gefertigt und ist wichtig bei einigen Stämmen im Kriegsfall und als gewöhnliche Viehglocke, um die wilden Tiere abzuhalten. Ihre Form ist weitverbreitet in Afrika“ [3]). Sie gleicht unserer Abb. 40.

Zu Zwecken des Herdengeläutes sind wenigstens zwei der drei Instrumente Glocken, Rollen, Schellen in Verwendung, nämlich Rollen und Schellen. Bei der Flüssigkeit der afrikanischen Formen läßt sich zur Zeit nicht übersehen, ob die Unterscheidungsmerkmale die gleichen sind, wie bei den europäischen Instrumenten. Ankermanns erster Typus der einfachen Eisenschellen sind R o l l e n, „Kuhglocke aus Ruanda“, Abb. 41 a; sie wurde bereits bei Besprechung der Rollen zitiert, s. Seite 29.

Sein zweiter Typus besteht aus einer zusammengebogenen Eisenplatte, die, wenn man sie sich ausgebreitet vorstellt, etwa die Gestalt eines Dreiecks mit abgerundeten Ecken haben würde. „Die Spitze des Dreiecks läuft in einen langen Fortsatz aus, der, hakenförmig

---

[1]) Dr. F. Fülleborn, Schreiben dat. Hamburg, 12. Juni 1901.

[2]) Lodes, briefl. Mitteilung.

[3]) W. Hough, The Hoffman Philip Abyssinian ethnol. collection, Proceedings of the U. S. Nat. Museum 40 (1911), S. 275.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach unten gebogen, den Eisenklöppel trägt"[1]). Abb. 40. Es handelt sich trotz der Glockenform um eine geschmiedete Schelle. Gewicht 1,7 kg.

Je nachdem das Zuschnittsmuster etwas geändert wird, entstehen andere ähnliche Schellenformen, s. Abb. 41 b c d e. Die S. 7 erwähnte Knieschelle der Massai und die Hundeschelle aus Kamerun sind hier zu nennen. Die Wahehe-Schellen nähern sich europäischen Schellenformen. Sie sind aus ungleichmäßig gehämmertem, starkem Eisen hergestellt und haben an den Seiten breite Schweißnähte. Der Querschnitt ist elliptisch, der Rücken flach und leicht gewölbt. Abbildungen im II. Teil dieser Arbeit.

Alle diese Formen stellen der Herstellungsweise nach Schellen dar. Es befinden sich darunter manchmal sehr große Exemplare, das Kongomuseum in Tervueren-Brüssel z. B. hat Stücke von ca. 1,30 m Höhe, die freilich nicht fürs Vieh bestimmt sind. Gegossene Glocken finden sich in Afrika zwar auch, sie sind aber anscheinend sehr viel seltener.

Zu erwähnen, aber nicht hierher gehörig, weil wohl kaum für Vieh bestimmt, sind Schellen ohne Klöppel, die von außen mit einem Holz- oder Metallstäbchen angeschlagen werden. Sie sind auch in anderen Erdteilen anzutreffen, besonders in Ostasien und interessieren der ausgedehnten Verwandtschaft mit anderen Schlaggeräten halber. In Afrika treten sie oft als Doppelglocken, richtiger Doppelschellen auf, s. Abb. 42. Ankermann gibt ein Verbreitungskärtchen derselben, das zwei Verbreitungszentren erkennen läßt. Das eine erstreckt sich längs der Westküste von Togo bis Loango, das andere ist süd- und ostafrikanisch, es umfaßt Linda und das Marutsereich. In den Ruinen von Simbabye gefundene eiserne Doppelglocken sprechen für die Langlebigkeit dieser Instrumente in Afrika.

Die Holzglocken.

Gelegentlich finden sich auch glockenartige Instrumente von anderem Material als Metall, namentlich verwenden die Naturvölker häufig Fruchtschalen an Stelle von Glocken. Eine, wenigstens räumlich ausgedehnte Verwendung findet aber auch das Holz zu diesem Zweck.

Holzglocken sind aus drei Erdteilen bekannt und in einem davon, in Afrika, in häufiger Anwendung.

---

[1]) Ankermann.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bezeichnung „Glocke" ist nicht ganz zutreffend; eigentlich sind es Klappern eher als Glocken. Aber man kann ihnen den Namen „Holzklappern" nicht beilegen, denn damit bezeichnet man die hölzernen Drehwalzen, welche in katholischen Kirchen während der Charwoche, solange die Glocken schweigen, zum Gottesdienst rufen. Diese heiligen Hölzer (crepitacula ecclesiastica) werden provinziell verschieden Cresselen, Radschen, Raspeln, Knarren[1]) oder Holzklappern genannt.

Im Wort „Holzglocke" ist das Material, aus dem sie gefertigt ist, ganz besonders hervorgehoben und deshalb ist der Name, wenn auch nicht ganz zutreffend, doch recht bezeichnend.

Es fehlt allerdings nicht an einem Anzeichen dafür, daß der Name Holzklapper für hölzerne Glocken, welche das Vieh auf der Weide trug, älter ist als der kirchliche Gebrauch.

Die älteste Nachricht über Holzklappern bei Tieren gibt der Codex des Kaisers Justinian, s. S. 4. Dort ist „Holzklapper", crepitaculum, mit „Schelle", tintinnabulum, in einem derartigen Zusammenhang gebraucht, daß ersteres nichts andres als ein Instrument gleichen Zweckes für Tiere bezeichnet haben kann. Wenn das zutrifft, dann hätte die Kirche den Ausdruck von dem älteren profanen Gerät übernommen.

Inwieweit die Holzklappern Justinians mit denen des griechischen Altertums übereinstimmen, läßt sich nicht sagen. Strabo zählt sie mehrfach als Musikinstrumente bei Kulthandlungen auf. Mit Pfeilen und Holzklappern vertrieb Herakles die stymphalischen Vögel[2]). Wenn die Ägypter zum Fest der Artemis nach Bubastis fuhren, hatten einige von den Weibern Klappern und klapperten damit[3]).

Diesen alten Nachrichten reiht sich ein neuzeitliches Vorkommen von Holzglocken beim Weidevieh in Europa an. Eine erste Mitteilung hierüber war Frau Baumeister Schröder-Dorpat (Jurjeff) zu verdanken. Aber erst nach langer Zeit gelang es mit der dankenswerten Hilfe der „Gelehrten estnischen Gesellschaft bei der Kais. Universität zu Dorpat" festzustellen, daß tatsächlich „noch heutzutage der Gebrauch solcher hölzerner Glocken für weidende Rinder ganz allgemein ist, besonders im nördlichen Livland, in Estland und auf der Insel Oesel, also im gesamten von Esten bewohnten Gebiete"[4]). Durch

---

[1]) Otte, Glockenkunde S. 30.

[2]) Strabo 8, 5; 10, 3 (bei Kärcher S. 696 864 871).

[3]) Herodot I, 60.

[4]) Schreiben v. 8./21. Sept. 1911.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

das freundliche Entgegenkommen der genannten Gesellschaft war es möglich, einige Exemplare zu erhalten, s. Abb. 43.

Die Holzglocken sind aus Linden- oder Pappelholz geschnitzt. Sie passen sich so genau den Schellenformen an, daß sie ohne weiteres mit deren Schema dargestellt werden können: II 3 R a n. Daneben haben sie einige Besonderheiten von untergeordneter Bedeutung, ihre Breite ist beträchtlich und sie führen 3 Klöppel. Konservator E. Frey bemerkt dazu: „Die hölzerne Viehglocke hat im Estnischen den Namen krapp oder kõla. Die erstere Bezeichnung wird auch für die Blechschellen der weidenden Pferde gebraucht und je nach örtlicher Gewohnheit das eine oder andere Wort für die Viehglocke. Die dickwandige Glocke aus Metall heißt kell. ... Das zugehörige Verbum kōlama heißt tönen, schallen, wástu kōlama wiederhallen. Die anderen Bedeutungen von kõla sind Schall, Widerhall, Gerücht, Lärm. . . .“ [1])

Da bei den Esten auch Eisenschellen gleicher Form in Gebrauch sind, so wäre es wichtig, in welchem Verwandtschaftsverhältnis die beiden Instrumente zueinander stehen. Die gemeinsame Form und der gemeinsame Name weisen auf eine Verwandtschaft hin. Sie können unter Umständen von den Hirten als billiger, d. h. selbstgefertigter Ersatz für Eisenschellen erfunden worden sein. Dafür spräche weiter das Fehlen eines geeigneten originalen Traggerätes.

Andererseits geht aber doch aus der oben wiedergegebenen Mitteilung hervor, daß es sich nicht um vereinzelte Vorkommnisse handelt; der Gebrauch solcher Holzglocken für weidende Rinder wird im gesamten von Esten bewohnten Gebiete als ganz allgemein bezeichnet, ist also eine richtige ethnographische Eigentümlichkeit. Solche lassen sich nicht von spekulativen Köpfen erfinden. Der Strick, an dem sie in unschöner Weise getragen werden, ist dann eben nur ein Beweis der Vernachlässigung.

Die Wahrscheinlichkeit spricht demnach dafür, daß das estnische Herdengeläute mit Holzglocken eine alte Einrichtung ist. Die Instrumente gewinnen dadurch ganz erheblich an Interesse.

Was A s i e n anbelangt, so hat Dr. Radde-Tiflis nach eigener Mitteilung in den Herden der Nomaden „bisweilen unförmige hölzerne Glocken gesehen“ [2]). Da sich auch in Ostasien, in S i a m, Holzglocken allgemein bei weidendem Vieh, noch dazu sogar, wie hervor-

---

[1]) Schreiben v. 14. Juni 1912.

[2]) Schreiben v. 15./28. Sept. 1901.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

gehoben wird, mit melodisch klingendem Geklapper, vorfinden[1]), so ist anzunehmen, daß sie auch dem sonstigen Asien nicht ganz fremd sind. „Altjapanische Glocken" im Bayerischen Gewerbemuseum in Nürnberg haben Formen wie Holzglocken; vielleicht sind oder waren ehemals auch in Japan Holzglocken in Gebrauch. Munro erzählt, daß zur Zeit der Tschou-Dynastie 1122—225 v. Chr. in China durch ein Dekret der Gebrauch von Holzglocken für bürgerlichen, von Bronzeglocken für militärischen Gebrauch festgesetzt gewesen sei[2]).

In Ost- und Westafrika sind Holzglocken häufig zu finden, im Süden der deutsch-ostafrikanischen Kolonie kommen sie ganz allgemein vor. Das schon genannte Album aus dem Kongobecken bringt Abbildungen aus Zentralafrika; dort werden Holzglocken am Lederriemen getragen. Im Museum zu Tervueren sind Holzglocken aller Art, darunter Stücke von Meterhöhe und -breite, als Tamtam bezeichnet. Der Form nach gleichen sie den estnischen Holzglocken oder römischen Eisenschellen. Sie stammen aus dem Kongogebiet. Ankermann bildet Holzglocken des Berliner Völkermuseums ab und erwähnt Stücke aus Kamerun, Loango, Usagara, Ungun und von den Wakaguru[3]). In den Katalogen des Museums Umlauff in Hamburg sind gleichfalls Holzglocken von der Westküste Afrikas aufgezählt, zwei von Gaboon und eine von den Akelles. Abb. 44.

Unter den Holzglocken sind die von außen anzuschlagenden, klöppellosen Glocken zahlreicher vertreten, als bei den Metallglocken oder -schellen. Das Fehlen des Klöppels ergibt interessante Zwitterinstrumente, sie könnten „ebensogut zu den Holztrommeln gestellt werden. Tatsächlich ist das auch mit einigen besonders großen Formen zuweilen geschehen, und nur die Ähnlichkeit der äußeren Gestalt mit wirklichen Glocken hat neben der meistenteils geringen Größe Veranlassung gegeben, sie ebenfalls zu den Glocken zu rechnen"[4]).

Die klöppellosen Holzglocken „sind gewöhnlich von platter Form und ovalem Querschnitt und haben oben einen Handgriff oder Henkel,

[1]) „Das mit Niederwald beforstete Vorland ist eingehegt, überall grasen rotbunde Rinder u. melodisch klingen die Holzklappern, denn Glocken fürs Vieh sind dem Siamesen zu teuer". Dr. Trumpp-Bangkok Bilder a. Siam im Sammler, Augsb. Abdztg. 1902, No. 89. S. 6. — „Ins Geläute der Kuhglocke aus Holz, Bambus oder Metall mischt sich melodisch der Vogelgesang", bei den Laoten in der Provinz Djeng Mai, Siam; Hosseus, d. Bedeutg. d. Bambusstaude, Arch. f. Anthropologie N. F. V. S. 70.

[2]) Munro, Prehistoric Japan S. 321.

[3]) Afrikan. Musikinstrumente S. 100.

[4]) Ebenda, S. 63.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an dem sie gehalten werden können"[1]). Sie werden mit einem Holz- oder Metallstäbchen angeschlagen.

Die Holzglocken sind in Afrika fast noch formenreicher als die Metallglocken. Selbst „hölzerne Doppelglocken gibt es, bei denen aber die beiden Glocken nicht nebeneinander, auch nicht aufeinander, wie bei den eisernen Doppelglocken, angebracht sind, sondern so, daß sie sich nach den entgegengesetzten Richtungen öffnen". Es gibt auch Glocken mit zwei und mehreren Klöppeln, die aus Holz oder von Knochen sind.

* * *

Übersicht über sämtliche besprochenen Schellen.

Typus I	1 E	1 K	2 K	2 E
Latènezeit	—	—	—	—
Römerzeit				
Saalburg	a	—	—	—
Köln	a	—	—	—
Mainz	—	a	—	—
Völkerwanderungszeit	—	—	—	—
Mittelalter				
Solach	a	—	—	—
Worms	a	—	—	—
Neuzeit				
Jura	—	—	a. ab. b	—
Thüringen	—	—	a. ?. b	—
Innsbruck	—	a	—	—
Der Schaber S. 68	—	—	—	a

Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal für den Schellentypus I bildet der Rücken. Danach stehen die Jura-Thüringer Schellen als eine zusammengehörige ethnographische Einheit und Eigenart für sich allein da. Die mittelalterliche Solachschelle erscheint als Fremdling im Juragebiet.

Von geringerer Bedeutung ist der Querschnitt. Einmal, weil die römerzeitlichen Schellen schon beide Querschnitte kennen, und zum andern, weil auch die mit K bezeichneten Arten in Wirklichkeit nicht völlig kreisrund, sondern schwach elliptisch sind. Immerhin sind die Unterschiede charakteristisch, so daß es gerechtfertigt ist, sie zu kennzeichnen. Vielleicht neuzeitlich, wahrscheinlich aber bedeutungslos ist für diesen Typus die Lage der größten Breite. Nur bei den Jura- und Thüringer Schellen kann das ganze Herdengeläute berücksichtigt

[1]) Ebenda, S. 67.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden; von den übrigen sind nur einzelne Schellen daraus bekannt. Es wäre also möglich, daß die Verhältnisse gleich sind, es gibt nur noch keinen Nachweis dafür. So weit sich sehen läßt, sind es technische Gründe, welche die Verlegung der Breite bedingen. Die kleineren Größen werden nach unten weiter, damit der Klöppel Platz zum Schwingen hat; bei den größeren ist es umgekehrt, vielleicht wollte man bei ihnen auch Material sparen.

Typus II	3 R			4 R		4^E_K	5^E_K
	a	ab	b	b	c	b	c
Latènezeit							
Karlstein . . .	g	—	—	—	—	—	—
Römerzeit							
Alesia	hgn	—	h	—	—	—	—
Saalburg . . .	n	—	—	—	—	—	—
Mainz	hgn	—	—	—	—	—	—
Frankfurt a. M.	gn	—	—	—	—	—	—
Weißenburg . .	n	—	—	—	—	—	—
Regensburg . .	nh	—	—	—	—	—	—
Völkerwanderungszeit							
Lindenbühl . .	n	—	—	—	—	—	—
Allach	n	—	—	—	—	—	—
Mittelalter							
? Keilschellen . .	g	—	—	—	—	—	—
Neuzeit							
Ungarn . . .	g	—	—	—	—	n	—
England . . .	n	—	—	—	—	—	—
Skandinavien .	g	—	—	—	—	—	—
Estland . . .	g	—	—	—	—	—	—
Pyrenäen . . .	h	h	h	—	—	—	h
Bosnien . . .	—	—	g	—	—	—	—
Bulgarien . .	—	—	g	g	—	—	n
Lappland . . .	—	h	—	—	—	—	—
Oberpfalz . . .	—	—	—	—	—	h	—
Kammerstein .	—	—	h	—	—	—	—
Alpenschellen:							
Klumpf . . .	—	—	h	—	—	—	—
Klöpfe	—	—	—	—	g	—	—
Grobglocke . .	—	—	—	—	g	—	—
Jodlglocke . .	—	—	—	—	—	g	—
Treichel . . .	—	—	—	—	—	—	n
Plümpe . . .	—	—	—	—	—	—	g
Rundschelle . .	—	—	—	—	—	—	g
Ansbacher . .	—	—	—	—	—	—	g
Algäu	—	—	—	g	n	n	—

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Schelle von Altheim, S. 82, bildet eine Ausnahme; sie hat das sonst nicht vertretene Schema 3 E a h.

Die ältesten Schellen des Typus II wechseln zwischen hoch-, gleich- und niedrigständig; vielleicht war noch kein bestimmtes Zuschnittsmaß allgemein üblich.

Die Rückenform ist auch bei diesem Typus ausschlaggebend für die Artbestimmung. Ein großer Teil der Auslandschellen geht mit der latène- und römerzeitlichen Flachform des Rückens. Weit in der Welt, aber verhältnismäßig neuzeitlich verbreitet, ist die Schelle mit dachförmigem Rücken, 4; viel mögen schwäbische Kolonisten an ihrer Ausbreitung mitgewirkt haben. Echte und ausschließliche Hochgebirgsformen bilden die Schellen mit eiförmigem Rücken, 5, und auch der dachartige ist in den Alpen rundlich. In den Pyrenäen, in den Alpen, am Balkan sind sie zu Hause, und es läßt sich nicht annehmen, daß sie von einem Gebirge zum andern übertragen wurden. Es werden also wohl Konvergenzerscheinungen sein, die das Hochgebirge geschaffen hat.

Aus Gründen, die S. 68, 69 erwähnt sind, wechselt der Querschnitt bei einer und derselben Art; er spielt also für die Bestimmung nur eine nebensächliche Rolle. Der flache Rücken a ist ganz an den rechteckigen Querschnitt R gebunden (die Altheimer Schelle ist nicht zu deuten). Bei gewölbtem Rücken wird der Querschnitt gerne elliptisch bis rundlich. Als ein Merkmal alter Schellen oder alter Abstammung darf man trotz der einen Alesia-Schelle das Breitenverhältnis a bezeichnen; deshalb sind in vorstehender Tabelle die in den Alpen vereinzelt noch vorkommenden Keilschellen mit einem Fragezeichen dem Mittelalter angefügt. Alle einheimischen neuzeitlichen Schellen des Typus II haben die größte Breite am Rücken, b, oder in der Mitte, c.

* * *

Bestimmungstabelle.

I = Schmalschelle.
II = Breitschelle.
1 = gesenkter Rücken.
2 = sattelförmiger Rücken.
3 = gerader Rücken mit flacher Seitenansicht.
4 = gerader Rücken mit dachförmiger Seitenansicht.
5 = gerader Rücken mit eiförmiger Seitenansicht.
E = elliptischer Querschnitt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

K = kreisrunder Querschnitt.
R = rechteckiger Querschnitt.
a = größte Breite am Fuß, Zuschnittmuster a.
b = größte Breite am Rücken, Zuschnittmuster b.
c = größte Breite am Bauch, bezw. zwischen Rücken und Bauch.
ab = gleichweit, schlauchförmig.
h = hochständig.
g = gleichständig.
n = niedrigständig.
Galgen: halbrunde Schleife;
lange, flachgewölbte Schleife;
rechteckige Schleife;
dachförmige Schleife.
Klöppel: fingerförmiges, nach unten sich verdickendes Eisenstäbchen;
nagelähnlicher Stift mit angeschmiedetem Kopf.

* * *

Ergebnisse der Untersuchung über das Herdengeläute.

Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, daß die im prähistorischen Teil dieser Arbeit aufgezählten vorgeschichtlichen Glocken vom Vieh getragen wurden; dagegen knüpft sich an eine der eigentlich nur geahnten Eisenschellen der Hallstattzeit, S. 00, die Vermutung, es sei eine Pferdeschelle gewesen. Aber erst Jahrhunderte später ist Sicherheit über die Verwendung metallener Schlaginstrumente zu Zwecken des Herdengeläutes zu erlangen. Aus den Gesetzessammlungen der deutschen Stämme und aus dem oströmischen Gesetz Justinians geht hervor, daß tintinnabula oder schillae, d. i. Schellen, seit alters von den Tieren auf der Weide, als Herdengeläute, getragen wurden. Sicherlich darf man daher auch schon einen Teil der römerzeitlichen, in größerer Zahl aus Deutschland bekannt gewordenen Schellenfunde als Beweis für Herdengeläute betrachten.

Die alten Schellen stehen zwar nicht in der Form, aber in der Ideenverbindung den bronzenen Tintinnabula, den Klingeln des Altertums, so nahe, daß sie als eine Übersetzung derselben in anderes Metall und andere Herstellungsart betrachtet werden können. Darum nennt sie auch das Lateinische mit gleichem Namen. Das Überziehen mit anderem Metall, fast ebenso alt wie die Anfertigung von Schellen, ist gleichfalls als ein Bestreben aufzufassen, ein Vorbild aus besserem Metall zu erreichen. Es kann also erst aufgekommen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein, als man anfing, das Eisen für minderwertiger denn die Bronze zu halten. Merkwürdigerweise ist diese Absicht zu täuschen in vorgeschichtlicher Zeit an zwei räumlich weit getrennten Stellen unabhängig voneinander zum Ausdruck gelangt: bei den Rollen im präkolumbischen Amerika und bei den Rollen und Schellen in Europa.

* * *

Das Beharren der europäischen Schellen auf fast gleichen Grundformen seit ältester Zeit spricht ebensosehr dafür, daß sie hier nur einen einzigen Ausgangspunkt gehabt haben können, als für den konservativen Sinn der Europäer im Gegensatz zu der regen Phantasie der Afrikaner mit ihren zahllosen Schellen- und Glockenformen.

Zwei Typen, Schmalschellen und Breitschellen, beherrschen seit alters Mitteleuropa. Für die alte Zeit war lange nur der Zuschnitt a bekannt, welcher glockenförmige, von oben nach unten w e i t e r werdende Schellen gibt. In der Neuzeit überwiegt der Zuschnitt b, der Schellen liefert, welche von oben nach unten e n g e r werden. Es wird dadurch die Annahme begünstigt, als sei das Zuschnittsmuster b später in Aufnahme gekommen.

Ein Analogon hierzu würde sich bei den Kirchenglocken finden, deren älteste, dem 8. oder 9. Jahrhundert angehörenden Vertreter, die nach unten weiter werdende antike Stammform fortsetzen, während die späteren Glocken des 12. Jahrhunderts, wo antike Nachwirkung nicht mehr vorausgesetzt werden darf, nach Otte bienenkorbartig sind, also nach unten sich etwas verengen. Es gibt allerdings eine römerzeitliche Schelle dieser Art; aber sie ist vereinzelt, und so wird man den in der Neuzeit für Typus II fast allgemeinen Zuschnitt b entwicklungsgeschichtlich für jünger, für eine Mode, zu halten haben.

* * *

Wie alt das Richten der Schellen in Mitteldeutschland veranschlagt werden darf, entzieht sich der Mutmaßung. Bei den Glocken sind Beweise dafür vorhanden, daß schon frühzeitig ein auf die Erreichung harmonischen Geläutes gerichtetes Bestreben vorhanden war: „in einer dem 6. Jahrhundert zugeschriebenen Handschrift des Klosters St. Blasien findet sich bereits die Zeichnung eines Mönches, welcher ein aus 5 Glöckchen, die nebeneinander an einem Stabe vor ihm aufgehängt sind, bestehendes G l o c k e n s p i e l mit einem Hämmerchen rührt“[1]). Man darf annehmen, daß auch das Schellenrichten in Mitteldeutschland zu jener Zeit schon üblich war.

[1]) Otte, Glockenkunde S. 59.

Generated on 2018-04-27 18:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Es ist oben, S. 40, hervorgehoben worden, daß antike, geschmiedete Eisenschellen aus Italien nicht bekannt sind. Da sie aber in Gallien und Germanien schon zur Latènezeit, wenn nicht noch früher, vorhanden waren, so werden sie wohl auch in Italien nicht gefehlt haben.

Die Konstatierung von Eisenschellen im alten Italien würde jedoch nicht ohne weiteres ein Herdengeläute bei den Weidetieren der Römer beweisen. Gegen ein solches spricht die Durchsicht der Literatur und der Umstand, daß in Italien zur Kaiserzeit kaum noch ein Bauernstand mit mark- oder dorfgenossenschaftlichen Rechten — wie ihn das Herdengeläute voraussetzt — vorhanden war. Soll also für die Römer ein Herdengeläute nachweisbar sein, dann müssen die aufzufindenden Eisenschellen nach Größe und Anzahl als Viehschellen so gut bestimmbar sein, daß sie die entgegenstehenden Gründe entkräften können.

Der vermeintliche oder wirkliche Mangel des Herdengeläutes bei den Römern macht es schwierig, eine Erklärung dafür zu finden, weshalb die Funde alter Schellen in Deutschland in so auffallender Weise der römischen Reichsgrenze, dem Limes, folgen und darüber hinaus auch in dem, starken römischen Einflüssen ausgesetzten höheren Norden [1]), in England, Schweden, Livland, die römerzeitliche Schellenform sich einbürgern und bis zur Gegenwart sich forterhalten konnte.

Die römischen Niederlassungen in Deutschland entstanden im letzten vorchristlichen Jahrhundert und dauerten je nachdem bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. Die in der Nähe und in den Niederlassungen gefundenen Gebrauchsgegenstände und Instrumente tragen ausgesprochen antik-römischen Charakter. Gleicherweise sollte man auch die Eisenschellen als antik-römisch betrachten. Sie müßten also entweder aus Italien in die nördlichen Grenzländer eingeführt sein, oder hierselbst von den zu den Armeen gehörigen römischen, zünftigen Handwerkern, den fabricenses, unter denen die ferrarii, die Eisenschmiede, die wichtigsten waren [2]), in heimatlicher Weise nach römischen Typen hergestellt worden sein.

In der Nähe der römischen Niederlassungen der Grenzlande bestanden befestigte Agrarien mit Weideplätzen, die in der Regel hochgelegene Punkte einnahmen und von Kriegern, den Agrarii milites, bewacht wurden. Man hielt die Tiere da „zu Zwecken des Militär-

[1]) S. Müller, nordische Altertumskunde. II, 51.

[2]) Beck, Einfluß d. röm. Herrschaft a. d. deutsche Eisenindustrie S. 9. Festschr. zum 50jährigen Bestehen des röm.-germ. Centr. Museums.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

transportwesens, der Verpflegung und des Reiterdienstes" [1]). Schwerlich wurde hier die Viehzucht so intensiv betrieben, daß man Kauf und Zutrieb von weither entbehren konnte. Wenn aber der Tierbestand sich nicht durch Nachzucht am Ort ergänzen ließ, dann wird man den Bedarf sicherlich nicht von jenseits der Alpen, von Italien her, gedeckt haben, sondern aus den nächstgelegenen germanischen oder keltisch-gallischen Landen. Wenn also mit dem Vieh von anderswoher Viehknechte und -hüter in die Grenzlande kamen, so waren es weit eher Gallier oder Germanen, als Italiener bezw. Römer. Aber selbst wenn es solche gewesen wären, so konnten sie kein Herdengeläute mitbringen, weil es im alten Rom selbst fehlte.

Man muß daher annehmen, daß in Mitteleuropa schon so etwas wie Herdengeläute zu Hause war, so daß es die Römer nicht erst zu erfinden brauchten. Ihre bessere Kenntnis der Eisenbearbeitung hat jedoch sicherlich die Herstellung der schon lange vorher aufgekommenen Eisenschellen gefördert und bei größerer Leichtigkeit der Beschaffung wird dies mit der Zeit auch zur Verbreitung des Herdengeläutes beigetragen haben.

An und für sich ist es gleichgültig, wo und von wem es zuerst angewendet wurde. Die frühesten geschichtlichen Nachweise zeigen es bei germanischen Stämmen in Anwendung, und das würde allenfalls auch die Annahme gestatten, daß es zuerst in Mitteleuropa aufgekommen ist. Aber es ist doch aus anderen Gründen wünschenswert, der Sache nachzugehen.

Wenn das Vieh bei Griechen, Römern, überhaupt im Süden auf der Weide keine Schellen trug, so war dazu eben kein Bedürfnis vorhanden, oder es vereinbarte sich nicht mit den dortigen landwirtschaftlichen Gepflogenheiten. In Mitteleuropa aber muß dies der Fall gewesen sein. Es fragt sich nur, ob dies Bedürfnis erst zu jener Zeit, als in Germanien Römer und Deutsche miteinander in Berührung traten, so dringend hervortrat, daß man ein neues Instrument, die Eisenschelle, dafür erfand.

* * *

Die Beantwortung dieser Frage wird jederzeit nur mit Hypothesen möglich sein, auch wenn später reichlicheres Fundmaterial vorhanden sein sollte. Es schadet also nichts, wenn schon jetzt eine solche ausgesprochen wird.

---

[1]) Em. Seyler, Agrarien u. Excubien, eine Untersuch. über römisches Heerwesen S. 82; München 1902.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als ursprünglichster Zweck des Herdengeläutes hat sich, siehe Seite 20, eine Schutzwirkung für die Herde herausgestellt. Das Bedürfnis hierzu kann nicht erst durch die Eisenschellen hervorgerufen sein; es ist älter. Ihre Einführung in die Herden Mitteleuropas setzt voraus, daß schon früher etwas ähnliches in Gebrauch war, daß die Eisenschellen Vorgänger hatten. Es könnten dies nichts anderes als Holzklappern, bezw. Holzglocken gewesen sein. Die zweckdienlichen, ohne Guß herstellbaren Eisenschellen mögen allmählich anstelle der Holzglocken getreten sein, ähnlich, wie in den letzten Jahrzehnten vielfach anstelle der Schellen Messingglocken getreten sind. Der Umstand, daß andere Sprachen im Gegensatz zum Lateinischen eine ganze Reihe alter Namen für Schellen besitzen, die sich ebensogut auf hölzerne Instrumente beziehen können, Klopfen, Plümpen, Tupfer, Beller usw. ist geeignet, diese Hypothese zu unterstützen. Auch die südslavischen Schellennamen klepetari, klopotarnizi deuten eher auf klapperartige, hölzerne Instrumente, s. Seite 43, als auf metallene Glockenformen.

Die Verwendung von Holzklappern beim Vieh neben Schellen bezeugt für das Altertum die Verordnung des Kaisers Justinian, s. Seite 4. Danach gab es auch in Europa eine Zeit, zu der beide Arten von Instrumente, wie heutzutage in Afrika, nebeneinander getragen wurden. Für Holzklappern aber ist die Möglichkeit eines sehr hohen Alters gegeben. Die den afrikanischen Tamtams gleichende estnische Holzglocke würde dann die Bedeutung eines prähistorischen Überlebsels haben und auf eine Zeit hinweisen, in der Geräte dieses Stoffes häufiger waren. Noch jetzt gibt es in Deutschland eine Reihe artenverwandter Instrumente, die an Ursprünglichkeit mit denen Afrikas wetteifern. Gemeinsam daran ist, daß ihr klapperndes oder weitschallendes Geräusch zu irgendwelchen Kundgebungen benützt wird [1]).

---

[1]) Sogenannte Klapperhölzer finden sich auf den Gutshöfen in Ostpreußen und Masuren um die Leute zum Essen heimzurufen. Globus, 83 S. 52, 196, 291, 323. Den gleichen und anderen Zwecken diente ehemals bei den Harzer Kohlenbrennern die Hillebille d. h. tönende Axt (vgl. Hoops, Z. d. Ver. f. Volksk. 5, 329), „ein zwischen zwei Bäumen in der Schwebe hängendes Buchenbrett mit hölzernem Hammer, mit dem sie ehemals die Kameraden von den entfernten Meilern zu Tisch und im Notfall alle Berufsgenossen aus beträchtlicher Entfernung mittelst althergebrachter Signale herbeirufen konnten." Günther, der Harz, Land und Leute, Monographien z. Erdgesch. 9, S. 54. Über dies Instrument orientiert unter Hinweis auf frühere Literatur namentlich R. Andree, Braunschweigische Volkskunde S. 249 ff. Die Zimmerleute im Lippeschen schlagen Hillebille noch jetzt zu halb sakralem Brauch am

Generated on 2018-04-27 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der nahen Verwandtschaft wegen faßt man alle diese Instrumente mit den Glocken zu einer großen Gruppe der Schlaginstrumente zusammen, die zwei Entwicklungsreihen bilden, von denen die eine zu den Musikinstrumenten zählt, während die andere Signal- und Telephonzwecken dient.

Richtfest beim Aufführen größerer Gebäude; Kirchhoff, was bedeutet „Hillebille"? Mittlgn. d. Ver. f. Erdkunde in Halle a. S., 1904, S. 92. Aus der Lebensbeschreibung der Zisterzienser Nonne Lukard, die als Stigmatisierte und Visionärin zu Oberweimar an der Ilm lebte und 1309 dort starb, ist der im dortigen Kloster (u. sicherlich nicht in diesem allein) übliche Brauch ersichtlich, den Tod eines Klostermitgliedes durch Anschlagen einer Holztafel allen übrigen zu verkündigen; ebenda, S. 91.

In der orientalichen Kirche wurden vor Einführung der Glocken ganz ähnliche hölzerne oder gußeiserne Tafeln benutzt, um die Gläubigen zur Andacht zu rufen oder auch um die Tageszeiten anzugeben. In vielen Orten Griechenlands und Bulgariens sind die Kirchen noch heutzutage mit solchen Schlaghölzern oder Schlageisen an Stelle der Glocken versehen, man nennt sie dort „simandro" Zeichengeber und „klepalo" Klappern. Mielke erwähnt ähnliche Klappergeräte aus den deutschen Dörfern Südrußlands, rein russische Instrumente „kolotuschka", Klappern, genannt und zum Signalgeben verwendet. In Verciorowa bei Orsova in Ungarn wird auf einem Eisenstab mit einem Klöppel der Sonntag eingeläutet. Discusartige „Scheibenglocken" von Eisen, ein römisches Kulturerbe beschreibt Meringer aus Bauernhäusern der Alpen. Sie heißen dort „Freßglocken". In Steiermark heißen Instrumente ähnlichen Zweckes, aber von Holz, „Glöckltruh'n", in Kärnten „Essenklupper"; die salzburger Gebirgsbauern nennen sie „Klebern". Zu Hopfgarten im Brixenthal in Tirol heißen sie das „Klapperl" oder „Klebi". „Die Klebern findet sich noch vereinzelt in der Gegend von Fuschl, häufiger im Oberpinzgau von Mittersill bis Krimml; dort wird sie in den Bauernhäusern hinter der Haustür aufbewahrt, um sie jederzeit zur Hand zu haben." Jahresber. d. Mus. Carolino-August. Salzburg 1903 S. 83 Abb. 45a.

Den Klebern ganz ähnliche Instrumente, „Gänseklappern genannt, hatten in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und haben vielleicht noch jetzt die Gänsehirten im Hannöver'schen beim Austreiben der Gänseherde (mitget. v. W. Biede), s. Abb. 45b. „Holzglocken" aus der Ramsau kennt Meringer. Abb. 45c.

Eine andere Art von Klappern hat Laloy aus den französischen Pyrenäen bekannt gemacht, eine primitive Konstruktion vermittelst Wasserbetriebes welche von Zeit zu Zeit einen hölzernen Hammer auf das Blatt einer Sense fallen läßt. Das Geklapper soll das Wild aus den Wiesen verscheuchen; Arch. f. Anthr. I S. 44. Ähnliche Absichten bekunden vielleicht die windmühlenartigen Klappern im Spätsommer in Niederbayern und in den Obstdörfern der Steiermark bei Graz. Das Geklapper, welches die vermittelst des Windes in Umdrehungen versetzten Schlägel aus Zwetschgenholz auf ein eschenes Scheit verursachen, ist weithin am Berge hörbar, erfüllt aber seinen Zweck, die Vögel von den Früchten abzuhalten, so wenig, daß man die Instrumente eigentlich nur als Spielerei betrachten kann. Doch fehlen sie fast bei keinem Hause.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Glocken und glockenähnlichen Instrumente Afrikas rechnet Ankermann zu den Musikinstrumenten. Sie dienen dort dazu, den Rhythmus zu markieren; ihre sonstige Verwendung zum Signalisieren und telephonieren ist sekundärer Natur. „Sie sind daher unentbehrlich überall da, wo es sich um die Begleitung rhythmischer Bewegungen handelt, also hauptsächlich beim Tanz, der ja eine so große Rolle im Leben der Neger spielt, aber auch bei gemeinsamer Arbeit. Das einfachste Werkzeug zum Angeben des Taktes sind die Hände; taktmäßiges Händeklatschen der Zuschauer ersetzt dann ein wirkliches Werkzeug, zwei Hölzer, die gegeneinander geschlagen werden. Diese Klanghölzer sind der Ausgangspunkt für die ganze Reihe der Schlaginstrumente. Nimmt man statt des einen Stabes eine Fruchtschale, die man mit dem andern Holze schlägt, so hat man die Urform der klöppellosen Glocke. An Fruchtschalen oder hohen Rohren (Bambus) dürfte wohl die Beobachtung zuerst gemacht worden sein, daß Hohlkörper beim Anschlagen einen lauteren Ton geben, als solide. Dieser Beobachtung verdanken alle die Glocken aus Holz und Eisen, sowie die Holztrommeln, ihr Dasein. Aus den klöppellosen entwickelten sich später die echten Glocken, indem man den Schlägel, mit dem die Glocke von außen geschlagen wurde, im Hohlraum derselben befestigte“ [1]).

Die Schellen und Glocken des Weideviehes markieren nicht den Rhythmus, ihre Hauptaufgabe ist das Signalisieren. Man kann sie also nicht, wie die afrikanischen, als Musikinstrumente betrachten, sondern muß sie in die zweite Reihe, zu den Signalisierinstrumenten, stellen. Es ist indessen sehr wohl möglich, daß in prähistorischen Zeiten in Europa eine Bevölkerung lebte, welche ähnliche Gebräuche und Bedürfnisse wie die heutigen Naturvölker hatte, so daß auch diesen Instrumenten zum Teil andere Aufgaben zufielen.

Die zweite Gruppe der Schlaginstrumente in Afrika umschreibt Ankermann wie folgt: „Neben den Glocken her gehen als eine zweite Entwicklungsreihe die Holztrommeln, im Prinzip nichts anderes als jene, nur durch Gestalt und Größe unterschieden.“ Ihre Verbreitung reicht außerordentlich weit, sie erstreckt sich von Westafrika bis Polynesien, ja bis Zentralamerika, und dabei sind sie von einer auffallenden Übereinstimmung und Gleichartigkeit selbst in Kleinigkeiten. Sie bilden primitive, aber wirksame und ausdrucksreiche Verständigungsmittel für die Ferne. Die Signaltrommeln oder -hölzer haben

[1]) Ankermann S. 131.

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nicht selten Becher- oder Glockenform, die Schallöffnung ist mit Fell überzogen. Die gleichen Trommeln werden in Afrika, in Indien, im malayischen Archipel auch aus Ton hergestellt und dienen den gleichen Zwecken wie die hölzernen Instrumente. Es ist dies der Analogien zur Vorgeschichte wegen von Wichtigkeit, denn Tongeräte lassen sich in viel ältere Zeiten zurückverfolgen, als solche aus Holz, da die Vergänglichkeit des Materiales den Nachweis der letzteren für die weit zurückliegende Vergangenheit unmöglich macht. Der Ton dagegen ist ein haltbares Material, und wir wissen, daß es in Europa tönerne Trommeln schon in sehr früher Zeit gab, welche mit denen Asiens und Afrikas vollkommen übereinstimmen. Krause konnte nachweisen, daß während der jüngeren Steinzeit, also vor etwa 4—5000 Jahren, in Deutschland Signalpauken von Ton in Gebrauch waren [1]). Man darf annehmen, daß die Verwendung des Holzes zu gleichem Zweck ebenfalls ein sehr hohes Alter beanspruchen kann. Die Holzklappern Strabos, s. S. 85, und diejenigen des Codex Justinians für das Weidevieh leiten dann wie eine Brücke aus der prähistorischen Zeit herüber in unsere Zeit, der die estnischen Holzglocken und die übrigen primitiven hölzernen Schlaginstrumente als letzte Vertreter übrig geblieben sind.

* * *

Viehschellen oder Glocken waren also auch vor den Zeiten der Metalle möglich, indem man sie aus Holz herstellte. Ihr Zweck, irgend eine Schutzwirkung auf das Vieh zu äußern, kann damals aus einem der eingangs dargelegten Gründe noch lebhafter angestrebt worden sein als später. Das europäische Wildrind, bos primigenius Bojani, und das nordeuropäische zahme Niederungsrind gleichen sich so sehr, daß die Vermutung ausgesprochen wurde, das letztere sei aus ersterem herangezogen worden, wenngleich Cäsar betont, der Uros — bos primigenius — des hercynischen Waldes sei nicht zähmbar. Gleichviel, ob das Hausrind an Ort und Stelle herangezogen oder aus dem Osten eingeführt ist, zahme und wilde Rinder weideten gleicher Weise im Walde, und wie früher in den Alpen Ziegen und Steinböcke sich mischten, so ist es wahrscheinlich, daß sich zuweilen zahme und wilde Rinder einander zugesellten oder miteinander durchgingen. Das passiert bisweilen auch den Renntieren, die bei schlechten

[1]) Krause, Die ältesten Pauken, Globus 78. (1900) S. 193.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Witterungsverhältnissen von den Herden getrennt werden. Wenn der Schnee eine Eisrinde bekommt, dann zerstreuen sich die Tiere weit umher und der Lappe kann die Herde nicht zusammenhalten. Bei solchem Wetter kann man sich billige Renntiere verschaffen: „Sie kauften viele große Glocken und kleine Glocken und banden sie den Renntieren um, damit die müden Renntiere sie hören und dahin kommen sollten. Sie banden auch Glocken an die Birken fest und droben schlingerten sie am Bande hin und her, damit die Renntiere auch von weither kommen sollten. Die Renntiere haben immer Glocken um den Hals, und das Renntier ist an den Laut der Glocke gewöhnt, und wenn es den hört, kommt es von weither."[1]) Ein Instrument, das noch heute solche Dienste leistet, konnte in der Urzeit — und in diese reicht es ja zurück — in den Augen der Tierzüchter leicht den Wert eines Talismans gewinnen, eines Fetisches, der Macht über die Tiere zu haben schien. Von jeher hängt man fast instinktiv gezähmten Tieren jeder Art, Hirschen, Rehen, Falken, Antilopen, Elephanten usw. Glöckchen um den Hals. Sie mögen in der Gegenwart mehr als Schmuck denn als Eigentumszeichen aufzufassen sein; im Grunde darf man darin aber wohl einen atavistischen Zug aus der Vorzeit erblicken, mit dem der Mensch die zu Haustieren Auserkorenen sich zu eigen machen sucht seit der Zeit, als er anfing, die Herrschaft über die Tiere zu gewinnen.

[1]) Turi, Vom Renntierstehlen S. 61.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stundengötter.

Von W. Gundel, Gießen.

Die Untersuchung, ob es bei Griechen, Römern und Germanen von alters her Stundengötter d. h. personifizierte Stundenwesen oder andrerseits Herren je einer bestimmten Tages- oder Nachtstunde gegeben hat, führt für die ältere Zeit der genannten Völker zu einem negativen Resultate. Zwar wird ein altes, in dem jeweiligen Sprachschatze längst geprägtes Wort zum Ausdruck des Stundenbegriffes verwendet, aber dieses hatte ursprünglich mit der Stunde in unserm Sinne nichts zu tun; denn die Idee, den Tag in bestimmten Zeitteilen mathematisch aufzuteilen und abzugrenzen, ist nicht im Abendlande gewachsen, wir haben es vielmehr mit einer orientalischen Erfindung zu tun.

Das Wort, das Griechen und Römer zur Bezeichnung der Stunde verwenden, ὥρα-hora, bedeutet in der älteren Zeit etwa Zeitabschnitt, zugleich aber bezeichnet er auch die Göttin, die über einen Zeitteil waltet. Bei Homer bereits haben wir ein stetiges Doppelspiel zwischen dem einfachen leblosen Begriff der Zeit (Lebensalter Jahreszeit) und dem persönlich gedachten göttlichen Wesen der Horen. Letztere sind als Repräsentantinnen der Zeit die Pförtnerinnen des Olymp; sie, die Zeitträgerinnen, schieben vor den zeitlosen ewigen Göttern die Wolken vom Himmelstor hinweg, wenn diese hinab zur Welt der Zeit und des Raumes aus ihrer Zeitlosigkeit herabeilen oder wieder hinaufsteigen[1]). Gerade die Auffassung von Zeitgöttinnen gab der griechischen Phantasie ein reiches Spielfeld zur Erweiterung und Ausschmückung der Gestalt der Horen, die uns bald als Jahreszeiten, d. h. Frühling-, Sommer- und Herbstgottheiten, bald als Taugöttinnen, Regennymphen, Schicksalsgötter bei Dichtern und Künstlern in den reichsten Ausgestaltungen entgegentreten. Selten aber begegnen sie uns in alter Zeit als Tageszeiten oder als Personifikationen einer bestimmten Tageszeit wie Morgen,

---

[1]) Ilias V 749. — Zu den Horen ist auf den Aufsatz von K. Lehrs hinzuweisen: Populäre Aufsätze aus dem Altertum 2 a. 77 ff.; weitere Literatur geben Rapp unter Horai in Roscher's Mytholog. Lexikon und Jolles unter Horen in Pauly-Wissowas Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittag oder Abend. Für letzteren verwendet Homer bereits das Wort, er umschreibt den Begriff Abend mit ὥρη μὲν πολέων μύθων, ὥρη δὲ καὶ ὕπνου (Od. XI 379). Im 4. Jahrhundert scheint dann die Verwendung der Hora zur Bezeichnung von solchen Tagesabschnitten üblicher zu werden, wenigstens begegnet sie uns bei Plato und Xenophon öfters in dieser Bedeutung. Aber zur Bezeichnung der Stunde in unserm modernen Sinne ist selbst in dieser Zeit die Zeitgöttin noch nicht übertragen worden. Allerdings war die altorientalische Einrichtung, vermittels der Sonnenuhr, des Gnomon, den Tag in gleiche Einheiten mathematisch einzuteilen, im 5. Jahrhundert in Griechenland aufgenommen worden (Herodot. II 109), aber man teilte damals den Tag noch nicht in 12 Horen sondern in 12 Teile, μέρη, ab. Es dauerte Jahrhunderte lang, bis die übliche Einteilung des Tages und der hauptsächlichsten bürgerlichen Tätigkeiten nach Morgen, Mittag und Abend von der Stundenzahl verdrängt wurde. Wann die Stundeneinteilung die Herrschaft gewonnen hat und wann die alten Gottheiten zu Stundengöttinnen umgewertet wurden, läßt sich nicht bestimmt sagen. Wichtig für unsere Betrachtung ist die Tatsache, daß Ovid den Abschluß des Prozesses zeigt. In seiner farbenprächtigen Schilderung vom Sonnenaufgang (Metam. II 112 ff.) führt er uns in den Vorhof des Sonnenpalastes. Aurora hat die purpurleuchtenden Tore geöffnet, und man sieht draußen im dämmerigen Weltall die Sterne fliehen, als deren letzter der Morgenstern seinen Posten vor dem kommenden Lichte verläßt. Der Sonnenriese beobachtet den Vorgang draußen und befiehlt den Stundengöttinnen, seine feuersprühenden Rosse an den Sonnenwagen zu schirren. Hier sind die Horen in den Tagesdienst des Sonnengottes gestellt mit durchsichtiger Allegorie. Ob Ovid selbst der Erfinder dieser Idee ist oder ob er, was wahrscheinlicher erscheint, auf alexandrinisches Vorbild zurückgreift, mag hier unentschieden bleiben. — Diese Idee fand auch bei anderen Dichtern Anklang und weitere Verwertung. So stehen bei Valerius Flaccus IV 92 die goldhaarigen Stundengöttinnen bei Sonnenaufgang neben Helios und drängen ihn, den Strahlenkranz und den Sternenpanzer anzuziehen; bei Statius Theb. III 410 nehmen sie abends die Krone des Helios in Empfang, schaffen ihm Erleichterung und sorgen für seine Pferde und den Wagen. Ferner werden sie die Kinder von Sonne und Mond genannt, beide erzeugen ja durch ihren Lauf die Tages- und Nachtstunden des bürgerlichen Tages. Ihre Wohnung ist der Sonnenpalast, dort verweilen sie tagsüber; andrer-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seits aber wird ihnen in Rücksicht auf die dauernde Bewegung der Stunden gar keine Rast gewährt, sondern sie bewegen sich ununterbrochen bald im Gefolge der Eros, bald des Helios oder der Selene am Himmel einher. Die späteren Dichter, besonders Quintus Smyrnaeus und Nonnus zeichnen wiederholt die Stundengöttinnen in diesem Sinne, sie entlehnen die näheren Attribute, womit sie dieselben ausschmücken, wie: schöngelockt, untadelhaft, vielernährend, schnellfüßig, tanzend u. a. m. den alten Darstellungen der Horen als Göttinnen der Jahreszeiten [1]). Auch sonst hat man noch eine Reihe von Attributen diesem Kreise entnommen; einen bestimmten Versuch, der Idee der Stundengöttin eine greifbarere Fassung zu geben, erkennen wir darin, daß man neue Namen für die einzelnen zu schaffen suchte; Hygin (Fab. 183) berichtet uns an einer verderbten Stelle zwei Reihen solcher Schöpfungen; wie die Namen zum Teil erraten lassen, sind einfach teils die Hauptbeschäftigungen des Menschen im Laufe des Tages zu persönlichen Wesen erhoben, teils erscheinen die wichtigsten Etappen des Sonnenlaufes personifiziert; die Namen selbst lauten nach den Verbesserungen, die Robert, Blaß und Wissowa den verderbten Worten angedeihen ließen (Gött. gel. Anz. 1899, 546) Auge (Frühlicht) Anatole (Sonnenaufgang) Musice, Gymnastice, Nymphe (Bad), Mesembria (Mittag), Sponde, Melete, Acte (= Δημήτερος ἀκτή die Mahlzeit), Methe, Cypris, Dysis (Sonnenuntergang). Es sind Einteilungen des Tages wie wir sie z. B. auch im hebräischen oder ägyptischen finden, wo auch die Tageszeiten angegeben werden mit „in der Glut der Sonne, das Schweigen des Tages, das Herankommen des Abends, die Essenszeit" (Schiaparelli, Die Astronomie im alten Testament, übers. von W. Lüdtke S. 86) oder mit „Sonnenaufgang, Sonnenuntergang, Beginn der Nacht" (H. Brugsch Matériaux pour servir à la reconstruction du Calendier des anciens Égyptiens S. 99 ff.) Und gerade im ägyptischen Glauben waren diese alten Stundennamen zu persönlichen Gottheiten erhoben worden. Vielleicht geht das Vorbild Hygins darauf zurück und greift ägyptische Vorstellungen auf [2]). Wir sehen aber daraus, wie in einer Zeit, da ὥρα und das identische hora der Römer zu einem farblosen technischen

[1]) Besonders beliebt bei Quintus Smyrnaeus cf. I. 48. II. 657 Nonnus Dionys. XXXVIII 290—300 u. ö.

[2]) Salmasius, de annis climactericis 1647 nennt S. 251 folgende Stundengötter: Lampe, Alexidi, Terpsidi, Phenon, Erebe, Diauges, Proka, Panphe, Loitia, Porphyraa, Panphout, Tyrphe. Eine Quelle gibt er dafür nicht an, er sagt, er habe sie bei den Ägyptern als Tagesstunden gefunden.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausdrucke herabgesunken war, die dichterische Phantasie diesem noch Leben einzuhauchen wußte und die Zeit als einen geschlossenen Ring von Gottheiten darzustellen verstand, die in ewigem Wechsel, im göttlichen Tanze und im Gefolge der großen Tagesgottheiten Sonne, Mond und Aurora am Himmel einherziehen. Diese antike Darstellung der Stundengötter ist uns heute noch allen wohlvertraut durch Guido Reni, der in seinem bekannten Deckenfresko vom Palazzo Rospigliosi den antiken Ideen neues Leben geschaffen hat.

Dies ist etwa das Bild, das die Stundengötter haben in der lichten Weltanschauung eines Künstlers und Dichters, eines Menschen, der in heiterer Beschaulichkeit jenseits von quälenden Eintagssorgen dahin lebt: in heiterem Tanze, fern von jedem persönlichen Eingriffe in menschliche Ereignisse und Seelennöte, ziehen die ewig jungen Stundengöttinnen mit dem Sonnengotte am Himmel vorüber, unbekümmert um Menschenschicksal und Menschengram. Neben den angeführten Stellen belebt uns auf das trefflichste ein griechisches Rätsel der späteren Zeit, das im Appendix der Anthologia Palatina VII 45 überliefert ist, die antike Vorstellung der Stundengötter. Diese läßt der Dichter von sich selbst sagen:

Vollbürtige Schwestern sind wir, ohne Seelen,
an Zeit zwar jede älter als die andere,
doch all' einander gleich im Lauf der Zeiten.
Obschon wir rufen, öffnen wir den Mund nicht
und schreiten, ohne Füße zu besitzen.
Jedoch, indes wir mit dir plaudern, sind wir,
wenn du's nur merken willst, allgegenwärtig[1]).

Der mathematisch nüchterne Begriff des Wortes hora und andrerseits der rasche Wechsel der nie rastenden Wesen, deren persönliches Wirken je nach der Länge der Tage und der Jahreszeiten verschieden und darum für den Alltagsbürger kaum richtig zu fixieren war, ließ die Entwickelung einer eigentlichen religiösen Verehrung, eines Kultus dieser Zeitgötter nicht aufkommen. Die Untersuchung, ob hora als Stundengottheit im religiösen Leben der Griechen und Römer je eine wesentliche Rolle spielte, gibt keinen Anhaltspunkt dafür. Das gleiche gilt für unseren deutschen Begriff Stunde, auch er ist lediglich ein lebloser Zahlenbegriff von jeher

---

[1]) Ich benutze die Übersetzung, die Wolfgang Schultz, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise Leipzig 1912 II S. 24 gibt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewesen; hier fehlt allerdings jeder Ansatz dazu, der dem Ausdruck je ein persönliches Gepräge hätte geben wollen.

Wie der Begriff der Stunde erst spät in der antiken Welt Bürgerrecht bekommen hat, wie die Auffassung und Berechnung der Stunde selbst durchaus als Fremdgut sich dartut, so brachte der Fremdling auch eine Reihe ausländischer Ideen, die eigentlich dem abendländischen Gedankenkreis völlig fern waren, mit herein. Wir haben gesehen, daß gewisse Ansätze vorhanden waren, diese wichtige Kulturerrungenschaft mit alten religiösen Werten zu verschmelzen, daß sie aber wirkungslos für die Volksschichten selbst blieben und nur bei bestimmten Dichtern eine Rolle spielten. Viel wichtiger für das religiöse Leben breiter Volksschichten wurde die ebenfalls aus dem Orient stammende Zuteilung der Tages- und Nachtstunden an die Planeten, eine Idee, die bis in die Neuzeit ihre Nachwirkungen behalten hat, und aus deren Milieu heraus sich die Benennung unserer Wochentage entwickelt hat.

* * *

In griechischen Philosophenschulen war es dereinst ausgedacht und bewiesen worden, daß die alten religiösen Werte nur Produkte der menschlichen Phantasie seien, daß vielmehr unnennbare, unahnbare Gewalten, wie Notwendigkeit, Schicksalskraft, Vernunft oder auch eine blinde Macht des Glückes, des Zufalls mit eiserner Gesetzmäßigkeit oder launischer Willkür Menschheit und Weltall beherrsche. Der Mensch selbst steht dabei wehr- und willenlos in dem geheimnisvollen Walten der Natur, er ist wie eine Figur des Schachbrettes in der Hand des Spielers völlig von diesen Gewalten abhängig. In dem Gange dieses ehernen Naturräderwerkes suchte man nun bestimmte Gesetze herauszuarbeiten, gemäß deren Wirken nicht nur die Gegenwart sondern auch alles, was dereinst kommen wird, sich berechnen und erklären lasse. Dabei war man mit dem astrologischen Fatalismus des Orients bekannt geworden. Stoische Philosophen, die selbst von Geburt Orientalen waren, wie Chrysipp, Posidonius von Apamea, Antipater von Tyrus, Zeno von Tarsus, Diogenes von Babylonien haben die heimischen astrologischen Ideen mit den Spekulationen der griechischen Philosophen in Verbindung gebracht und eine Weltanschauung daraus geformt, welche eine absolute Sympathie zwischen allen irdischen Vorgängen und dem Wandel der Planeten, ihrer Stellung zu einander und zu den Fixsternen betonte. Daneben verbreitete die Zunft praktischer Astro-

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

logen den Glauben an die allmächtige Schicksalsgewalt der Gestirne und fand in der Klasse der Gebildeten und in den unteren Volksschichten zahlende gläubige Anhänger.

Sie maßten sich an, die Kenntnis zu haben, wie man aus der Stellung der Gestirne und der Bewegung der Planeten das Naturgesetz herauslesen, mithin durch gewissenhafte Beobachtung der schädlichen und günstigen Einflüsse der Sterne die alldurchflutende Schicksalskraft in ihrem Weiterwirken hemmen, sie schwächen oder überhaupt beseitigen könne. Eine Hauptrolle spielten in ihren Lehren die Chronokratores, die Herren der Zeit. Sie behaupteten, die Herrschaft von gewissen Sternen, besonders den Planeten und den Tierkreiszeiten, wechsele in bestimmten Zeitabschnitten; die ganze Zeit, Jahrhunderte, Jahre, Monate, Tage und Stunden hatten ihre Astralherrscher, nach deren Einfluß alles Geschehen bedingt war. Wer nun das Geheimnis wußte, welcher Ring von Sternmächten gerade über einer bestimmten Stunde waltete, wer deren Natur und verschiedenartige Wirkung auf die irdischen Dinge kannte, der konnte den Schleier der Zukunft enträtseln und alles kommende vorausbestimmen. Dabei treffen wir zwei verschiedene Theorien: entweder gibt die Konstellation der Geburtsstunde dem Neugeborenen sein Schicksal, wie ein Siegel dem flüssigen Wachs sein Bildnis aufdrückt [1]), oder das Menschenleben steht stündlich abhängig von der jeweiligen Konjunktur. Beide Lehren sind mit subtiler Ausführlichkeit bis in ihre letzten Konsequenzen ausgearbeitet worden und sie haben sich vom vierten Jahrhundert vor Christi Geburt an zahlreiche Verkünder und Anhänger zunächst im Orient, in Syrien, Ägypten dann auch im Abendlande, in Griechenland und Rom erworben. Großen Anklang haben sie um den Beginn unserer Zeitrechnung in Rom gefunden; so gibt Tibull (I. 3, 17) unter anderen bösen Omina, die seine Abreise verzögerten, auch den Tag des Saturn an; Properz führt uns in seiner Widmungselegie des letzten Buches das Treiben der Astrologen in Rom vor Augen, wie sie in der Nähe des Zirkus ihr Wesen treiben, ihre Instrumente bei sich führen, um jederzeit das Horoskop stellen zu können, wie sie sich an harmlose Spaziergänger mit großmäuligen Empfehlungen herandrängen und sie solange belästigen, bis diese gutmütig genug ihre Weisheit anhören [2]).

[1]) Plin. nat. hist. II 28; Seneca Consol. ad Marciam 18, 8. Juven. VII 194 u. a.

[2]) Eine glänzende Interpretation dieser Elegie gibt A. Dieterich, Kleine Schriften S. 120 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Sorte von Menschen war frech genug, sich erhaben über das Schicksal zu nennen, sich zu brüsten, Mittel und Wege zu kennen, wie man sich vor der Allmacht der Schicksalsmächte schützen könne. Wer die feindlichen Sternenmächte der betreffenden Stunde wußte, die Gebete, Opfer und Geheimkräfte kannte, mittelst deren man ihre Herrschaft beugen konnte, der konnte das Naturgesetz durchbrechen. Das hatte z. B. Chairemon, der Lehrer Neros betont (Euseb. praep. ev. V 10, 5 ff.), und wenn Juvenal (sat. VI 580) sarkastisch behauptet, sogar für die Stunde des Essens frage man ängstlich nach den Weisungen des Ägypters Petosiris, oder die Entscheidung ob man eine Wagenfahrt unternehmen dürfe bis zum nächsten Meilenstein, mache man von dem Bescheide des Astrologen abhängig, der die Stunde erst beurteilen müsse, so gibt uns dies einen Begriff davon, wie die Massen dieser Zeit beherrscht waren von dem astrologischen Aberglauben[1]).

Nun war zur Bestimmung der Stundenheiligen ein großer Apparat von Instrumenten, Tabellen und Berechnungen erforderlich, der für den steten Gebrauch zu zeitraubend und zu kostspielig war. Da hatte man für den täglichen Gebrauch die ganze chaldäische Weisheit auf ein Minimum reduziert und den gelehrten Ballast, der zur Bestimmung des Horoskopes nötig war, über Bord geworfen. Es muß in dieser Zeit sich das Bedürfnis fühlbar gemacht haben, praktische Handbücher zu schaffen, die es jederzeit einem Laien ermöglichten, kurz und bündig für jede Stunde den Stundengott und seinen Einfluß zu erfahren. Zwar ist uns aus der älteren Zeit keines dieser volkstümlichen Horarien erhalten, wir wissen auch nicht, wann sie aufgekommen sind, wir können aber aus der Masse solcher Tabellen der späteren Zeit rekonstruieren, wie eine solche volkstümliche Orientierung über den Charakter einer jeden Stunde ausgesehen haben muß.

Die früheste genaue Angabe, wie man zur Berechnung der Planetenstunde verfahren muß, stammt aus dem Anfange des 2. Jahrhunderts, sie ist uns von Vettius Valens gegeben. In seinen Anthologien gibt er im 10. Kapitel des 1. Buches eine Dar-

[1]) Näheres darüber bei Cumont, Astrologie and Religion among the Greeks and Romans, American Lectures on the History of Religions Ser. 1911—1912 S. 13—120 u. 165, ferner: Fatalisme astral et Religions antiques. Revue d'histoire et de littérature religieuses 1912; Boll in dem Artikel Hebdomas bei Pauly-Wissowa und meine Ausführungen über Heimarmene ebendort.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellung, wie man die Stundengötter finden kann. Er stellt zunächst die Tagesgötter fest, die in folgender Ordnung die Woche beherrschen: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn; diese an sich recht willkürliche Reihenfolge ist, wie wir unten sehen werden, aus der Aufteilung der Wochenstunden an die Planeten herzuleiten. Da nun der Leser der damaligen Zeit selbstredend die Wochentage nur in einer bestimmten Zahlenfolge ohne jegliche Benennung vor sich hatte[1]), war es schwierig, gerade den bestimmten Tag der Planeten festzustellen. Um dies zu erleichtern, mußte Valens eine genaue historische Angabe zu Grunde legen, welche es dem Leser ermöglichte, sofort die weitere Umrechnung auf die gewünschte Zeit vorzunehmen; Valens legte seiner Berechnung das Jahr 120 und zwar den 7. Februar zu Grunde (s. Kroll, catalogus codd. astrol. graec. II 86). Durch Abzählen konnte man von da an sich die Tagesgötter für den Termin, den man gerade aus irgend einem Grunde besonders ins Auge faßte, selbst ausrechnen. Hatte man den Tagesgott festgestellt, so war es leicht, auch die Stundengötter auszurechnen. Nach ägyptischem Vorbilde beginnt bei Valens nämlich der Tag mit Sonnenuntergang und dauert bis Sonnenuntergang, er läuft also von Abend zu Abend. Die erste Tagesstunde ist also die erste Stunde der vorangehenden Nacht. Der Zwischenraum selbst zerfällt in 24 Stunden; hierbei wird auf die astronomische Stunden- und Tageslänge keine Rücksicht genommen, von Abend bis Morgen, also von Sonnenuntergang bis -aufgang dauert die Nacht mit 12 Stunden, von Morgen bis Abend der Tag mit 12 Tagesstunden; die Stunden sind je nach der Jahreszeit bald am Tage, bald in der Nacht von größerem Umfang. Sie fallen nun der Reihe nach unter die Obhut je eines Planeten, hier ist aber die Ordnung zu nehmen, die die Planeten im Universum einnehmen. Der äußerste Planet, Saturn, beginnt mit der Herrschaft, dann folgen Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Überträgt man diese Reihe auf die Stunden und beginnt nach Ablauf der Reihe wieder von vorn, so hat man für jede Stunde des Tages den Planetengott. Als Beispiel wählt er den Tag des Merkur. An seinem Tage beherrscht er die 1. Stunde nach Sonnenuntergang, dann kommen 2. Mond, 3. Saturn, 4. Jupiter, 5. Mars, 6. Sonne, 7. Venus, 8. Merkur,

---

[1]) Über das Aufkommen und die Reihenfolge der Planeten als Wochentagsgötter s. Roscher unter Planeten Myth. Lexik. III Sp. 2535 ff., Boll a. O. Sp. 2573 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

9. Mond, 10. Saturn, 11. Jupiter, 12. Mars, 13. d. h. die 1. Tagesstunde Sonne usw., die 15. und 22. fällt dann wieder auf Hermes, die 23. auf den Mond, die 24. auf Saturn, die 25. d. h. die 1. Nachtstunde des nunmehr beginnenden neuen Tages auf Jupiter, der zugleich damit der Tagesgott wird. Zählt man so der Reihe nach durch 7 Tage lang, dann bekommt man die Tagesgottheiten in der oben gesagten Aufeinanderfolge, die unseren heutigen Wochentagen gleichkommt. Zweifellos ist aus diesem Aberglauben heraus die Benennung und die Zählung unserer Wochentage abzuleiten.

Den Einfluß der Planeten selbst hatte man ihrer Natur nach bis auf die feinsten Details berechnet. Valens gibt selbst Kap. 1 einen Überblick über die Wirkung der einzelnen Planeten. So heißt es z. B. vom Mars: Er bedeutet Gewalttätigkeit, Krieg, Raub, Lärm, Übermut, Ehebruch, Mord von Herrschern, Abfall, Verbannung, Entfremdung der Ehegatten, Kriegsgefangenschaft, Schändung von Weibern, Zerschneiden des Kindes im Mutterleib, Liebesgemeinschaft, Heirat, Tod von guten Menschen, Betrug, eitle Hoffnung, gewalttätigen Diebstahl, Raub, Plünderung, tiefe Wunden von Freunden, Zorn, Kampf, Verleumdung, Feindschaft, Anklage. Es folgt eine weite Reihe von üblen Folgen, die ihn begleiten, nur die Soldaten begünstigt er, was seiner eignen Natur durchaus entspricht. Die Planeten zerfallen ihrer Art nach in segensreiche (ἀγαθοποιοί): Sonne, Jupiter und Venus, bösartige (κακοποιοί): Saturn und Mars, und neutrale (κοινοί): Mond und Merkur[1]). Ihre Wirkung wird allerdings abhängig gemacht von ihrer Stellung im Zodiakus, dessen Sternbilder wieder besondere Kräfte haben und verschieden die Planeten beeinflussen, wobei die ganzen Feinheiten des Horoskopes in Betracht kommen müssen. Nach Valens eigenen Angaben geht die ganze Wissenschaft auf den Ägypter Nechepso zurück.

Wollte man nun nach der Theorie des Valens eine Stunde bestimmen nach dem Charakter, den die herschenden Sterne ihr aufprägen, so war eine sehr komplizierte Rechnung und Beobachtung erforderlich. Es ließ sich aber aus seiner Stundentabelle und der genannten Einwirkung der einzelnen Planeten leicht ein volkstümliches Horoskop aufstellen: man stellte einfach den Stundengott fest, warf ihn mit dem Tagesgott zusammen und dividierte oder multiplizierte beider Kräfte. Wollte man eine böse Kraft in böser Absicht haben, so

---

[1]) S. Plutarch, De Iside, Kap. 48, und Servius zu Vergil, Georgica I 335.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brauchte man es z. B. nur am Tag des Saturn in der Stunde desselben (d. h. 1. 8. 15. 22.) zu beginnen und man war seiner Hilfe sicher. Wer es also auf den Geldbeutel leichtgläubiger Leute absah, brauchte nur solche Stundentabellen mit kurzen erläuternden Bemerkungen ins Volk zu bringen. Von wem eine solche populäre Tabelle zuerst aufgestellt wurde, und wann sie zuerst auftauchte, läßt sich nicht feststellen. Daß sie im Umlauf waren und allmählich größten Anklang gefunden hatten, zeigt uns der Chronograph vom Jahr 354. Hier ist dem bürgerlichen Kalender ein Wochenabriß mit Verzeichnis der Tages- und Nachtstunden vorangeschickt. Jede Stunde ist dem Stundenplaneten zugewiesen und dahinter steht mit den Abkürzungen N (= nefastus, verhängnisvoll), B (= Bonus, günstig), C (= Communis, neutral, d. h. kommt er zu einem guten oder bösen Tagesplaneten, so verstärkt er in dieser Stunde dessen Eigenschaft) der Charakter jedes Planeten und somit jeder Stunde. So heißt die Tabelle z. B. vom Saturntag (vgl. Mommsen, Über den Chronograph vom Jahre 354, Abh. d. K. Sächs. Ges. d. Wiss. I 1850, 565 und Mon. Germ. Hist. auct. ant. IX 1, 42)

NOCT			DIVR		
I	MART	N	I	SAT	N
II	SOL	C	II	JOV	B
III	VEN	B	III	MAR	N
IIII	MER	C	IIII	SOL	C
V	LVN	C	V	VEN	B
VI	SAT	N	VI	MER	C
VII	JOV	B	VII	LVN	C
VIII	MAR	N	VIII	SAT	N
VIIII	SOL	C	VIIII	JOV	B
X	VEN	B	X	MAR	N
XI	MER	C	XI	SOL	C
XII	LVN	C	XII	VEN	B

Gegen die Angabe des Valens verstößt allerdings die Reihe dadurch, daß der Tagesplanet nicht der Stundengott der 1., d. h. der vorangehenden Nachtstunde, sondern der 13., d. h. der 1. Tagesstunde ist. Aus der genauen Stundenfixierung konnte man sich seine Unternehmungen einrichten. Das ließ nun eine Reihe von besonderen Deutungen für jede Einzelstunde weiter entstehen, aber der Kalender selbst hat nichts davon, am Ende des Tages steht als Quintessenz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Gesamtcharakter aller Ereignisse; so heißt es für den Saturnstag: Wenn er Tag und Stunde, sowohl Tages- als Nachtstunde beherrscht, dann wird alles schwarz (unglücklich) und bedenklich, wer geboren wird, wird ein gefährlicher Mensch werden, wer davongelaufen ist, wird nicht gefunden werden, wer sich niederlegen wird (d. krank wird), wird in Lebensgefahr schweben, ein Diebstahl wird nicht entdeckt werden. Danach konnte man sich ja für jeden Wochentag sein etwaiges Schicksal ausrechnen; diese billige Weisheit enthob also ihren Besitzer dem Walten des Verhängnisses, wenn er seine Unternehmungen nicht solchen Stunden aussetzte, in denen naturgemäß feindliche Stundengewalten ihre Macht ausübten. Diese einfache Theorie, wie man auf gute Art ohne gelehrte Difteleien sein etwaiges Schicksal aus einer Tabelle herausrechnen oder ablesen konnte, geht, wie wir oben gesehen haben, zum Teil auf Valens zurück. Aber schon vor ihm muß eine gewisse Sorte von Winkelastrologen solche Handbüchlein für den praktischen täglichen Gebrauch ausgearbeitet und in Verkehr gebracht haben. Wie Boll (Hebdomas in Pauly Wissowa VII, 2572) sicher mit Recht vermutet, zwingen uns zu dieser Annahme Äußerungen Juvenals wie, daß die Damen abgegriffene Tagebücher bei sich trugen, um stets die günstige Stunde zu wissen oder, daß über die kleinste Reise, die man machen wollte, erst in dem „Buch“ nachgeschlagen wurde, ob die Stunde günstig sei (sat. VI 574 u. 577). Vermutlich waren sie ganz in der Art des Chronographen vom Jahre 354 gehalten. Das größte Geheimnis war für diese Zeit, da die Benennung der Wochentage noch nicht feststand, hauptsächlich das Finden des Tagesplaneten, denn von ihm aus konnte dann die Reihe der Stundengötter mit Leichtigkeit abgelesen werden. An der Hand einer solchen Tabelle ist es uns auch verständlich, warum in Inschriften neben dem Wochentag auch die Stunde der Geburt oder des Todes erwähnt wird. Eines der ältesten Beispiele, wo die Stunde erwähnt ist, stammt aus Venafrum aus dem Jahre 40 n. Chr. (Corp. Inscr. Lat. X, 4881), es ist ein Herennius geboren III. Non. Sept. hora X im Jahre 6, gestorben III. Non. Sept. hora X, Geburts- und Todesdaten stimmen überein, das hatte offenbar sein Horoskop bereits verkündigt; jedoch können wir das Beispiel nicht für unsere Stelle so verwerten wie z. B. C. J. L. IX 6192, wo es ganz im Sinne unseres volkstümlichen Horoskopes heißt: die Lunis IX Kal. Junias ora diei secunda; ferner V 1634 nata est die Veneris ora XI, eo die defuncta est ora secunda die Veneris, und VI 13 782: natus mense

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

maio hora noctis VI die Mercuri, mortuus est IV Kal. Julias hora X[1]).

Dio Cassius behauptet 37, 18 ff., die Idee, den ganzen Tag mit den einzelnen Stunden ganz in die Herrschaft der Planetengötter aufzuteilen, sei in Ägypten entstanden. Wenn wir Valens berücksichtigen, ebenso die Äußerung Juvenals, daß Petosiris der Gewährsmann des astrologischen Aberglaubens sei, so dürften allerdings ägyptische Geheimnisse hier mitsprechen. Wir haben aus Ägypten selbst Zeugnisse, daß dort der Glaube an das Walten der Planetenstundengötter früh ausgebildet war. In den demotischen Zauberpapyri (herausgegeben von F. Griffith und H. Thompson, London 1904), welche sich jetzt in London und Leiden befinden, heißt es Col. 20: Wenn der Gott fort ist, dann stelle eine Tabelle mit den Stunden auf die Ziegel und schreibe die Stundensterne hinein und deinen Willen auf eine neue Rolle und lege diese auf die Tafel; dann bewirkt er (d. h. der wegegangene Gott) daß deine Sterne erscheinen, die deinem Vorhaben günstig sind. Der Zusammenhang ist nicht ganz klar, ich denke mir, der Zauberer bringt dadurch, daß er in der Zauberstunde den Geheimnamen des Stundenplaneten in die Liste schreibt, den Gott dazu, zu erscheinen und ihm zu dienen. Ein magischer Zwang zieht den Gott herab, wenn auf Erden plötzlich sein heiliger Name und seine heilige Stunde erraten und geschrieben wird. Ähnlich heißt es auch in dem gleich zu besprechenden Leidener Zauberpapyrus, daß ohne den Stunden-, Tag- und Wochengott der Gott nicht auf die Beschwörung reagieren wird (S. 175, 13, Diet.)

In gewissen Kreisen ging man so weit, daß man oben im Himmel sich die Stundentabelle wirklich vollziehen sah. So heißt es in dem großen Pariser Zauberpapyrus (ed. Wessely, Denkschr. d. Wiener Akademie, philos. hist. Klasse XXXVI, 1888, S. 58, 543 f. — A. Dieterich, Mithrasliturgie², S. 7, 9), daß der Myste „aufgehoben und zum Himmel emporschreitend sehen wird die göttliche Ordnung jenes Tages und jener Stunde, wie die tagbeherrschenden Götter hinaufsteigen gen Himmel, andere hinabsteigen; der Weg der Götter, welcher von ihm erblickt worden, wird erhellt durch den Diskos (d. h. die Sonne), den Gott". Danach stellt sich der Glaube dieser Kreise vor, daß stündlich die ganze Leitung tatsächlich abge-

[1]) Ich verdanke den Hinweis auf diese Beispiele den Ausführungen **Gundermanns** in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung I S. 177; es sei ferner auf die Bemerkungen **Schürers** in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft VI 1905, S. 48 ff. aufmerksam gemacht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten und übernommen wird von den Göttern, die wechselnd auf- und niedersteigen im ewigen Wechsel und Weben[1]). In demselben Papyrus ist weiter unten noch auf einen weiteren wichtigen Bestand hingewiesen (vgl. S. 12, 7 Diet.), danach hatte tatsächlich jeder Planetengott als Stundengott seinen heiligen Namen, den muß der Myste wissen, ebenso wie den Gott selbst, denn er soll ihm weiter helfen. Der Myste steht in dem Planetenhimmel, da sieht er einen Gott, jugendlich schön, mit feurigen Locken in weißem Gewande und in scharlachrotem Mantel mit einem feurigen Kranze, es ist der Sonnengott. Er muß ihn anbeten mit bestimmter Litanei, damit er den Stundengott zu Hilfe bekomme und seinen heiligen Namen erfahre.

Man hat sogar in dieser griechisch-ägyptischen Welt einen besonderen Namen für die planetarischen Stundengötter geprägt: das Wort Horogeneis. In dem Leidener Papyrus J. 395, welchen Leemans (Pap. Gr. Mus. ant. publ. Lugdun. Batav. II 83 ff.) und A. Dieterich (Abraxas 169 ff.) veröffentlicht haben, wird wiederholt auf den Wert dieser Gottheiten für das Gelingen des Zaubers hingewiesen. Was der Name eigentlich heißen soll, läßt sich aus dem Worte nicht unmittelbar erkennen; wir haben es mit einer Neuprägung zu tun, die in ihrer vieldeutigen Form wohl absichtlich so dunkel gestaltet wurde, um nicht jedem das Geheimnis, das darin lag, sofort zu verraten. Es kann Horus damit gemeint und mit dem griechischen Begriff ὥρα gleichzeitig gespielt sein, eine Ideenverbindung, die nahe liegt und auch derart ausgesprochen wurde, daß man Horus den Vater oder Herren der Horen (Stunden) nannte (Horapoll Hierogl. I 17, Macrobius Sat. I 21, 13, Lydus de mensibus II 5 S. 22, Wünsch). Das könnte auf einen ägyptischen Mythus anspielen, monach Horus der Vater der Stundengötter war[2]). Wie wir im griechischen Mythus gesehen haben, wird ja hier auch der Sonnengott der Vater der Horen genannt. Ähnlich könnten ja die Ägypter auch ihren Horus mit den Stunden verbunden haben. Tatsächlich

[1]) Auch in den Pseudepigraphen des Alten Testamentes findet sich die Idee von dem Walten der Chronokratores ausgeprägt, auch hier ist es eine gewaltige Geisteruhr, deren einzelne Zusammensetzungen die Lichter des Himmels und die sie lenkenden Geister sind; vgl. das Buch Henoch, Kap. 75.

[2]) Die „Horussöhne" spielen als Stundenschutzgötter in den Osirismysterien eine besondere Rolle, s. H. Junker die Stundenwachen in den Osirismysterien = Denkschr. d. kaiserl. Akad. d. W. in Wien LIV, 1911 S. 2. 4. — Wahrscheinlich ist diesem Gedankenkreise der Begriff entnommen und auf die Planetenstunden übertragen worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatten diese seit sehr alter Zeit die Stunden durch besondere Göttinnen personifiziert, von denen jede einzelne einen eigenen Namen hatte; als Nachtstunden waren sie durch einen fünfstrahligen Stern über dem Kopfe, als Tagesstunden durch einen Diskus gekennzeichnet. Sie fahren entweder in der Sonnenbarke und wechseln stündlich, oder sie stehen am Gestade in bestimmten Zwischenräumen und beten den vorüberfahrenden Sonnengott an[1]).

Diese Göttinnen sind aber hier nicht gemeint. Wie Dieterich gezeigt hat, haben wir es mit den Planetengöttern zu tun — auch auf diese konnte der Name anspielen, da nach einem bestimmten ägyptischen Glauben Horus sich stündlich in den Planeten manifestierte (s. E. Meyer in Roschers myth. Lex. I 2 unter Horos Sp. 2745). Ihr Wert wird wiederholt dadurch hervorgehoben, daß betont wird, ohne sie höre der Gott nicht. Sie sollen mit den Tages- und Wochengöttern zusammen angerufen werden. Der Schreiber des Papyrus verweist den Mysten auf den „Schlüssel Mosis", in dem sie ständen. Aber der Papyrus gibt an einigen Stellen genau den Inhalt dieses Zauberschlüssels zu erkennen. So heißt es S. 180, 11 Diet. ausdrücklich, wenn du den Tagesherrscher kennst, dann quäle jenen d. h. den Stundengott. Kurz vorher wird betont, man solle vor dem eigentlichen Zauberakte sieben Tage lang jeden Tag die Stunden- und die Tagesgötter der Reihenfolge nach feststellen. Außerdem ist zum Überfluß in den Papyrus eine πῆξις τοῦ πολεύοντος eingestreut, welche links als Ἑλληνικὸν die Wochengötter, rechts als Ἑπτάζωνον die Stundengötter genau in der Reihenfolge gibt, wie sie Valens aufstellt. Auch ein Opfer muß ihnen dargebracht werden (5. 172, 8 Diet.) und zwar ein unblutiges. Aus Weizenmehl sollen drei Bilder (mit Stier-, Bock- und Widderkopf) jedes stehend auf dem πόλος (d. i. der Weltkugel T. 231) gemacht werden. Der Myste soll sie umräuchern und dann essen, indem er dazu den Beschwörungsnamen und das Beschwörungsgebet der Horogeneis spricht. Das Opfer selbst hängt wohl mit ägyptischen Ideen zusammen, die die Sonne-Horus vielfach mit diesen Tieren in Berührung bringen, sei es daß sie als heilige Tiere oder als Offenbarungsform desselben gelten (vergl. Stier und Horus Brugsch, Relig. u. Mythus der alten Ägypter 2a. 666, 675, 681, 690, Widder und Horus ib. 104).

Die Papyri sind etwa im 3. Jahrhundert entstanden. Die

[1]) Die Literatur habe ich in dem Artikel Horogeneis bei Pauly Wissowa gegeben.

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tatsache, daß bereits die Magie sich die Lehre für ihre Zwecke dienstbar machte, zeigt uns, daß der Glaube an diese Stundengötter, der im Volke bereits festgewurzelt sein mußte, wahrscheinlich schon in seiner ersten Stärke nachgelassen hat. Der Zauberer nimmt ja mit Vorliebe sterbende oder veraltete religiöse Begriffe in seine Mittel auf und weiß ihnen durch einen besonderen Aufputz mit Opfern und unverständlichen und auch unsinnigen Geheimnamen ein geheimnisvolles Leben in den Köpfen Ungebildeter einzuhauchen.

Diesen Stundengöttern waren naturgemäß ganz die Attribute der Planetengötter eigen, auch im Kult fallen sie mit ihnen zusammen; es würde uns zu weit führen, hier Einzelheiten darüber aufzuführen; ich glaube auch sie ruhig hier bei Seite lassen zu können, da kaum zu unterscheiden ist, ob Stunden-, Tages-, Monatsgott, der alte Gott des römischen griechischen Kultkreises in planetarischem Lichte oder anderes mehr jeweils zu verstehen ist. Der Glaube an diese Herren der Stunde hat sich bis in die Neuzeit erhalten. Eine Fülle von solchen Wochenabrissen, wie wir sie seither kennen gelernt haben, ist uns in dem catalogus codicum astrologorum Graecorum erschlossen worden. Jeder Band bringt aus den einzelnen Bibliotheken in reicher Auslese solche Stundentabellen. Auch die Nutzanwendung, die es jedem ermöglichen soll, als Laie die Lehren der Astrologie jederzeit für sich zu verwerten, sind zum Teil geblieben, zum Teil wesentlich erweitert. Sie sind, in der Art wie sie Valens entworfen hatte, unter dem Namen des Zenarios (I 128 f.), des Heliodor (IV 136; wahrscheinlich fußen hierauf die Darlegungen des Johannes Kamateros in seiner εἰσαγωγὴ ἀστρονομίας v. 2036 ff., ed. Weigl S. 66 ff.), des Antiochos (VII 114) oder des Sampsycharis (I 85) überliefert, meist stehen aber keine besonderen Autorennamen dabei, die ja auch höchst nebensächlich sind, da die meisten Horarien keine neuen Ideen enthalten Eine längere Auseinandersetzung über den Einfluß der einzelnen Stundengötter enthält unter anderen der Neapolitaner Codex 19 (= IV 138). Hier ist die Berücksichtgung des Tagesgottes in der Aufzählung selbst ganz in den Hintergrund gedrängt, alles ist in der Hauptsache vom Herren der Stunde allein abhängig; so heißt es z. B.: „Wer zur Sonnenstunde etwas Heimliches begehen will, hat damit kein Glück. Denn es wird an den Tag kommen. Pflege Verkehr mit anderen, gib Gastfreundschaft; reise wohin du willst zu Wasser oder Land, beginne einen Bau, lege den Grundstein, kaufe Pferde, gib die Kinder in die Schule; wer einen Diebstahl begangen hat, wird

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwischt werden.“ Von der Stunde des Mars lautet das Prognosticon: „Du wirst nichts Schönes vollbringen. Für alle Unternehmungen ist er entgegengesetzt, dagegen geeignet für die Anschläge der Dämonen (daher wird auch im Zauber die Marsstunde immer bevorzugt). Ziehe nicht in die Schlacht, sonst erwarte Niederlage und Wunden. Das Neugeborene wird mit Schwierigkeit auferzogen werden, es wird ein Bösewicht werden, ein Trunkenbold, Mörder, mit einer Narbe im Gesicht, ein ganz schlechter Mensch. Ist es aber weiblichen Geschlechtes, dann wird es zum Fluche seiner Eltern geboren werden. Die Richter werden nicht zu einem Entschluß kommen, sondern in Streit miteinander geraten. Wer einen Vertrag abschließt, wird keinen Erfolg sehen.“ So verteilt sich weiter der Charakter der Stundengötter nach dem Schema gut, böse, neutral; als Beispiel für den guten Planeten sei die Ausführung über Venus widergegeben: „Die Stunde der Venus ist gut und nützt zu Liebesangelegenheiten. Schließe Freundschaft, pflege Verkehr, gib die Kinder in die Lehre, ziehe neue Kleider an, gehe auf Erkundigungen aus, ziehe um, mache eine Reise, nimm Gäste auf, du wirst unerwarteten Gewinn haben, wirst Freude haben, meide Gericht und Schlacht. Wenn ein Sklave nach, dem Meere zu fliehen wird, wird er nicht gefunden werden. Ein Diebstahl wird entdeckt, das Gestohlene gefunden werden. Die Verbrecher werden einmütig verurteilt werden.“ — Es sind lauter triviale Weisheiten, die hier als Wirkungen der Planeten verkauft werden; auch in anderen Stundenkriterien steckt nicht besonders tiefer Sinn; man hat aus dem chaldäischen Aberglauben, der bis in das feinste hinein den Einfluß der Planeten auf den ganzen irdischen Organismus berechnet hatte, in plumper grober Form einige Stücke sinnlos herausgerissen und so das Wirken jedes Planeten populär verständlich gemacht. Kampf — Gericht — Diebstahl — Hausbau — Gastfreundschaft — Geburt sind mit kurzen Worten in die Interessensphäre gezogen und dem Charakter des Stundengottes angepaßt. Der Neugeborene wird nur bei den verhängnisvollen Planeten einer weiteren Betrachtung unterzogen; so ist außer dem genannten Einfluß des Mars Saturn von dieser Wirkung: wer in seiner Stunde das Licht der Welt erblickt, ist gelehrig; er hat einen großen Schädel, sehr kleinen Leib und Plattfüße. Das sind Trivialitäten, die die geistigen Beschaffenheiten des Verfassers zur Genüge kennzeichnen, die aber durchaus den volkstümlichen Ansprüchen entsprochen haben werden, denn sie tauchen in ähnlicher Form uns in vielen Varianten in dem catalogus entgegen. Neben diesen Trak-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

taten in denen sinnlos den 7 Stundengöttern immer wieder an ein und demselben Tage 3 bis 4 mal dieselbe Wirkung zugedacht ist, finden sich auch erweiterte Tabellen, die den Tagesgott für die einzelnen Stunden mit in Betracht ziehen, also schon etwas mehr Anspruch auf Überlegung machen. So steht in einem Münchener Codex, den Boll VII S. 88 ff. herausgegeben hat, ein Stundenplan für die ganze Woche vom Sonntag bis zum Samstag. Hier ist nicht die Stunde von vornherein gleichartig und mit kleinlichen Alltagsredensarten charakterisiert, sondern der Charakter verschieden gefärbt, je nachdem der Tagesregent den Stundengott unterstützt oder in seinem Wirkungskreis hemmt. So heißt es vom Sonntag: Der Sonnengott ist der Tagesregent, er ist aber auch der Herr der 1. 8. 15. 22. Stunde. Diese Stunden, in denen er der Herr ist, kennen keine schädlichen Einflüsse für ein Unternehmen, das darin begonnen wird. Denn alles, was in ihnen angegriffen wird, gestaltet sich aufs schönste und wer auf die Reise geht, wird fröhlich wieder zurückkehren. In der 2. 9. 16. 23. Stunde ist die Venus die Herrin, diese sind günstig zu Zusammenkünften von Weibern. Merkur verwaltet die 3. 10. 17. und 24. Stunde, sie bedeuten Verlust und Schaden. In der 4. 11. und 18. herrscht der Mond, diese Stunden sind segensreich, aber sie kosten reichliche Anstrengungen. Saturn hat die 5. 12. und 19., diese sind schädlich und wer in ihnen von Hause weggeht, wird elend heim kommen. In der 6. 13. und 20. herrscht Jupiter, es sind gute Stunden. Denn wer von Hause weggeht, wird froh zurückwandern. Die 7. 14. und 21. hat Mars in seiner Gewalt, und diese Stunden sind sehr schädlich und verhängnisvoll. Auf diesen gedrängten Überblick folgt dann S. 90 ff. eine eingehendere Darlegung, worin in den einzelnen Stunden sich die Macht des Regenten offenbart. Es wird der Aufenthaltsort des Ausreißers bestimmt: Vorstadt, Gerichtsgebäude, Bäder, Kirche usw., die Genesung, Verschlimmerung oder Tod eines Kranken, Wiederfinden und Beschaffenheit von verlorenen Gegenständen, Persönlichkeit und Charakter des Diebes, der in der betreffenden Stunde seine Tat ausführt. Eine andere Tabelle, die unter dem Namen des Heliodor und Antiochos geht, hat Boll S. 113 f. veröffentlicht, sie bezieht sich ausschließlich auf die Beschaffenheit und die Zukunft der Neugeborenen.

Es ist meist ein unerquicklicher Unsinn, der sich in den astrologischen Handschriften als volkstümliche Anschauung über den Einfluß der Stundengötter abgesetzt hat, er ist aber wertvoll für uns,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da er uns einen Begriff gibt, wie etwa solch ein Handbüchlein ausgesehen haben mag, das Juvenal die Römer und Römerinnen seiner Zeit stündlich für jedes Vorhaben erst befragen läßt. Wie die ganze plumbe und stumpfe Anordnung erkennen läßt, sind astrologische Charlatane die Verfertiger und Kolporteure solcher Offenbarungen gewesen, und diese fanden sicher ihre Kunden in weitem Maße in den unteren Volksschichten, in denen auch heute noch die absurdesten Wunderbüchlein und astrologischen Geheimnisse bereitwillige Abnehmer finden.

Auch heute wird noch das alte Geheimnis von der Wirkung der Stundengötter breit getreten, so wird in Johannes Tritheim's Wunderbuch S. 28 die Planetentabelle in der uns bekannten Form gegeben; dabei ist ausdrücklich gesprochen „von der Tabelle derer Stunden der Planeten sowohl bey Tag als auch in der Nacht, und wie dieselben mit Nutzen zu gebrauchen". Der Nutzen selbst ist aber nur in dem Beisatz gegeben „darnach der Mensch im Gewitter und allen anfangenden Geschäften sich richten kann" und in der für unsere seitherige Betrachtung wertvollen Anmerkung: „zu merken, daß in vorstehenden Tafeln die Stunden nach der Sonnen Aufgang gezählet werden, und nicht den Glockenstunden nach, denn die Zeit, als lang die Sonne auf dem Erdkreis ist, welches aus einer Glastafel oder sonst zu wissen ist, mußt du in 12 Theile oder Stunden theilen, es gebe kurze oder lange Stunden, nach dem es die Zeit giebt im Jahr, und die übrige Zeit bis wieder zu der Sonnen Aufgang der Nacht zu geben, auch in 12 Theile theilen und diese deine Rechnung machen". Denn sie zeigt uns, wie mitten in unserm modernen Leben noch die alten Lehren der antiken Winkelastrologen in unerweiterter Form zu Markt getragen werden. Außerdem werden in demselben Buche noch die Planetenstunden speziell berücksichtigt für alchimistische Zwecke; S. 177 ff. z. B. ist ein Wochenplan mit den hauptsächlichsten Planetenstunden aufgestellt, die für die Gewinnung von Elektrum Magicum in Betracht kommen.

Wir haben bis jetzt gesehen, wie die Idee von dem allgewaltigen Schicksal in den paar Sätzen von der Wirkung der Stundenherren für die niederen Volksschichten zurecht gemacht war und wie die drei-Kreuzer-Astrologen mit höchst dürftigen Lehren denen, die sich an sie um Rat wandten, eine Erlösung von der Allgewalt des Gestirnfatalismus zugedachten. Daneben hatte sich aber im Zauber und in religiösen Gemeinschaften eine Reihe von Spezialisierungen der Gestirnmächte und damit auch unserer Stundengötter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst herausgebildet. Es ist ein in der antiken Welt weit verbreiteter Aberglaube gewesen, daß die Magier es verständen, sich die Gestirne dienstbar zu machen, den Mond und die Sterne auf die Erde herabzuziehen und ihre Befehle ihnen aufzutragen. Mithin müssen uns auch die Stern-Stundengötter in ähnlichem Sinne begegnen. In den Zauberpapyri wird auch hierauf angespielt, einer der wertvollsten Belege ist die Beschwörung des Planeten Venus (Wessely Denkschr. d. Wiener Akademie 1888, 117 v. 2891 ff.); ein großer Zauberapparat von geheimnisvollen Ingredienzen, deren Bestandteile sämtlich nach astrologischen Theorien vom Einfluß der Planeten auf irdische Substantien ausgewählt sind, wird dazu aufgeboten, ihre Zusammensetzung muß den Stern zur Erde mit magnetischer Kraft herabziehen. Es folgt ein Opfer an den Stern, wobei der Zauberer durch ein Amulett sich vor den etwaigen üblen Folgen der Erscheinung schützen muß; dann kommt die Beschwörungsformel mit dem Befehl, dem Zauberer den gewünschten Dienst zu vollbringen. In diese Worte ist als starker Bann eine Reihe Geheimnamen eingestreut, die zum Teil unverständlich, zum Teil aber aus dem Ideenkreis der griechischen Göttin herbeigeholt und auf den Planeten übertragen sind. Es heißt dann (v. 2939 ff.): wenn du den Stern aufflackern siehst (eigentlich wie ein Johanniswürmchen glänzen siehst; das flimmernde Licht wird auch sonst als Antwort der beschworenen Sterne genommen) so ist es ein Zeichen, daß er aus seiner Ruhe aufgestört wurde, wenn er in seiner Bahn Funken sprüht, ist er unterwegs. Wenn er eine Längsform zeigt wie eine Fackel, wird er gleich kommen (das unmögliche ηξεν ist wohl verschrieben für ηξει). Das weitere fehlt; jedenfalls folgte dann die Sternerscheinung, die wohl mit der üblichen Planetenvorstellung identisch war: es erscheint die Göttin Venus, wie sie im olympischen Götterkreise einst verkörpert war, mit irgend einem Feuerattribute. Ganz entsprechend ist wohl auch jeder andere Stundengott im Zauber erschienen, wenn er mit seinen Geheimnissen und irgend einer besonderen Kraft aus seiner Sphäre herabgerufen wurde. Daß dieses wirklich der Fall war, können wir aus den Papyri ersehen. So wird der Sonnengott als Stundenherr im Berliner Zauberpapyrus (Parthey in den Abhandl. der Berl. Akad. der Wissensch. 1865 S. 150 v. 3 ff.) angerufen mit den Worten: „Komme hierher zur Stunde der Nacht . . . der du diese Nacht beherrschest und sie durchwaltest, der du über die Stunde dieses Gebetes und über dieses selbst gebietest . . .".

* * *

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Neben diese Astralgottheiten treten als Vertreter der Stundenherren in späterer Zeit die Engel des alten Testamentes. Diese hatten eine Reihe typischer Auszeichnungen, wie Lichtleib, Blitzesantlitz, Augen von Feuerflammen, Füße glänzend wie Messing, das im Ofen glühet, einen Leib glänzend wie Edelstein und andere Attribute[1]); sie entsprachen damit inhaltlich den religiösen Anschauungen, welche man in bestimmten antiken Religionsgemeinden von den menschenartig gedachten Sternen hatte. Infolgedessen lag es nahe, diese beiden Ideenkreise ineinander zu flechten und schließlich die Gleichung aufzustellen Sterne = Engel. Nun waren aber eine ganze Reihe verschiedener Engelklassen ausgedacht worden; entsprechend diesem Dogma wurden auch die nach Licht und Größe verschiedenen Sterne wieder in besondere Geisterstufen geschieden, die höchste Klasse der Engel, die Erzengel, mußte den im Volksglauben der damaligen Zeit am höchsten bewerteten Planeten entsprechen, so daß die neue Gleichung entstand: Planeten = Erzengel, und somit war die weitere Kombination mit der Funktion der Planeten als Stundengötter gegeben und die Reihe geschlossen mit der Folgerung: die Erzengel sind als die Herren der Planeten die Walter und Regenten der Stunden. Wie dieser Prozeß unter langen Gährungen und heftigen Widersprüchen allmählich ausreifte, welche Faktoren mitsprachen in der Verschmelzung der verschiedenen Begriffe, soll hier nicht verfolgt werden. Es sei nur auf das Endresultat hingewiesen, welches die Erzengel mit den Planeten und somit mit den Herren der Stunde gleichsetzte. Auch dieser Glaube ist in seinen Nachwirkungen bis in unsere Zeit herein nachweisbar.

Dementsprechend treffen wir in bestimmten Literaturgattungen die bekanntesten der Erzengel als Stundengötter, besonders Gabriel, Michael, Raphael. In den Apotelesmata, die unter dem Namen des Apollonius von Tyana (siehe catal. codd. astrol. graec. VII 179) erhalten sind, ist uns die Reihe erhalten; darin sind allerdings nur die guten Tagesstunden aufgeführt mit ihren jeweiligen Herrschern: Der erste Tag, der des Herrn, hat als gute Stunden die 1., 2., 8., 9.; in ihr herrscht der Engel Michael. Der zweite Tag hat als gute Stunden 1., 2., 6.: Engel Uriel. An dem dritten Tag beherrscht die guten Stunden 1., 2., 8. Katachael. Des vierten Tages gute Stunden

[1]) S. Daniel 10, 5 f., Apocal. Joh. I 13 ff. — Wie die ganze Entwickelung unter lebhaften Streitigkeiten innerhalb der christlichen Kirche vor sich ging und Geltung gewann, hat F. Piper, Mythologie der christlichen Kunst II 201 ff. dargetan.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind die 1. u. 4., Beherrscher ist Rhamael. Der fünfte Tag hat vier günstige Stunden, die 5., 6., 7., 8., der Stundenpatron ist Raphael. Der sechste Tag fehlt; an dem siebenten Tag, dem Ruhetag, gibt es keine guten Stunden, denn es ist Ruhe und Stillstand jeder Arbeit. Der Text fährt dann weiter: „diese Stunden sind bei Gott wohl angeschrieben, beachte sie bei jedem Unternehmen, das du beginnen willst, so wie man einen Schatz in der Erde bewahrt. Denn die Weisen haben dieselben wie einen Schatz in der Erde in ihrem Herzen bewahrt, weil in ihnen der Geist der Weisheit ist." Er selbst, so erklärt der Verfasser habe mit Hilfe der genannten Stunden Wunder vollbracht und ein Zweifel daran sei ausgeschlossen. Wie hier für die einzelnen Tage verschiedene Erzengel gewissen Stunden zugeteilt sind, so wird in unsern modernen Zauberbüchern auch das Geheimnis verraten, daß zu bestimmten Tagen mächtige Geister ihre heiligen Zeiten haben. Dies ist sicher ein Überrest dieser alten Aufteilung der Tage, wie wir sie z. B. bei dem erwähnten Pseudo Apollonius finden. In Johann Kornreuthers Buch (Gewaltige Citation und Beschwörung des vermaledeiten Teufels Astaroth Beelzebub Dierle Bassiel[1]) ist am Schlusse ein Überblick über die Engel und Geister gegeben, die durch die Woche herrschen, sie verteilen sich von Sonntag an in der Ordnung: Raphael, Gabriel, Samuel, Michael, Saquiel, Uriel, Capuel. Sie herrschen an ihrem Tag in der Stunde, da der Tagesplanet zugleich Stundengott ist, also Raphael in der Sonnenstunde, Gabriel in der Mondstunde, Samael in der Marsstunde, Mittwoch ist ausgelassen, vermutlich verstand der Verfasser den Wochentag nicht, da sein deutscher Name den Tagesgott nicht mehr erkennen ließ; am Donnerstag herrscht Saquiel in der Jupiterstunde, Freitag Uriel in der Venusstunde, Samstag Capuel in der Stunde des Saturns. Verblaßt ist die ganze Anschauung in der Magia Nigromantica curiosa Alomonis Zadocki (abgedruckt in der unten erwähnten Kölner Sammlung), wo verschiedene Geister am Tage bestimmte Stunden haben, z. B. heißt es S. 343 von dem Geist Naperon: „Der Geist Naperon ist einem Fürsten auf Erden zu vergleichen an Schätzen und an Gütern. Er gibt Gold und verborgene Schätze und allen Reichtum und Wissenschaft in der Medizin; man kann von ihm begehren, was man will. Seine Stunde ist von 7 bis 8 Uhr Abends."

[1]) Abgedruckt in der „Sammlung der größten Geheimnisse außerordentlicher Menschen in alter Zeit, Köln am Rh. bei Peter Hammer 1725. S. 425.

Generated on 2018-04-27 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In dem Traktate Kornreuthers sind den Stundenherren noch eine Reihe dienstbarer Geister beigegeben, die wieder besondere Gehilfen haben, so heißt der Geist, welcher Gabriel beigegeben ist, Alinatos der König, diesem helfen seine Diener Vibeli, Nubeli, Atemoba. Auch anderwärts begegnen uns in der Zauberliteratur bestimmte Geister, die als Diener den einzelnen Planetenengeln zugewiesen sind. Die Engel der Planeten sind die Fürsten dieser Dämonen und müssen an ihrem Tage und in ihren Stunden angerufen und beschworen werden. Die Masse von Schiebungen, die hierin gerade in den Zauberbüchern entgegentritt, ist erstickend; bald taucht der alte Planetenbegriff an die Oberfläche, bald ist es der Engelbegriff, dann ist der Engel wieder der Herr der alten Sterndämonen; dieser besitzt aber doch wieder in seiner Stunde seine alte Kraft und Fähigkeit und muß sie dem Beschwörer zur Verfügung stellen, sobald dieser seinen Namen ruft und seine Stunde weiß. Wie toll das Planetenregiment mit den verschiedensten Begriffen vermengt war, mag uns ein Beispiel aus Andreas Luppius, claviculae Salomonis (auch in dem sog. Manual Höllenzwang Doctoris Johannis Fausti abgedruckt) zeigen. Hier sind wieder 7 Erzengel mit den Planeten identisch gesetzt, in „olympischer" Sprache heißen sie Aratron, Bethor, Phaleg, Och, Hagith, Ophiel, Phul. Jeder hat dabei den alten zauberkräftigen lateinischen Namen beibehalten, ebenso sein Geheimzeichen. Wie die Fähigkeiten der einzelnen aussahen, kann uns folgende Ausführung über Aratron = Saturnus zeigen (S. 8 = Fausti Höllenzwang S. 80 f.): Er mag in einem Augenblick ein jeglich Ding in einen Stein verkehren, als ein Thier oder Erdgewächse, da dasselbe nichts minder als seine vorige Gestalt und Ansehen behält. 2. Verkehrt die Schätze in Kohlen, und herwieder die Kohlen in Schätze. 3. Gibt er dienstbare Geister mit gemessener Gewalt. 4. Lehret er die Alchmie, Geistkunst und Naturkunst. 5. Gesellt er den Menschen die Erdmännlein, Bergmännlein zu. Macht er einen Menschen unsichtbar. 7. Die Unfruchtbaren macht er bärhaft und fruchtbar. 8. Lehret er, wie man das Bleiwerk suchen, mit Nutz arbeiten, Silber und Gold daraus machen soll. 9. Lehret er Arznei machen zu kleinem Vieh, Geisen, Hennen ꝛc. 10. Gibt er Antwort, so man ihn fraget um gefangene und kranke Leute, gibt dienstbare Geister aus dem Firmament, er gibt einen großen Verstand; so man ihn fraget um hochwürdige Dinge, so gibt er trefflich großen Rat, rechnet und leget ein Ding bei einer Nadelspitze aus. Dieser Geist soll berufen werden an einem Samstage

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Morgens in der ersten Stunde, darinnen die Sonne aufgeht in angehendem Monde (es ist die antike Stundenzählung gemeint, wonach Sonnenaufgang = 1. Stunde ist). 49 Könige, 42 Fürsten, 28 Herzöge, 21 Räte, 14 Diener, 7 Boten, 36000 Legionen Geister stehen unter ihm. Legion 490." Eine ähnliche Gelehrsamkeit finden wir bei Arbatel de magia veterum zusammengestellt und ganz eingehend werden die einzelnen planetarischen Subalterngottheiten behandelt und mit Namen aufgezählt in Johannes Tritheims Wunderbuch S. 236 ff. u. 247 ff. Man muß nach dessen Anweisungen diese Fürsten anrufen, der Name genügt, um ihn herbeizurufen in der Stunde, da der Planet der Herr ist. Er sendet dann aus seiner Engellegion den Schutzengel des Mysten, um diesem zu dienen. Auch von wirklichen Erscheinungen der Planetengeister weiß uns diese düstere Zeit des Hexenglaubens zu berichten, so erschien z. B. der Spiritus Nacurii im Jahre 1568 den 18. Tag Februarii dem Carmeliter Mönch Albertus Baier und klärte ihn über die Geheimnisse der Planetenwelt auf (Pneumatologia occulta bei Mannhardt, Zauberglaube und Geheimwissen S. 121 ff.). Aber die Idee, daß den Planeten besondere Engel und diesen wieder eine Reihe Spezialgeister zugewiesen sind, die insgesamt auf Beschwörungen reagieren und erscheinen, ist nicht eine Erfindung der neuen Zauberbücher, sie geht ebenfalls auf die Antike zurück. In der Hygromantia Salomonis, welche Heeg im catal. cod. astr. VIII 2, 139 ff. herausgegeben hat, ist S. 144 zunächst ganz in dem oben geschilderten volkstümlichen Modus die Woche in die Planetentage, diese wieder selbst in die 24 Einzelstunden zerlegt. Bei letzteren ist wieder in der Art, wie es Valens getan hatte, die Reihenfolge der Planeten beibehalten, jede einzelne Stunde hat in einem kurzen Satze eine nähere Charakteristik, die von den oben aufgeführten dadurch wesentlich abweicht, daß für keine einzige Stunde der ganzen Woche das alte Schema angewendet ist. Hinter diesen Tages- und Stundengöttern folgt in einer gewissenhaft aufgezählten Reihe für jede einzelne Stunde der ganzen Woche der Stundenengel und der Stundendämon. In einer kurzen Vorbemerkung weist Salomo seinen Sohn Rhoboam darauf hin, daß in jeder Stunde ein guter Engel und ein böser Dämon die Herrschaft hat. Will man nun eine gute Tat vollbringen, so muß man den guten Engel um Beistand in der betreffenden Stunde anrufen, bei einem bösen Vorhaben dagegen den bösen Dämon, der in Betracht zu kommen hat. Es sind lauter verschiedene Engel und verschiedene

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dämonen, keiner kehrt zu irgend einer Tages- oder Nachtstunde in der ganzen Woche wieder. Wir sehen aber, daß auch in dieser Aufzählung noch eine besondere Rolle den Erzengeln zugewiesen ist, sie sind nämlich in der Reihenfolge: Michael, Gabriel, Samuel, Uriel, Raphael, Agathael und Sabapiel die Herren der ersten Tagesstunde, also zugleich die mit den Tagesplaneten identischen Tagesherren. Dies ist zwar nicht ausdrücklich betont, es läßt sich aber aus der Tatsache unmittelbar erkennen. Es folgt dann nach dieser sorgsamen Zuteilung sämtlicher Wochenstunden an Planeten, Engel und Dämonen die Vorschrift, für jede Handlung solle man zunächst sich über die Stunde orientieren, dann zuerst das Gebet an den Stundenplaneten sprechen; darauf beschwöre man den Engel und dann den Dämon. Der Text gibt 7 verschiedene Planetengebete. Da uns nur wenige Gebete an die Stundengötter erhalten sind, soll hier zur Charakteristik des ganzen Glaubens das Gebet an Saturn folgen, es lautet: „Du ewiger Gott, du unwiderstehliche Kraft, der du alles lenkest zu unserer Wohlfahrt, schenke uns Gnade, damit ich den furchtbaren Planeten in meinen Willen unterordne. Ich beschwöre dich, o Planet Kronos, bei deinem Laufe, bei deiner Luftschicht, bei deinem Wirkungskreise, deinem Himmel, deinem Leuchten, deiner lebendigen Kraft und bei diesen deinen heiligen Namen: Gasial, Agunsael, Atasser, Beltoliel, Mentzatzia, daß du mir Gnade schenkest und Kraft und Gewalt in der Stunde, in der du herrschest." Wohl ist uns eine beträchtliche Anzahl anderer Planetengebete bekannt, aber kein ähnliches Stundengebet. Sie müssen allerdings schon früh vorhanden gewesen sein, das beweist uns die oben wiedergegebene Beschwörung des Helios als Stundengott in dem Berliner Zauberpapyrus. Auf die Planetengebete folgt dann eine Beschwörungsformel, welche für alle Engel und Dämonen einer Stunde bezwingende Kraft hat. Sie lautet (S. 157): „Ich beschwöre Dich, Engel N. N., der du dieser Stunde gebietest, Du bist gesetzt zum Ansehen und zum Dienst des Menschengeschlechtes, o. N. N., der du mächtig tapfer und gewaltig bist, ich beschwöre Dich bei dem Gott, der Dir befahl über diese Stunde zu wachen, sei mir ein Helfer mit Deinem Diener, dem Dämon N. N., der den Befehl erhielt, der Diener zu sein in dieser Stunde, daß er mir helfe und diesen Dienst tue, damit er ruhmreich, herrlich und verwirklicht werde." Salomo wiederholt dann nochmals den Befehl, den bestimmten Stundenplaneten, -engel und -dämon nach einander einzeln anzurufen, sie sollen dem Beschwörer helfen in

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinem Vorhaben, dann müsse er die Geheimzeichen des Planeten machen mit Schwärze und Räucherungen entsprechend dem Charakter des Planeten. Und, so fügt er hinzu, der Herr der Stunde willfährt dir.

Der ganze Traktat stammt aus byzantinischer Zeit, aber zweifellos ist darin die ganze Weisheit aufgespeichert, die in dem oben genannten Leidener Papyrus bereits von dem Schlüssel Mosis erzählt wird. Jedenfalls hatte ein Büchlein unter dem Namen des Moses mit ähnlichen Bestandteilen, wie wir sie in der Hygromanteia Salomonis soeben kennen gelernt haben, der Verfasser des Papyrus gekannt, sie dünkten ihm wichtig genug, daß er Bestandteile davon seinem eigenen Gebräu zumengte. Eine Untersuchung darüber, wie nun der ganze Glaube zu Stande kam, daß der Planet noch besondere Geister mit einer Schar untergeordneter Dämonen unter sich habe, die alle ihre Influenz zu ganz bestimmten Tages- und Nachtstunden ausüben, führt uns in das Gebiet jüdischer und neuplatonischer Eschatologie und Mystik einerseits und chaldäisch planetarischen Aberglaubens andrerseits.

Jedenfalls lag ursprünglich die Anschauung zu Grunde, daß die Planeten nicht einfache Geister sind, die mit besonderen Feuerattributen am Himmel einherziehen, sondern daß ein reiches Gefolge von Geistern nnd Engeln diese Chronokratoren umgebe, daß sie selbst auf Wagen in unaussprechlichem Glanze am Himmel einherziehen, die von besonderen Gespannen am Himmel einhergezogen werden. Wir finden in jüdischen Kreisen griechische, babylonische und jüdische Ideen zu einem wunderlichen Bilde verwoben. So heißt es z. B. in der griechischen Baruchapokalypose von der Sonne Kap. 6 (übers. Kautzsch S. 452): „Und er nahm mich und brachte mich dorthin, wo die Sonne ihren Ausgangsort hat, und zeigte mir einen vierräderigen Wagen, unter welchem Feuer loderte, und auf dem Wagen saß ein Mann, der eine Feuerkrone trug. Und der Wagen wurde von vierzig Engeln in Bewegung gesetzt". Am Abend nehmen vier Engel seine Krone ab, tragen sie in den Himmel und erneuern sie dort. Vom Monde heißt es Kap. 9 (p. 454 k.): „Und am folgenden Morgen sehe ich auch ihn in Gestalt eines Weibes und auf einem Wagen mit Rädern sitzend. Und vor ihm her waren Rinder und Lämmer (offenbar wie der Führer ihm erklärt Engel niederer Ordnung) an dem Wagen und eine große Zahl von Engeln in ähnlicher Weise". Ebenso heißt es im Buch Henoch Kap. 75, daß alle Sterne im Wagen ihre Umfahrt machen. Es sind die geläufigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

griechischen Gedanken vom Helios und der Selene mit den Engelideen in Zusammenhang gebracht[1]). Diese Vorstellung wurde auch in neuplatonische und christliche Kreise übertragen und wir finden von Augustin an lebhaft die Frage erörtert, ob die Sterne von den Engeln fortbewegt werden, ob diese sie wie Feuerräder oder Feuerkugeln vor sich hertreiben, sie auf der Schulter tragen oder hinter sich herziehen. Der ganze Glaube von den Sterngeistern erweiterte sich dahin, daß man nicht nur in den himmlischen Sphären dieselben ihre Tätigkeit ausüben ließ, sondern sie in enge Verbindung mit allen irdischen Vorgängen und Elementen brachte. Man schrieb ihnen die Kenntnis der menschlichen Angelegenheiten zu und behauptete, daß sie als Vermittler und Fürsprecher die menschlichen Wünsche gegen das Schicksal erfüllen könnten. Dazu mußte man die Namen, ihre Wirkungszeit, ferner die Zauberformeln, die geheimnisvollen Pflanzen und Mineralien kennen, in denen die verschiedenen Planetengeister ihre Kräfte liegen haben und vermittels derer sie zu einem besonderen Eingriff veranlaßt werden können. Wie der Glaube dann weiterging, zeigt uns zur Genüge die Hygromanteia Salomonis. Außer den bisher berührten Zeugnissen hat dieser Glaube in seiner phantastischen Form besonders bei den Ssabiern weitergelebt. Schahrastânî (s. Chwolsohn, die Ssabier II 439 ff.) berichtet von ihnen, daß sie als Mittler besonders die Planeten verehren. Dabei beachten sie „ihre Häuser und Stationen, ihren Auf- und Untergang, ihre Verbindungen nach den Figuren der Conjunktion und Opposition ..., die Einteilung der Tage, der Nächte und der Stunden nach ihnen ... Demnach verfertigten sie Siegelringe und lernten die Zaubersprüche und Anrufungen. Sie bestimmten einen Tag dem Saturn, nämlich den Sabbath und gaben an ihm Acht auf seine erste Stunde und siegelten mit seinem Siegelringe, welcher seiner Gestalt und seiner Kunst gemäß angefertigt war, und zogen die ihm eigentümlichen Kleider an, räucherten mit dem ihm eigentümlichen Räucherwerk, stimmten die ihm eigentümlichen Anrufungen an und erbaten als ihr Bedürfnis von ihm das, was vom Saturn von Seiten der ihm eigentümlichen Taten und Einwirkungen zu fordern ist, sodaß er ihr Bedürfnis erfüllte und ihren Wunsch in den meisten Fällen eintreten ließ“. Ebenso wurden auch die übrigen Planeten zu ihren

[1]) Ueber die Verbindung der Planeten mit Archonten und Engeln in der mandäischen und gnostischen Religion s. **Bousset** Hauptprobleme der Gnosis-Forsch., 2. Bd. u. Lit. d. Alten und Neuen Test. ed. **Bousset** und **Gunkel**, X, 33 ff., 52 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tagen und ihren Stunden angerufen oder auch die Geister derselben, die so in den Planeten leben, wie etwa unsere Seele in unserem Körper.

Aus diesem Gedankenkreis heraus wird uns nun auch eine Erweiterung der ganzen Ideenkette verständlich werden, die uns ebenfalls in den Zauberpapyri gegeben ist. In dem unter dem Namen Κλαυδιανοῦ Σεληνιακὸν überlieferten Liebeszauber (Wessely, Denkschr. d. Wien. Akad. 1893 S. 51 v. 930 ff. Kenyon, Greek Pap. Katal. I. 111, 862) wird der Mond angerufen ebenso wie in den geschilderten Planetengebeten mit Geheimnamen und er wird gebeten, einen Engel herabzusenden von denen, die bei ihm thronen; es folgt eine Liste von 12 Engeln, in der es v. 967 ff. heißt: sende den Engel, der über die erste Stunde herrscht: Menebain und den der 2. Stunde Nebun und den der 3. Lemei; so geht es weiter es werden alle 12 Engel der Nacht durchgezählt und mit Namen genannt, letztere lauten weiter Mormoth, Nuphier, Chorborbath, Orbeeth, Panmoth, Thymenphri, Sarnochaibal, Bathiabel, Abrathiabri. Wie der Beschwörer vorher ausdrücklich betont, will er nicht alle 12 haben, er sagt ja: „sende einen derer, die neben dir sitzen,“ zählt nachher nur die Namen so gewissenhaft aus seiner Tabelle auf, um der Göttin zu zeigen, daß er alle genau mit Namen kennt. In der Hygromanteia hatte Selene als Tagesregent ebenfalls ihre Stundenengel und Stundendämonen. Eine ganz entsprechende Tabelle lag jedenfalls auch dem Schreiber des Papyrus vor, er schreibt nur die 12 Stundenengel der Nacht aus, da die Wirkung der Mondgöttin zur Nachtzeit am stärksten ist; außerdem spielte seit alten Zeiten der Mond die hervorragendste Rolle im Zauber. Was nun in den einzelnen Namen der genannten Stundenengel steckt, läßt sich kaum entziffern. Bei Nebun läßt sich wohl unmittelbar an Nebo denken, den assyrisch-babylonischen Namen des Merkur, auch der öfters im Zauber angewendete Name der Mondgöttin Nebutosualeth ließe sich darunter vermuten, ein Menebain (wohl angespielt auf den Mondgott Men) kommt in den Sethianischen Verfluchungstafeln sehr oft vor, bei Thymenphri läßt sich an die ägyptische Menphri denken, die ebenfalls in den sethianischen Verfluchungstafeln eine Rolle spielt (s. Wünsch 34, 35, 37 u. ö.), ebenso ließen sich bei den übrigen gewisse Anklänge und Parallelen herausholen. Aber ich halte dies für ebenso nutzlos wie eine Deutung der Engel und Dämonennamen in der Hygromanteia und der Geheimnamen der Planeten selbst. Wertvoll ist für uns die ganze Liste deswegen, weil sie zeigt, wie neben der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einfachen Lehre von der abwechselnden Herrschaft der Planeten als Stundenregenten frühzeitig den Planeten selbst, wenn sie Tagesregenten waren, besondere Gruppen von Stundenengeln zur Seite gestelle wurden. Wer deren Geheimnamen kannte uud nannte, zwang sie und ihren Gott zu seinen Diensten; das entspricht dem weit verbreiteten Glauben, wer den heiligen Namen einer Gottheit kennt und ausspricht, zwingt sie zu erscheinen und ihm zu helfen. Ob die Tabelle aus gnostischem Ideenkreise stammt, wie Reitzenstein Poimander S. 257 vermutet, erscheint mir fraglich. Zwar hatten nach Hippolyt (refut. haer.) V 14 S. 189, 27 ff. die Peraten über die 12 Nachtstunden einen Archon Soklas d. h. Osiris über die 12 Tagesstunden einen Archon Euno d. h. Isis. Wie aber die Gleichstellung ergibt, haben die Peraten in ihrem Systeme einseitig nur Sonne und Mond als Herren der Tages- resp. Nachtstunden aufgefaßt und mit mystischen Namen den Begriff verschleiert.

Wir finden in den Zauberpapyri außer den seither genannten 12 Geheimnamen der Stundenengel, die der Mond als Regent haben soll, auch Versuche, die volkstümlichen Werte ganz in Geheimnamen zu verdunkeln. So heißt es in einem Pariser Papyrus (bei Wessely Denkschr. der Wiener Akad. 1888 S. 61; A. Dieterich Mithrasliturgie 2a. S. 12, 7) der Myste solle das Gebet sprechen, damit er den Regenten des Tages und der Stunde erfahre, der den Namen Thrapsiari Morirok habe, damit dieser erscheine und Rede und Antwort stehe in den guten Stunden εωρω ρωρε ωρρι ωρι ωρρωρρωι ωρρεωρωρι εωρεωρεωρεωρε. Ohne Zweifel sind es sinnlose Kombinationen von Buchstaben, die nur für den Sinn und Wert hatten, der an dergleichen Unsinnswust Gefallen und Glauben an den inneren Zaubergehalt hatte.

* * *

Wir schließen damit unsere Betrachtung, welche Varianten aus der orientalischen Idee hervorgegangen sind, daß die Planeten ihrem Umlaufe nach je eine Stunde der Reihe nach beherrschen und alles, was im Weltenall in dieser Stunde geschieht, hauptsächlich von der Wirkung des herrschenden Gestirnes abhängig ist. Es fragt sich nun, ob damit die Reihen von Stundenherren erschöpft sind, oder ob sich noch andere Gottheiten finden, die aus ganz anderen Interessen- und Religionsschichten entnommen sind. Anzeichen davon haben wir, daß solche Ideen auch in die griechisch-römische Welt gebracht worden sind. In den schon erwähnten Apotelesmata des Ps. Apollonius von Tyana folgt auf die Angabe

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der guten Stundenengel in der Ausgabe von Nau (Patrologia Syriaca II 1382 ff.) die Anweisung: „Wenn du irgend eine heilige Handlung vornehmen willst, dann wähle die von mir genannten Stunden — nämlich der Erzengel — aus und nenne die Namen von den Tagen und Stunden, die in Betracht für dein Vorhaben kommen, von Erde und Meer . . . Enthalte dich aller Sünde und bitte den Schöpfer, er möge das gewähren, um was du bittest." Es wird dann nochmals die Wichtigkeit der genannten heiligen Namen der Stunden betont, die unbedingt genannt werden müssen. Dann folgt ein feierliches Gebet an Gott. Vorher (S. 1376 ff.) sind die heiligen Namen der Tages- und Nachtstunden genannt. Die Reihe beginnt mit den Tagesstunden und ist für jeden Tag gleich, sie lautet: Jaek — Nanouris — Uchosiur — Splachne — Saglat — Teechmul — Berouki — Buran — Chapbrum oder Chapaurun — Buchun — Simbru — Dachlium, die Nachtstunden haben die heiligen Namen: Suchulum — Bepterul — Tachran — Hygchel — Kosgar — Zerus — Machluch — Zanbe — Sophiu — Chalgu — Saltu — Eulsin und Elik —. Ein Teil dieser Reihe ist von Cedrenus und im Testamentum Adams überliefert. Die Literatur ist bequem zusammengestellt von Kmosko in der Patrol. Syriaca II 1310 ff.

Was für einen Sinn die einzelnen Namen, die aus dem hebräischen stammen, haben, ist völlig rätselhaft und unentwirrbar. Der Verfasser bemerkt dazu: dies sind die Namen der Stunden, die Gott in sieben Tagen geschaffen hat; ich habe sie von Gott erhalten und so wieder gegeben, wie ich sie verstanden und gelernt habe. Siehe, ich gebe sie Dir alle. Dem aber, der sie alle genau kennt, wird nichts verborgen sein von allem Seienden, sondern alles wird ihm zu Füßen liegen und dienstbar sein. Es fehlt die uns gewohnte Kennzeichnung der einzelnen Stunden; für jede einzelne wird auseinandergesetzt, welche Wesen in ihr den Gott anbeten, z. B. in der ersten Tagesstunde ist es gut für die Menschen zu beten, in die zweite fallen die Gebete und Hymnen der Engel, in der dritten preisen alle gefiederte Wesen Gott, darum ruft man da die gefiederten Wesen an, in der vierten Stunde preisen alle Geschöpfe Gott, da beschwört man am besten alle Arten von Schlangen, Skorpionen, Drachen und jedes giftigen Gewürmes. In der fünften Stunde lobt jedes lebende Tier Gott, in dieser Stunde beschwört man Löwen, Panther, Bären, Wölfe und andere Tiere. Es folgen dann die Cherubim (sechste), die Engel (siebente), die achte und neunte sind ohne Erklärungen, in der zehnten loben die Wasser Gott und

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Geist Gottes steigt hernieder, schwebt über den Wassern und segnet sie. Denn geschähe das nicht, so schadeten die bösen Dämonen durch das Wasser dem Menschengeschlecht. Wenn ein reiner Mensch in dieser Stunde Wasser schöpft und mit heiligem Öle mischt, dann wird er damit jede Krankheit heilen, Besessene befreien und Dämonen austreiben. In der elften freuen sich die Erwählten Gottes, in der zwölften finden die menschlichen Gebete Erhörung. Ebenso sind die Nachtstunden aufgeteilt, die erste gehört den Dämonen, die zweite den Fischen, den Drachen, Schlangen und Feuerwesen die dritte. Die vierte Stunde ist die Gespensterstunde, da laufen die Dämonen an den Gräbern um; begegnet ein Mensch ihnen, so erleidet er Schaden, denn er wird einen Schreck und Schauer bekommen beim Anblick der phantastischen Erscheinungen. Das ist die Stunde des Liebeszaubers, der Verwünschung, des Hasses und jedes Zaubergeschäftes. In der fünften loben die Wasser über der Veste Gott, die sechste ist Ruhestunde, die siebente hat wieder die Heilkraft des Wassers wie die zehnte Tagesstunde, die achte ist günstig zur Ausnutzung der Zauberkraft, die in Blumen, Weinreben, Ölbäumen und allen Pflanzen steckt. Die neunte und zehnte entbehren jeder Bemerkung, die elfte ist wieder näher ausgemalt: da öffnen sich die Tore des Himmels; ein Mensch, der da reines Herzens und Gewissens betet, wird erhört werden; in dieser Stunde fliegen Engel, Cherubim und Seraphim umher mit Jauchzen, und es ist Freude im Himmel und auf Erden, und die Sonne gehet auf aus Eden über die ganze Erde In der zwölften Nachtstunde ruhen die himmlischen und feurigen Geister.

Drei Gedankenreihen sind in diesem Konglomorat deutlich zu einem inkonsequenten Ganzen verwoben: Erstens die Vorstellung, daß jede Stunde ein persönliches Wesen ist und einen eigenen Namen, eigene Fähigkeit besitzt. Dieses ist verdunkelt, nur der Name ist ausdrücklich genannt, es ist auch betont, daß man den heiligen Namen jeder Stunde wissen und nennen muß, wenn man eine heilige (d. h. Zauber-) Handlung vornehmen will. Der alte Glaube von dem allmächtigen Wesen der Stundengötter erscheint hier verblaßt und zu einem leeren Worte zusammengeschrumpft. Zweitens ist die ägyptische Idee, daß in jeder Stunde andere Gottheiten erscheinen und den Sonnengott, wenn er mit der Sonnenbarke vorbeifährt, preisen, hier verwischt und verquickt mit israelitischen Ideen aufgegriffen. Ferner ist die Einteilung des Tages in heilige Stunden, in denen die Gebete am besten den Weg zur Gott-

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

heit finden [1]), vermengt mit abergläubischen Vorschriften, die wohl dem Gebiete der Magie entnommen sind. Großen Einfluß hat die ganze Vorstellungsreihe nicht bekommen, auch kaum Anregung zu entsprechenden Neuschöpfungen gegeben. Vielleicht ist noch ein Nachklang darin zu sehen, wenn andere hebräische Engelnamen als Bezeichnung von Tagesstunden vorkommen. Z. B. finden sich eine Reihe Stundennamen in hebräischen Handschriften der Pariser Nationalbibliothek (herausgegeben von M. Moise Schwab, Vocabulaire de l'angélologie in Mémoires présentés par div. sav. à l'académie des inscriptions et belles-Lettres X 2 (1897) S. 113 ff.), wie Tehon (Abgrund = 3. Nachtstunde), Damtoci (Er vergißt das Blut = 12. Tagesstunde) u. a., die auf ähnliche Gedanken hinweisen.

* * *

Boll verweist (cat. cod. astrol. VII 175) auf eine andere Gattung von Stundengöttern, die wohl auch bei uns in Deutschland bekannt und volkstümlich sind. In Konstantinopel soll nach dem Berichte Leclerq's ein Uhrwerk sein, welches jede Stunde eine bestimmte Figur heraustreten läßt, die während der ganzen Stunde bleibt, mit dem Augenblick, wo die neue Stunde beginnt, verschwindet sie und eine neue tritt an ihre Stelle. Welche Personen da erscheinen, ist nicht gesagt; aber wir werden entweder die Engel darunter verstehen können oder eine Art von Stundenheiligen, die bei uns Deutschen sich auch des öfteren auf Uhren finden, die zwölf Apostel. Am berühmtesten ist die astronomische Uhr von Straßburg. Auf kleinen Wagen erscheint jeden Tag eine andere Gottheit, sie verkörpert den alten Tagesgott [2]), um 12 Uhr ziehen die 12 Apostel vor Christus vorüber, der sie segnet. Es sind die Verwalter der einzelnen Stunden, die in Gesamtheit vor ihrem Walten jedesmal von Christus gesegnet werden. Ich glaube nicht, daß wir es hier

[1]) Vergleiche dazu Usener, Der heilige Theodosius S. 150 f., auch im Neuplatonismus spielt die Wahl der Tageszeit für das Gebet und die Ausübung religiöser Vorschriften eine besondere Rolle; s. Jamblich, De mysteriis Aeg. III 12, VIII 4. — Über die heiligen Stunden im Islam vgl. Arch. für Religionswissenschaft IX, 293 ff 300 ff.

[2]) Auch sonst finden sich noch Uhren, die Mittags 12 Uhr den planetarischen Tagesgott erscheinen lassen, so z. B. die astronomische Uhr des alten Rathauses in Eßlingen. Der Stadtarchivar Eberhardt macht mich liebenswürdiger Weise auf den Bericht einer Eßlingen Urkunde v. J. 1593 aufmerksam, in der es heißt: „es erzeigt sich Jedes Tags zur Mittags Zeit der Regierent Planet in gantzem Bild", ferner verweist er mich auf den Aufsatz von Bent, der Uhrbau des Eßlinger Steuerhauses in der Südd. Bauzeitung 1899, No. 45 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einer persönlichen Erfindung irgend eines Uhrmachers zu tun haben, sondern vielmehr mit dem Überrest eines alten Volksglaubens, der die Apostel als Stundenheilige ansah. Wann das aufgekommen ist und welcher Aberglauben sich weiter an diese Stundenherren angeschlossen hat, ist mir unbekannt. Ich wäre dem Leser für jeden Hinweis sehr dankbar. Vielleicht steckt die Gleichstellung der Apostel mit den Tierkreiszeichen als Chronokratores dahinter; entsprechend den planetarischen Herrschern der Stunde finden sich ja frühzeitig bereits auch Ansätze dazu, den Zeichen des Zodiakus die Herrschaft der Stunden zuzuschreiben.

So gibt Boll in seiner Sphära Kap. XII eine ausführliche Schilderung einer Reihe von 12 Doppelstunden, die durch 12 Tiere, Katze, Hund, Schlange, Käfer, Esel, Löwe, Bock, Stier, Sperber, Affe, Ibis, Krokodil dargestellt werden. Wie Boll nachweist, kommt dieser Stundenzyklus aus Ostasien herüber; es sind die Zeichen des Tierkreises als Stundenpatrone aufgefaßt. In der griechischen Literatur sind sie durch den Babylonier Teukros vertreten. Da sie aber weder im antiken noch im deutschen Volksaberglauben eine besondere Rolle gespielt haben, habe ich ein weiteres Eingehen auf diese Stundengötter unterlassen. — Aus den gleichen Gründen habe ich die mexikanischen Stundengötter nicht berücksichtigt, sie haben zwar eine Fülle reicher Mythologie und naiver volkstümlicher Astronomie in ihrer Gestaltung; aber ich glaubte sie von unserer Betrachtung ausschalten zu dürfen. Sie sind allerdings gerade dadurch besondes wertvoll, daß sie uns zeigen, wie unter ganz anderen Verhältnissen sich ebenfalls die Idee herauskristallisiert hat, jede kleinste Zeiteinheit dem Walten gewisser Gottheiten zuzuschreiben[1]).

[1]) Näheres in den Abhandlungen von E. Seler, Das Tonalamatl der Aubin'schen Sammlung 1900 S. 18—31, ferner Codex Borgia, eine altmexikanische Bilderschrift der Bibliothek der Congregatio de Propaganda Fide I. 200 ff., II 208 ff.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Parodien aus der Schule.

Von Hans Ernst Müller, München.

Parodien der verschiedensten Art sind schon des öfteren veröffentlicht worden[1]). Dabei ist aber eine Gattung sehr wenig berücksichtigt worden, die mehr Beachtung verdiente: die Umdichtungen, die Schulkinder mit ihnen geläufigen Liedern vornehmen[2]).

Vor allem werden die Lieder umgedichtet, die in der Gesangstunde geübt werden. Der Grund ist leicht einzusehen. In der Stunde wird das Lied vier-, fünfmal und noch öfter gesungen bis die Melodie gründlich sitzt. Da wird es nun natürlich auf die Dauer langweilig, immer dieselben Worte zu singen, und man beginnt einen neuen, lustigeren Text unterzuschieben und zwar mit möglichster lautlicher Anlehnung an das Original, damit man ihn, wenn es geht, auch einmal in der Stunde singen kann, ohne daß der Lehrer es merkt. So wurde zu meiner Schulzeit einst ein Lied geübt, in dem es hieß:

Da fühlt die Brust ein eilig' Drängen:
Und es ertönt das deutsche Lied.

Daraus wurde alsbald gemacht und mit Begeisterung gesungen:

Er fühlt in der Brust ein eilig' Drängen usw.

Solche Umdichtungen einzelner, besonders geeigneter Stellen, bildeten nun den Ausgangspunkt für die Umdichtung der ganzen Strophe (über die erste Strophe geht keines der mir bekannten Gedichte hinaus). Natürlich war es nun dem jungen Dichter zu schwer, sich stets so eng an die Laute seines Vorbildes anzuschließen, daß das neue Gedicht zum ‚Mitsingen' geeignet war. Dafür wurde das Ganze dann frei um so lustiger gestaltet und nur darauf geachtet, daß es sich in die Melodie fügte.

Der Stoff zu der neuen Bearbeitung wurde den Gebieten entnommen, die im Vordergrunde des kindlichen Interesses stehen: Lust an Prügeleien, harmlose Derbheiten, Leibgerichte usw.

[1]) Vgl. Mehring, Das Vaterunser als polit. Kampfmittel, Z. d. Ver. f. Volksk. 19, 129—142; C. Müller, Predigtparodien u. andere Scherzreden, ebenda S. 170—181; J. Bolte, Weitere Predigtparodien, ebenda S. 182—185; C. Müller, Parodistische Volksreime aus der Oberlausitz (zit. M.), Z. d. Ver. f. Volksk. 15; A. Treichel, Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen, Danzig 1895; H. Meyer, Der richtige Berliner, Berlin 1904.

[2]) Eine Sammlung solcher Umdichtungen aus Niederdeutschland gibt G. F. Meyer, Textentstellungen in Kinderreimen. Korrespondenzblatt des Vereins für nd. Sprachforschung 31, S. 41—45. (zit. K.-bl.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich teile im Folgenden einige solcher Parodien mit und würde mich freuen, wenn ich dadurch auch andere veranlassen könnte, ihre Aufmerksamkeit auf solche Lieder zu lenken. Es wäre sehr interessant, aus möglichst vielen Gegenden Deutschlands Berichte darüber zu haben, da einzelne Motive sehr verbreitet zu sein scheinen.

I.

Hinaus in die Ferne[1]).

1. aus München[2]):

Hinaus in die Ferne
mit siem Faßl Bier
drei hobi scho gsuffa
jetzt hobi bloß mehr vier.
Der Freiheit Hauch
geht lustig durch mein Bauch
a große saure Gurke
schmeckt mir auch.

Zeile 5 und 6 kommen nach Mitteilung eines Dresdener Herrn auch in einer entsprechenden Umdichtung aus Dresden vor, die vier letzten Zeilen auch in Löbau und Umgegend. M. — Nur die ersten Zeilen des Liedes umfaßt folgende Umarbeitung (auch aus München):

Hinaus in die Fern
mit Goißl und mit Strick,
am Arsch konnst mi lega
dawischn duast mi net.

2. Aus Eickel (Kr. Gelsenkirchen, Westf.):

Hinaus in die Ferne
mit Butterbrot und Speck,
das mag ich so gerne,
das nimmt mir keiner weg.
Und wer das tut,
den hau ich um die Schnut,
den hau ich um die Nase,
daß sie blut.

Dieselbe Fassung in Gießen mit Var. Z. 6: dem hau ich eins aufm Hut Löbau M.; Z. 2: Wurscht Dresden, Löbau M., Worscht Chemnitz M., Vör'n halben Groschen Speck, Kiel (K.-bl. Nr. 24).

Z. 3. 4: und eine saure Gurke
die hilft auch vor den Durscht. Dresden.

---

[1]) Den Text darf ich wohl als bekannt voraussetzen.

[2]) Ich gebe die Lieder absichtlich buchstabengetreu nach den Niederschriften 12—13 jähriger Schüler und Schülerinnen, da besonders die Art, wie diese ohne phonetische Kenntnisse und diakritische Zeichen den Dialekt wiedergeben, sehr interessant und sprachlich lehrreich ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das eſſ ich ſo gerne
da kriegt mr (hab ich) großen Durſcht.

Chemnitz, Görlitz, Löbau. M.

Z. 1—4. mit Variante Z. 2: ‚vörn Groſchen Rippenſpeck‘ und Z. 4: wenn ik anners nix heff‘ Hademarſchen (K.-bl. Nr. 25). Z. 5—8 mit Var.: der kriegt ein paar auf'n Hut, der kriegt ein paar auf die Naſe — Görlitz, Löbau M.

Und wenn mir wer was tut
Hau ich ihn auf den Hut. Treichel, S. 160.

Weit ab ſtehen die Faſſungen aus Kaltenkirchen im K.-bl. Nr. 26. 27.

Das Lied: Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang . . . erhält alſo in allen Umformungen eine ſehr realiſtiſche Wendung. Der Gedanke lag ja ſehr nahe; wenn es hinaus geht, ſo iſt es eine Hauptſorge, daß der Ruckſack gehörig gefüllt iſt, und weiterhin war es nur ſelbſtverſtändlich, daß jede Gegend dabei ihre heimatlichen Speiſen und Getränke gebührend hervorhob.

Bei der zweiten Münchener Strophe hat wohl der Gedanke an eine Wallfahrt vorgelegen, der dann plötzlich eine ganz überraſchende Wendung nimmt, und zwar wohl kaum mit Bezug auf das Vorhergehende, ſondern lediglich um eben zu überraſchen. Ähnliche Überraſchungen findet man ja bei Kinderliedern — beſonders auch bei Volksreimen und Schnadahüpfln erotiſchen Inhalts — häufig.

Intereſſant iſt die Schreibung oi (in ‚Goißl‘), die in entſprechenden Fällen von Leuten ohne grammatiſche Schulung gern angewandt wird (vgl. ‚hoißn‘, ‚alloi‘ im folgenden Liede); der Laut iſt o^{a}. Ferner ſind g und d in ‚lega‘ und ‚duaſt‘ auffällig. Das o in ‚hobi‘ iſt ganz offen: å.

II.

Blaue Luft, Frühlingsduft[1]).

1. aus München:

Blaue Luft Plunzenduf
Leberwurſcht und Kraut,
Äpfeſchtrudl ſchtugade Nudl
und a Bazal drauf.

---

[1]) Text nach M. Vogel, Liederbuch für höhere Mädchenſchulen (Leipzig 1911) Nr. 85:

Marſchlied.

Blaue Luft, Frühlingsduft,
und der Winde Wehn.
Immer zu, ohne Ruh',
über Tal und Höh'n.

Heiſa! Wie die Pulſe ſchlagen!
In der Vögel Sang,
miſchet ſich, vom Wind getragen,
ferner Glockenklang.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heisa wie die Knödl hupsa
in der hoißn Reina
soist net alles alloi freßn
kehrt a Dolar meina.

2. aus Eickel:

Blaue Luft Blumenduft
unser Mops hat Flöh,
immerzu ohne Ruh
springt er in die Höh.
Heißa wie die Puffer braten
in der Pfann mit Speck,
sind sie mir nicht gut geraten,
werf ich sie in 'n Dreck.

Varianten: Z. 1: Käseduft Eickel. — Z. 8: schmeiß Eickel.

Auch hier werden statt Vogelsang und Glockenklang wieder Nationalgerichte besungen. Das westfälische Lied schließt sich in den Versen vom Mops besser an das Original an als das Münchener an der betreffenden Stelle. Auffallend entsprechen sich die Zeilen Heisa wie ... in beiden Liedern.

Plunzenduf: Plunzen = Blutwürste (Schmeller I, 459); das Schluß-t ist wohl nur aus Versehen ausgelassen; schtugade Nudl Mehlspeise, schtugat = kurz (auch ‚gstumpfat') (Schmeller II, 730); Bazal (Bazerl) bezeichnet eine kleine Menge, einerlei wovon, Bröckchen (Schmeller I, 314/315); Reina = Knödelpfanne (Schmeller II, 112); Dolar = Taler; kehrt: genaue phonetische Wiedergabe der üblichen Aussprache von: gehört.

Die folgenden Strophen sind sämtlich aus Eickel. (Die Texte werden allgemein bekannt sein.)

III.

Heil dir im Siegerkranz.

Heil dir im Hippenstall
Hippen gibts überall
Lämmer noch mehr.
Wä dat nich glöiwen well
krit wat met d'm Bessemstiel
un dat deit wei.

Varianten: Der Anfang einer Strophe:

Heil dir im Siegerkranz
meine Bux is nich mehr ganz ...

ist mir aus meiner Schulzeit noch im Gedächtnis; jetzt scheint diese Strophe aber nicht mehr bekannt zu sein, wenigstens habe ich nichts darüber erfahren können.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siegerkranz wurde zunächst in Ziegenstall verdreht (ich habe das Lied auch in dieser Form gehört) und dieses dann plattdeutsch zu Hippenstall. Das Folgende ist ganz frei, nur mit Rücksicht auf das Versmaß hinzugefügt.

Niederrheinische Parodien im K.-bl. Nr. 28ff.

Heil dir im Siegerkranz
Großmudder er Säg het lammt,
fif Dag to fröh.
Harr Großmudder er Säg ni lammt,
harrn wi keen Kantüffeln plant
fif Dag to fröh   Kaltenkirchen.

und Variante dazu aus Hademarschen Z. 3: dree Dag. Z. 4: de ol Säg. Z. 5: 'keen' ausgefallen; für Z. 6 zwei Zeilen:

en ganze Korf vull
in de ganze Wek.

Im Fürstentum Lübeck gibt es eine Fassung, bei welcher wieder das Essen in den Vordergrund tritt:

Heil dir im Siegerkranz
Pukantüffeln und Heringsswanz
Ei dat smeckt fein usw.   (K.-bl. Nr. 30.)

IV.

Ebenfalls ganz frei ist die Umdichtung des Liedes „Ich hab mich ergeben‘:

Ich hab mich übergeben
'nen ganzen Eimer voll,
die Hälfte ging daneben
da wurd' de Stube voll.

M hat 2 Parodien dieses Liedes, die mit dieser gar keine Ähnlichkeit haben, anscheinend aber von den Liedern unter I beeinflußt sind.

Den Anlaß zur Umdichtung bildete hier das Wort: ergeben. Dieses wurde in ‚übergeben‘ umgestaltet und dementsprechend die andern Verse hinzugefügt. Niederdeutsche Varianten aus Kiel und dem Fürstentum Lübeck s. K.-bl. Nr. 21. 22.

V.

O Tannebaum.

O Tante Baum o Tante Baum,
wie frech sind deine Blagen,
sie schimpfen mich als Polack aus
und schmeißen mich zur Bude raus,
o Tante Baum o Tante Baum
wie frech sind deine Blagen.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

M. hat nur den Vers:

O Tannenbaum, o Tannenbaum
Wie grün sind deine Zwetschgenpflaum. (Löbau.)

Die ersten Worte sind lautlich eng an das Original angeschlossen; das weitere ist frei hinzugereimt mit charakteristischer Bezugnahme auf den im Industriegebiet herrschenden Gegensatz zwischen Einheimischen und Polen (von denen ja bekanntlich gerade diese Gegend überschwemmt ist).

VI.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die Wurstfabrik,
den läßt er an der Blutwurst beißen
und gleich 'n ganzes großes Stück.

Z. 3. 4 lautet in Gießen: ... Knackwurst beißen,
Und gibt ihm auch ein Stückchen mit.

Z. 3 ebenso in Kiel, wo dann Z. 4 lautet:
und wünscht ihm guten Appetit. (K.-bl. Nr. 23.)

M hat eine Parodie des Liedes mit ausgesprochenem Lokalcharakter aus Löbau.

Der leitende Gedanke bei der Umgestaltung war hier derselbe wie bei den Wanderliedern I und II.

VII.

Ein Zeppelinlied[1]) nach dem vor einiger Zeit viel gesungenen Couplet: ‚Mein liebes Fräulein Backhaus‘:

Ein Greis von siebzig Jahren
kam einmal durch die Luft gefahren,
wir dachten es wär ne Dampfmaschin
da war's Graf Zeppelin.
Er fuhr rechts rum,
er fuhr links rum,
er fuhr immer gerade aus,
da kam er an ein Haus
das war das Zeppelinsche Haus.

Hier ist das zugrunde liegende Lied kein in der Schule gelerntes, war aber, wie alle diese Modeschlager, seiner Zeit sehr beliebt und in jedermanns Mund und konnte daher wohl einer Um-

[1]) Vgl. dazu auch K. Wehrhan, Frankfurter Zeitung vom 2. 9. 1909, Abendblatt, und Z. f. rhein.-westf. Volksk. 7, S. 222 ff., wo auf S. 223 Anm. auch noch weitere Literatur verzeichnet ist.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dichtung als Unterlage dienen. Den Anstoß dazu gab wohl die Stelle des Originals:

Gehn Se rechts rum,
gehn Se links rum,
gehn Se immer geradeaus...

die sich sehr hübsch in obenstehender Weise auf den Zeppelin übertragen ließ. Der Schluß bot dem ‚Dichter' einige Schwierigkeiten und ist daher etwas eigenartig ausgefallen.

VIII.

Meyer verzeichnet ferner im Korrespondenzblatt Umdichtungen folgender Lieder: Freut euch des Lebens (Nr. 18)., Morgenrot, Morgenrot (Nr. 19), Mit dem Pfeil, dem Bogen (Nr. 20), Als ich an einem Sonntag usw. (Nr. 32), Ach ich bin so müde (Nr. 31); ferner eine Reihe von Chorälen: Nun danket alle Gott (Nr. 17), Mit Ernst, o Menschenkinder (Nr. 16), Mein erst Gefühl sei Preis und Dank (Nr. 12), Vom Himmel hoch da komm ich her (Nr. 11), Herr ich habe mißgehandelt (Nr. 13), Nun danket all und ... (Nr. 14), Wer nur den lieben Gott läßt walten (Nr. 15), Ein feste Burg ist unser Gott (10). Es wäre falsch in diesen aus dem Spieltrieb erwachsenen Entstellungen ernsthafte Profanierungen der geistlichen Texte zu erblicken.

Wer seine Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung lenkt, wird leicht aus seiner Umgebung weitere Beispiele finden.

IX.

Daß auch nicht singbare Gedichte parodiert werden, zeigen folgende Verse:

a) aus der Bürgschaft:

Zu Dionys dem Menschenfresser
schlich Möros mit dem Käsemesser,
‚Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!' —
‚Halts Maul, Kamel, sonst stech' ich dich.' — Bochum (Westf.)

M hat nur die 2 letzten Verse mit Var.: Kartoffeln schälen, verstehst du mich. — Görlitz.

b) aus der Glocke:

Gefährlich ists den Leim zu lecken,
Gefährlich ist der Ziege Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist ein Bierfaß ohne Hahn. — Bochum.

Z. 4: den Kupferschmied im Arsch zu lecken,
denn da ist meistens Grünspan dran. — Bochum.
ein Fäßchen Bier ohn einen Hahn. — Löbau. M.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beide Gedichte zeigen wieder in den ersten Versen enge Anlehnung an die Lautgestalt des Originals und gehen dann zu den beliebten Motiven über: Raufen, Trinken, Grobheiten sagen.

Hier wären auch die Umdichtungen von Gebeten anzuschließen wie: Aller Augen Herr, warten auf dich, wofür im K.-bl. Nr. 1 sich ein Beispiel findet, sowie die zahlreichen Texte, die sich an das Vater unser anschließen; vgl. außer dem oben S. 132 Anm. 1 zitierten Aufsatz noch K.-bl. Nr. 5—9 und Hess. Bl. 10, S. 12 f.

Ein Liedchen, welches zeigt, wie auch schon die Kleinsten in ihrer Weise Lieder ‚parodieren', möge den Beschluß machen. Ich habe es in Eickel gehört, wo ein Knirps von 5—6 Jahren stramm über die Straße marschierte und dazu aus Leibeskräften sang:

Nun ade, du mein lieb Heimatland,
lieb Heimatland, ade, Portmonnee.
Es geht jetzt fort zum fremden Strand,
lieb Heimatland, ade, Portmonnee.



Kleine Mitteilungen.

Besehung der Toten.

In dem „Supplement zu denen respective ann. 1698 und 1700 edirten Volum. der Cellischen Landes- und Policey-Ordnungen gehörig. Cell 1716" findet sich S. 6 eine „Hochfürstl. Verordnung de 1682, gegen die Abergläubische Besehung der Todten". Darin heißt es, es sei dem Fürsten Bericht erstattet worden, „dasz bey den meisten Kirchspielen in den Dannenbergischen Aemptern, sonderlich unter den Wendischen Leuten der böse Gebrauch ist, dasz sie die Todten-Sarge auf den Kirchhöfen, wann gleich die Todten noch so lange bereits über Erden gestanden, ehe sie dieselbe begraben, auffmachen, den Todten ansehen und zu rechte legen."

Gießen. O. Behaghel.

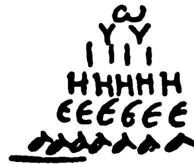
Zwei Diebszauber.

Im Londoner Papyrus Anastasi XLVI, 70—95, findet sich ein griechischer Diebszauber, dessen Text schon verschiedentlich behandelt worden ist[1]). Er lautet in deutscher Übertragung:

[1]) Ch. Goodwin, Fragment of a graeco-egyptian work upon magic. Cambridge antiquarian society 1852. Mit englischer Übersetzung und Kommentar. C. Wessely, Griech. Zauberpapyrus von Paris und London. Denkschr. d. k. Ak. d. Wiss. Wien 1888 S. 104 f. F. Kenyon, Greek Papyri of the British Museum 1893 S. 67 f. Ich zitiere nach dieser Ausgabe. Vgl. Kuhnert Rh. Mus. 49 (1894) S. 38.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nimm die Pflanze Chelkbei[1]) und Ochsenzunge, presse sie aus und verbrenne das Ausgedrückte, mische es gehörig[2]) mit dem Saft und damit schreibe an eine Wand: ‚Choō‘[3]). Und nimm Holz vom Pranger[4]), schnitze einen Hammer und schlage damit auf das Ohr mit diesem Spruche: ‚Ich beschwöre dich bei den heiligen Namen: überliefere den Dieb, der (das und das) genommen hat[5]), chalchak chalkum chiam char chrum zbar bēri zbarkomchrē kariōb pharibu und bei den schauerlichen Namen a ee ēēē iiii oooo yyyyy ōōōōōō



 [6])

Iaō ōia iōa aēō ēōa ōaē, übergib den Dieb, der (das und das) gestohlen hat. Wie ich das Ohr schlage mit diesem Hammer, so soll des Diebes Auge geschlagen werden und soll brennen, bis er sich anzeigt.‘

[1]) Χέλκβει ‘the word bears some resemblance to *hebeh*, the Modern Egyptian name for Trigonella Foenumgraecum, a sort of clover, which, according to Dioscorides, was used for making a certain kind of ointment’. Goodw.

[2]) καὶ μεῖξον τῷ χυλῷ, dann ein χ, durch das der Länge nach ein ρ geht, als χρ zu lesen: χρηστῶς Kuhn., χρῖσον Goodw. Vielleicht ist zu lesen χρῖμα ‚Tünche‘: ‘und mische die Tünche mit dem Saft’.

[3]) χοω· εν αυτοις Pap., was Kuhn. durch οὐάτιον ersetzt. Doch ist χοω vox magica wie Pap. Par. 398; γράφειν ἐν ‘schreiben mit’ ist häufig in den Papyri.

[4]) πανουργιαὸν ξύλον, verschieden gedeutet: ‘*Knavish* or *pertaining to a knave*’ oder ‘*common*’ Goodw.

Im folgenden: nach ‘Hammer’ und ‘Ohr’ ein Raum von 6 und 7 Buchstaben im Pap.

[5]) παράδος τὸν κλέπτην τὸν ἄραντά τι.

[6]) Im Leidener Pap. W findet sich ein Schema, nach dem der Theurg die 7 Vokale so aussprechen soll, daß er α nach Osten, ε nach Norden, η nach Westen, ι nach Süden, ο auf die Erde, υ in die Luft, ω zum Himmel sage; vgl. Dieterich, Abraxas S. 198. So werden sie auch hier gesprochen werden sollen. Jenes Schema stellt gewissermaßen symbolische Gleichungen dar: α ἀπηλιώτης, εε βορρᾶς, ηηη λίψ usw. (vgl. Goodwin S. 37); denkt man sich diese Gleichungen auch auf hier angewendet, so fügt sich das Bild des Auges sehr gut dem Sinne ein: das Horusauge schaut nach allen Seiten nach dem Dieb aus; er wird ihm nicht verborgen bleiben. Übrigens spielt das Sprechen nach allen Seiten auch im Diebszauber seine Rolle. In der unten angef. Heid. Hs. findet sich Fol. 95 r der Passus: ‘Ad restituendum furta ... Coniuro vos quatuor demones per quatuor nomina divinitatum: Agyos o theos ysskiros adonay ut vos quatuor demones conversum orbem ne faciatis. Primum contra orientem, secundum contra Occidentem, tertium contra septentrionem, quartum contra meridiem. Et denotate furem cum furtu per nomen eius qui cuncta creavit ex nichilo’ etqs.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei diesen Worten klopfe mit dem Hammer."

Es fällt sofort auf, daß die Wirkung des Schlages auf das Ohr nicht auf dieses, sondern auf das Auge des Diebes sich erstrecken soll. Das unterbricht das Gesetz: similia similibus unzweideutig. Auch fehlt eine Anweisung, wie und wohin das Ohr gemalt werden soll — denn um ein gemaltes handelt es sich doch sicher — völlig. Es wird einfach als vorausgesetzt eingeführt [1]).

Sehr sonderbar verhält sich zu allem das Bild im Papyrus selbst. Denn die Zeichnung zwischen den in zwei Dreiecken aufgebauten Vokalen stellt durchaus kein Ohr vor, wie man schon meinte [2]), sondern ein Auge, ein Utat, wie wir es aus unzähligen Amuleten des Altertums kennen.

Mir scheint es darum nicht unmöglich, daß der Schreiber unseres Textes oder schon einer seiner Vorgänger die Zeichnung ebenfalls verkannte und danach auch den Text teilweise änderte. Er ließ den Diebsucher auf ein Ohr schlagen, weil er das Bild dafür hielt; die vorgeschriebene Wirkung auf das Auge des Betroffenen ließ er bestehen, weil ihm das: similia similibus weiter keine Sorge machte. Verderbt ist der kurze Text gewiß.

Ähnlich ist ein Diebszauber bei Vassiliev, Anecdota graecobyz. I 341: 'Um einen Dieb zu finden: nimm das Weiße eines Eis, menge es mit Bleigelb und male damit an eine Wand ein Auge und stelle die Verdächtigen davor, so, daß sie es anblicken. Und der Dieb wird weinen. Leugnet er aber, so drücke einen Nagel auf das gemalte Auge, und er wird geständig sein. Rings um das Auge aber schreibe das [3]): ὁ δὲ παράνομος Ἰούδας οὐκ ἠβουλήθη συνιέναι.'

Mit diesen beiden Zaubervorschriften stimmt inhaltlich und, namentlich wenn man die zweite in Betracht zieht, sogar wörtlich ein Zauber überein, den ich in einer deutschen Handschrift erhalten finde. Im cod. germ. Pal. 229

---

[1]) 'What ear is here intended? It perhaps means the curl-like appendage to the eye drawn below, which may be thought to represent an ear'. Goodw. Vermutlich soll das Auge an die Wand gemalt werden wie in dem Diesbszauber bei Vassiliev, Anecdota graecobyz. I 341; s. unten.

[2]) Auch A. Dieterich machte in seinem Handexemplar der Wesselyschen Ausgabe, das ich vor mir habe, den Versuch, ein Ohr aus dem Bilde zu entwickeln. (Man wäre fast versucht, statt des überl. χροόω τὸ οὐάτιον ein οὐτάτιον, ein kleines Utat, zu schreiben, wenn die Form sonst belegt wäre und nicht auch vorher χροῦε εἰς τὸ οὖς dastände.)

[3]) Woher das Zitat stammt, kann ich nicht angeben. Im N. T., wo man es vermutet, fand es sich nicht. Auch die Lexika zum N. T. halfen nicht weiter. Bibelzitate im Zauber sind ja beliebt. So eines in einem Diebszauber bei Legrand, Bibl. grecq. vulg. II (1881) 10: ἔπαρον προσφορὰν λειτουργημένην καὶ γράψον εἰς αὐτήν· 'οὗ ἀρᾶς τὸ στόμα αὐτοῦ γέμει καὶ πικρίας καὶ δόλου, ὑπὸ τὴν γλῶσσαν αὐτοῦ κόπος καὶ πόνος'. Legrand setzt ein Fragezeichen hinter ἀρᾶς, weil er die Stelle nicht versteht. Sie ist wörtlich genommen aus Psalm IX 28 (X 7); ähnlich steht sie nochmals Ps. XIII 3 ὧν τὸ στόμα ἀρᾶς καὶ πικρίας γέμει. Übrigens erklärt Suidas den Anfang so: οὗ ἀρᾶς· οὗ τινὸς κατάρας. Der Rest dieses Stücks gehört zu den Beispielen für das iudicium offae, wie sie Ad. Jacoby, Arch. f. Rel. XIII (1910) 536 ff. gesammelt und besprochen hat: Schreibe den Namen der Verdächtigen und 'ἂς πάρῃ καθαεὶς τὴν μερίδα καὶ ἂς τρώγῃ' und sage die oben geschriebenen Verse dazu; und wer nicht essen kann, ist der Dieb.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Universitätsbibliothek Heidelberg, der auch sonst sehr wertvolle unveröffentlichte Dokumente der Volksmedizin und des Aberglaubens bietet, steht auf Fol. 58 v folgende Vorschrift:

Fur dy diepstal

Nym sylber aschenn unnd temperir den mit aynem weyssen eins ays Vnnd mäll da mit ein aug[1]) unnd schreyb mit der sylber temperirung dye Namen Mennus Serpion Toya, und sprich dise beschwerungen.

Ich beschwer dich, pey der Heyligen mutter Maria unnsers herrn Jesu Christi, pey denn heyligen Engeln unnd Ertzengeln, pey allen den inganden der Hymeln, pey den 24 altvattern

Ich beschwer dich pey den vier Ewangelisten, pey den 12 apposteln unnsres herrn Jesu Christi, pey den Heyligen gottes martrern, peichtigern, und pey den heyligen Junckfrawen und pey allen außerwelten Heyligen gottes,

Ich beschwer dich pey denn Hymelen und erden unnd alles das darinnen ist, pey allen wunderwercken gottes,

Ich beschwer dich pey den heyligen leyden Christi Jesu, pey dem heyligen Creutz Christi Jesu, pey seiner heyligen urstendt, und pey seiner heyligen auffart.

Ich beschwer dich, pey seiner heyligen menschwerdum, pey seiner [doppelt!] heyligen tauff, pey seiner heyligen vasten.

Ich beschwer dich, pey dem heyligen geyst, ich beschwer dich pey der Kronung Christi, pey den heyligen näglin dye unnserem herren durch hende unnd fueß geschlagen sindt, pey seinen heyligen funff wunden, pey seinen heyligen backenschlag.

Ich beschwer dich, bey den zwenundsibentzigen namen Jesu Christi[2]) Auf das, das es Krafft und macht hab unnd dye personn zu bekennen durch welche daß güet genommen ist worden, oder gestolenn.

Darnach hayß alle dye dar geen zw dem gemalnen awg[3]) und das aug ansehen dye verzicht syndt, und welcher dan schuldig ist, dem wirdt zw handt daß recht aug wesserig[4]).

Und so er dan laugnet, so sol er nemen einen nagel gemacht von Cipressen holtz oder auß Kupffer, und setz yn auff das gemalt awg, und laugnet er noch, so schlag mit ainem hamer auff den nagel[5]), und sprich dyse namenn Camboy [od. Crinboy lesbar] Cellaremm archiel Raghel Melchior. Metaleo Kaspare spumm Teatir.

Ich beschwer euch, pey got dem vatter+ bey got dem Sun+ gey got dem heyligen geist+ auff das, daz er pald Kumbt unnd mir yn macht offenwarlich.

---

[1]) Λαβὼν τὸ λευκὸν τοῦ ὠοῦ μῖξον μετὰ μολύβδου καὶ γράφον ... ὀφθαλμόν. Vaſſ.

[2]) Zur Zahl 72 ſ. Pradel, Rel. Verſ. u. Vorarb. IV (1907) 2, 73 f.

[3]) Καὶ στῆσον τοὺς ὑπόπτους ὥστε βλέπειν πρὸς αὐτόν (ſcil. ὀφθαλμόν). Vaſſ.

[4]) Καὶ ὁ κλέψας δακρύσει. Vaſſ.

[5]) Εἰ δὲ ἀρνεῖται, πῆξον ἧλον ἐν τῷ γραφέντι ὀφθαλμῷ. Vaſſ. — 'Cipreſſen holtz' oder Kupfer auch im Griechiſchen: ξύλα κυπαρίσσινα (Pap. Leid. W 9, 21), κύπριον γραφεῖον (Pap. Par. 1847), ἧλος κύπρινος (P. Lond. 121, 474 Weſſ.). Der Hammer nicht bei Vaſſ., doch im Papyrus (σφύρη). Im deutſchen Zauber muß der Verdächtigte ſelbſt den Nagel auf das Auge ſetzen: eine Entfernung vom urſprünglichen Sinne des Zaubers.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

So wirdt dan der dyeb schreyen recht als ym das aug auß geschlagen ist. Und muß auch das aug verliesen er sey do oder anderswo, das ist entlich war unnd probirt. —

Die Ähnlichkeit der drei Zauberstücke ist auffällig genug, um die Vermutung einer Verwandtschaft zwischen ihnen hervorzurufen. Unverkennbar ist sie zwischen den Vorschriften des Zaubers bei Vassiliev und der Heidelb. Handschr., die ja nur — was unwesentlich für die Beurteilung des Ursprunges ist — christliche Beschwörungen einlegt. Am ursprünglichsten erhalten ist die Form des Zaubers im Lond. Papyrus, wo uns jedoch die Überlieferung in einem Falle im Stiche läßt, wo dann aber die Hilfe der zwei anderen verwandten Stücke deutlich einspringt.

Dieser Diebszauber mag im Altertum verbreitet gewesen sein, spätere Zeiten nahmen ihn auf und trugen ihn vermengt mit allerlei Zutaten weiter. So kam er wohl nach Byzanz, nach Italien, wo er Übersetzer ins Lateinische fand. Von da war der Weg nach dem Norden, nach Deutschland, leicht.

An zahlreichen Beispielen aus der gen. Heid. Handschr. läßt es sich zeigen, daß ihre Texte meistens ursprünglich griechisch waren, dann ins Lateinische übertragen wurden, um von da aus ihre Verdeutschung zu erhalten. Die Zauberworte liefern für diese Wandlung den untrüglichen Beweis[1]).

In unserem Falle aber macht es der griechische Text leicht, zu erkennen, wo die Heimat dieses Diebszaubers zu suchen ist.

Heidelberg. Karl Preisendanz.

Des geistreichen Herrn Theologi Johann Arndts Paradiesgärtleins wunderbare Rettung in Langgöns in Oberhessen.

Von Bernhard Schreiner, Darmstadt.

Johann Arndt, der Verfasser des „Paradiesgärtleins“, dem die untenstehende Geschichte vorgedruckt ist, wurde als Pfarrersohn am 27. Dezember 1555 in Ballenstedt geboren. Er wurde Pfarrer im Anhaltschen, aber des Dienstes entlassen, weil er nicht zum reformierten Bekenntnis übertrat. Später war er Generalsuperintendent für die Lüneburger Heide in Celle. Dort starb er 1621. Er verfaßte die „4 Bücher vom wahren Christentum“ (1606—1609) und „Das Paradiesgärtlein“ (1612). Obgleich er sich vom lutherischen Dogma durch Aufnahme mittelalterlicher Mystik weit entfernte, bot er doch dem Gemüt vieler Gläubigen, zumal nach dem Zeitalter der Orthodoxie, willkommene Nahrung, und deshalb waren seine Bücher weit und häufig verbreitet. Die papistische Partei muß dieses Erbauungsbüchlein, das wegen seiner weiten Verbreitung beim niederen Volke eine Hauptstütze des Luthertums war, arg verfolgt haben. Was Wunder, daß sich ein ganzer Kranz von Legenden um es bildete. Diese Legenden sollten die Heiligkeit des Büchleins beweisen. In der Neuausgabe von Friedel (Frankfurt a. M. 1744) sind deren dreizehn angeführt, unter dem Titel: „Dreyzehen wunderbahre Geschichten / wie nemlich GOTT der HErr des geistreichen Theologii Herrn Johann Arndts Paradieß Gärtlein / so wohl im Feuer / als auch im Wasser / unversehret gantz wunderbarlich erhalten

[1]) Vgl. die griechischen Anrufungen des oben zitierten, lateinischen Stückchens.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hat." Man könnte das in diesen Geschichten auftretende legendarische Motiv das Motiv Von der Unantastbarkeit des Heiligen nennen. Dieses Motiv reicht weit zurück; schon die primitivsten Stufen aller Kulturen und Religionen kennen den Begriff des tabu, womit alles bezeichnet wird, was dem allgemeinen Gebrauch entzogen wird. Aus ihm entwickeln sich später die Begriffe des Unreinen einerseits, des Heiligen andererseits. Das Heilige ist im Sinne der Primitiven tabu, es darf nicht in profaner Weise berührt werden. Der Entweiher wird, wie es auch im vorliegenden Falle geschieht, hart gestraft (vergl. auch 2. Mos. 20, 7 u. 1. Sam. 5 u. 6, 19—20). Ebenso ist das Heilige natürlich vor gewaltsamer profaner Vernichtung geschützt. Wir finden diesen Zug gleichfalls weit verbreitet in allen Kulturen und Religionen, im Buddhismus, Konfuzianismus, überall, sehr häufig auch im alten Testament. Z. B. wird in der Geschichte selbst auf die „3 Männer im Ofen" hingewiesen. Ein anderes Beispiel ist „Daniel in der Löwengrube".

Die christliche Legende kennt jene Märtyrer und Märtyrerinnen, gegen die das Feuer oder der Scharfrichter machtlos sind, bis sie selbst ihnen Gewalt über sich geben. Ortssagen sind bekannt, welche zu erzählen wissen, wie bei einer Feuersbrunst, welche das ganze Dorf vernichtete, das Gotteshaus allein, oder ein Heiligenbild, eine Votivgabe unversehrt blieben. Die Beispiele ließen sich leicht häufen; in ihre Reihe gehören auch die Rettungen von Arndts Büchlein aus dem Feuer, für die sich die Theologen des 17. und 18. Jahrh. lebhaft interessierten. Erzählungen solcher Rettungen sind gesammelt und gedruckt worden und den älteren Ausgaben des Paradiesgärtleins beigegeben worden. Die eine derselben, deren Schauplatz in unserer engeren Heimat liegt, mag hier abgedruckt werden, da sie wohl in den früheren Ausgaben den wenigsten zugänglich sein wird. Ein dieser Erzählung zugrunde liegender kurzer Bericht des Pfarrers Justus Geilfusius ist im Hessischen Hebopfer theologischer und philologischer Anmerkungen, Gießen 1740, Stück XXII S. 157 ff. abgedruckt [1]).

Die unten gesperrt wiedergegebenen Worte sind im Original fett gedruckt.

„Als in dem 30 Jährigen Teutschen Kriege, zur Zeit der Eroberung der Unter-Pfaltz, auch etliche Örter in der Wetterau, fürnehmlich Friedberg, Wetzlar, Braunfelß, Gelnhausen, mit Spanischen Volck beleget worden, ist es geschehen, daß vor nunmehro 182 Jahren, nehmlich Anno 1624 am 3. Jan. ein Lieutenant zu Pferde von ihnen, Nahmens Zacharias von Brechen, (der gantz eifrig Papistisch gewesen, und seinen Soldaten durchaus nicht gestatten wollen, daß sie in eine Evangelisch-Lutherische Kirche, Predigt zu hören, gehen sollten) samt etlichen von seiner Reuterey zu Langen-Gönß, damahlig dem Durchl. Fürsten, Land-Graff Philipp zu Hessen gehörig, im Wirthshauß Quartier genommen. Da er nun bald darauf vor die lange Weile ins Pfarr-Hauß spatzieren gegangen, da gleich der Pfarrer M. Justus Geilfusius, wegen Amts-Verrichtungen nicht daheim war, so siehet des Lieutenants Trompeter, der auch mit ihm gegangen, in des Pfarrers Stube des seeligen Herrn

[1]) Ebenda S. 164 eine Schrift Christian Hechts, Singularia das im Feuer zu Langgöns erhaltene Paradies-Gärtlein des sel. Arndts betreffend. (Gegen die beiden Gießener Theologen Winkelmann und Menzer, welche der Wundergeschichte keinen Glauben beimaßen).

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Johann Arndts Paradieß-Gärtlein Anno 1621 zu Jena bey Johann Beuthmann gedruckt, und in schwartz Leder gebunden, auch mit Gold und grünen Bändern fein gezieret, neben andern Büchern im Fenster liegen, welches er, eine Weile darinnen zu lesen, mit sich ins Wirths-Hauß genommen. Als aber den 7. Januarii Nachmittags der Lieutenant siehet, daß der Trompeter dieses schöne Gebet-Buch vor sich hat, und darinnen lieset, so reisset er ihm dasselbe aus den Händen, eilet geschwind aus der Stube in die Küche vor den Ofen, und wirfft es ins Feuer, daß der Trompeter, der ihm auf dem Fusse nachfolgete, zusahe. Die Wirthin war zwar gleich damahls in der Küche; allein wie sie sahe, wie der Lieutenant so eilig vor den Ofen lieff, darinnen das Feuer sehr starck brannte, meynete sie, es wäre ihm gewiß zu heiß in der Stube, und wolle er etwa das Feuer dämpffen und löschen, er werde sie wohl deßwegen schelten, und ging dahero bald aus der Küche. Der Lieutenant aber blieb bey einer guten Viertelstunde vor dem Ofen-Loche stehen, damit nach seiner Meynung das Buch recht verbrennen mögte; und ging darauf wieder aus der Küche durchs Hauß in den Hof, und da ihm der Trompeter folgte, sprach er zu ihm: Nun suche, es ist nun wohl zu Asche. Als die Wirthin solches höret, verwunderte sie sich, was doch der Lieutenant müsse gethan haben, fragte demnach bald darauf den Trompeter, als derselbe wieder ins Hauß kam, was doch der Lieutenant so lange in der Küche gemacht habe? Er antwortet und spricht: Ach! mein schönes Büchlein hat er verbrannt. Dieses jammerte die Wirthin, und beklagte es mit Thränen, daß der Lieutenant mit dem guten herrlichen Büchlein so übel verfahren, und er also GOttes Wort dämpffen gedächte. Da aber eine von seinen bey sich habenden zwo Töchtern die Wirthin weinen und klagen siehet, gibt sie ihr ein hönisches Gelächter darauf, und saget: Was weinet ihr? Die Schand-Bücher! Sie sind nichts bessers werth. Dieses ist nun das sechste, so mein Vater verbrannt hat. Was geschiehet? Uber eine Stunde darnach will die Wirthin dem Lieutenant zwey Hühner am Spiesse braten, und schauffelt zu dem Ende Kohlen aus dem Ofen, und da fället das wunder-gedachte Paradieß-Gärtlein unter den glühenden Kohlen mit auf die Schauffel, daß sie sich darüber sehr entsetzet. Denn sie allzumahl gemeynet, das Buch wäre längst verbrannt, und zu Asche worden, ja sie bildete ihr auch noch ein, es sey verbrannt, und liege also nur in der Form noch also beysammen, daß, so bald sie es werde anrühren, es zerfallen werde. Als sie es aber mit den Kohlen herfür zeucht, siehe, da ist es am Leder, Pappier, Gold und Bändern ganz gut, und unversehret. Darüber verwunderte sie sich, und fänget mit Freuden an zu ihrer Tochter, so bey ihr in der Küche war, zu sagen: Nun lieben Kinder, wie GOtt die drey Männer im Feuer-Ofen des Nebucad-Nezars erhalten: Also hat er auch dieses Büchlein allhier im Feuer wunderlich erhalten. Darum, so lasset uns bey GOttes Wort, daraus dieses Büchlein gezogen, beständig bleiben. Sie beschleußt auch gäntzlich bey ihr, dieses Büchlein Zeit ihres Lebens zum beharrlichen Andencken solcher Wunder-Geschicht zu behalten, und um der schönen geistreichen Gebete willen, zum täglichen Hand-Büchlein zu gebrauchen. Als dieses ruchbar worden, und solche wunderbare Erhaltung dem Trompeter berichtet wird, so spricht er erstlich: Es ist unmüglich, daß das Büchlein nicht sollte verbrannt seyn. Denn es ist wohl anderthalbe Stunde, daß der Lieutenant das Buch in den Ofen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und die heisse Flamme geworffen. Nachdem aber die Wirthin es ihm vorgewiesen, hat er weiter gesagt: Ich sehe nun wohl, daß es ein Wunder GOttes, und daß GOtt gerecht ist, und daß keine natürlichen Ursachen solches im Feuer erhalten können. Da solches die Obrigkeit erfähret, lässet sie das Büchlein bey der Wirthin, welche es aber aus gedachten Ursachen ungern von sich gab, abfordern, und überschickte es alsbald dem Herrn Hauptmann zu Giessen, von dannen es nachmahls Ihro Fürstl. Gnaden, Landgraff Philipp nach Butzbach abholen lassen, da es nunmehro in der Fürstlichen Bibliothek zum ewigen Gedächtniß verwahret und aufbehalten wird. Als aber der Lieutenant erfahren, daß diese Wunder-Geschicht allenthalben kund worden, hat es ihn sehr verdrossen, und gegen den Wirth, weil er solches unter die Leuthe gebracht, und ausgebreitet, einen solchen Zorn gefaßet, daß er ihm den Tod gedräuet. Dahero er auch von Wetzlar aus etliche mahl geritten, auf ihn zu warten, und ihn zu erschiessen. Er hätte ihn auch einsmahls im Durchreiten zu Langen-Gönß richtig erschossen, wenn nicht der Wirth durch sonderlich Eingeben GOttes, sich wohl fürgesehen, und andere Leuthe mehr, so solches verhindert, darzu kommen wären. Es hat auch GOtt an dem gedachten Lieutenant sein gerechtes Gericht sehen lassen. Denn da er Anno 1626 um Michaelis von Wetzlar nach Niederland gefordert worden, so wird er auf dem Weg im Fortreisen mit einer hefftigen und hitzigen Krankheit überfallen, daß er zu Cölln hat bleiben müssen, da er denn gantz von Sinnen kommen, an den Wänden hinan gesprungen, und sehr grausam und erschröcklich, als wie ein wüthender Hund, geraset und getobet hat, und dies so lange getrieben, biß er endlich seinen Geist darüber aufgeben müssen."

Volkskunde als akademisches Prüfungsfach.

Die Universität Lund gibt soeben einen Förslag till Studieplan i Folksminnesforskning heraus (Lund 1913, Håkan Ohlssons boktryckeri), der mir durch die Freundlichkeit des Examinators, Prof. Dr. C. W. von Sydow, vorliegt.

Die Prüfung kann für zwei Stufen (Filosofie kandidat und F. licentiat) und mit den Prädikaten Gut (Godkänd), Sehr gut (Med beröm godkänd) und Mit Auszeichnung (Berömlig) abgelegt werden.

Verlangt wird für die unterste Stufe und Note: Vertrautheit mit den bedeutenderen volkskundlichen Sammelwerken und Volkslebensschilderungen des modernen Schweden und seiner Nachbarländer, Bekanntschaft mit der altnordischen und mittelalterlichen erzählenden Literatur, Kenntnisse über Seelenleben und Weltanschauung Primitiver sowie über Leben und Arten der Volksdichtung.

Dazu für die Note „Sehr gut" Bekanntschaft auch mit den wichtigeren ausländischen Sammelwerken, genaue Kenntnis der vergleichenden Forschungsmethode durch Studium von Spezialuntersuchungen über Sagenmotive, Einzelheiten des Volkslieds und Volksglaubens, weiterhin Belegen von Vorlesungen, Teilnahme an Seminarübungen und eigene Sammeltätigkeit. Bei besonders reifen Leistungen des Prüflings kann die Note „Berömlig" gegeben werden. Die Forderungen für das Licentiatexamen umfassen allseitige Vertiefung der schon für die zweite Stufe nötigen Studien, ihre Ausdehnung auch über

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andere Sprachgebiete als das nordgermanische, daneben selbständige Arbeit in Form der Teilnahme an Seminarübungen während zwei Jahren und einer kleineren oder größeren eignen Abhandlung.

Außer den Angaben über Examensanforderungen werden dann noch Ratschläge gegeben über die Verbindung des neuen Prüfungsfaches mit andern, über zweckmäßige Anlage des Studienganges und eigene Sammeltätigkeit.

Die Prüfungsordnung verlangt von den Studenten nicht wenig, bietet ihm aber andrerseits durch reiche Literaturangaben, die weit über die Literatur der eigenen Heimat hinausgreifen, sowie durch verhältnismäßig fest umschriebene Forderungen genügend sichere Anhaltspunkte für eine gedeihliche Einrichtung des Studienganges, so daß die methodische Heranbildung tüchtiger junger Kräfte für die schwedisch-nordische volkskundliche Forschung wohl als gesichert gelten darf. Als Ideal freilich möchte man die Einführung volkskundlicher Unterweisung und Anleitung über die Universität hinaus in die Bildungsstätten derer ansehen, die später in ihren Wirkungskreisen im Lande draußen die berufensten Helfer der Volkskunde sind oder sein könnten: Lehrer und Geistliche.

Mainz. A. Abt.

Anfrage: Alte Ladenformen.

Auf dem 12. Denkmalpflegetage in Halberstadt sprach Professor E. Högg über die modernen Ladeneinbauten in alten Gebäuden, also über eine Lebensfrage ersten Ranges für unsere alten malerischen Stadtbilder. Seine Ausführungen stützten sich auf eine überaus reichhaltige Ausstellung von Aufnahmen alter und neuer Ladenformen aus ganz Deutschland. Högg wies an Hand dieses Materials darauf hin, welche Fülle reizvoller Lösungen einerseits die ursprünglichen Kaufläden darbieten und wie erschreckend rasch dieselben andererseits bei dem heutigen Streben nach Modernisierung der Altstädte dem Untergang geweiht seien. Schon heute fällt es schwer, unberührte derartige Anlagen überhaupt noch in entlegenen Winkeln aufzufinden. Er regte daher eine sorgfältige Sammlung und Veröffentlichung aller dieser noch vorhandenen Beispiele von alten Ladenformen an und der Denkmalstag übertrug ihm und Geheimrat C. Gurlit, Dresden, die Veranstaltung der Sammlung. Da es sich nun hierbei hauptsächlich um solche Bauwerke handelt, die weitab vom Verkehr sich in stillen verschwiegenen Straßen und Gassen verstecken, und die ohne tätige Mitwirkung ortskundiger Kunstfreunde kaum je entdeckt werden können, so wendet sich der unterzeichnete Verein als die Sammelstelle für das geplante Werk an die weitesten Kreise Deutschlands mit der Bitte, ihm solche Kaufläden aus alter Zeit in Dorf und Stadt namhaft zu machen oder noch besser ihn durch Übersendung einer photographischen Aufnahme zu erfreuen. Die demnächst erscheinende Heimatschutz-Flugschrift Nr. 9 gibt den genannten Vortrag mit zahlreichen Abbildungen wieder.

Landesverein Sächsischer Heimatschutz,
Dresden-A., Schießgasse 24.



Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bücherschau.

Franz Söhns, Unsere Pflanzen. Ihre Namenerklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 5. Auflage. B. G. Teubner. 1912. 208 Seiten. 3 Mk. geb.

Aus dem Aufsatze über Pflanzennamen von F. Söhns, der vor Jahren in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht erschien, ist im Laufe der Zeit ein ziemlich umfangreicher Band geworden, der mit mannigfachen Erweiterungen und einem ansprechenden Buchschmuck von Cissarz versehen jetzt in fünfter Auflage gedruckt ist. Hinzugekommen sind eine Reihe von Pflanzennamen, die bisher nicht berücksichtigt worden waren, ferner ist im Hinblick auf den ausgedehnten Leserkreis die Wiedergabe der griechischen Worte durch Lateinschrift erfolgt. Schon dieser Umstand erweist, wie weit das Interesse an dem reichhaltigen Werke über die Schranken der Gelehrtenwelt hinausgewandert ist. Die Vorzüge des Buches sind bekannt: es bietet nicht nur im Text, sondern auch in den zahlreichen Anmerkungen eine erstaunliche Fülle von Wissen und Belehrung, besonders auf dem Gebiete der germanischen und vergleichenden Mythologie, sowie auf dem ihres fernsten Nachkommen, des Aberglaubens. Wir verfolgen das Schicksal der bekanntesten Pflanzen, an die sich manche sinnige Sage knüpft, durch alle Zeiten und alle Völker von dem altgriechischen Veilchen, der Lieblingsblume Goethes, die er um Weimar in Mengen anpflanzte, bis zu den modernsten Zierpflanzen, den Dahlien und Georginen, deren Geschichte noch recht jung ist und deren Bezeichnungen die Namen bekannter Botaniker weitertragen. Volkstümliche Vorstellungen über das Wesen und Wirken der Pflanzen, mundartliche Formen und literarische Nachweise sind in großer Menge eingestreut und bieten viel Wissenswertes und Anziehendes. Zu rühmen ist auch die Darstellung, die in schlichter, häufig poetischer und humorvoller Form eine Fülle von Einzelheiten zwanglos aneinanderzureihen und zu verknüpfen weiß. Am Schlusse sind einige volksetymologische Umdeutungen, z. B. „feine Grete“ aus „foenum Graecum“, eingeflochten, wie sie unsere Mundarten in reichem Maße aufweisen. Im Interesse des trefflichen Werkes sei es uns gestattet, auf einige kleine Einzelheiten aufmerksam zu machen: Das mittelhochdeutsche wan „denn“ wäre in dem Zitat aus Megenberg (S. 101) vielleicht auch besser in der alten Form (wan, wande nicht wann) zu schreiben, wie in dem Zitat aus Hieronymus Tragus (S. 130). Als hennebergische Form für die Küchenschelle wird S. 27 „Siebenschläferl“ genannt, während sich dort einfaches l als Deminutivsuffix nicht findet, sondern nur le oder la, und das schlesische Gründe = Wunde (S. 50) entspricht wohl dem allgemein deutschen Grind = Schorf. Die mecklenburgische Verunstaltung der Valeriana zu Bullerjan ist nicht so ungewöhnlich, nannten doch auch die Deutschen vor Paris den Mont Valérien den alten Bullerjan. Zu der Krauseminze (S. 47) läßt sich das uralte Studentenlied vergleichen, das beginnt: „Ach du lieber stallbruder mein, krauseminte, laß dir das gleslein befohlen sein! salveie, poleie, die blümlein an der heiden, krauseminte!“ Die Nennung der heilkräftigen Pflanzen bei einem Umtrunkfang als eine Art „Wohl bekomms“

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder ihre Beimischung zu einem Würztrunk verdient eine Beachtung. Zum Schlusse sei noch auf einen Druckfehler hingewiesen: die erwähnte Medeastelle bei Ovid (S. 31) steht Metam. VII, 406, nicht VIII.

Cassel. A. Fuckel.

L. Fr. Werner, Aus einer vergessenen Ecke. Band II. Langensalza 1912. Hermann Beyer & Söhne. 127 S.

Neues aus Wärohld! Jeder Freund und Kenner unseres hessischen Volkstumes, der sich unter Werners kundiger Führung mit der „vergessenen Ecke" um den Dreienberg und Landecker vertraut gemacht hat, wird sich über diese weiteren wertvollen „Beiträge zur deutschen Volkskunde" herzlich freuen. Die mit so köstlichem Humor und Liebe dargestellten Bewohner von Hersa und Friedewald (Arv und Wärohld) haben es allerdings ihrem getreuen Seelsorger verdacht, daß er ihr Spiegelbild aufgefangen und weitergegeben hat, und trösten sich mit der neuen Bahn Hersfeld-Heimboldshausen, die ihnen die Segnungen der neuesten Kultur bringen und die gerühmten mannigfachen Spuren alter Art und Sitte möglichst bald tilgen soll. Da denken wir natürlich anders als Werners „Getreue in den tiefen Wäldern", die zu ihrem Verdrusse nun durch die Welt wandern, und wünschen von Herzen, daß ihnen diese kernige, angestammte Väterart nicht so schnell verloren gehen möge, wie wir es anderorts längst zu beklagen haben. Mag der Bauer aus einer gewissen Schamhaftigkeit, die auch zu seinem Wesen gehört, solche Schilderungen seiner Eigenart bedauern, wir sind jedenfalls dem Verfasser dieser zweiten Folge volkskundlicher Studien dankbar, daß er uns eine so schöne Ergänzung seines ersten Bandes gegeben hat, die er seiner Zeit in der Ungewißheit über die Aufnahme seines Werkes noch zurückhielt. Mit Recht weist er selbst in dem Vorwort darauf hin, daß hier bedeutsame Züge des Volkslebens zur Darstellung kommen, die dort noch fehlten, und man möchte von dem vollen, abgerundeten Bilde ländlichen Lebens und Hausens, wie es sich hier uns bietet, keinen Strich entbehren; das Ganze bietet uns jetzt eine unschätzbare Quelle für die Erforschung mitteldeutschen Volkstums.

Cassel. A. Fuckel.

Oskar Dähnhardt, Natursagen, eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, Band II, Sagen zum Neuen Testament, Leipzig, Teubner 1909, XVI u. 316 S. — Band IV, Tiersagen, 2. Teil, bearbeitet von O. Dähnhardt u. A. von Löwis of Menar, Leipzig, Teubner 1912, VII u. 322 S. — 8 Mk. geh., 10,50 Mk. geb.

Die großzügig angelegte Sammlung stellt in dem 2. Band an der Hand eines in jeder Hinsicht vortrefflich gesichteten und überreichen Materials die Sagen zusammen, die aus der sinnenden Naturbeobachtung des Volkes in Wechselwirkung mit Erzählungen aus der heiligen Schrift entstanden sind. Als Faden der ganzen Zusammenstellung führt die Lebensgeschichte Christi; mit den einzelnen Episoden — Mariä Verkündigung, Geburt Christi, Flucht, Kindheit, späteres Leben und Leiden — werden die verschiedenen Sagen aufgestellt, die von dem Volke im Laufe der Jahrhunderte in Verbindung gebracht wurden mit der umgebenden Natur, den Tieren, Pflanzen, Steinen u. a. m. Die Entstehung derselben setzt der Betrachter der Natur mit dem Wandel

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Christi auf Erden in Einklang, damit ist die grübelnde Frage über das Woher und Warum für den naiven Menschen gelöst. Wie die vielfachen Hinweise zeigen, sind dabei Reste fremder Religionen aufgesogen, alte heidnische Ideen und Göttergestalten erscheinen im christlichen Gewande, andrerseits aber finden sich eine Menge von Neuschöpfungen und Umdichtungen. Wie Christus in den Volkssagen als Schöpfer einer Reihe von Naturdingen genannt wird, so werden auch die vornehmsten biblischen Gestalten, wie Maria, Petrus naturdeutend verwertet, auch sie haben dabei eine Reihe von altheidnischen Ideen übernommen.

Das Buch ist religionsgeschichtlich und volkskundlich von ganz hervorragendem Werte. Wie Dähnhardt wiederholt hervorhebt, tritt uns uraltes Gut in volkstümlicher, moderner Umwertung entgegen. Leider wird aber nur selten die Frage nach der Herkunft angeschnitten und zu lösen versucht. Neben nordischen und indischen Parallelen dürfte aus der antiken Kultur wohl eine Reihe ähnlicher Ideen nachzuweisen sein, ja für viele Sagen direkt das Urbild in antiken Mythen vorliegen. In den Kinder- und Lebensgeschichten antiker Gottheiten, besonders des Zeus, Dionysos, Hermes, Attis, Mithras, Adonis, Herakles, Horus u. a. werden diese Götter in ganz ähnlicher Form wie Jesus und die biblischen Gestalten mit der Tier- und Pflanzenwelt in schöpferischen Zusammenhang gebracht. So weit ich die Literatur darüber überschaue, sind in den christlichen Sagen antike Ideen vielfach einfach auf die christliche Welt übertragen worden. Zum Beispiel mag die auf S. 69 gegebene maltesische Erzählung, daß aus der Milch der Mutter Gottes die Pflanze Mammazeiza entstanden sei, mit einem hellenistischen Mythus verglichen werden. Danach ist die Lilie aus der Milch der Hera entstanden; sie vergoß dieselbe aus irgend einem Anlasse bei der Säugung eines Gottsohnes, und die Tropfen, die zur Erde fielen, erzeugten die weißen Lilien. (Näheres bei Philopon. zu Aristot. met. I 85. 115 H.; Geopon. XI 19, 2). Übrigens spielt die vergossene Milch der Maria in den westeuropäischen Sagen über die Entstehung der Milchstraße eine hervorragende Rolle (ich weise der Kürze halber auf die Zusammenstellungen darüber in Mélusine II 154, Wallonia XVII 323), aber auch diese sind nicht aus christlichen Kreisen herausgewachsen, sie gehen auf die antiken Märchen zurück, wonach Juno bei der Säugung irgend eines Gottkindes, sei es Bacchus, Hermes oder Herakles ihre Milch verlor, die zur Milchstraße wurde (z. B. Ps. Eratosthenes Kap. 44). Die ganze Sage ist auf Christus oder auch den St. Bernhard übertragen worden (Friedländer, Herakles, Philol. Unters. XIX 164, 3). Derartige Entlehnungen und Übertragungen aus der antiken Mythenwelt lassen sich in breiter Masse nachweisen, und es dürfte eine dankbare Aufgabe sein, an der Hand des vorliegenden Dähnhardt'schen Werkes einen Aufriß der antiken Ideen zu geben, wie der auf der Erde lebende Gott in der Schöpfung die Spuren seines Daseins hinterlassen hat. Dadurch würden sich viele der vorliegenden christlichen Sagen als uralte religiöse Wanderstoffe offenbaren, deren nord- und mitteleuropäische Neufärbung in liebevoller fleißiger Arbeit von Dähnhardt gesammelt ist.

Der vierte Band enthält die Fortsetzung der in Band III behandelten Tiersagen. Kapitel 1 und 8 sind von Dähnhardt bearbeitet, während das übrige von A. von Löwis of Menar herausgegeben ist. Es kommen hauptsächlich Wandersagen in Frage, deren Schicksal im Laufe der Jahrhunderte

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

ethnographisch erforscht wird. Besonders eingehend wird die uralte Fabel vom Wettlauf zwischen dem Hasen und der Schildkröte, die Hasen und die Frösche, Königswahl und Krieg der Tiere und das Fuchsmärchen behandelt, deren Stoffe uraltes Sagengut sind; von etwas ferner liegenden Fabeln mit indischen Vorbildern sind Affe und Schildkröte und die Teerpuppe behandelt. Auch dieses Buch zeugt von gründlichem Fleiße und erstaunlicher Umschau in der modernen Märchenliteratur; besonders wertvoll sind die zahlreichen bis jetzt ungedruckten esthnischen, finnischen und schwedischen Fabeln. Eine Menge Varianten dazu sind jetzt noch ergänzend nachzutragen aus den sehr übersichtlichen Arbeiten von Antti Aarne, Verzeichnis der Märchentypen = F. F. Communications Nr. 3 1910 S. 1 ff.; Verzeichnis der Finnischen Ursprungssagen ebendort Nr. 8, 1912 S. 10 ff.; Übersicht der mit dem Verzeichnis der Märchentypen in den Sammlungen Grimms . . . übereinstimmenden Märchen ebd. Nr. 10 1912 S. 1 ff. (Ich verdanke den Hinweis auf diese vortrefflichen Arbeiten der Liebenswürdigkeit von Herrn Prof. Helm.) Nicht einverstanden bin ich mit der Art, wie die antike Tierfabel wegkommt. Ein gründliches Aufschürfen des antiken Fabelgutes macht die Behauptung, daß wir nur einen winzigen Zeitpunkt der gesamten Entwickelung verfolgen können, hinfällig. Es ist schade, daß dem Herausgeber die Arbeiten von Crusius, Hausrath, O. Keller, E. Rohde, C. S. Köhler, A. Marx und Zielinski ferne liegen, sie geben für viele der von ihm gesammelten Fabeln den festen Boden und ein ganz anderes Bild von der Herkunft, der Bedeutung und den Varianten der äsopischen Fabelwelt.

Gießen. W. Gundel.

Heinrich Zinn, die Reformation und Gegenreformation in Herbstein und den ehemals landgräflichen und ritterschaftlichen Orten des östlichen und südöstlichen Vogelsbergs. Gießen 1912.

Eine verdienstvolle Arbeit, welche die früher oft gehörte Redensart Lügen straft: Der Vogelsberg hat keine Geschichte! Sie schlägt zwar wenig in das Gebiet der eigentlichen Volkskunde, und ich weiß auch nicht, ob es recht ist, auf das Schuldkonto der katholischen Kirche zu setzen, daß sie den im Volke herrschenden Aberglauben Segen, Osterwasser, Christtau &c. nicht ausgetilgt hat. Unsre evang. Kirche hat das bekanntlich auch noch nicht fertig gebracht. Aber wir möchten sie trotzdem allen unseren Vogelsberger Mitgliedern empfehlen. Zinn's Arbeit, die sorgfältig alle irgendwie herbeizuziehenden Urkunden und Akten berücksichtigt, gibt Licht, wo bisher Dunkel war, und die Volkskunde, die so eng mit der Geschichte zusammenhängt, muß für jede geschichtliche Aufhellung dankbar sein.

Großen-Linden. O. Schulte.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1913. Kassel, 30. Jahrgang, herausgegeben von Fr. Ellenberg, Pfarrer in Sebbeterode.

Dieser Kalender, der Hessen in weitestem Sinne berücksichtigen will, hat mir gefallen. Er ist so recht hessisch. Schon das Marktbild des Umschlags zeigt es. Neben dem Verzeichnis der einzelnen Monatstagen ist, wie in den Kalendern oft, eine Seite freigelassen. Hier finden wir hessische Bauernregeln, Anekdoten, Hausinschriften, im Volke heimische Verschen und Sagen, und oben-

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

an immer eine Abbildung eines Hauses oder Gehöftes aus den verschiedenen Landesteilen Hessens, daneben freilich auch einen guten Bibelspruch und noch allerlei gute, besinnliche und unterhaltende Mitteilungen. Auch in dem 2. Teile des Kalenders tritt der hessische Charakter immer hervor. Kassel, die 1000jähr. Stadt, wird beschrieben und in mancherlei Abbildungen gezeigt, Dialektgedichte aus dem Warmetal gegeben, ein Grimm'sches Märchen mit wunderschönen Ubbelohde'schen Abbildungen mitgeteilt, eine kurze Erzählung aus den hessischen Bergen eingefügt, ein hessisches Volkslied aus den Liedern aus der vergessenen Ecke mit Noten zur Kenntnis gegeben — kurz, überall sieht man, daß der Name „Hessischer Volkskalender" verdient ist.

Großen-Linden. D. Schulte.

Jahresbericht für Denkmalspflege im Großherzogtum Hessen, 1908—1911, 2. Band. Darmstadt 1912.

Schon äußerlich voluminöser als der erste Band (272 Seiten gegen 193, 64 Bildseiten gegen 34), ist der zweite Band auch inhaltlich reicher ausgestattet. Zu den im ersten Bande sich findenden Rubriken ist der Bericht über die Arbeit an staatlichen Baudenkmälern, der Geschäftsbericht des Großh. Haus- und Staatsarchivs über die Urkundenpflege, der Bericht über die Urkundenpflege in der evang. Landeskirche und das von uns s. Z. vermißte Ortsverzeichnis hinzugekommen. Man kann dafür nur dankbar sein. Denn diese Jahresberichte sind zugleich Schriften, die uns auf alles erhaltenswerte Alte in Hessen aufmerksam machen wollen. Sie zeigen schon jetzt in Wort und Bild, welch' altertümlich schöne Kirchen und Häuser, wie reizvolle Straßenbilder und Teiche, wie mannigfache Altertümer und wie viele alte Urkunden und Kunstwerke unser engeres Vaterland birgt. Sie führen uns so gut in die Städte, wie in entlegene Dörfer, und sie machen uns auf manches Schöne aufmerksam, das schon lange vor unseren Augen war, ohne daß wir es sahen. Ich möchte diese Jahresberichte, so nüchtern sie um ihres Zweckes auch geschrieben sind und geschrieben sein müssen, in der Hand jedes Vaterlandfreundes wissen, und freue mich, daß Großh. Ministerium des Innern, um das zu ermöglichen, den Preis so niedrig angesetzt hat.

Großen-Linden. D. Schulte.

Alfred Bock, die Oberwälder. Berlin 1912. — **Karl Neurath,** das Domgut. Frankfurt a. M. 1913.

Die beiden vorliegenden Romane, die ungefähr zu gleicher Zeit erschienen sind, rühren von Dichtern her, deren Namen wir in Hessen uns fest einprägen wollen. Denn ihre Arbeiten ragen nicht nur weit über den Durchschnitt hervor, sie verleugnen auch in keiner Weise das Land, dem sie entsprossen sind, sowohl der Oberhesse Alfred Bock, dem wir schon viele Novellen und Romane verdanken, als auch der Rheinhesse Karl Neurath, dessen Arbeit, so viel ich weiß, die erste größere ist, wenigstens als solche in Druck kommt. Es verlockt förmlich, die Eigenart Beider mit einander zu vergleichen.

Der Oberhesse schreibt in Redewendungen, in Gleichnissen und Bildern und in Sprichwörtern, die seinem Lande eingentümlich sind. Unser Landvolk redet noch — wer weiß, wie lange! — in festen Formen, in bestimmten Gleichnissen, in Bildern, die allen vertraut sind. Wer oberhessisches Landvolk

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schildern will, der kann an dieser Tatsache nicht vorübergehen. Es ist Bock's Verdienst, daß seine Bücher, die ja fast alle das Landvolk beschreiben, diese oberhessische Sprachform wiedergeben. Die Fülle seiner Redeformen- und -wendungen verrät, wie eifrig der Dichter sammelt, wie aufmerksam er den Bildern nachgeht, wie vorsichtig er alle dem aus dem Wege geht, das irgendwie oberhessischer Sprechart und Denkweise widerspricht.

Dagegen kommt der Rheinhesse aus einem Lande, in dem man auch in der Art zu reden, das alte Kleid, die feste Form, wenn auch nicht völlig, so doch zum großen Teil abgestreift hat. Der besondern einheimischen Wörter und Sprichwörter, Redensarten und Gleichnisse findet man bei ihm nicht viel. Der rheinhessische Bauer ist weit mehr Weltbürger, sein Land ist von jeher mehr in den allgemeinen Verkehr hinein gezogen. Neurath's Bauern brauchen Bilder, Redensarten, sie haben Gedanken, die auch dem Städter nicht sehr ferne liegen. Wenn sein Buch trotzdem ein echt rheinhessisches ist, so liegt das an dem Geist, der ihn durchflutet. Der Oberhesse steckt mit seiner Redeweise noch in dem Jahrhunderte alten Kleid, der Rheinhesse hat es fast völlig abgeworfen.

Es ist nicht viel anders, wenn man auf den Konflikt in beiden Romanen achtet. Auch da sieht man die Verschiedenheit der Länder, aus denen sie kommen. In dem Roman des Oberhessen ist der Höhepunkt der Zusammenstoß der alten Zeit mit der neuen. Eine Genossenschaft ist in einem Dorfe gegründet worden, bald nachher, da sie einen großen Verlust erleidet, steht die alte Zeit gegen die neue, steht das Alte gegen das Neue auf. Es mag sein, daß in der Schilderung der hierauf bezüglichen Partieen dieses und das dem Zusammenbruch der Ober-Mockstädter Kasse nachgebildet ist. Aber in der Hauptsache gründet sich doch Bocks Darstellung auf Verhältnisse und Anschauungen, die noch weiter zurückliegen, als die dieses Dorfes, das der Wetterau, die so von den modernen Gedanken durchzogen ist, so nahe liegt.

Zwar kann man in dem Buche des Rheinhessen nicht von einem Konflikte allein reden. Er hat deren mehrere. Er will auch nicht die Schicksale von einigen wenigen Personen in einer begrenzten Zeit schildern, er möchte die Geschichte, zwar nicht eines Bauerngeschlechtes, wie es auf dem Umschlage heißt, aber wohl die zweier Generationen ein und derselben rheinhessischen Bauernfamilie schildern. Aber diese Konflikte liegen nicht oder nur sehr wenig in der rheinhessischen Bauernart gegründet. Sie könnten, wenn man von dem Geiste, in dem sie durchgeführt werden, absieht, ebensogut auf anderm Boden sich entspinnen. Es ist ganz richtig, wenn auf dem Umschlage des Romans von ihm gesagt wird, daß er, in einheimischen Boden wurzelnd, sich zu einem klar umrissenen Weltbilde auswächst.

Man könnte diese Vergleichung noch viel weiter führen, insbesondere auch sie auf die Charaktere ausdehnen, z. B. den Rothmüller in Neuraths Roman gegen den Margolfspeter in Bocks Roman, den freiheitlichen Bürgermeister gegen den alten echten Vogelsberger Bauer stellen. Nicht minder anziehend müßte es auch sein, einmal das Verhältnis der Bauern zu ihren Pfarrern in beiden Romanen miteinander in Verbindung zu setzen. Aber das alles würde uns zu weit führen. Nur auf die Glanzpunkte in beiden Romanen will ich noch hinweisen. Ich habe kaum jemals das Spielen der Kinder so anziehend geschildert gefunden, als im 1. Teil des Buches des Rheinhessen,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und kaum jemals so lebendig Aufruhr in einem Orte, als in Bock's Buch. Zwei Dichter die wir mit Stolz die unsern nennen!

Großen-Linden. O. Schulte.

Richard Kühnau, Schlesische Sagen. Bd. III. XLVIII, 778 S. 12 Mk. — Bd. IV. 222 S. Leipzig 1913. B. G. Teubner.

Die Schlußbände des schlesischen Sagenwerkes schließen sich den beiden ersten (vgl. diese Blätter X, S. 55 ff.) würdig an. Der dritte Band bringt als Schluß der Sagensammlung selbst, wieder in sachlicher Gruppierung, die sogenannten mythischen Sagen. Kühnau scheidet I. die Zaubersagen: Sagen von Hexen und Hexenwerk, von Alp, Werwolf und Doppelgänger, von Schwarzkünstlern und allerhand Zaubermitteln, II. die Wundersagen mit einer etwas schwierigen weiteren Gliederung: Sagen von der Unterwelt und ihren Bewohnern, Versinken von Menschen, Bauwerken und Städten, dann Sagen von allerhand Wundern zwischen Himmel und Erde (Verwandlungen in Stein, wunderbare Bestrafungen, Blutwunder, Bauwunder, wunderbare Erscheinungen, Tiere und Pflanzen), sowie Sagen von Vorbedeutungen und Prophezeiungen, III. Schatzsagen, zerfallend in Glockensagen, eigentliche Schatzsagen, und bergmännische Sagen. Ausführliche Erörterungen in der Einleitung begründen die Gruppierung. Für die Sammlung und Wiedergabe der Sagen waren dieselben Grundsätze maßgebend wie bei den ersten Bänden.

Band IV verdient ganz besondere Beachtung und besonderes Lob. Er enthält 1. ein Verzeichnis der Literatur, 2. der Ortsnamen, 3. der Personennamen und endlich auf acht Bogen (S. 96—222) ein mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitetes detailliertes alphabetisches Sachregister, wie es künftig keiner Sagensammlung wird fehlen dürfen.

Die schlesische Gesellschaft für Volkskunde und der Herausgeber dürfen stolz sein auf die Vollendung dieses groß angelegten und mit Umsicht zu Ende geführten Werkes.

Gießen. Karl Helm.

Franz Kondziella, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos. Mit vergleichenden Anmerkungen. (Wort und Brauch, hrsg. v. Th. Siebs und M. Hippe, Heft 8.) Breslau, M. u. H. Marcus 1912 VIII, 207 S. Mk. 7.20.

Verfasser hat aus den mhd. Volksepen alle jene Stellen gesammelt, welche von Gebräuchen und Sitten handeln, die sich an die Hauptpunkte des menschlichen Lebens (Geburt und Taufe, Brautwerbung, Verlobung und Hochzeit, Tod und Begräbnis) anschließen, ferner die Bräuche der Gastfreundschaft, der Freundschaft, des Kampfes und Rechts, endlich der Traumdeutung.

Es liegt in der Natur der berücksichtigten literaischen Denkmäler, daß die Sammlung kein vollständiges Bild der mit diesen Punkten zusammenhängenden Bräuchen gibt. Ob im einzelnen Denkmal irgend ein einzelner Zug erwähnt wird, ist mehr oder weniger zufällig, und die Denkmäler sind nicht zahlreich genug, um sich gegenseitig nach allen Richtungen zu ergänzen. Am deutlichsten wird dies in Kapitel 8 Traumdeutung, das aus drei Zeilen und vier Belegen besteht. Aber auch andere Züge lassen sich oft nur

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch wenig Quellenstellen belegen und Verfasser kommt öfters in die Lage, einzelne Züge — mit Recht natürlich — als allgemein zu bezeichnen, obwohl sie nur durch einen Beleg aus diesen Dichtungen zu illustrieren sind — ein deutliches Zeichen, wie sehr die Volksepen Ergänzung aus anderen Quellen bedürfen. Verfasser ist sich darüber natürlich klar gewesen und es kann ihm ein Vorwurf daraus nicht gemacht werden; er hätte aber in der Einleitung wohl darauf hinweisen sollen und hätte zugleich eine kurze Bemerkung hinzufügen können über den literarischen Charakter dieser Epen und den auch hier vorhandenen starken höfischen Einschlag. Für den Verfasser als Germanisten ist auch das natürlich etwas selbstverständliches, es ist aber zu bedenken, daß die Schrift vielfach in die Hand solcher Volkskundler kommen wird, die keine Germanisten sind und nur zu leicht geneigt sein werden anzunehmen, daß das Volksepos im Gegensatz zum höfischen Epos rein volkstümliche Sitte wiederspiegele.

Im zweiten Teil gibt K. in der Form von Anmerkungen eine Sammlung von Parallelen aus späterer Zeit zu jedem einzelnen Zug; er hat dabei manche Einzelheit viel weiter verfolgt, als die Rücksicht auf den ersten Teil unbedingt verlangt hätte, und mit fleißiger Umschau in der volkskundlichen Literatur weit verstreute Notizen gesammelt; beispielsweise nenne ich die Abschnitte über die Beschenkung des Patenkindes S. 99—103, über den Verlobungsring S. 114—118, und die Sammlung der Bezeichnungen für Verlobung S. 108—112. So erhält dieser Teil auch ohne Teil I selbständigen volkskundlichen Wert. Ein gutes Sachregister erleichtert die Benutzung.

Gießen. Karl Helm.



Eingegangene Bücher.

(Abgeschlossen am 18. April 1913.)

Die mit * bezeichneten Bücher sind schon zur Besprechung vergeben. Bücher, über die bereits in diesem Heft referiert wird, sind nicht mehr aufgeführt.

*Boll, Franz, Die Lebensalter. Ein Beitrag zur antiken Ethologie. Lpzig, B. G. Teubner, 1913.

Etzel, Gisela, Aus Jurte und Kraal. München, Die Lese 1911. Mk. 2.50.

Gusinde, Konr., Schönwald, Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes in Polnisch-Oberschlesien. Breslau 1912 (= Wort und Brauch, Nr. 10).

*Helm, Karl, Altgermanische Religionsgeschichte I. Heidelberg, C. Winter, 1913.

*E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Zürich, Schultheß u. Co., 1913.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Julien, Rose, Die deutschen Volkstrachten. München, F. Bruckmann, 1912. 3 Mk.

*Kaindl, R. F., Geschichte und Volkskunde. Inaugurationsrede. Czernowitz 1912.

Keller, Albr., Die Handwerker im Volkshumor. Leipzig, W. Heims, 1912. 3 Mk.

Klein, Alfred, und Linel, Aug., 200 Sagen und Geschichten aus Lothringen. Bolchen 1912. 256 S.

*Reuterskiöld, Edgar, Die Entstehung der Speisesakramente. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Sperber (= Religions-wiss. Bibliothek IV). Heidelberg, C. Winter, 1912.

*Roese, Ed., Lebende Spinnstubenlieder. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1911.

*Scheftelowitz, J., Das Schlingen- und Netzmotiv im Glauben und Brauch der Völker (Rel.-wiss. Versuche und Vorarbeiten 12). Gießen, A. Töpelmann, 1912.

Schön, Friedrich, Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung. Freiburg, F. E. Fehsenfeld 1913.

*Schwalm, Schwälmer Wees. Kassel, Friedr. Scheel, 1913.

Volkslieder, Lippische, Gesammelt und herausgegeben v. K. Wehrhan und Fr. Wienke. Detmold 1912.

*A. Zehme, Germanische Götter- und Heldensage. 2. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1913.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Es sandten ein: Herr Arthur Roth, Gießen, Zwei Gesahne aus der Gegend von Schlüchtern. — Pf. Böchner, Trais a. d. Lda., Himmelsbriefe aus Udenhausen, Kr. Alsfeld. — Lehrer Jung, Gleimenhain, Westfälisches Vaterunser und Himmelsbriefe. — Dr. W. Peßler, Hannover, Vier Karten zur vergleichenden deutschen Ethno-Geographie von Dr. Willi Peßler, Hannover.

Für die Flurnamensammlungen sind vierzig abgeschlossene Sammlungen eingeliefert worden; sie sind in den Mitteilungen für die Flurnamensammlung S. IX mit den Namen der Bearbeiter aufgezählt.

Allen Einsendern herzlichen Dank!



Geschäftliche Mitteilungen.

Jahresbericht erstattet in der ordentlichen Mitgliederversammlung der Hess. Vereinigung für Volkskunde zu Gießen am 9. Dezember 1912.

Bei einer Rückschau über die Tätigkeit der Vereinigung fallen am meisten die Veranstaltungen in die Augen, die mit dem Kongreß des deutschen Vereins für Volkskunde am 28. u. 29. September 1912 verbunden

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

waren. Über den Vorbereitungen hat ein eigentümliches Verhängnis gewaltet. Der Vorstand der Vereinigung hatte dem Vorsitzenden des Verbandes vorgeschlagen, mit der Tagung drei Vorträge zu verbinden, die in das Volkstum einer einzigen Gemeinde, Großen-Linden, einführen sollten, und als Vortragende ausersehen: Pf. D. Dr. Diehl, Darmstadt, der auf Grund ungedruckten, von dem Berichterstatter aufgefundenen Materials über „Großen-Lindener Volksleben vor 250 Jahren", Geheimrat Prof. Walbe, Darmstadt, der über das Großen-Lindener Bauernhaus, und endlich Prof. Dr. Rauch, der, im Anschlusse an eine zu veranstaltende Ausstellung, über den Schmuck der Großen-Lindener Bauersfrau reden sollte. Von allen drei Herren waren Zusagen gekommen. Da schrieb im Anfang d. J. Pfarrer D. Dr. Diehl wegen Überbürdung und Nervenüberreizung ab. An seine Stelle trat der Berichterstatter, obwohl ungern, da er zwar mit dem Material sehr vertraut war, aber ihm die umfassende, vielseitige Kenntnis des 17. Jahrhunderts, wie sie Diehl besitzt, abging. Gerade acht Tage vor dem Kongreß, als schon die Ausstellung vorbereitet war, erkrankte Prof. Dr. Rauch, sodaß ihm die Abhaltung des dieselbe erläuternden Vortrages unmöglich wurde. Dieser Mangel konnte leider nicht wieder gut gemacht werden. Es war um so mehr zu bedauern, als die Ausstellung volkskundlich die höchste Aufmerksamkeit verdiente. Es war gelungen, die Bevölkerung des ganzen Ortes für sie zu interessieren. Jeder suchte zu ihr beizutragen und zu geben, was dafür von Wert war. Niemand schloß sich aus. So kamen Ringe, Schmuckgegenstände, silbergebundene Gesangbücher, Kragen, Bänder, Spinnräder und anderes mehr in einer Menge und Vielseitigkeit zum Vorschein, wie sie so leicht nicht wieder anzutreffen ist. Eine einzige Familie hatte seit etwa 60, 70 Jahren alle Kragen, Bänder und Halstücher, die die Frauen in ihr getragen hatten, aufbewahrt und sie nun in der geschichtlichen Reihenfolge ausgestellt. Es gelang, vor Augen zu führen, welche Umwandelungen die Tracht selbst seit 1850 erlitten hat und erleidet, und so zeigte sich auch hier wieder deutlich und unwiderlegbar die Tatsache, daß die Tracht selbst, die so oft als das Bleibende in der Mode gepriesen wird, etwas wandelbares ist. Desgleichen lernten Viele wohl zum ersten Male kennen, daß die Hüttenberger Tracht selbst wieder in völlig verschiedene Unterarten zerfällt, in die Abendmahlstracht, die Kirchgangstracht, die gewöhnliche Sonntagsnachmittagstracht und die Brauttracht. Die enge Verbindung, in der die ganze Tracht mit der Kirche steht, war Manchem vielleicht noch auffallender. Aber am meisten zog wohl die Sammlung der Trauringe die Aufmerksamkeit auf sich. Das sind dicke silberne Ringe, die allein von der Frau über den Handschuhen getragen wurden. Fast alle im Orte vorhandenen waren zusammengebracht worden. Sie waren nicht sehr alt. Die Form und auch bei den meisten die eingeschriebene Jahreszahl verrieten, daß sie nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgingen. Sie sind um diese Zeit an die Stelle des Treugeldes des alten Kaufgeldes der Frau, getreten, und so sahen viele unmittelbar und in nahe Gegenwart gerückt vor sich, was sie sonst in uralte Zeiten zu setzen gewohnt waren. — In dem Bericht des Verbandes [1]) über die Versammlung in Großen-Linden wird mitgeteilt, daß

[1]) Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde Nr. 17, Dezember 1912. — Wir bemerken dazu, um auf vielfache Anfragen Antwort

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Turnhalle bis auf den letzten Platz angefüllt war. Das ist sehr wohlwollend geurteilt. Sie war in Wahrheit überfüllt. Wir hatten wohl den Mitglieder und Abgeordneten der einzelnen Vereine besondre Plätze zugewiesen, aber daneben Jedermann ohne Unterschied eingelassen. So kam es, daß der an sich schon sehr große Saal geradezu beängstigend voll war und Hunderte von dem Eintritte einfach ausgeschlossen waren. Eine ruhige Besichtigung der Ausstellung nach den Vorträgen war unter diesen Umständen kaum möglich. Wir suchten den Fehler dadurch gut zu machen, daß wir noch zwei weitere Tage die Ausstellung offen hielten. Zu unserer Freude nicht umsonst. —

Aus den Verhandlungen des Verbandes ist namentlich der Bericht über den Stand der Sammlung deutscher Volkslieder von Bedeutung. Nach den Mitteilungen des Vorsitzenden darf nun erwartet werden, daß durch die Beiträge der einzelnen deutschen Staaten die große wissenschaftliche deutsche Volksliedersammlung, die seit Anfang an auf dem Arbeitsprogramm des Verbandes steht noch im Laufe dieses Jahres finanziell gesichert wird. Es wird dann möglich sein, in den einzelnen Ländern mit erneuten Kräften die Sammelarbeit aufzunehmen. Auch wir in Hessen werden dabei mitzuwirken haben; es ist ja gottlob hier sehr gut vorgearbeitet, seit Jahren ist die Sammeltätigkeit im Gange, sodaß der Ruf des Verbandes uns nicht unvorbereitet trifft.

Ferner ist der Bericht der Kommission für die Sammlung der Segen- und Zauberformeln hervorzuheben. Der Fragebogen, auf Grund dessen die Sammlung erfolgen soll, wird in Kürze ausgegeben werden.

Die von der Hessischen Vereinigung für Volkskunde in Angriff genommenen Arbeiten nahmen in den Jahren 1911/12 ihren regelmäßigen Fortgang. Namentlich schreitet die F l u r n a m e n s a m m l u n g in erfreulicher Weise vor. Über diese unterrichten ja fortlaufend die unsern Blättern beigegebenen Mitteilungen. Es kommt mir, der ich die aus Oberhessen eingehenden Arbeiten alle durchgegangen habe, so vor, als ob im sie allgemeinen immer besser würden. Das hängt wohl damit zusammen, daß viele Sammler erkennen, daß eine gründliche, den gestellten Anforderungen entsprechende Arbeit nicht in ein vaar Wochen, oder in einem oder zwei Monaten durchgeführt werden kann. Man muß nach dieser und jener Erläuterung viel fragen, manche Namen, Sagen und Erläuterungen hört man auch nur gelengentlich. Man entdeckt, daß das fruchtbringende Fragen und Sicherkunden eine Kunst ist, die nur langsam zu lernen ist. Es kommt zu dem allen noch hinzu, daß mitunter Sammler ihrer Arbeit so froh werden, daß sie sich schwer von ihr trennen. Es steckt eben in diesem Forschen und Fragen ein ganz eigner Reiz. Am meisten aber habe ich mich gefreut, wenn ich Sammlungen erhielt, in denen der hess. Vereinigung für Volkskunde noch der Dank des Sammlers selbst ausgesprochen wurde, daß sie solche Arbeit angeregt. Es kam mehrere Male aus den Kreisen unserer besten Mitarbeiter, der Lehrer, die darauf hinwiesen, wieviel sie für die Heimats- und Ortsgeschichte daraus gelernt hätten, und

---

zu geben und weitere unnötig zu machen, daß nach Beschluß des Verbandes vom Jahre 1911 diese Mitteilungen den Einzelvereinen nur noch in beschränkter Zahl zugehen, sodaß es nicht mehr möglich ist, sie den Mitgliedern zur Verfügung zu stellen. Wir berichten deshalb hier über die Punkte die allgemeineres Interesse haben.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

wie sie nun in den Stand gesetzt seien, den Unterricht viel lebensvoller und anschaulicher zu gestalten.

Es ist aber der Gang der Behandlung der einlaufenden Arbeiten im Allgemeinen dieser: Zuerst kommen alle den Provinzialleitern zugeschickten nach Darmstadt in das Gr. Haus- und Staatsarchiv, wo unser tüchtiger Mitarbeiter Dr. Friedrich die historischen Namen aus den in den dortigen Urkunden vorhandenen auszieht und ergänzt. Hierauf werden sie dem Sammler zurückgegeben, damit dieser von dem neuen Zugang Kenntnis erhält. Hierauf schickt sie dieser wieder an den Provinzialleiter, der sich nun mit einem Germanisten in Verbindung setzt, damit die lautlich richtige Fixierung der mundartlichen Form zugefügt werde. Es ist sehr erfreulich, daß es uns, dank der Mithilfe des Herrn Geheimrat Behaghel, der oft auf unsere Bestrebungen hinweist, an solchen Herren nicht fehlt. Zuletzt kommt die Arbeit an den volkskundlichen Bearbeiter, also z. B. für Oberhessen an mich, das volkskundliche Material zu prüfen und ev. Entsprechendes zuzufügen. Dann ist sie druckreif.

Aber nun beginnt unsre Not. Drucken kostet Geld. Man kann unserer Vereinigung mit ihrem knappen Voranschlage die Kosten nicht ganz aufbürden, wie es auch unmöglich ist, jedem Mitgliede unentgeltlich um seines Beitrags willen ein gedrucktes Exemplar der Sammlungen zur Verfügung zu stellen. Es ist darum beschlossen worden, eine Subskription auszuschreiben und alle diejenigen, die gedruckte Exemplare der Flurnamensammlungen wünschen, aufzufordern, sich zu melden. Dabei sollen die Mitglieder das Heft entsprechend billiger bekommen, als die Nichtmitglieder. Wir werden uns insbesondere hier an die Kreise und die Gemeinden, die Schulen und die Bibliotheken wenden und hoffen, daß das gemeinnützige Unternehmen, das zur Kenntnis der Kulturgeschichte des einzelnen Ortes gar nicht zu entbehren ist, volle Unterstützung findet. Anfang 1913 kommt nun das 1. Heft der Flurnamensammlung, das alle Gemarkungen der Grafschaft Schlitz berücksichtigt, in den Buchhandel. Jedes Jahr soll zukünftig, wenn die Subskription Erfolg hat, mindestens ein Heft erscheinen. An fertigem Material fehlt es ja durchaus nicht.

Neben der Flurnamensammlung vollzieht sich in der Stille eine zweite S a m m l u n g, die der S a g e n. Unser verehrter Herr Mitarbeiter, Lehrer Weber in Reuters, hat sie in Gemeinschaft mit Herrn Lehrer Würz in Unter-Seibertenrod begonnen. Schon jetzt haben sie weit über 600 Sagen beisammen, und doch stellt diese Zahl nur einen kleinen Teil dessen dar, was in unserm so lieder-, wie sagenreichen Lande zu finden ist. Die Flurnamensammlung hat sich für die Sagensammlung als besonders fruchtbar erwiesen.

An dritter Stelle möchte ich hier nun noch auf eine abgeschlossene S a m m l u n g hinweisen, die der K i n d e r l i e d e r und - r e i m e. Dank der Tätigkeit unserer Archivarin, Frl. B. Kalbhenn, ist jetzt das ganze vorhandene Material verzettelt und rubriziert und so zur wissentschaftlichen Bearbeitung und Zusammenstellung fertig. Die außergewöhnlich reiche Sammlung umfaßt ganz Hessen und ist kaum an einem einzigen Örtchen vorbeigegangen.

Sind die obengenannten Unternehmen verhältnismäßig jung, die Herausgabe der Z e i t s c h r i f t e n s c h a u oder B i b l i o g r a p h i e für 1911 die in 1912 vorbereitet und zu Ostern 1913 zu erwarten ist, nimmt eine alte Arbeit der hess. Vereinigung für Volkskunde wieder auf, die s. Z. aus Mangel an Mitteln wieder aufgegeben werden mußte und nun, dank dem Entgegen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen der Teubner'schen Buchhandlung, aufs Neue ihren Weg beginnt. Herausgeber ist Lehramtsassessor Dr. Abt, Mainz. Die Hessischen Blätter für Volkskunde nenne ich als unser letztes Unternehmen, obgleich es das älteste ist; ein Bericht über seinen Fortgang ist hier wohl entbehrlich.

Ein Überblick über die Wintervorträge 1911/12 mag den Jahresbericht schließen. Pfarrassistent Schorlemer, Gießen, sprach über die Grimm'schen Märchen, nach ihm Professor Dr. Rauch über die Ubbelohde'schen Zeichnungen dazu. Dann las Frl. Ida Strack einzelne dieser Märchen vor, und der Lichtbilderapparat zeigte die entsprechenden Bilder. Diese Rezitation wurde für die Gießener Schulkinder wiederholt, Freunde derselben hatten die entstehenden Kosten für Saal und Licht auf sich genommen. Die Freude der Kleinen, die die große neue Aula der Universität zweimal vollständig füllten, war der Vorleserin der schönste Lohn; aber auch hier soll ihr nochmals herzlichst gedankt werden. Im weiteren Verlauf des Winters 1911/12 sprach Herr Prof. Dr. Haupt aus Hannover über altgermanische Baukunst, und Herr Dr. Martin aus Bad-Nauheim über deutsches Badewesen im Mittelalter und in der Neuzeit. Noch einen weiteren Dank dürfen wir aber hier anschließen: ein ungenannter Herr hat der Gießener Universitäts-Bibliothek 1500 Mk. zur Anschaffung der volkskundlichen Werke aus der Bibliothek unsers leider viel zu früh gestorbenen Mitarbeiters und Freundes Pfarrer Moser gegeben. Ist das auch eine Schenkung, von der unsere Vereinigung zunächst nur indirekten Nutzen hat, wir freuen uns ihrer aufrichtig und sind dem Geber herzlich dankbar.

Großen-Linden. D. Schulte, Pf.
Vors.

Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und Philologenversammlung 1913.

In der volkskundlichen Sektion der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die vom 30. Sept. bis 3. Okt. 1913 zur Marburg abgehalten wird, werden, soweit bis jetzt bekannt, folgende Vorträge gehalten werden: Dr. Bächtold (Basel) Zum Ritus der verhüllten Hände, Dr. Klapper (Breslau) Bedeutung der spätmittelalterlichen Predigthandschriften für Sagen- und Märchenforschung, Prof. Schmidt (Klausenburg) Ergebnisse der Mundartenforschung in Deutsch-Ungarn, Pfarrer Schulte (Großen-Linden) Wandlungen der oberhessischen Volksanschauungen über Friedhof und Grab seit der Reformation, Dr. Spamer (München) Die geistliche Hausmagd, Geschichte eines religiösen Bilderbogens, Dr. H. Urtel (Hamburg) Gebärdensprache in Portugal.

Der Philologenversammlung wird am 29. September gleichfalls in Marburg eine Sitzung des Verbands deutscher Vereine für Volkskunde vorausgehen.



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen für die Flurnamensammlung.

(1. Mai 1913.)

Mitteilung an die Sammler.

Von Dr. phil. W. L. Friedrich, Darmstadt.

Das Sammeln der Flurnamen ist ein für Heimat- und Volkskunde bedeutsames Unternehmen, das jedoch häufig mit unleugbar großer Mühe und Arbeit verbunden ist. Auf vielerlei Geschehnisse und Umstände, Rechte und Sitten, Gebräuche, Bewirtschaftungsarten und Besitzverhältnisse nehmen die Flurnamen Bezug; daher wird durch ihre Sammlung und Erforschung die Kenntnis der Geschichte unseres Volkes außerordentlich unterstützt und gefördert. Auch ist es höchste Zeit, daß zumal dasjenige verzeichnet und der drohenden Vergessenheit entrissen werde, was in keinem geschriebenen oder gedruckten Werke zu lesen ist und allein durch den Volksmund überliefert wird. Hier bietet sich jedem Volksfreund und Gebildeten Gelegenheit, durch Unterstützung der Sammler für das große Unternehmen mitzuwirken, und niemand wird es später bereuen, sich daran beteiligt zu haben.

Nun ist gelegentlich die Frage aufgeworfen worden, ob nicht der Forderungen, die an die Sammler gestellt worden sind, vielleicht zu viele seien, so daß der einzelne Sammler sie zu erfüllen nicht mehr imstande sei. Selbstverständlich darf unter der Menge der Angaben die im einzelnen erforderliche Genauigkeit nicht not leiden. Meine betreffende Abhandlung in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1912 Heft 1, verfolgte den Zweck, für recht viele Fälle eine passende Anweisung zu geben und mußte daher möglichst vollständig sein. Aber in keiner Gemarkung treten alle Fälle zusammen auf; auch ist zu berücksichtigen, daß es nicht Sache des Sammlers ist, die Flurnamen selbst zu erklären. Daher kann es sich im Einzelfalle nur darum handeln, daß der Sammler die hauptsächlichsten der dort ausgesprochenen Wünsche und Forderungen in die Tat umsetze. Es verlohnt sich hier nochmals kurz zu wiederholen, was ich unter den wichtigeren Forderungen, wodurch eine Sammlung vollständig wird, verstehen möchte.

1. Eine alphabetische Tabelle ist herzustellen, die alle in der Gemarkung auffindbaren Orts-, Flur-, Gewann- und Forstortsnamen usw. mit dem jeweiligen Zusatz der Flurnummer und Kulturart umfaßt. Es ist sehr wünschenswert, alle Flurnamen einer Gemarkung in einer alphabetischen Gesamttabelle zu vereinigen. Dagegen kann nicht empfohlen werden (was gelegentlich vorgekommen ist), das alphabetische Gesamtverzeichnis einfach wegzulassen und die alphabetische Ordnung bloß für die einzelnen Fluren durchzuführen. Eine derartige nur nach Fluren geordnete Sammlung erschwert das schnelle Aufsuchen der Flurnamen sehr; auch gewährt sie keine befriedigende Übersicht über

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorkommen und Lage der Flurnamen und ist daher in wissenschaftlicher Hinsicht unvollständig.

2. In einer besonderen Spalte der genannten Tabelle soll die jeder offiziellen Form entsprechende mundartliche Form genau in der Aussprache, wie sie das Volk gebraucht, aufgeschrieben werden. Der Zweck ist, zu zeigen, ob ein Name im Volksmund Verwendung findet oder nicht. Obendrein können dadurch viele offiziell entstellte Namen wieder richtiggestellt werden. Man lasse auch die volkstümlichen Namen nicht einfach weg aus Furcht, einmal da oder dort gegen die festgesetzten Regeln der Aufzeichnung zu verstoßen. Solche Furcht ist unbegründet, da zu einer wirklich wissenschaftlichen Niederschrift der volkstümlichen Namen doch allein der Sprachkenner befähigt ist, und da dieser auch dann noch, wenn ein geringes Verfehlen gegen jene Regeln sich eingeschlichen hat, zumeist in der Lage sein wird, sich von der Beschaffenheit des in Frage kommenden Namens eine richtige Vorstellung zu bilden. In den meisten Fällen dreht es sich um dieselben Namen, die als offizielle Namen in Grundbüchern und Karten vorgefunden werden, nur daß sie jetzt in ihrer mundartlichen Form erscheinen. Doch hüte man sich vor Täuschungen. Eine eigene Nummer erhalten die volkstümlichen Namen für einzelne Grundstücke oder Parzellen, und in der Spalte der Erklärungen ist hinzuzufügen, welchen Teil einer offiziellen Gewann sie bilden.

3. Die Ordnungsnummern der alphabetischen Tabelle sind in eine in Fluren eingeteilte Karte einzutragen, als welche entweder die von uns zur Verfügung gestellte Flurenskizze (Maßstab 1:25000) in Betracht kommt, oder besser die durchgepauste Übersichtskarte der Parzellenkarten (Maßstab 1:10000) zu verwenden ist.

4. Was die historischen Namen betrifft, die im Gemeinde- oder Pfarrarchiv vorkommen, so mache der Sammler wenigstens den Versuch, eine Persönlichkeit zu gewinnen, die mit der Schrift der Urkunden vertraut und imstande ist die Flurnamen aus ihnen auszuziehen. Gelingt dies nicht, so benutze man wenigstens die etwa vorhandenen älteren Flurbücher, schreibe diejenigen Namensformen, die von den heutigen offiziellen Namen abweichen oder nicht mehr vorkommen, heraus und verzeichne sie in der für die historischen Namen bestimmten Spalte, womöglich mit der Jahrzahl des Flurbucheintrags.

5. Man vergesse nicht, die Sagen, sowie die historischen Tatsachen und Ereignisse, die sich an bestimmte Örtlichkeiten knüpfen, in der Spalte der Erklärungen aufzuzeichnen. Auch wenn das Volk behauptet, da oder dort habe ein Kloster oder eine Kapelle gestanden, so kann die Volksmeinung, selbst wenn sie nachweisbar falsch sein sollte, doch eine gewisse historische Grundlage haben. Überhaupt empfiehlt es sich, interessant klingende volkstümliche Erklärungen aufzuschreiben.

Alle anderen Wünsche und Forderungen kommen erst in zweiter Linie in Betracht; an sie trete man erst dann heran, wenn jene Hauptforderungen erfüllt sind.

Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der mutmaßliche Stammsitz der Freiherren v. Wallbrunn, festgestellt durch einen Flurnamen.

Von Dr. phil. W. L. Friedrich.

Daß mit Hilfe der Flurnamen häufig ehemalige Besitzungen Adliger festgestellt werden können, ist bekannt. Weniger bekannt dagegen ist die Tatsache, daß auch die Lage der ursprünglichen Stammsitze adliger Familien bisweilen durch Flurnamen bestimmt wird[1]). In der Gemarkung meines Heimatsortes Nieder-Ramstadt waren im Mittelalter nicht weniger als drei Adelsgeschlechter zu Hause: von Ramstat, von Reckershausen (auch Ruckershausen genannt) und von Wallbrunn. Die Stammsitze der beiden letzteren Geschlechter werden uns noch jetzt von den Flurnamen angegeben.

Die von Reckershausen erloschen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und wurden von dem Geschlechte der Stolze von Gaubickelheim beerbt. Ihr Stammgut setzte sich zusammen, wie eine Renovation der Nieder-Ramstädter Lehengüter des Junkers Philipp Stolz aus dem Jahre 1538 lehrt, aus zwei kleineren Geländestreifen, wovon der eine sich längs des Modauufers auf der linken Seite der Verbindungsstraße Nieder-Ramstadt-Eberstadt eine Strecke weit hinzog (zwischen der Papiermühle und dem Brückenübergang am Kühlen Grund), und einer großen Flügelgewann vor der Papiermühle und umfaßte

---

[1]) Ein Beispiel der ersten Art (besitzanzeigender Flurname) ist der im oberen Teil der Gemarkung Traisa gelegene Flurname „der Herrn von Wallbrunnacker". (Die Familie von Wallbrunn war ehedem außer in Nieder-Ramstadt und Traisa noch in sehr vielen Orten unseres Großherzogtums begütert.) Auf einen ehemaligen adligen Besitzer deutet vielleicht auch der Nieder-Ramstädter Flurname „Auf der Wettermühle" hin, der als solcher schon in einem Hubkornverzeichnis von 1561 („garten bey der Wedder muln") und in den Gemeinderechnungen von 1560 und 1563 („die Wedder mule", verpachtetes Gemeindegrundstück) und seitdem häufig erwähnt wird. Die betreffende kleine Gewann liegt im Unterfeld an der linken Uferseite des Modaubachs. Die Erklärung einiger Leute aus dem Volke, hier (in der Niederung neben dem starken Gefälle des Baches!) habe eine Windmühle gestanden, ist zweifellos falsch, da es Windmühlen im Modautal niemals gegeben hat. Daß hier wahrscheinlich im Mittelalter eine Wassermühle gestanden hat (die um 1500 nicht mehr bestand), geht aus dem Fund von Mauerresten hervor; ferner soll vor 50—60 Jahren daselbst ein Kessel ausgegraben worden sein. Man darf hier vielleicht ein ehemaliges Besitztum der Junker von Wetter (entweder aus Wettere, Wetere b. Marburg oder aus dem wüsten Dorf Wetter am Flüßchen Wetter bei Muschenheim) vermuten, die einstmals in dem benachbarten katzenelnbogischen (von Fulda zu Lehen getragenen) Orte Roßdorf im Kreis Darmstadt Grundbesitz hatten. Im Jahre 1402 gibt nämlich Graf Johann von Katzenelnbogen dem Adligen Georg von Königstein zu Mannlehen: „eynen hof zu Rosdorff, von alters gnant der junghern gud von Weder" (Marb. Copialbuch v. Katzenelnb. 15. Jhd. Vorderseite von Blatt 218). Dieses nachher hessische Lehengut gelangte später in den Besitz der Familie von Stockheim und kommt unter dem Namen „der Junker Hof von Wetter" urkundlich noch 1654 vor.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im ganzen 100 zusammenhängende Morgen. Dieses gesamte Stammgut hieß damals noch (1538 und später) Ruckherhaußen. Heute erscheint nur noch die große Flügelgewann allein auf der Karte in der Form Runkelhausen, die aus der heutigen volkstümlichen Form Ruckelshausen verderbt ist. (Ruckel ist eine Nebenform zu den Personennamen Rucker und Rückert.) Die genannte Gewann kommt in Abgabenverzeichnissen gelegentlich vor als Reckershausen (1589) und Ruckershausen (1630), und sie wird begrenzt im Westen von der „Hang" genannten vorderen Abdachung des Kohlbergs und dem Felde bei der Papiermühle, im Norden von dem durch Korrektion nur wenig verlegten Modaubett, im Osten dagegen stößt sie auf die Gewanne Schillerntann, Am Flutgraben und Im alten Graben. Das sehr günstig an einer wichtigen alten Verkehrsstraße, der Alten Dieburger Straße, gelegene Stammgut führte seinen Namen von einem mit einer Walkmühle verbundenen Weiler oder Gehöft (keinem wüsten Dorf), dessen genauere Lage sich bei der Ausdehnung des Guts nicht mehr feststellen läßt. Da auf den nahen Höhen nirgends Spuren einer Burganlage zu entdecken sind, so werden die Junker von Reckershausen ursprünglich in diesem Gehöft gewohnt haben, das wir uns nach Art einer Wasserburg befestigt vorstellen müssen.

Das andere Geschlecht stellen die Ritter von Walbron dar, die Vorfahren der heutigen Freiherren von Wallbrunn. Über deren Herkunft waren bisher die merkwürdigsten Ansichten verbreitet. Nach Humbracht, Die höchste Zierde Teutschen Landes (1707) sollten sie trotz ihres deutsch klingenden Namens aus Ungarn eingewandert sein. Das ist unmöglich, da sie bereits 1222 und 1236 in unserer Gegend vorkommen. Wieder andere waren geneigt ihren Stammsitz nach Ernsthofen zu verlegen, wo sie indessen erst kurz vor der Mitte des 15. Jahrh. nachweisbar sind. Nunmehr steht durch mehrere Urkunden unumstößlich fest, daß sie, was übrigens schon Humbracht gewußt hatte, bevor sie ihren Sitz nach Ernsthofen verlegten, im Dorfe Nieder-Ramstadt selbst auf einem Hofe gewohnt haben, den sie von den Grafen von Katzenelnbogen zu Lehen trugen. Sicher bezeugt, erscheint hier zuerst im Jahre 1394 Hans Walbron der Jünge von Nydirramstad. Nach einer anderen nicht unbedingt zuverlässigen Überlieferung, die aber durch weitere Nachrichten gestützt wird, hätten die Junker von Walbron bereits um die Mitte des 14. Jahrh. in Nieder-Ramstadt ihren Sitz gehabt. Jedenfalls verweisen mehrere gute Überlieferungen auf letztgenannten Ort als Herkunftsort dieses Geschlechtes.

Doch woher der Name Wallbrunn? Darüber hat der Verfasser bis jetzt mehr als 100 Urkunden und Aktenstücke (zumeist aus der Zeit vor 1600) zu Rate gezogen. Folgende Namensformen sind bis zum 16. Jahrh. einschließlich sicher bezeugt: Walbrun oder Walburn, Walbron oder Walborn, Walbern. Ursprünglich steht dieser Name ohne den Zusatz „von". (Das Wörtchen „von" scheinen sie erst nach der Übersiedelung nach Ernsthofen hinzugenommen zu haben.) Stets wird einfaches „l" wahrgenommen. Zwischen 1400—1600 ist die häufigste Form Walbron oder Walborn. Nur einmal tritt in einer 1547 oder kurz danach verfaßten Urkunde als Sprecher „Hans Adolff von Waltborne" auf und nennt seinen verstorbenen Vater „Hans vonn Waldtborne". Wie man das vereinzelte Vorkommen des Dentals erklären soll, lasse ich dahin gestellt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. siegt die Form Walbrunn, und der Buchstabe l wird dann auch gelegentlich verdoppelt. Jedoch ist die Form

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wallbrunn (mit 2 l) auf Siegeln vor 1700 gar nicht und an solchen Urkundenstellen, wo ein Angehöriger des Geschlechts von sich selbst redet, vor dem Jahre 1700 nur ganz vereinzelt vorzufinden. Somit dürfte die Erklärung des Namens aus der Zusammensetzung wal-born geboten sein, d. h. Born, Quelle, die am Wall, an der Verschanzung gelegen ist (mhd. daz oder der wal).

Als der Verfasser jüngst die historischen Flurnamen Nieder-Ramstadts aus den zahlreichen Abgabenverzeichnissen und Urkunden des dortigen Gemeindearchivs auszog, traf er in sieben verschiedenen Abgabenverzeichnissen aus der Zeit von 1546 bis 1700 und zwar öfters gleichzeitig an mehreren Stellen auf den Flurnamen Wiese (bisweilen Acker) „bym walbrun, bim (am) walbronn". Zwei weitere Zeugnisse aus dem hiesigen Staatsarchiv stellten sich ein. Endlich kommt auch in der oben erwähnten Renovation der Stolzeschen Lehengüter vom Jahre 1588 der Walborn vor („ackher vom walborn an bieß an die straß")[1]. In den Zeugnissen des 16. Jahrh. war stets einfaches l geschrieben, dagegen war in denjenigen des 17. Jahrh. sowohl einfaches wie doppeltes l vertreten. Nun entdeckte ich für das Ende des 17. Jahrh. etwas Merkwürdiges: In drei Verzeichnissen, die in diese Zeit fallen, stand in dem einen die Form „beym waldtborn" (einmal), in dem zweiten je einmal die Form „beym waldborn" und „beim walborn", desgleichen im dritten neben der häufigen Form „bejm waldborn" (auch mit dt, tt) nur einmal „bej dem walborn". Demnach gewann um 1700 die Form mit dem eingeschobenen Dentallaut, die wohl durch volksetymologische Erklärung entstanden ist, die Oberhand, und sie hat sich, wie wir sehen werden, in der Neuzeit durchgesetzt.

Zunächst konnte mir niemand in Nieder-Ramstadt über die gesuchte Quelle Auskunft geben. Da ich aus den gelesenen Stellen gesehen hatte, daß häufig Einwohner Traisas als Besitzer der genannten Wiese angeführt waren, vermutete ich ihre Lage in der Nähe dieses Nachbarortes und beschloß dort nachzuforschen. Als bald darauf die Übernahme des Gemeindearchivs zu Traisa, das ich verzeichnet hatte, vollzogen wurde, deutete ich in Gegenwart des dortigen Bürgermeisters und des Gemeinderechners, beide erfahrene Männer vorgerückten Alters, in der Richtung des Nieder-Ramstädter Feldes und frug sie, ob dort ein Born oder eine Quelle sei und wie sie heiße. Da antworteten beide wie aus einem Munde, daß dort auf Traiser Gebiet zwar keine Quelle bestünde, daß jedoch unweit der Grenze in Nieder-Ramstädter Gemarkung, 's Wäldbernche, eine kleine Quelle, vorgefunden werde, an dem er, der Gemeinderechner, eine Wiese liegen hätte. Besagter Quell liegt an einem Knie, das die aus Traisa kommende Alte Dieburger Straße, die jetzt ein schlechter Feldweg ist, beschreibt, unmittelbar an ihrem linken Rande, an einer tiefgelegenen und gegenwärtig überaus feuchten Stelle und unfern der „Neuen Chaussee", die von der Emmelinenhütte herabkommt. Obwohl der Quell, der unter dem Feldweg her in einem Kanal geleitet wird, schlecht eingefaßt ist, obgleich seine steinerne Deckplatte ganz eingesunken und fast verschüttet ist, so strömt er dennoch unaufhörlich und noch einigermaßen lebhaft hervor. (Er ist in der Kataster-

---

[1] Mit der „Straß" ist hier der von den Nieder-Ramstädter Müllern und Bäckern stark befahrene alte Verbindungsweg Nieder-Ramstadt—Darmstadt (Alte Chaussee) gemeint, der in Akten von 1589 „die Darmstätter Straß" genannt wird.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

karte eingezeichnet.) Gegenüber, auf der anderen Seite des Feldweges erstreckt sich die Wiese am Wäldbernche, jetzt noch über zwei Morgen groß, deren obenerwähnter Besitzer versichert, vor einiger Zeit beim Graben auf beträchtliches Mauerwerk gestoßen zu sein. Es ist recht gut denkbar, daß das Wasser der Quelle einmal weiter oberhalb abgefangen und um die jetzige Wiese herumgeführt worden sei. Zu berücksichtigen ist, daß auch die Wallbrunnischen Wohnsitze in Nieder-Ramstadt und Ernsthofen Wasserburgen gewesen sind. Von einem Wall freilich ist in der Umgebung des Quells jetzt nichts mehr zu erblicken. Hier könnte das Geschlecht der von Wallbrunn, wie man wegen der Übereinstimmung der Namensformen vermuten darf, ursprünglich gesessen haben, ehe es im Dorfe seinen Aufenthalt nahm. Über diese Familie wird der Verfasser bald im Archiv f. Hess. Geschichte ausführlicher handeln, desgleichen in seiner demnächst herauszugebenden Geschichte von Nieder-Ramstadt, worin zahlreiche Beispiele für historisch bedeutsame Flurnamen vorkommen werden.

Bericht über den Fortgang der Sammeltätigkeit.

1. Neue Sammler.

a. Oberhessen.

Grebenhain (Kr. Lauterbach): Lehrer Steuernagel, Grebenhain.
Odenhausen (Kr. Gießen): Lehrer Schweitzer, Odenhausen.
Wahlen (Kr. Alsfeld): Lehrer Herbst, Wahlen.
Unter-Seibertenrod (Kr. Alsfeld): Lehrer Würz, Unter-Seibertenrod.
Homberg (Kr. Alsfeld): Rektor Laun, Homberg.

b. Rheinhessen.

Biebelsheim (Kr. Alzey): Frl. P. Bauner, Biebelsheim.
Heidesheim: Gutsbesitzer E. Krebs, Heidesheim.
Wendelsheim: Frl. A. Mauer, Wendelsheim.
Oppenheim: Frl. L. Wernher, Oppenheim.

c. Starkenburg.

I. Kreis Darmstadt.

Darmstadt-Bessungen: Stadtgeometer Inspektor Fleckenstein (an Stelle von Ökonomieverwalter Burg).

II. Kreis Bensheim.

Balkhausen: Lehrer Wolf, Balkhausen (an Stelle von Lehrer Braun).
Schwanheim: Lehrer Horn, Schwanheim (an Stelle von Pfarrer Steiner).
Maulbeer Aue: Lehrer Oestreicher, Hofheim b. Worms.
Boxheimer Hof (b. Bürstadt): Förster Angermeier, Boxheimer Hof.
Lorscher Wald: Forstmeister Ebel, Lorsch.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

III. Kreis Dieburg.

Frau-Nauses: Lehrer Friedrich, Ober-Nauses (an Stelle von Lehrer Lust).

Heubach: Pfarrer Renner, Heubach (an Stelle von Lehrer Knöll).

Ober-Nauses und Schloß-Nauses: Amtsrichter Hoffmann Höchst (an Stelle von Lehrer Lust).

Schaafheimer Wiesen: Pfarrer Hunzinger, Schaafheim.

IV. Kreis Erbach.

Airlenbach (mit Liedenbach): Schulverwalter Limberger, Airlenbach.

Annelsbach: Amtsrichter Hoffmann, Höchst i. Od.

Beerfelden: Hauptlehrer Breidenbach, Beerfelden (bereits fertig).

Bullau (mit Bullauer Eutergrund): Lehrer Krämer, Bullau.

Dorf-Erbach: Lehrer Scheuermann, Dorf-Erbach.

Dusenbach: Lehrer Weidmann, Höchst.

Eberbach: Lehrer Repp, Reichelsheim.

Ebersberg, Elsbach, Erbuch, Erlenbach, Ernsbach: Pfarrer Zentgraf, Erbach (an Stelle von Pfarrer Sell, der Stadt-Erbach behalten hat).

Etzengesäß: Lehrer Friedrich, Etzengesäß.

Falkengesäß: Lehrer Beilstein, Raubach.

Forstel: cand. philol. H. Koch, Gießen.

Forst Bullau: Forstmeister Heß, Michelstadt.

Frohnhofen: Lehrer Repp, Reichelsheim.

Fürstengrund: Lehrer Vetter, Fürstengrund.

Gammelsbach: Lehrer Schäfer, Gammelsbach.

Groß-Gumpen: Pfarrer Schott, Neunkirchen.

Günterfürst: Pfarrer Zentgraf, Erbach (an Stelle von Pfarrer Sell).

Haingrund: Lehrer Basselli, Haingrund.

Haisterbach, Lauerbach, Schönnen: Pfarrer Zentgraf Erbach (an Stelle von Pfarrer Sell).

Hassenroth: Schulverwalter Pieler, Hassenroth.

Hebstahl: Schulverwalter Arras, Hebstahl.

Hesselbach: Lehrer Beckerle, Hesselbach.

Hetschbach: Lehrer Pirot, Hetschbach.

Hetzbach: Lehrer L. Siefert, Hetzbach i. Od.

Höllerbach: Lehrer Heucher, Höllerbach.

Hummetroth: Lehrer und Schriftsteller Wehr, Hummetroth.

Hüttenthal: Schulverwalter Arnold, Hüttenthal.

Kailbach jenseits, sowie Eduardstal: Schulverwalter Immerheiser, Kailbach.

Kimbach: Lehrer Pons, Kimbach.

Kirch-Brombach: Pfarrer Müller, Kirch-Brombach.

König: Geometer Gerbig, König.

Lützel-Wiebelsbach: Lehrer Luz, Lützel-Wiebelsbach.

Ober-Finkenbach mit Hinterbach: Lehrer Schmidt, Ober-Finkenbach.

Ober-Sensbach: Lehrer Bopp, Ober-Sensbach.

Olfen: Lehrer Osterheld, Olfen.

Pfirschbach: Amtsrichter Hoffmann, Höchst.

Raubach: Lehrer Beilstein, Raubach.

Rohrbach: Schulverwalter Grünewald, Rohrbach.

Schöllenbach mit Kailbach diesseits und Hohberg: Schulverwalter Merschroth, Schöllenbach.

Roßbach: Stadtpfarrer Sell, Erbach.

Steinbuch: Stadtpfarrer Heß, Michelstadt.

Unter-Finkenbach: Lehrer Schmidt, Ober-Finkenbach.

Wallbach: Lehrer Neeb, Wallbach.

Hainhaus: Forstmeister Freiherr von Uiblagger, Laudenbach a. M.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

V. Kreis Groß-Gerau.

Astheim: Pfarrer Michel, Astheim.
Erfelden: Herr Ph. Schäfer.
Geinsheim und Kornsand: Lehrer Hamann, Geinsheim.
Gernsheim: Lehrer W. Müller, Gernsheim.
Flörsheimer Wald: Förster Stotz, Raunheim a. M. (Karte bereits eingesandt).
Haßloch: Pfarrer Fuhrmann (an Stelle von Lehrer Heiser).
Mörfelden: Pfarrer Becker, Mörfelden.
Raunheim: Schulverwalter Ackermann, Heubach i. Od. (an Stelle von Lehrer Ihrig).
Treburer Auen: Lehrer Acker, Trebur.
Treburer Oberwald: Forstmeister Freiherr Schenk von Schmittburg, Kelsterbach.
Treburer Unterwald: Forstmeister Kutsch, Groß-Gerau.
Wallerstädten: Lehrer H. Wörner, Wallerstädten.
Wiesenthal mit Gänswiese: Forstmeister Bonhard, Mörfelden (bereits fertig).
Wolfskehlen: Lehrer Klingler, Wolfskehlen.
Worfelden: Pfarrer Walter, Worfelden.

VI. Kreis Heppenheim.

Affolterbach: Lehrer Jost, Affolterbach.
Aschbach: Lehrer Wolf, Aschbach.
Brombach: Lehrer Jakob, Weschnitz.
Dürr-Ellenbach: Lehrer Jost, Affolterbach.
Erbach: Lehrer Strauch, Erbach (bereits fertig).
Erlenbach: Lehrer Ackermann, Erlenbach.
Fahrenbach: Lehrer Schiff, Fahrenbach.
Fürth mit Altlechtern und Centwald: Lehrer Reeg, Fürth.
Gorxheim mit Kunzenbach: Lehrer Bayer, Gorxheim.
Ober- und Unterhambach: Lehrer Nack, Heppenheim (bereits fertig).
Hammelbach: Lehrer Heupt, Hammelbach.
Hornbach: Lehrer Coburger, Reisen.
Kreidach: Lehrer Jungk, Kreidach.
Kröckelbach, Krumbach: Lehrer Falls, Krumbach.
Lörzenbach: Lehrer Flach, Lörzenbach.
Neckarsteinach: Lehrer Petri, Neckarsteinach (an Stelle von Apotheker Greuel).
Nieder-Liebersbach: Lehrer Hahn, Nieder-Liebersbach.
Ober-Laudenbach: Lehrer Hübner, Ober-Laudenbach.
Ober-Mumbach mit Geisenbach u. Repsgrund: Lehrer Breitwieser in Ober-Mumbach.
Ober-Schönmattenwag: Lehrer Frank, Ober-Schönmattenwag.
Reisen: Lehrer Scholl, Reisen.
Rohrbach: Lehrer Breitwieser, Ober-Mumbach.
Steinbach: Lehrer Reeg, Fürth.
Trösel: Lehrer Zeisler, Trösel.
Unter-Flockenbach mit Eichelberg: Lehrer Boos, Unter-Flockenbach.
Unter-Schönmattenwag mit Corsika: Pfarrverwalter Jacob (setzt die von Pfarrer Zöller begonnene Sammlung fort).
Viernheim: Lehrer Kalt, Viernheim.
Vöckelsbach mit Schnorrenbach: Lehrer Schmitt, Vöckelsbach.
Wahlen: Lehrer Müller, Wahlen.
Weschnitz: Lehrer Jakob, Weschnitz.

VI. Kreis Offenbach.

Bieber: Lehrer Götzky, Bieber.
Dietesheim: Hauptlehrer Streb, Dietesheim (bereits fertig).
Dietzenbach: Hauptlehrer Lenhardt, Dietzenbach.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dudenhofen: Hauptlehrer Balder, Dudenhofen.

Egelsbach: Hauptlehrer Gebhardt, Egelsbach.

Froschhausen: Hauptlehrer Steinemann, Froschhausen.

Götzenhain: Dr. Peter Gottschämmer, wissensch. Beirat bei der landwirtschaftl. Genossenschaftsbank, Darmstadt.

Hainhausen: Lehrer Nau, Hainhausen.

Hausen: Lehrer Metz, Hausen.

Heide b. Steinbach: Lehrer Kraußmüller, Steinbach im Taunus.

Jügesheim: Hauptlehrer Berger, Jügesheim.

Klein-Auheim: Lehrer F. X. Gieles, Klein-Auheim.

Klein-Krotzenburg: Hauptlehrer J. Heß, Klein-Krotzenburg.

Klein-Steinheim: Hauptlehrer A. Neuß Klein-Steinheim.

Klein-Welzheim: Lehrer Pfeiffer, Klein-Welzheim.

Lämmerspiel: Lehrer Franz und Feier, Lämmerspiel.

Mainflingen: Lehrer R. Ferkinghoff, Mainflingen.

Neuhof: Gutspächter W. Simon, Neuhof (bereits fertig).

Obertshausen: Hauptlehrer Quirin, Obertshausen.

Rembrücken: Lehrer Deckert, Rembrücken.

Forst Offenbach: Anonymus (bereits fertig).

Offenbacher Hintermark: Forstmeister Block, Offenbach.

Weiskirchen: Lehrer Diehl, Weiskirchen.

Zellhausen: Lehrer Grimm, Zellhausen.

2. Eingesandte Flurnamensammlungen.

a. Oberhessen.

Ranstadt (Kr. Büdingen), Pfarrer Wolf, Ranstadt.

Queckborn (Kr. Gießen), Pfarrer Schick, Queckborn.

Lauter (Kr. Gießen), derselbe.

Grünberg (Kr. Gießen), Otto Kunkel, Gießen.

Gambach (Kr. Friedberg), Gerichtsassessor Specht, Butzbach.

Blitzenrod (Kr. Lauterbach), Lehrer Mink, Blitzenrod.

Gleimenhain (Kr. Alsfeld), Lehrer Jung, Gleimenhain.

Maibach (Kr. Friedberg), Lehrer Hitzeroth, Maibach.

Wisselsheim (Kr. Friedberg), H. Schäfer, Wisselsheim.

Ruppertsburg (Kr. Schotten), Lehrer Debus, Ruppertsburg.

Deckenbach (Kr. Alsfeld), Pfarrer Steiner und Lehrer Heisler, Deckenbach.

Stornfels (Kr. Schotten), Pfarrer Peters, Ulfa.

Ulfa (Kreis Schotten): Lehrer Wißner und Pfarrer Peters, Ulfa.

Windhausen (Kr. Alsfeld), Lehrer Steuernagel, Grebenhain.

Ober-Wöllstadt (Kr. Friedberg), Aktuar Stein, Friedberg.

b. Rheinhessen.

Bretzenheim: Gemeindebaumeister Schmahl.

Budenheim: stud. phil. Knöllinger.

Weisenau: Rechnungsrat Meule, Mainz.

Erbes-Büdesheim: Lehramtsassessor Rüdinger, Alzey.

Stein-Bockenheim: Seminarlehrer Bentz, Alzey.

Uffhofen: Lehrer Kaiser, Uffhofen.

Appenheim: Lehrer Weicker, Appenheim.

Bodenheim: stud. theol. Schmahl, Bodenheim.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

c. Starkenburg.

Beerfelden (Kr. Erbach): Hauptlehrer Breidenbach, Beerfelden.

Dieburg (Kr. Dieburg): Prof. Dr. Diehl, Dieburg.

Dietesheim (Kr. Offenbach): Lehrer Streb, Dietesheim.

Forst Dreieich, Revier Sprendlingen (Kr. Offenbach): Anonymus.

Gehespitz (Kr. Offenbach): Anonymus.

Erbach (Kr. Heppenheim): Lehrer Strauch, Erbach.

Flörsheimer Wald (Kr. Groß-Gerau): Förster Stotz, Raunheim a. M. (Bis jetzt bloß Karte).

Klein-Zimmern (Kr. Dieburg): Lehrer Weiß, Klein-Zimmern.

Gemarkung Offenbach, Forst Offenbach (Kr. Offenbach): Anonymus.

Neuhof (Kr. Offenbach): Gutspächter Simon, Neuhof.

Ober- und Unterhambach (Kr. Heppenheim): Lehrer Nack, Heppenheim.

Mönchhof-Claraberg (Kr. Groß-Gerau) Forstmeister Hämmerle, Mönchhof b. Raunheim.

Distrikt Alter und Neuer Schlichter = Flur XII—XXVII der Gemarkung „Gundhof, Gundwald und Schlichter" (Kr. Groß-Gerau): Forstmeister Bonhard, Mörfelden.

Schneppenhausen (Kr. Darmstadt): Rentner Kaltschmidt, Schneppenhausen.

Stockstadt (Kr. Groß-Gerau): Lehrer Mauer, Stockstadt.

Wiesenthal u. Gänswiese (Kr. Groß-Gerau): Forstmeister Bonhard, Mörfelden.

3. Berichtigungen.

In den Mitteilungen vom 1. Juni 1912 S. XXII, Zeile 12 v. u. statt Seeheim l.: Leeheim. S. XXIV, Zeile 5 ff. v. o.: Wendelsheim und Oppenheim sind zu streichen; beide Angaben gehören in die Liste der neuen Sammler.

4. Besondere Bitte.

Nachstehende 24 Gemarkungen der Provinz Starkenburg sind zur Zeit noch ohne Sammler:

a) Kreis Dieburg: Wiebelsbach.

b) Kreis Erbach: Affhöllerbach mit Kilsbach und Stierbach, Bockenrod, Erzbach, Etzean, Gersprenz, Güttersbach, Gumpersberg, Momart, Mühlhausen, Ober-Hiltersklingen, Ober-Kainsbach, Ober-Mossau, Ober-Ostern, Rehbach, Unter-Hiltersklingen, Unter-Mossau, Unter-Ostern, Unter-Sensbach, Weiten-Gesäß; dazu die Waldgemarkungen: Eichels, Geisrain, Hardsteinshecken, Forst Eulbach Revier Zell.

Wir bitten unsere Freunde, uns bei der Anwerbung von Sammlern in diesen Gemarkungen zu unterstützen.



Verzeichnis der Abbildungen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nr.	zu Text, Seite	
29	76	Ungarische Schelle aus Steiermark.
30	77	Englische Glocke von Schellenform; Samlg. der Naturh. Gesell. Nürnberg.
31	78	Estnische Schelle; Samlg. der Naturh. Gesell. Nürnberg.
32	79	Pyrenäen-Schellen, Sammlung de Casteran-Toulouse; mitget. v. Dr. H. Obermaier. a) Truc; b) Esclafoun oder Bouroumbo.
33	79, 80	desgl c) Esquéra, d) Esquerillo, e) Tringolo.
34	80	Bosnische Schelle; mitget. v. Dr. Truhelka-Sarajevo.
35	81	Bulgarische Schelle; mitget. v. G. Welitschkoff-Sophia.
36	81	desgl.
37	81	Kammersteiner Schelle.
38	82	Altheimer Schelle.
39	82	Kuhglocke.
40	83	Schelle der Wahehe, D.-Ostafrika; a. d. Samlg. Stadtlbauer-München.
41	83	Afrikanische Schellen nach Ankermann; a) Ruanda; b) Wassiba; c) Baia; d) Kábure; e) Batanga.
42	84	Doppelglocke von Porto Nuevo aus dem Togogebiet. Mitget. v. A. Reiter & Co. (München).
43	85	Estnische Holzglocken. Mitget. durch die Gelehrte estn. Gesell. bei der K. Universität zu Dorpat.
44	87	Holzglocke aus Usaramo, D.-Ostafrika, nach „Deutschld. u. s. Kolonien Taf. XXVIII 12".
45	96	Hölzerne Schlaginstrumente: a) Klebern, Museum Carolina Augusteum Salzburg; b) Holzklapper, Hannover; c) Holzglocke, Ramsau.



Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel I.

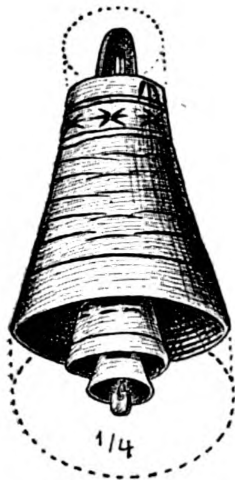


Abb. 1.

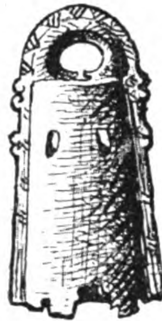


Abb. 2.



Abb. 3.



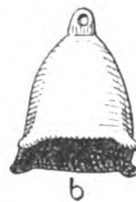


Abb. 4.



Abb. 5.

Abb. 6.





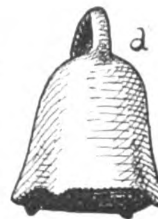




Abb. 7.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

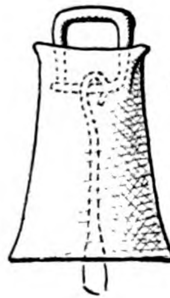
Tafel II.



Abb. 9.



Abb. 8.





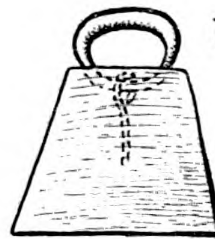




Abb. 10.



Abb. 11.

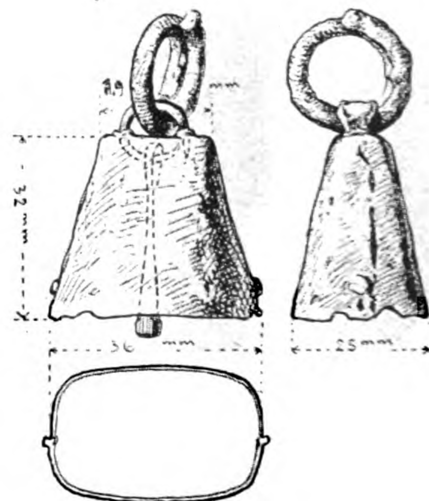


Abb. 12.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel III.

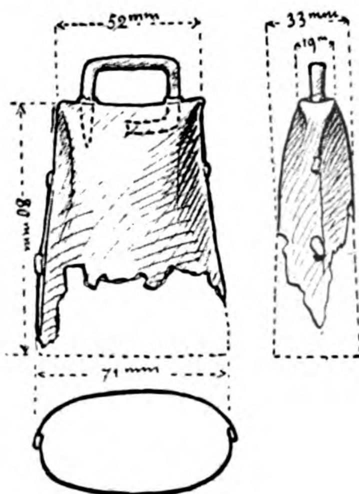
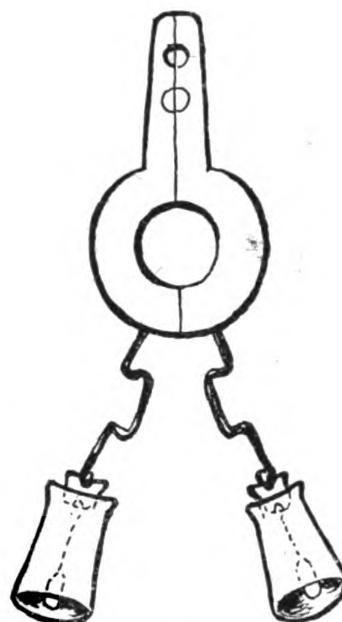


Abb. 13.


Abb. 14.

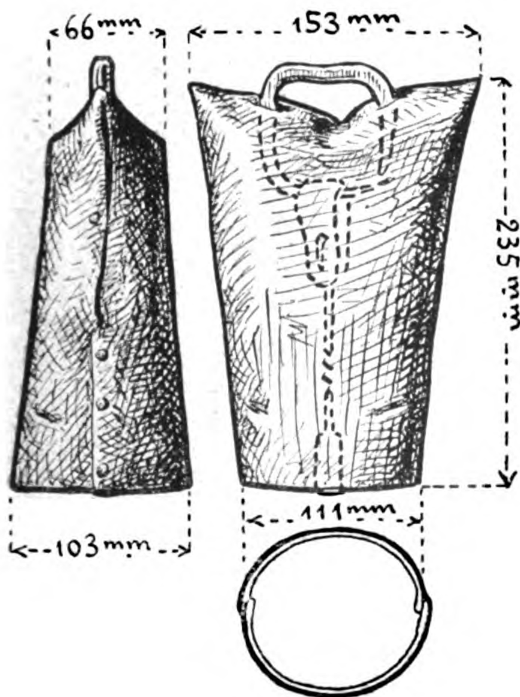


Abb. 15.

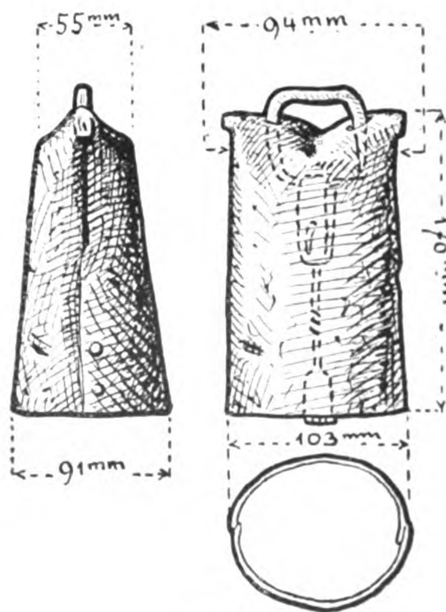


Abb. 16.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tafel IV.



Abb. 17.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel V.

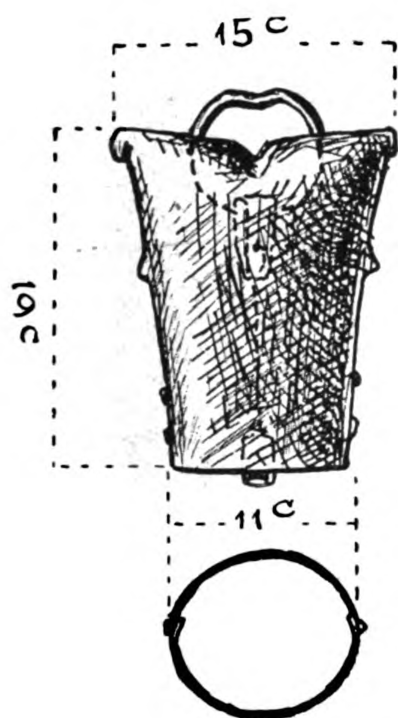




Abb. 19.

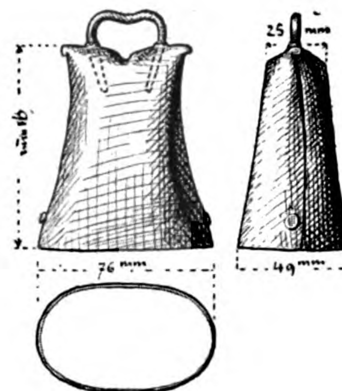


Abb. 20.

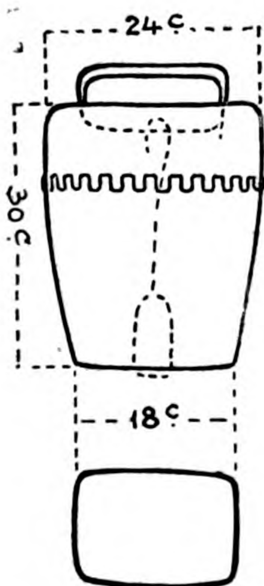




Abb. 21.



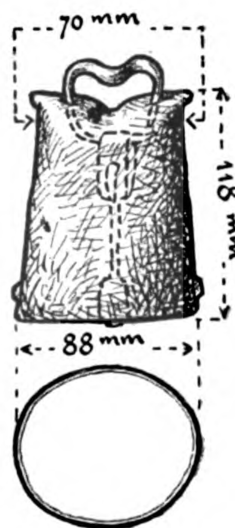


Abb. 18.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

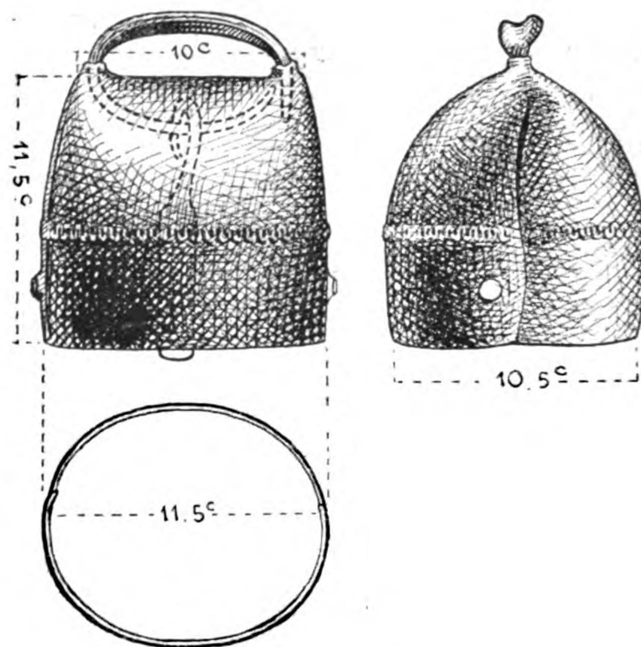


Abb. 22.

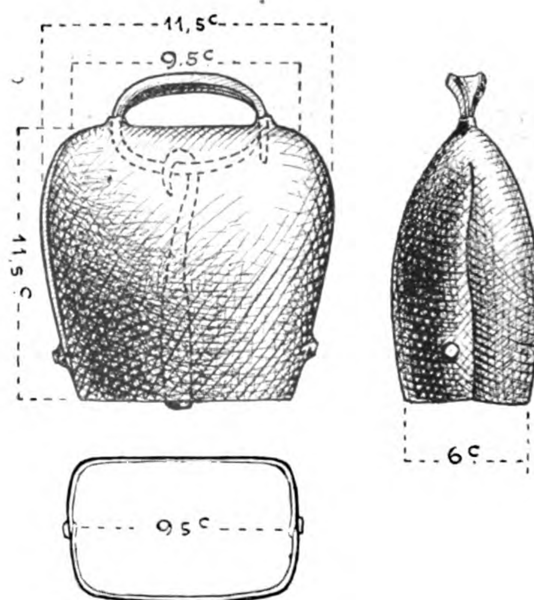


Abb. 23.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel VII.

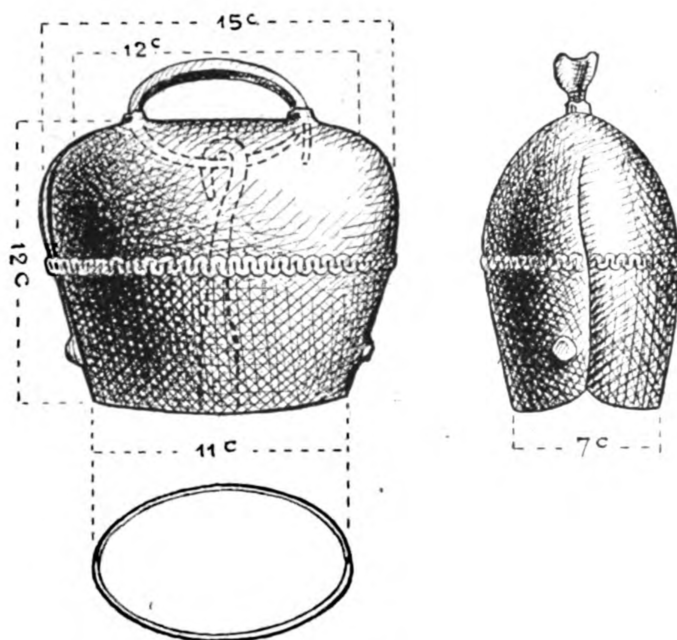


Abb. 24.

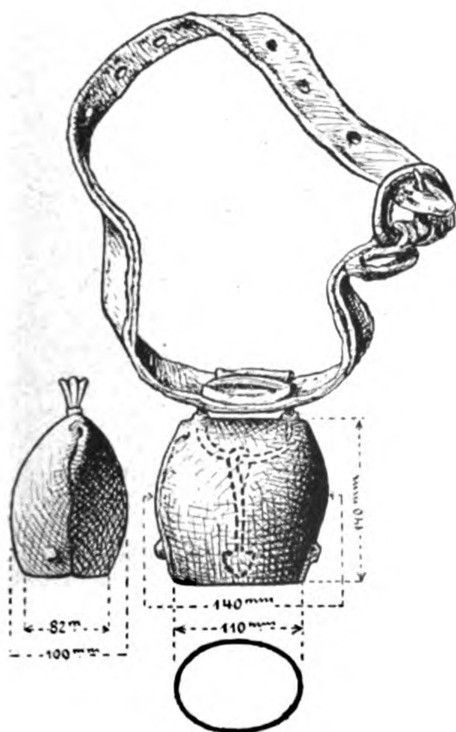


Abb. 25.

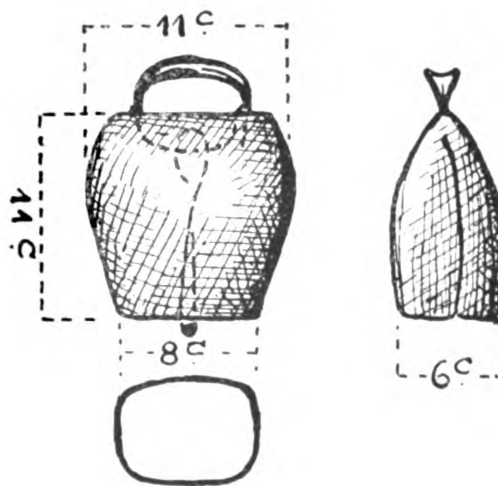


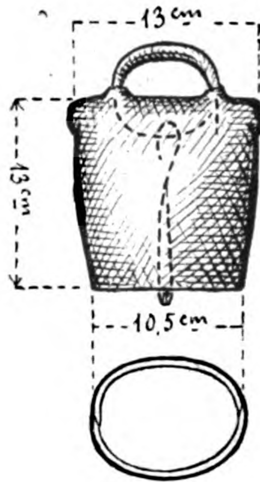
Abb. 26.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel VIII.



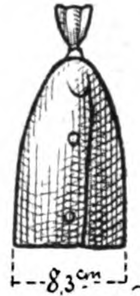


Abb. 27.

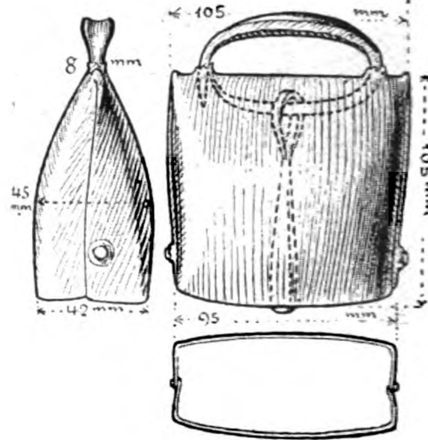
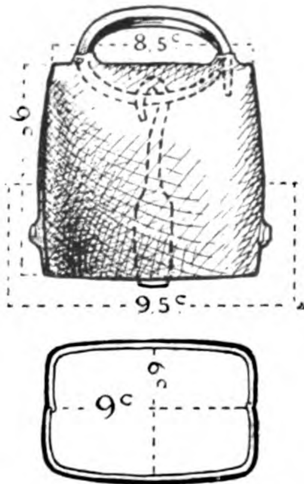


Abb. 28 a.



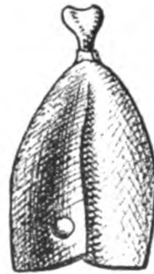


Abb. 28 b.

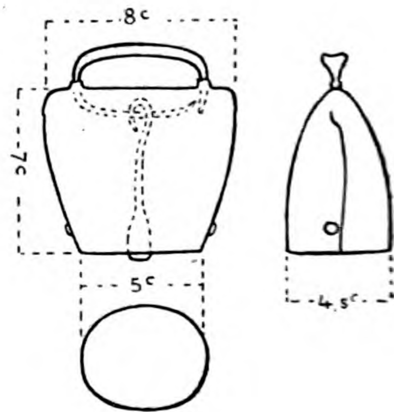


Abb. 28 c.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel IX.

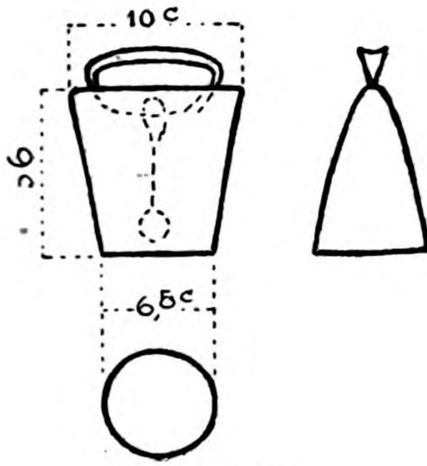


Abb. 29.

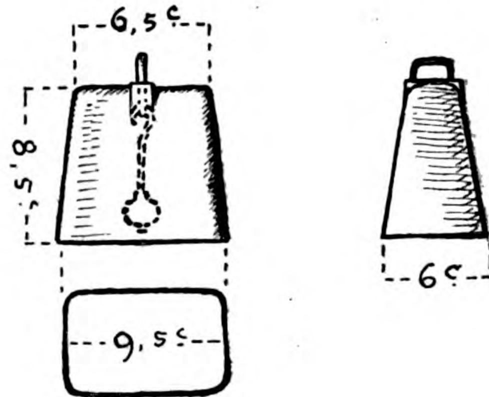


Abb. 30.

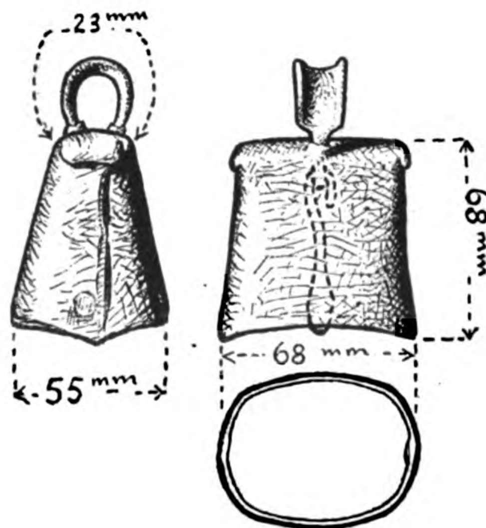


Abb. 31.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel X.

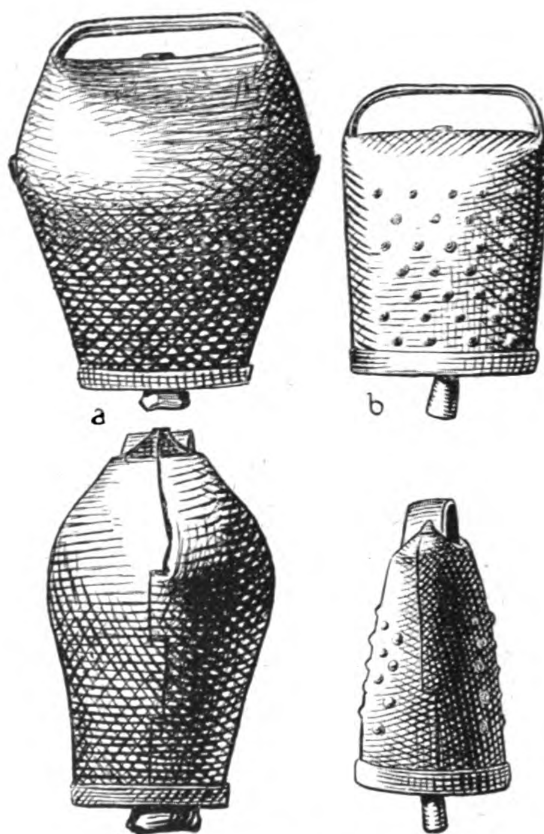


Abb. 32.

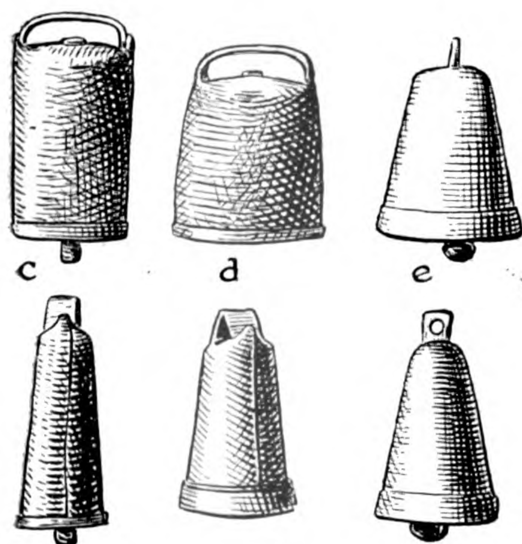


Abb. 33.

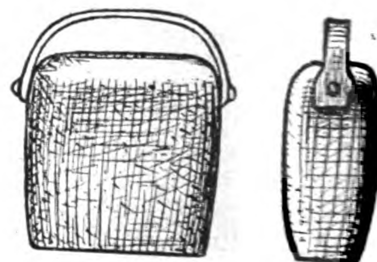


Abb. 34.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Tafel XI.

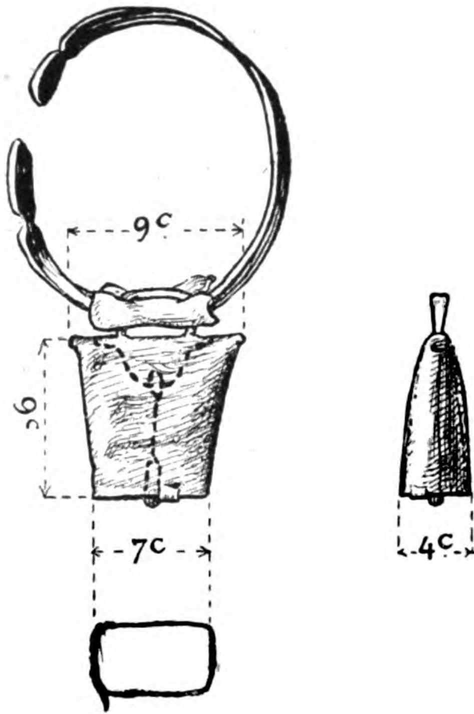


Abb. 35.

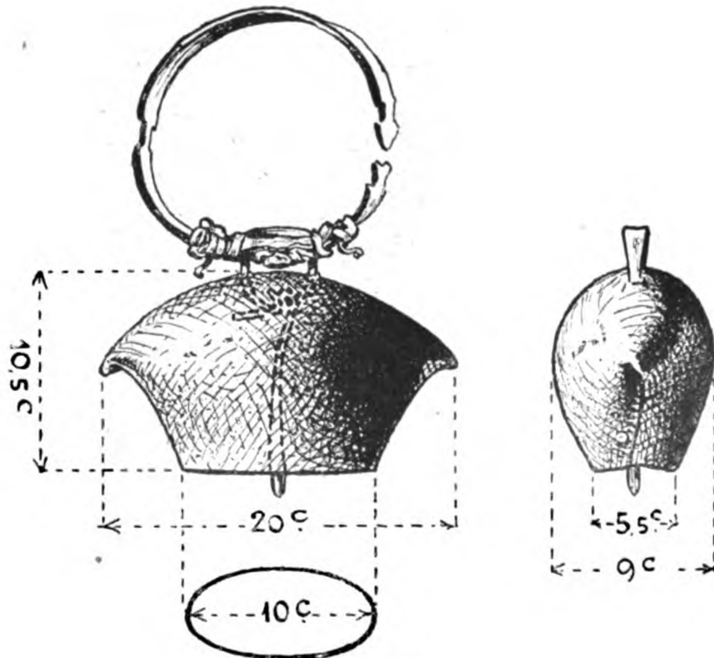


Abb. 36.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Band XII Heft 3



Hessische Blätter für Volkskunde

herausgegeben im Auftrage
der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Karl Helm

Den Mitgliedern der volkskundlichen Sektion
der 52. Versammlung
deutscher Philologen und Schulmänner
überreicht von der
„Hessischen Vereinigung für Volkskunde".

Leipzig
Verlag von B. G. Teubner
1913

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Sendungen von Beiträgen und Rezensionsexemplaren sind an die Redaktion der Blätter:

Professor Dr. Karl Helm, Gießen, Stephanstraße 7

zu richten.

Die Herren Mitarbeiter werden gebeten, nur lose Quartblätter zu verwenden, nur eine Seite zu beschreiben und einen breiten Rand frei zu lassen.

Alle sich auf die Zusendung der Blätter beziehenden Wünsche sind an den Schriftführer der Hess. Vereinigung für Volkskunde, Herrn Lehrer Römer Großen-Linden bei Gießen, zu richten.

Inhalt

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Hessische Blätter für Volkskunde
Band XII 1913 Heft 3

Hessische Hausinschriften und byzantinische Rätsel.

Von Hugo Hepding, Gießen.

Wer mit einem Herzen voll Liebe zu unserem Volke durch die Dörfer und kleinen Landstädte von Ober- und Kurhessen wandert, wird vor manchem der schönen alten Fachwerkbauten Halt machen, um die in die Längsbalken eingeschnittenen oder auf die weißen Gefache aufgemalten Inschriften zu entziffern, die von der Erbauung des Hauses in freier oder gebundener Rede berichten, in einem Bibelspruch oder Gesangbuchsvers von dem frommen Sinn und Gottvertrauen der Bewohner Zeugnis ablegen oder alte Bauernweisheit in kurzen Reimen weitergeben, die Neider und Spötter zurückweisen, gelegentlich auch einmal in mehr oder weniger origineller Form dem Vorübergehenden einen Scherzspruch zurufen. Mit dem Eindringen des Backsteinbaues in seiner charakterlosesten Form und der einfarbigen Verputzung großer Wandflächen aus den Städten schwindet immer mehr diese schöne alte Sitte: die Zimmerleute und die Weißbinder, von denen sich mancher, wie der alte Phil. Will in Lohra, eine große Anzahl solcher Sprüche in seinem Notizheftchen gesammelt hatte, verlernen allmählich die Texte und die Kunst, sie einzuschneiden oder aufzumalen, ebenso wie das „Blumenmalen" [1]) und die „Kratzmuster"technik [2]) schon so gut wie ausgestorben sind, und das Volk selbst hat schon fast den Sinn und das Verständnis für diesen Schmuck seiner Häuser verloren, der jedem Bauwerk doch seine individuelle

[1]) Blumen malen ist gemein,
Den Duft geben kann Gott allein.

Hausinschrift in Wohra: v. Geyso, Die Sonntagspost (Cassel) 1912 (Nr. 26 bis 28) 5, mit kleinen Varianten auch in Cappel: v. Gerlach, Die Hilfe IV 1898, Nr. 24 S. 9, in Kirchhof: M. Herbert, Hessenland 1887, 254, bei Gießen: Althess. Volkskalender IX 1884, 57. Der Spruch kommt auch als Inschrift auf irdenen Tellern von Heimberg (Kt. Bern) vor: Schweiz. Arch. f. Volksk. XIV 1910, 161.

[2]) Siehe K. Spieß, Hessenkunst IV 1909, 33ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Note gab. Wie häßlich wirken die in den letzten Jahrzehnten angelegten Straßen unserer Dörfer mit ihren geschmacklosen Häusern neben den alten Gassen mit ihren trauten bunten Fachwerkgiebeln! In den letzten Jahren fängt man ja auch auf dem Land allmählich wieder an, etwas besser zu bauen, und jeder, der hier einen Einfluß ausüben kann, sollte die Bestrebungen unterstützen, die alte Technik und Kunstübung wieder neu beleben wollen.

Jeder Brand, jeder Umbau, jeder neue Verputz zerstört immer weiter diese Denkmäler einer alten Dorfkunst, und wie oft habe ich auf meinen Wanderungen erfahren, daß die junge Generation gar nicht mehr die verwitternden und verbleichenden Inschriften ihrer eigenen Häuser und Scheunen kennt. Man sammelt mit der größten Sorgfalt alle Inschriften aus dem griechisch-römischen Altertum, die Ziegelstempel der Legionen und die Namen der Töpfer auf Terra-sigillata-Scherben, auch die kümmerlichsten Buchstabenreste bleiben da nicht unbeachtet; das einzelne Denkmal gibt manchmal nicht viel oder nichts aus, aber alle zusammen bilden sie ein unschätzbares Quellenmaterial, dem unsere Altertumswissenschaft in ihren verschiedensten Zweigen die wertvollsten Ergebnisse verdankt. Sind die Inschriften auf Haus und Gerät *unseres* Volkes aus den letzten fünf bis sechs Jahrhunderten nicht derselben Sorgfalt wert, sind nicht auch sie eine vorzügliche Quelle für die Erkenntnis des Denkens und Fühlens, des religiösen Empfindens unserer bäuerlichen Vorfahren, können nicht die datierten Balken-Inschriften in Verbindung mit photographischen Aufnahmen der betreffenden Bauten[1]) für die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung des Fachwerkbaus fruchtbar gemacht werden? Die moderne Denkmalpflege hat schon manchen schönen alten Bau und auch manche alte Inschrift vom Untergang gerettet oder wenigstens durch genaue Aufnahme für die Forschungen künftiger Zeiten bewahrt; in dem Denkmälerwerk werden aber nur die Inschriften besonders bedeutsamer Bauten veröffentlicht. Wie die Urkundenpflege sich jetzt der alten Pergament- und Papierurkunden annimmt, so sollte auch jede noch vorhandene Inschrift, Dorf für Dorf, für die Archive der Vereinigungen für Volkskunde oder Lokalgeschichte aufgezeichnet werden, ehe es zu spät ist: auch diese Texte sind Urkunden für ortsgeschichtliche und volkskundliche

[1]) Von der Kunst der Photographie machen unsere Mitarbeiter noch viel zu wenig Gebrauch. Wir nehmen für unser Archiv mit Dank an Aufnahmen von Bauernhäusern, altem Gerät, Trachten, Schmuck, Dorflinden, Orten, an die sich Sagen knüpfen, usw.

Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Forschung. Gewiß, es gibt auch heute schon genug kleinerer Sammlungen von Hausinschriften[1]), und fast in jeder volkskundlichen, lokalhistorischen und populären Zeitschrift, ja in den Feuilletons unserer Tageszeitungen und in den Kalendern wird man gelegentlich auf einen Aufsatz über Hausinschriften stoßen. Aber es sind in den meisten Fällen Veröffentlichungen von kleinen Auswahlen, vielfach nur von zufällig auf Fußwanderungen abgeschriebenen Haussprüchen, oft ohne alle genaueren Angaben über Fundort und Alter (das Datum steht nämlich sehr oft dabei oder ist bei aufgemalten Inschriften noch zu erfragen), oder es sind mehr oder weniger tiefe, durch Proben illustrierte Auslassungen über den Gedankengehalt der Inschriften. Nur hie und da beginnt man mit systematischer, urkundlich treuer Aufnahme des Inschriftenmaterials kleinerer Gebiete[2]), aber zusammenfassende Sammlungen für große Bezirke gibt es meines Wissens noch nicht. Hier muß energisch weiter gearbeitet werden, das Ziel muß auch hier sein ein großes „Corpus" der hessischen, der deutschen Hausinschriften. Noch ganz fehlen, soweit ich sehe, größere eingehende Studien über Alter und Verbreitung der Texte, ihre Quellen und allmähliche Umwandlung[3]), Studien, die für die

---

[1]) Z. B. Jul. Freund, Hausinschriften aus Marburgs Umgebung. 1891.

[2]) Aus neuerer Zeit nenne ich beispielsweise: Gloel, Wetzlarer Hausinschriften, Mitt. d. Wetzl. Gesch.-Ver. I 1906, 15 ff. J. Zimmermann, Hausinschriften im Kreise Wetzlar, ebenda II 1908, 34 ff. K. Geisler, Hausinschriften aus Dörfern des Amtes Herborn, Mitt. d. Ver. f. nassauische Altertumsk. XII 1908, 25 ff. Haussprüche aus Alsfeld und Umgebung, Mitt. d. Gesch.- u. Altert.-Ver. d. Stadt Alsfeld 2. Reihe S. 105 ff.

[3]) So habe ich mir 1906 an der Rauchmühle bei Damm im Salzbödetal den Spruch abgeschrieben:

Die Müller die sein wacker,
Die Mühle ist ihr Acker,
Die Welle ist ihr Pflug,
Damit verdienen sie Korn und Weizen genug.

Das ist die Umwandlung eines alten Schreiberspruchs, der heute noch z. B. im Paderbörnschen lebendig ist (Ztschr. d. Ver. f. rhein. und westfäl. Volksk. VI 1909, 34 Nr. 55), den ich aber auch als Buchinschrift aus dem Ende des 17. Jahrh. aus einem Werk im Besitz der Mainzer Stadtbibliothek (Nath. Dhüez, Neuvermehrte u. verbesserte Französische Grammatica oder Sprach-Lehr, Hanau 1690) mir notiert habe:

Daß Papier ist mein Acker,
Darumb bin ich so wacker,
Die Feder ist mein pflug.
Darumb bin ich so Klug,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kenntnis der Volksdichtung und ihre Beeinflussung durch die Literatur, wie auch für die Bildungsgeschichte unseres Volkes von größtem Werte werden könnten. Für einzelne Haussprüche hat z. B. schon Reinhold Köhler aus dem reichen Schatz seiner Gelehrsamkeit viel Material zusammengestellt, das, noch durch Joh. Bolte vermehrt, nun in seinen „Kleineren Schriften" leicht zugänglich ist. Ein dort II, 78, 677 f. behandelter Hausspruch, dessen alte niederdeutsche Fassung von einem Haus zu Oldersum in Ostfriesland (von 1580) ich hier gebe[1]),

De Waerheit is to Hemmel ghetoegen,
De Trouwe is ower dat Meer gefloegen,
De Gerechticheit is allenthalven verdreven,
De Ontrouwe is in de Werldt gebleven,
Godt, min Heer, woe seer geit Gelt voer Eer,
Ghewalt voer Recht! Dat klaege ick arme Knecht.

ist bei uns in Hessen in der vierzeiligen Fassung, die auch Valerius Herberger in seiner Epistolischen Hertzpostilla 1697 zitiert (Köhler a. a. O. III 642), außerordentlich häufig[2]). So lautet er z. B. in der Sammlung des Weißbinders Ph. Will in Lohra:

Der Dinte ist mein samen,
Damit schreib ich den Nahmen.

Inservio F. Albano a sancto Ludovico Carmelitae, praesidi et pastori palatino-Simmerensi 1694.

Aber die Verse sind sicher noch viel älter. Auf einem Wandteller des Bonner Provinzialmuseums, auf dem ein Pflüger mit zwei Pferden dargestellt ist, und der etwa dem 14. Jahrh. angehören soll, steht zu lesen:

Gerrit Bruckmans bin ick genand,
Mein Leeben steet in Gottes Hand,
De Ploeg is mynen Acker,
Daeop bin ick so wacker.

[1]) Nach H. Thun in: Die Freude IV 1905, 58.

[2]) Z. B. in Lohra: v. Gerlach, Die Hilfe IV 1898 Nr. 24 S. 9; in Zella: Hess. Landes- und Volksk. II, 257; in Caldern: v. Geyso, a. a. O. Nr. 41; in Wehrshausen, wo ich ihn 1911 mir abschrieb. Überall ganz kleine Varianten. Aber auch größere Änderungen kommen vor, z. B. in Ilbeshausen (Lauffer, Hessenkunst VII 1912, 21):

Die lieb ist in den Himmel gezogen,
Die Drei ist übers mehr geflogen,
Die Wahrheit die ist ganz verdrieben,
Die Lieg allein ist übrig geblieben.

und in Wohra notierte ich mir den Spruch 1907 in folgender Form:

Die Wahrheit ist jen Himmel gefahren,
Die Freiheit ist über das Meer geflogen,
Die Gerechtigkeit thut hier zu Schanden werden,
Weil Unrecht ist geblieben auf Erden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wahrheit ist gen Himmel gezogen,
Gerechtigkeit ist über das Meer geflogen,
Die Treu ist vertrieben,
aber die Untreu ist in der Welt geblieben.

Zum Bekanntwerden des Textes hat sicher beigetragen, daß er in einem als fliegendes Blatt verbreiteten Lied, „Sanct Jacobs Lied, Christlich gebessert", den Schluß bildet:

Die warheyt ist gen hymel gflogen,
Die trew ist vber Meer gezogen,
Die gerechtigkeit ist vertrieben,
Die vntrew ist in der welt bliben[1]).

(Ders. Text Gieß. Familienbl. 1907, 624.) In dieser Fassung ist der Inhalt des Spruches aus dem Gebiet der Ethik durch das Einfügen der Freiheit in das der Politik übertragen worden, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade von der Freiheit gesagt wird, sie sei über das Meer geflogen. Ein Versuch, die Entstehungszeit dieser Variante danach genauer zu datieren, ist vielleicht berechtigt.

[1]) Anz. f. Kunde d. deutsch. Vorzeit VIII 1839, 377 Nr. 158. Vgl. auch noch Joh. Leonh. Weidner. Teutscher Nation Apophthegmatum Th. IV (1698) 422 f. und 562. — Bei Köhler II 77 steht eine niederdeutsche Hausinschrift, aus Königsberg in Preußen 1725 bezeugt:

Chimm, schlepstu? Warstu nu schlapen?
En der Welt es nicks mehr gods to hapen.
Trü, Glowe, Recht, ock dat rechte Recht,
De hebben seck alle veer schlapen gelegt.
Nu so komm, du leeve Herr,
On weck se op alle veer!

Z. 3 und 4 sind auch in Hessen sehr häufig, z. B. in Obermelsungen (Hessenland 1887, 255):

Glaube und Treu und Liebe und Recht
Diese vier haben sich schlafen gelegt;

ebenso in Kirchhof bei Melsungen: Treue, Liebe, Glaube und das Recht . . . (v. Geyso a. a. O. Nr. 42); meist mit Erweiterung zum Vierzeiler, z. B. in Atzbach bei Gießen (Althess. Volkskal. IX 1884, 57):

Glaube, Liebe, Treu und Recht,
Diese Viere haben schlafen sich gelegt;
Wann sie wieder auferstehen,
Soll's besser in der Welt hergehen.

Ähnlich in Wehrshausen an einem 1897 neu verputzten Haus (abgeschr. 1911), in Breitau (Hess. Landes- und Volksk. II, 34 Nr. 8); in der Schwalm (ebenda 257); in Mainzlar (Gießener Familienbl. 1907, 676). Vgl. auch deutsche Gaue XI 1910, 59 aus Bonnhof (Ansbach). In Odenhausen lautet der Text in einer 1900 erneuerten Inschrift:

Glaube, Liebe, Treu und Recht
Haben auf der Welt sich schlafen gelegt,
Wenn sie wieder erwachen,
Wirds auf der Welt sich besser machen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch einen anderen Hausspruch, den Köhler a. a. O. II, 61 ff., 677 behandelt hat, möchte ich noch bei der Gelegenheit erwähnen, weil er in unserem Gebiet sehr oft vorkommt, den „Spruch von den verschiedenen Ständen im menschlichen Leben", der schon 1668 für Weinheim bezeugt ist[1]), und der seine große Verbreitung zweifellos mit dem Umstand verdankt, daß er den Text für einige früher sehr beliebte bildliche Darstellungen der Standesstufen bildet[2]). In Klein-Linden bei Gießen z. B. lautet er so[3]):

Der Kaiser will haben sein Tribut,
Der Edelmann spricht: Ich habe Freigut.
Der Pfaff spricht: Ich bin frei.
Der Jud treibt die Händlerei.
Der Arme spricht: Ich habe nichts.
Der Reiche spricht: Ich gebe nichts.
Der Bauer spricht: Das Gott mög walten,
Ich muß die andern all erhalten[4]).

Die Besitzer sagten mir 1908, Z. 2 habe früher geheißen: Haben auf der Welt kein Recht. Man sieht aus den Varianten, daß Z. 3 und 4 zu den beiden ersten Zeilen erst hinzugekommen sind.

[1]) Daß es sich tatsächlich, wie schon Köhler vermutete, um eine Hausinschrift in Weinheim handelt, geht hervor aus Jo. Henr. Andreae, Memorabilia quaedam stratae montanae Palatinae, Heidelb. 1772, 26: Ibidem (scl. Weinhemii) aedificio cuidam inscripti legebantur sequentes versiculi Teutonici (nach einem Mannheimer Wochenblatt von 1771):

Der Keyser will haben seine Treu und Pflicht,
Der Pastor will seyn frey und quitt,
Der Edelmann spricht auch: ich bin frey,
Der Jud treibt syne Wucherey,
Der Soldat spricht: Ich gebe nicht,
Der Bettelmann spricht: Ich habe nicht.
Da spricht der Bauer: Da muß Gott walten,
Muß ich dann diese alle erhalten?

Andreä zitiert die Inschrift dann noch einmal in einer Schrift: Weinhemium Palatinum, Heidelberg 1779, S. 21 und verweist dabei auf Christop. Besoldum in thesauro polit. tom. II sub vocula „Freyheit". Abgesehen von Kleinigkeiten stimmt der Text mit dem von 1668 überein, nur ist in letzterem noch ein Mehr von zwei Zeilen am Schluß:

So geb ich mich gedultig darein,
Und wollens also zufrieden sein.

Vgl. auch noch den Text bei Lipperheide, Spruchwörterbuch 46.

[2]) Köhler a. a. O., s. auch Niedersachsen XV 1910, 409 (Deutsche Dorfzeitung XIII 1910, 280).

[3]) Gießener Anzeiger 30. Nov. 1907 (Nr. 282).

[4]) Ähnlich in Wehrshausen, wo ich 1911 den Spruch notierte (Var. Z. 2: sagt — hab ein; 3: Pfarrer sagt; 4: seine Betrügerei; 5: Bettler; 6: Der Soldat sagt: Ich bezahle nichts;

Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus den Varianten ergibt sich mit Sicherheit, daß hier Z. 6 und 5 vertauscht sind, und daß statt des Reichen der Soldat einzusetzen ist (wie in anderen Texten der Jude durch den Schullehrer ersetzt oder der Kaufmann eingedrungen ist)[1].

Mögen diese Zeilen vor allem unsere Mitglieder auf dem Lande mahnen, für unser Archiv möglichst das ganze Inschriftenmaterial ihres Gebiets in urkundlich treuen Abschriften mit genauen Angaben über den Fundort, die Anordnung und Verzierungen, die

---

7—9: Was sagt der arme Bauer dazu?
So Gott will, und ich muß geben,
Daß diese alle sie können leben.)

In Bauerbach, Hamersbach, Altmorschen bei Melsungen (v. Geyso a. a. O. Nr. 50): Var. Z. 1: seinen; 2: freies Gut; 3: Pfarrer sagt: auch ich; 4 ff.:

Der Schullehrer nennt sich auch dabei,
Der Soldat: ich gebe nichts,
Der Arme: ich habe nichts,
Da sprach der Bauer: des wolle Gott walten,
Ich muß euch alle sechse erhalten.

In Großen-Linden (Althess. Volkskalender IX 1884, 57): Var. Z. 1: haben alles in Hut; 3: Abt der — bin doch; 4: treibt Betrügerei; 5 f.:

Der Kaufmann spricht: ich gebe nichts.
Der Soldat spricht: ich habe nichts.

7: daß; 8: die Kerle.

In Rüdigheim bei Schweinsberg schrieb ich 1907 den Spruch ab: Var. Z. 1 ff.:

Wenn der Fürst kommt und fordert sein tribuhden,
So spricht der Edelmann: Ich hab ein freies Gut.

3: Pfarrer; 4 ff.: Der Schullerer schreibt sich auch dabei,
Dann spricht der Soldat: Ich gebe nichz,
Der Arme sagt: Ich habe nich,
Dan spricht der Bauer: Laß schalten und walten,
Ich muß sie alle sechs erhalten.

In Holzburg u. a. O. der Schwalm (Hess. Landes- u. Volkskunde II, 259) fehlt Z. 1; Z. 2: Der Edelmann hat seinen eignen Tribut; 3: Pfarrer sagt, Z. 4 ff.:

Der Schullehrer schreibt sich auch dabei,
Der Soldat sagt: Ich gebe nichts!
Der Bettelmann: Ich habe nichts!
Darum muß der Bauer den lieben Gott lassen walten
und diese Herren (oder: Schelme) all erhalten.

[1]) Ein ähnlicher Hausspruch aus der Steiermark bei Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben[2] 20:

Der Kaiser sagt: mit meinem Schwert
Hab ich viel Länder an mich gebracht,
Der Papst sagt: dnrch meiue Lehr'
Hab ich viel Völker zu mir gezogeu,
Der Bauer sagt: wenn der liebe Gott und ich nicht wär,
So hätten wir schon lang nichts zu essen mehr.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftart (Antiqua oder Fraktur, was für die Beurteilung des Alters wertvoll sein kann), etwaigen Nachrichten über die Zimmermeister und Weißbinder, auf die die Hausinschriften zurückgehen, u. dgl. zu sammeln; mögen auch die dazu Berufenen sich anregen lassen, dieses Material auf seine literarische Stellung und Bedeutung hin zu durchforschen.

Mir kommt es mit diesen Zeilen neben der eben ausgesprochenen Mahnung noch vor allem darauf an, einmal auf die Tatsache hinzuweisen, daß sich vielfach unter den Hausinschriften auch alte Volksrätsel befinden. Albr. Dieterich hat z. B. seinem Buch über die Mutter Erde den hessischen Hausspruch vorgesetzt:

Es ist eine Mutter fein,
Sie nährt viel tausend Kinderlein,
Sie ist so reich,
Kein Mensch ihr gleich,
Sie nährt sie all mit ihrem Strahl,
Verzehrt sie wieder allzumal[1]).

Es ist dies ein sehr altes Rätsel, das Maßmann[2]) in einer etwas abweichenden und vollständigeren Form aus dem 17. Jahrh. anführt:

Es speist vnd tränckt ein Mutter fein
Viel hundert tausend kinderlein,
Die sie zuvor gespeist ohn Zahl,
Frist sie hernacher allzumal,
Vnd bringt sie wieder an den Tag,
Gleich das des Herren wort vermag.

Die Lösung ist: Mutter Erde — Menschengeschlecht — jüngster Tag. Der religiöse Inhalt wird also wohl dies Rätsel als Hausinschrift geeignet gemacht haben; weltliche Rätsel sind hier seltener[3]) und wohl erst nach dem Muster der religiösen eingedrungen. Eine besondere Gruppe der religiösen Rätsel bilden die biblischen: So las ich z. B. 1906 in Lohra an einem Haus die Inschrift:

---

[1]) An einem Hause in Goßfelden lautet der Spruch (Ubbelohde, Hessenkunst III 1908, 1):

Es ist eine Mutter fein,
Sie nährt viel tausend Kindelein,
Sie ist so reich,
Kein Mensch ihr gleich
Auf dieser ganzen Erde.

[2]) Anz. f. Kunde d. deutschen Mittelalters II 1833, 239 f. (Joh. Leonh. Weidner, Teutscher Nation Apophthegmatum . . . 4. Theil (1698), 471 f.)

[3]) Z. B. in Lohra (abgeschrieben 1906): Es viel mir diese Nacht was ein,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einer ist gestorben
Und nicht begraben,
Hat Gott gedient
Und ist doch nicht selig geworden [1]).

Es kämen viele Tausend zu mir herein, Sie hatten alle mehr Augen als ich, Und sahe doch keiner den andern nicht. [Kartoffeln]
oder in der Schwalm (Lenssen, Wandervogel VIII 1913, 6 f.):

Da ich ausging, da ich wiederkam,
traf ich sechs Lebendige in einem Toten an,
die sechs machen den siebenden frei,
nun rat't mein Herrn, wie das wohl sei.

Es ist das ein sehr altes sog. „Halslösungsrätsel", für Hessen schon bezeugt durch Ph. Hoffmeister, Hessische Volksdichtung 89 Nr. 95, s. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. I 210 ff. mit den Nachweisen, wo noch nachzutragen: Vernaleken u. Branky, Spiele u. Reime der Kinder in Österreich 136; Crone, Mitth. d. Ver. f. Gesch. d. Hasegaues VIII 1899, 60; C. Schumann, Lübecker Spiel- u. Rätselbuch 146 Nr. 26; A. Brunk, Rad to, wat is dat! Pommersche Volksrätsel 102 f. Nr. 661; R. Petsch, Studien über das Volksrätsel 18 f.; De Cock, Volkskunde XVIII 1906, 60; H. Gunkel, Internat. Monatsschr. VII 1913, 939; Schoof, Ztschr. f. d. Mundarten 1912, 126 Nr. 20 (in Schwälmer Mundart).
Bei Gießen: Althessischer Volkskalender IX 1884, 58:

Es sind vier und zwanzig Regenten auf Erden,
Dadurch muß die ganze Welt regieret werden.
Sie eßen kein Brot, sie trinken keinen Wein;
Rat, was das für Herren sein. [Alphabet].

Vgl. Schöner, Hessenland XXIII 1909, 21 (aus dem schriftlichen Nachlaß eines oberhess. Bauern); Wossidlo a. a. O. 136 Nr. 469; Renk Ztschr. d. Ver. f. Volksk. V 1895, 157 Nr. 164 (aus Tirol). Petsch a. a. O. 129.

In Lohra habe ich 1906 mir abgeschrieben:

Wenn einer hätt' die ganze Welt
Und alles Geld und Gold der Welt
Und auch die Seligkeit dabei,
So wüßt' ich doch was besser sei.

Dasselbe Rätsel, dessen Lösung lautet: „Wenn alle Menschen es hätten", stand früher auch, wie mir 1908 gesagt wurde, an einem Stall in Odenhausen, Z. 2 mit besserem Text: Silber, Gold und alles Geld.

Vgl. Ph. Wegener, Volksthümliche Lieder aus Norddeutschland II 140 Nr. 487; H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande [2] 193 Nr. 410.

[1]) Mit ganz geringen Abweichungen auch „über einem Esels-Stalle im Angelände der Lahn": Althess. Volkskalender IX 1884, 57; früher an einer Scheuer in Schwabendorf: Mitt. des Alsfeld. Gesch.-Ver. 2. Reihe 146; vgl. Schöner a. a. O. 20:

Ich bin Jung gewesen und hab' Gott gedient,
Und bin Alt geworden und hab keine Sünde gethan,
Und bin doch nicht Seelig worden.

Simrock, Die deutschen Volksbücher IX 373 Nr. 89; X 171 Nr. 238.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gemeint ist der Esel, der Jesus getragen hat beim Einzug in Jerusalem.

Für viele dieser biblischen Rätsel läßt sich ein sehr hohes Alter nachweisen. In Deutschland, Schweden und Holland ist beispielsweise noch heute lebendig:

Das Wasser war das Schloß,
Das Holz, das war der Schlüssel,
Der Jäger jagt das Wild;
Das Wild, das war entgangen,
Der Jäger ward gefangen.

[Das rote Meer — Moses' Stab — Pharao — Volk Israel][1]). Dieses Rätsel ist in deutscher Sprache schon aus einem Stammbuche des 16.—17. Jahrh. nachgewiesen[2]) und steht als lateinisches Distichon daneben in derselben Handschrift[3]). Es findet sich aber auch in der unter dem Namen des Basileios Megalomitis[4]) gehenden Sammlung in folgender Form:

ξύλον τὸ κλειδίν, ὕδωρ τὸ κατηνάριν·
ὁ μὲν λαγὼς ἐκλύτ(ρ)ωσεν, ὁ κυνηγὸς δὲ ἐσχέθη.

Bei „Psellos"[5]) ist es etwas anders gewandt, als Jäger des Hasen erscheint der Hund:

ξύλου μὲν ἡ κλείς, ἡ δὲ κιγκλὶς ὑδάτων.
διέδρα λαγώς, καὶ κύων συνεσχέθη.

Eine andere byzantinische Variante ist erst vor kurzem bekannt geworden aus einer Sammlung von Ἐρωταποκρίσεις in einer Dresdener

---

[1]) So in Pommern: A. Brunk, Rad to, wat is dat! 61 Nr. 306; vgl. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. I 127 Nr. 413 mit den literar. Nachweisen; J. L. Weidner, Teutscher Nation Apophth. IV (1693), 471.

[2]) Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit VII 1838, 261 Nr. 178:

Es ist ein starkes Wasserschloß,
welches ein hülzerner Schlüssel aufschloß;
der Jäger ist darin gefangen,
das Wildt ist dadurch gegangen.

Auch in der von Bolte veröffentlichten Rätselsammlung des Michael Ausser von Pesing aus dem Jahre 1644 erscheint es (Ztschr. d. Ver. f. Volksk. XX 1910, 82 Nr. 14) in einer Form, die mit der oben im Text gegebenen bis auf Kleinigkeiten übereinstimmt.

[3]) Anz. VII 1838, 48 Nr. 124.

[4]) Boiss. Anecd. Graec. III 444; K. Ohlert, Rätsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen 155; Wolfg. Schultz, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise I, 64 Nr. 99.

[5]) Boiss. Anecd. Graec. III 431; Anth. Palat. Append. VII, 35; Ohlert a. a. O.; Schultz a. a. O. und II 41 f., dessen nichtbiblische Deutung mir nicht sehr einleuchtend vorkommt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Handschrift des 16. Jahrh.[1]), die von einem Mönch des Sinaiklosters zusammengeschrieben ist, „der wahrscheinlich in einem Tochterkloster auf Kreta lebte". Diese Sammlung enthält neben „Fragen zur Bibelkunde und zur Weltanschauung" vor allem viele Rätsel und Scherzfragen[2]), und verdient auch in volkskundlichen Kreisen bekannt zu werden. Dort lautet also unser Rätsel (in schlechter byzantinischer Orthographie):

ἐρώτ. φυλὸν ἦτον τὸ χλυδῆν·
εὑρῶν τὸ κατὰ τὴν ἀρῆν
λαγῶς ἐδιάβην
καὶ ὁ κυνηγὸς ἐπιάσθην;

ἀπόκρ. φυλὸν ἦτον τὸ χλυδῆν εὑρῶν τὸ κατὰ τὴν ἀρῆν ἦτον ἡ ἐρυθρὰ θάλασσα καὶ λαγῶς ἦσαν οἱ Ἰσραηλῖται καὶ κυνηγὸς ἦτο, ὁ Φαραώ[3]).

Dies Rätsel vom Durchzug Israels durchs Rote Meer ist mir noch nicht als Hausinschrift begegnet, dagegen wird gerade im Hessischen ein Rätsel von Jonas im Walfisch gern hierfür verwendet. Ich habe es mir 1906 in Lohra abgeschrieben:

Es lag ein Mann an einem Ort,
Er lag ganz still und kam doch fort,
Er sah kein Tag und auch kein Licht,
Doch war sein Herz auf Gott gericht.

Auch für Ober-Weidbach ist es als Hausinschrift mit genau demselben Wortlaut bezeugt, nur ist hinzugefügt:

Nun rat', was für ein Mann das ist?

und daneben befindet sich das Bild eines Fisches[4]). Auch in der Schweiz ist das Rätsel bekannt:

Es ist e Ma an-eme Ort,
G'seht ken Stich und hört kes Wort
Im Himmel und ûf Erden niene
Und cha doch Gott dem Here diene[5]).

Noch in einer anderen Fassung ist dies Rätsel in Oberhessen bekannt, deren Aufzeichnung wir dem Sammeleifer Th. Bindewalds verdanken[6]):

---

[1]) C. F. Georg Heinrici, Griechisch-byzantinische Gesprächsbücher und Verwandtes (Abhandl. d. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl. XXVIII, 8) 1911 S. 11 f.

[2]) Heinrici a. a. O. 43 ff.

[3]) Heinrici a. a. O. 61 f. Nr. 57.

[4]) Wüst, Das Land XII 1903, 62. Das Jonaswunder, das seit Matth. 12, 39 f. als alttestamentliche Parallele zu Jesu Bestattung und Auferstehung beliebt war und oft in Kirchen dargestellt ist, findet man ja gelegentlich auch an den Zierbalken von Fachwerkbauten geschnitzt, z. B. in Limburg a. d. L.

[5]) Rochholz, Ztschr. f. deutsche Mythol. I 1853, 164; etwas variiert bei Rochholz Alemann. Kinderlied 265.

[6]) O. Böckel, Hess. Bl. f. Volksk. II 1903 S. 222 Nr. 11.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es lag ein Mann begraben tief,
Das Grab mit ihm herum lief,
Er war nicht im Himmel und nicht auf Erden,
Er mußte noch einmal begraben werden.

Dazu stimmen auch niederdeutsche Varianten, von denen ich nur diese anführe:

Do lag ene Mȯn begraven dėp.
Wi dat Grav möt öm heröm lėp!
Hǟ woar net en den Hemmel on net op Erden
On kösch (konnte) och net gefonge (gefunden) werden[1]).

Holländisch heißt es:

Het graf dat at,
die daer in sat, bat (betete),
het graf dat beefde (bebte),
die daer in sat leefde[2]).

Nur noch eine pommersche Variante will ich ausschreiben, weil sie die meisten einzelnen Bestimmungen zusammenfaßt:

Es liegt jemand begraben tief,
Das Sarg mit ihm herummer lief.
Das Sarg schwebt zwischen Himmel und Erde
Und konnte doch von niemand gefunden werden.
Das Sarg fraß, der Tote betete ohn Unterlaß.
Nun rat't, meine Herrschaften, was ist das[3])?

Zwei schwedische[4]) und eine englische Fassung[5]), sowie einige Übersetzungen in lateinische Verse, darunter eine von J. C. Scaliger von 1591, mag man in dem Versuch einer Zusammenstellung der Varianten dieses Rätsels von H. Gaidoz[6]) nachschlagen. Kaum beachtet ist dagegen, daß offenbar diese deutschen, holländischen, schwedischen und englischen Jonasrätsel zurückgehen auf zwei lateinische

---

[1]) R. Eckardt, Allg. Sammlung niederd. Rätsel² 39 Nr. 535.

[2]) Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit VII 1838, 265 Nr. 247; auch plattdeutsch bei Herm. Meier, 200 plattdeutsche Rätsel 14 Nr. 150.

[3]) A. Brunk, Rad to, wat is dat! 60 Nr. 304b; dort auch noch drei weitere Varianten; vgl. Wossidlo, Mecklenb. Volksüberl. I 127 Nr. 412 mit weiteren Nachweisen S. 304. C. Schumann, Lübecker Spiel- u. Rätselbuch 148 Nr. 36; in Ausser's Rätseln von 1644: Ztschr. d. Ver. f. Volksk. XX 1910, 88 Nr. 23; aus dem Kanton Bern: Zahler, Schweiz. Arch. f. Volksk. IX 1905, 108 Nr. 169.

[4]) Rußwurm, Ztschr. f. deutsche Mythol. III 1855, 347 Nr. 39.

[5]) Nach Chambers zitiert von Müllenhoff, Ztschr. f. deutsche Mythol. III 1855, 16.

[6]) Mélusine III 1886/87, 64 f. Vgl. auch die Nachweise von Wossidlo a. a. O.; J. B. Friedreich, Gesch. des Rätsels 202; R. Petsch, Studien über das Volksrätsel 6.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rätselfragen, wie sie uns z. B. in einer Pariser Sammlung von Ioca monachorum vorliegt[1]):

Quis tribus diebus et tribus noctebus oravit ne[c] celum vidit nec terram tetegit[2])? — Jonas in ventre cite.

Quis est vivus sepultus, vixit et sep[u]lcrum ejus? — Junas in ventre citi.

Diese lateinischen Gesprächsbüchlein gehen bis ins 6. Jahrhundert zurück und sind auf griechisch-patristische Quellen zurückzuführen[3]), deren jüngere griechische Ausläufer in einer Reihe von byzantinischen Sammlungen von Ἐρωταποκρίσεις uns erhalten sind. Dort finden wir denn auch unser Jonasrätsel wieder, z. B. in dem oben genannten Dresdener Text:

ἐρώτ. ποῖος προφήτης ἀπέθανεν καὶ τὸ μνῆμα αὐτοῦ περιεπάτει καὶ ὁ νεκρὸς ἔψαλλεν; ἀπόκρ. ὁ Ἰωννᾶς ἐν τῇ κοιλίᾳ τοῦ κήτους[4]).

Auch in den von H. Th. Krasnoselcev veröffentlichten Fragebüchern[5]) gibt es mehrere Fassungen dieses Rätsels[6]). Man wird nicht fehlgehen, wenn man für das Rätsel von Jonas im Walfisch ebenso wie für das von dem Durchzug durchs Rote Meer annimmt, daß sie aus dem griechischen Osten auf literarischem Wege in den Westen gelangt sind. Aus den Klosterschulen werden sie dann in unser Volk gedrungen sein.

Vor allen anderen biblischen Stoffen reizte besonders die Geschichte von den ersten Menschen zur Bildung solcher Rätsel[7]). Und wie unter den bildlichen Darstellungen an Häusern dieser Stoff sehr beliebt war[8]), so finden wir auch ein schönes, altes Rätsel von der Eva in Hessen als Hausinschrift verwandt. Nach einer freundlichen

---

[1]) Recueil d'anciens textes bas-latins, provençaux et français p. p. Paul Meyer I 17 Nr. 15. 16.

[2]) Dieselbe Frage liegt offenbar auch in dem bekannten Schlettstädter Text der Ioca monachorum aus dem 9. Jahrh. vor (Monatsber. d. Berl. Akad. 1872 S. 110 Nr. 22): Qui nec caelum nec terram tetigit et in alia provincia accidit? Die Antwort Abacut propheta ist also falsch.

[3]) Heinrici a. a. O. 17 f.

[4]) Heinrici a. a. O. 57 Nr. 14.

[5]) Anecdota Graeco-byzantina. Odessa 1898. Ich muß dafür auf Heinrici verweisen; ich habe das Werk an mehreren großen Bibliotheken vergeblich bestellt.

[6]) Das Jonasrätsel des Basileios Megalomitis bei Schultz I 64 Nr. 99a steht denselben ganz fern.

[7]) Z. B. bei Wossidlo a. a. O. 126 Nr. 407, 409—11.

[8]) Z. B. Aug. Andrä, Hausinschriften aus Holland (1902) 15 u. Anm. 1.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilung von Herrn Professor R. v. Frank in Tübingen (1906) liest man an einem Haus in Nieder-Asphe:

Es lebt' ein Weib, ein schön Figur,
Die heirat', eh' sie alt war eine Uhr,
Und gebar, eh' sie alt war ein Jahr,
Und starb, eh' sie geboren war.

Denselben Text[1]) fand ich in der Sammlung des Weißbinders Ph. Will in Lohra, und Heinrici verzeichnet ihn als Hausinschrift in Langenstein bei Kirchhain[2]). Eine ältere Form des Rätsels führt Friedreich[3]) an:

Ein Jungfraw eines Tages alt
Nam einen Mann gar wol gestalt.
Ehe dann vorgieng ein Jahr,
Sie ihme ein Kind gebahr,
Vnd starb ehe sie war gebohrn,
Ihr Leib und Sehl ist vnuerlorn[4]).

Zwei Varianten aus Handschriften veröffentlicht Mone: aus v. Glauburgs Stammbuch von 1577:

Ein jungfraw, eines tages alt,
nam ein man also baldt,
starb, ehe sie wart geboren.
rat, fürwahr du hasts verloren[5]).

und aus der etwa 100 bis 200 Jahre älteren Pfälzer Pergamenthandschrift 384[6]):

Ein Junkfraw eins tages alt
gebar ein kint, e si ein jar wart alt,
das selbe kint e starp,
e dan die muter geborn wart[7]).

---

[1]) Z. 1: Es war; 2: Sie; 3: Sie.

[2]) a. a. O. 58,3: Z. 1: Es war; 2: Heiratete eh' sie war ein; 3: Gebar eh' sie war. Auch in der handschriftlichen Rätselsammlung eines oberhessischen Bauern, die Schöner, Hessenland XXIII 1909 veröffentlicht hat, findet sich das Rätsel (S. 20: Es war einmal eine schöne Figur.). Niederdeutsch bei Eckardt a. a. O.[2] 39 Nr. 536:

En Jonfrou ut der Moaten schuen
Se woar getraut, er se ôt woar en Uer,
On har e Kenk, er se ôt woar e Joar,
On storv, er se geboare woar.

[3]) Gesch. des Rätsels 206**.

[4]) Derselbe Text in lat. Übersetzung des Jo. Lorichius Hadamarius, Aenigmata von 1545 (Friedreich a. a. O. 206 Nr. 3).

[5]) Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit VII 1838, 260 Nr. 176.

[6]) Bei Bartsch, Die altdeutschen Handschriften der Univ.-Bibl. in Heidelberg Nr. 207 (S. 118 Fol. 123a).

[7]) Anz. VII, 259 Nr. 172 (s. a. Maßmann ebenda II 1833, 238 Nr. 12).

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Schottland lautet dasselbe Rätsel:

A beautiful lady in a garden was laid,
Her beauty was fair as the sun,
In one hour of here life she became a man's wife,
And she died before she was born[1]).

In der mecklenburgischen Fassung bei Wossidlo[2]) wird Adam als der Vater Evas bezeichnet:

Ich bin gestorben und nicht geboren,
ich heirate meinen Vater, als ich einen Tag alt war,
und eine Mutter habe ich nicht.

Dagegen ist im Rätsel die Mutter Adams die Erde, sie ist also für Kain und Abel die Großmutter, so in dem pommerschen Rätsel[3]):

Ick bün eher geboren as min Vate,
Ick heww eher gesagen as min Mutte.
Dae keim dat drür Deil vare Eer un schlaug mi dod.
Dan keim min Großmutte un sär: „Kum här, min Säen,
Ick bün no ein reegen Jumpfer[4])."

Die einzelnen Elemente dieser Rätsel haben wiederum eine sehr alte Überlieferungsgeschichte. Die noch heute weitverbreitete Rätselfrage „Wer ist gestorben und nicht geboren"[5]) findet sich schon in den oben genannten Ioca monachorum: Int. Quis est mortuus et non est natus? Rpo. Adam.[6]), auch in den griechisch-byzantinischen Gesprächsbüchern finden wir sie wieder, so in dem Dresdener: ἐρώτ· ποῖοι γεννηθέντες οὐκ ἀπέθανον καὶ ποῖοι μὴ γεννηθέντες ἀπέθανον; ἀπόκρ. ὁ Ἀδὰμ καὶ ἡ Εὔα μὴ γεννηθέντες ἀπέθανον, καὶ Ἐνὼχ καὶ Ἠλίας

---

1) Nach Chambers bei Müllenhoff, Ztschr. f. deutsche Mythol. III 1855, 17.   2) 126 Nr. 410.

3) Brunk a. a. O. 60 Nr. 303b; vgl. Wossidlo a. a. O. I 127 Nr. 411. Boekenoogen, Handel. en Mededeel. v. d. Maatsch. d. nederl. Letterk. te Leiden 1900—01, 53 f., der einen mittelniederl. Text des Rätsels aus dem 14. Jahrh. kennt.
Das Kainrätsel lautet in Oberhessen (Schöner, Hessenland XX 1909, 20):

Der Sohn ist eher gebohren Wie der Vater,
und hat eher gesogen Wie die Mutter,
und ward hernach ein starker Held,
Und schlug das vierte Teil der Welt.

4) Vgl. dazu R. Köhler's schönen Aufsatz: Die Erde als jungfräuliche Mutter Adams, Kleinere Schriften II 7 ff., in dem er diese in der mhd. Dichtung sehr beliebte Vorstellung auf die patristische Literatur zurückführt. Nachträge dazu in d. Ztschr. d. Ver. f. Volksk. XII 1902, 352.

5) Z. B. Wossidlo a. a. O. I 126 Nr. 409 u. 304; Brunk a. a. O. 59 Nr. 302; Jul. Bröring, Das Saterland II 28 Nr. 74; Haffner, Volkskunde im Breisgau 97 Nr. 279.

6) In der Schlettstadter Hschr.: Monatsber. d. preuß. Akad. 1872, 109 Nr. 2; in der Pariser Hschr.: Rec. d'anc. textes ... I, 16 Nr. 3.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

γεννηθέντες οὐκ ἀπέθανον [1]). Die Rätselfrage: „Wer geborn sey e dann sein Vatter vnd mutter" läßt sich schon in der mittelhochdeutschen Zeit nachweisen [2]). Daß Adam und Eva keine Muttermilch tranken, verwertet das griechisch-byzantinische Rätsel:

ἐρώτ. τί ἐστιν ὅλος ὁ κόσμος [τὸ] ἔπιεν καὶ δύο οὐκ ἔπιον; ἀπόκρ. ὁ Ἀδάμ καὶ ἡ Εὔα γάλα μητρὸς οὐκ ἔπιον, ὁ δὲ κόσμος ὅλος ἔπιεν [3]).

Eva ist die Tochter Adams auch in den byzantinischen Gesprächsbüchern:

ἐρώτ. τίς ἔλαβεν τὴν ἰδίαν θυγατέρα γυναῖκαν; ἀπόκρ. ὁ Ἀδὰμ τὴν Εὔαν [4]).

oder: τίς τὸν πατέρα εἶχεν ἄνδρα; [5])

Aber noch paradoxer wird Adam als Mutter der Eva bezeichnet in einem lat. Distichon aus einer Genter Handschrift des 17. Jahrh.:

Dic mihi, qua fuerit, matri quae filia nupsit,
cuius erat mater mascula, nemo pater [6])?

und in den Dresdener ἐρωταποκρίσεις:

ἐρώτ. τίς τὴν ἰδίαν μητέραν ἄνδραν ἔλεγεν;
ἀπόκρ. ἡ Εὔα τὸν Ἀδάμ [7]).

Eva ist als Tochter Adams Schwester von Kain und Abel, so versteht man die Frage der Pariser Ioca monachorum: Quid sorore sua natus est et haviam suam virgenem deviholavet? — Abel terram [8]). Da haben wir zugleich die jungfräuliche Mutter Erde [9]) als Mutter Adams und Großmutter seiner Söhne. Den zweiten Teil des Rätsels finden wir wieder im Dresdener Gesprächsbuch: ἐρώτ. τίς τὴν ἑαυτοῦ μάμμην ἐν αἵματι μιάνας; ἀπόκρ. ὁ Ἄβελ ὅτι ἐθανάτωσεν αὐτὸν ὁ ἀδελφὸς αὐτοῦ καὶ τῷ αἵματι αὐτοῦ ἐμίανεν τὴν γῆν [10]). Auch die Bezeichnung Abels als „das vierte Teil der Welt" [11]) kommt schon hier vor:

---

[1]) Heinrici a. a. O. 58 Nr. 22. Zum 2. Teil der Frage vgl. Ioca monachorum Monatsber. . . . a. a. O. Nr. 7.

[2]) Wackernagel, Ztschr. f. deutsches Altertum III 1843, 33.

[3]) Heinrici a. a. O. 68 Nr. 109.

[4]) Heinrici a. a. O. 58 Nr. 24. Vgl. W. Schultz, Rätsel I 65 Nr. 100.

[5]) Krasnoselcev, Anecdota Graeco-byzantina Nr. III, 6 nach Heinrici a. a. O. 69 Anm. 6.

[6]) Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit VII 1838, 49 Nr. 139.

[7]) Heinrici a. a. O. 69 Nr. 116.

[8]) Recueil d'anc. textes . . . I 16 Nr. 6. Vgl. die Schlettstadter Ioca, Monatsber. . . . 1872, 109 Nr. 3: Qui aviam suam virginem violavit.

[9]) Siehe o. 175 Anm. 4.

[10]) Heinrici a. a. O. 66 Nr. 86, vgl. auch 58 Nr. 33.

[11]) Siehe o. S. 175 Anm. 3.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ἐρώτ. πότε ἀπέθανεν τὸ τέταρτον μέρος τοῦ κόσμου; ἀπόκρ. ὅταν ἀπέκτεινεν ὁ Καῒν τὸν Ἄβελ, τὸν ἀδελφὸν αὐτοῦ [1]).

Die Erde als Mutter Adams, in deren Schoß er nach seinem Tod wieder zurückkehrt [2]), ist ein sehr schönes Rätselmotiv:

ἐρώτ. τίς μὴ γεννηθεὶς ἀπέθανεν καὶ πάλιν ἦλθεν εἰς τὴν κοιλίαν τῆς μητρὸς αὐτοῦ; ἀπόκρ. ὁ Ἀδάμ [3]).

das heute noch bei den Griechen z. B. auf Samos lebendig ist:

Ἀγέννητος ’πέθανε καὶ ’ς τῆς μάνας τὴν κοιλιά τὸν ἐχώσαν [4]).

Damit sind wir nun wohl vorbereitet auf ein ganz verwickeltes Verwandtschaftsrätsel des Dresdener Gesprächsbuchs:

ἐρώτ. ὁ πατήρ μου ἐγέννησέ με ἐκ κοιλίας μητρός μου κἀγὼ ἐγέννησα τὴν μητέρα τῶν υἱῶν μου καὶ εἰς υἱοὺς τῶν υἱῶν μου ἐγέννησα τὴν μητέρα τοῦ πατρός μου. ἀπόκρ. τίς ὁ πατήρ; ὁ θεός. τίς ἡ μήτηρ; ἡ γῆ. τίς ἡ μήτηρ τῶν υἱῶν μου; ἡ Εὔα. τίς ἡ μήτηρ τοῦ πατρός; ἡ θεοτόκος [5]). Hinzufügen muß man dieser Lösung noch, daß also als Sprecher Adam zu denken ist.

Dasselbe Rätsel erkennt Max Förster [6]) in einem angelsächsischen wieder, das in einer Handschrift des 11. Jahrhunderts überliefert ist: Ðu þe færst on þone weg, gret ðu minne broðor, minre modor ceor(l), þone acende min agen wif. And ic wæs mines broðor dohtor. And ic eom mines fæder modor geworden. And mine bearn syndon geworden mines fæder modor [7]) = Wenn du diesen Weg gehst, grüße meinen Bruder, meiner Mutter Mann, den mein eigen Weib gebar. Und ich war meines Bruders Tochter. Und ich bin meines Vaters Mutter geworden, und meine Kinder sind meines Vaters Mutter geworden. Schon Dietrich [8]) hatte als Lösung Eva vermutet: „sie war ihres Bruders, des ersten Mitgeschaffnen, Tochter, als aus seiner Rippe entstanden, und sie wurde, als sie starb, Erde und da-

---

[1]) Heinrici a. a. O. 62 Nr. 60.

[2]) Siehe o. S. 168. Vgl. auch: Wer hat auf seiner Mutter Holz gehauen? Antw. Adam auf der Erden. (Rocken-Büchlein bei R. Petsch, Neue Beitr. z. Kenntnis des Volksrätsels 144.)

[3]) Heinrici a. a. O. 67 Nr. 99, vgl. 64 Nr. 74.

[4]) Σταματιάδης, Σαμιακά V (1887), 177.

[5]) Heinrici a. a. O. 57 Nr. 18.

[6]) Heinrici, Ber. ü. d. Verh. d. sächs. Ges. d. Wiss., phil.-hist. Cl. LXIV 1918, 181 f.

[7]) Förster, Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen CXV 1905, 392; CXVI 1906, 367 ff.

[8]) Ztschr. f. deutsches Altertum XI 1859, 489 f.

Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

durch die Mutter ihres Vaters, Adams, der aus der Erde geschaffen war; dasselbe sind ihre Kinder geworden. Eva könnte auch im ersten Theile sprechen, wenn man die Begriffe Vater für „meiner Mutter Mann" und Sohn für „den mein eigen Weib gebar" einsetzt und die Verallgemeinerung der Vorstellung des ersten Manns zu der von Mann überhaupt annehmen will." Auch Förster[1]) hält diese Lösung für richtig, erklärt aber im einzelnen anders: „Eva ist sowohl die Tochter Gottes als auch Adams und der Erde. Adam ist aber zugleich ebenso Sohn Gottes und der Erde; er ist also in zwiefacher Weise auch Evas Bruder. Weiter ist Eva durch die Jungfrau Maria die Mutter Christi, d. h. Gottes geworden." Das Rätsel müsse man übersetzen: „Grüße du, o Wanderer, meinen Bruder [d. i. Adam], meiner Mutter [d. i. der Erde] Bebauer, den meine Dienerin [d. i. wieder die Erde (Genesis I 28)] gebar. Und ich war meines Bruders Tochter [d. i. Adams Tochter]. Und ich bin meines Vaters Mutter [d. h. die Mutter Christi] geworden. Und meine Nachkommen [bis auf Maria] sind geworden meines Vaters Mutter [Christi Mutter oder vielleicht Adams Mutter, d. h. Erde, Staub]. Die Erklärung ist nicht ohne Gewaltsamkeit, aber ich vermag keine bessere dafür zu bieten. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Maßmann[2]) schon neben diesen Text das Rätsel des Antiochus aus dem im Mittelalter ungemein verbreiteten und in viele Sprachen übersetzten Roman Apollonius von Tyrus gestellt hat, allerdings nach der schlechten Fassung der Stuttgarter Handschrift (12. Jahrh.)[3]):

Scelere uehor, materna carne uescor, quero patrem meum, mee matri(s) uirum, uxoris mee filiam, et non inuenio. Der Schreiber hat am Rand auch eine poetische deutsche Übersetzung beigefügt:

Min main lait mich,
miner mûter fleisch ize ich.
minen uater sûch ich;
laider den infinde ich.
man miner mûter,
mines wibes tohter.

Diese Version des Rätsels[4]) scheint mir völlig sinnlos, die beste Fassung[5]) ist jedenfalls die folgende[6]):

[1]) Archiv . . . CXVI 367 ff.

[2]) Anz. f. Kunde d. deutsch. Mittelalt. II 1833, 238.

[3]) Ich gebe den Text nach S. Singer, Apollonius von Tyrus 222.

[4]) Über ihre Verbreitung s. E. Klebs, Die Erzählung von Apollonius aus Tyrus 147 Anm. 1.

[5]) So auch Singer a. a. O. 38.

[6]) Historia Apollonii regis Tyri, ed.[2] A. Riese, IV.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scelere uehor, maternam carnem uescor, quaero fratrem meum, meae matris uirum, uxoris meae filium: non inuenio.

Zur Erklärung ein paar Worte: Das Rätsel, das König Antiochus den Freiern seiner Tochter aufgibt, umschreibt sein verbrecherisches Verhältnis zu seinem eigenen Kind[1]). „Der Witz des Rätsels beruht" nun nach Singer „darauf, daß Verwandtschafts- und Schwägerschaftsverhältnis als identisch betrachtet wird. Es ist der König, der spricht. Er genießt seiner Mutter Fleisch; denn seine Tochter ist seine Mutter (genauer seine Schwiegermutter) geworden, dadurch daß sie seine Frau wurde. Nun sucht er einen Mann für seine Tochter, der wäre dann sein Bruder (insofern als sie beide Schwiegersöhne desselben Schwiegervaters, d. i. seiner selbst sind), aber auch der Mann seiner Mutter (d. i. seiner Tochter) und auch der Sohn (recte Schwiegersohn) seines Weibes (d. i. wieder seiner Tochter, die ja als Frau ihres Vaters ihre eigene Mutter ist)[2])."

Das schwer verständliche und oft mißverstandene[3]) Rätsel war schon im 11. Jahrhundert in England bekannt, denn wir haben eine altenglische Bearbeitung des Apolloniusromans aus dem 10. oder 11. Jahrh.[4]), in dem dies Rätsel auch in lateinischer Sprache angeführt wird[5]). Sollte es nicht auch den Verfasser jenes Evarätsels beeinflußt haben, in dem es sich doch ebenfalls um das Verhältnis Adams zu seiner Frau und Tochter Eva handelt? Dadurch könnte doch die jetzt der Erklärung so große Schwierigkeiten entgegenstellende Partie von dem Bruder, der zugleich der Mutter Mann und des Weibes Sohn sein soll, hereingekommen sein.

Einen Ausläufer dieses Apolloniusrätsels, vielleicht seiner originalen griechischen Fassung[6]), erkenne ich auch in einem der pergamenischen Graffiti, die ich in den Athenischen Mitteilungen XXXV 1910, 488 f. (Nr. 90) veröffentlicht habe: Östlich vor dem Demeter-

---

[1]) Solche Inzeſträtsel gibt es noch heute, s. Wossidlo a. a. O. I 284 Nr. 983 u. 327.

[2]) Singer a. a. O. 88.

[3]) Singer a. a. O. 88 f.; auch Heinrich v. Neustadt in seinem Apollonius von Tyrland 677 ff. hat das Rätsel nicht verstanden.

[4]) Klebs a. a. O. 459.

[5]) Arch. f. d. Stud. d. neuen Sprachen XCVII 1896, 20 allerdings in derselben Fassung wie in der Stuttgarter Handschrift.

[6]) Mit E. Rohde, Der griech. Roman [2]441 f., Wilcken und Singer nehme ich auch an, daß dem Roman ein griechisches Original zu Grunde liegt, vgl. A. Bockhoff und Singer, Heinrichs v. Neustadt Apollonius von Tyrland u. seine Quellen 71.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiligtum in Pergamon befindet sich nämlich eine römische Brunnenanlage mit einer großen runden Apsis, die auch noch in byzantinischer Zeit benutzt worden ist[1]). Einige der großen Trachytquadern tragen noch ihren Überzug aus rötlich-gelbem hydraulischem Stuck, in den müßige Hände in byzantinischer Zeit allerhand Zeichnungen (Vögel, Vierfüßler, ein Schiff, das Pentagramma) und Inschriften eingeritzt haben. Besonders interessant waren die Graffiti einer Quader, die noch ziemlich gut erhalten sind (Photogr. d. Athen. Inst.: Perg. 1707—09). Außer einer Namenliste stehen darauf die zwei Rätsel, auf die ich gerne zum Schluß noch hinweisen wollte. Das eine, in ziemlich groben Buchstaben und schlechter Orthographie geschrieben, ist leider nicht mehr ganz vollständig:

† ΠΩΛΕΑ μοῦ τὸν ἀδελφό(ν)
τὸν ἄ]νδρα τῖς μιτρός μου,
τὸν υ]ἱὸν τῖς γυνεκός μου
ΙΤΟΝ'
ΝΙΡΙΙ
ΙΛ

Das ist, wie mir scheint, das Kernstück des Apolloniusrätsels[2]). Leider ist ja der Anfang unsicher. Ich vermutete Ἀπώλεσα, dann wäre das μοῦ aber überflüssig.

Über diesem Rätsel steht, vollständig erhalten, ein anderes in ziemlich sauber eingeritzter und gut lesbarer Unziale:

+ Νόημα
+ Ἄλαλος ἐπιστολή,
ἄλα(λ)ος ὁ ἀποφέρον,
ὁ δὲ λαβὸν ἐνόησεν. +

Daß wir es hier mit einem Rätsel zu tun hätten, hatte schon R. Wünsch richtig vermutet. Aber eine Deutung hatte ich dafür leider bisher nicht finden können. Erst in den von Heinrici veröffentlichten griechisch-byzantinischen Gesprächsbüchern aus einer Dresdener Handschrift stieß ich zufällig auf Varianten dieses Rätsels: So heißt es in den Ἐρωταποχρίσεις[3]):

ἐρώτ. τί ἐστιν ἄλαλος γραμματικὸς ἄγραφον χαρτὶ βαστᾶ[4]);

---

[1]) Dörpfeld Ath. Mitt. XXXV 1910, 355 f.

[2]) Vgl. auch die Texte bei W. Schultz, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise II, 83.

[3]) Heinrici a. a. O. 66 Nr. 88.

[4]) So die Handschrift; es ist nicht nötig, diese dem Neugriechischen ganz geläufigen Formen mit dem Herausgeber in χάρτην βαστάζει zu ändern.

ἀπόκρ. ἡ περιστερὰ εἰς τὸν Νῶε — und in den Ἐρωτήσεις Γρηγορίου καὶ ἀποκρίσεις Βασιλείου[1]):

ἐρώτ. ὁ κήρυξ ἄφωνος ἄγραφον γραφὴν κομίζει εἰς πόλιν ἀθεμελίωτον; ἀπόκρ. ὁ κήρυξ ἄφωνός ἐστιν ἡ περιστερὰ καὶ πόλις ἡ κιβωτός, γραφὴ ἡ ἄγραφος τῆς ἐλαίας τὸ φύλλον.

Das Rätsel war in byzantinischer Zeit offenbar sehr beliebt: Heinrici führt aus den von Krasnoselcev[2]) edierten Gesprächsbüchern noch vier Varianten an: IV, 26. ἔκλαλος βαστάζων ἐπιστολὴν ἄγραφον ἔφερεν αὐτὴν εἰς ἀθεμελίωτον πόλιν; ἀπόστολος ἔκλαλος ἡ περιστερά, ἐπιστολὴ ἄγραφος τὸ κάρφος τῆς ἐλαίας, πόλις ἀθεμελίωτος ἡ κιβωτός. V, 24. κήρυξ ἄφωνος ἄγραφον ἐπιστολὴν ἐν πόλει κομίζει βακτηρίαν μὴ κεκτημένος; ἡ περιστερὰ ἡ σταλεῖσα παρὰ τοῦ Νῶε. Ähnlich sind VII, 19 und X, 37[3]). Damit ist also die Lösung des pergamenischen Graffito gefunden; der Schreiber hatte sie wohl dem Leser erleichtern wollen dadurch, daß er rechts vom Text in ziemlich roher, aber ganz den Darstellungen auf byzantinischen glasierten Gefäßen entsprechender Weise einen Vogel einritzte, so wie der hessische Weißbinder neben das Rätsel vom Jonaswunder einen Fisch malt.

Die Arche Noah spielt auch im heutigen Rätsel noch eine Rolle[4]), aber dieses unser byzantisches Rätsel kann ich nicht mehr als lebend erweisen.

Von den Inschriften unserer hessischen Bauernhäuser sind wir auf allerhand Wegen bis nach dem byzantinischen Pergamon und in ein griechisches Kloster auf Kreta geführt worden. Der Leser, der sich wohl zuerst über den Titel dieses Aufsatzes gewundert hat, wird mir jetzt zustimmen, wenn auch ich zu größter Vorsicht in der Beurteilung der Volksdichtung mahne. Wie unsere Volkslieder nicht einfach als Erzeugnisse der „Volksseele" betrachtet werden dürfen, wie zahlreiche Hausinschriften ihre alte Geschichte haben, z. T. auf die religiöse Kunstdichtung zurückgehen und ihre Verbreitung manchmal den Bilderbogen verdanken, so darf man auch nicht ohne weiteres, wie man zunächst geneigt ist, die biblischen Rätsel an unseren Fachwerkbauten für Schöpfungen des Humors eines bibelfesten Bauernstandes ansprechen; für einige ließ sich jedenfalls als sicher nachweisen, daß sie aus dem griechischen Osten in den Westen

---

[1]) Heinrici a. a. O. 37 Nr. 19.

[2]) S. o. S. 173 Anm. 5.

[3]) Heinrici a. a. O. 66, 8. Auf das Briefrätsel bei Athen X, 78 (W. Schultz a. a. O. I 46 Nr. 35 u. 35a) hatte auch ich schon hingewiesen.

[4]) Wossidlo a. a. O. 648, 688 u. a.

Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eingewandert und aus den Klosterschulen erst in unser Volk gedrungen sind, dem sie höchstens ihre äußere Form verdanken.

Nachschrift. Erst nach Abschluß dieser Ausführungen erhalte ich durch die Güte des Verfassers das Osterprogramm der Realschule zu Haspe i. W.: Paul Bender, Hessische Hausinschriften aus der Marburger Gegend, Haspe 1912, in dem etwa 200 verschiedene Haussprüche aus 62 hessischen Orten in dankenswerter Weise zusammengestellt sind. Ich freue mich festzustellen, daß der Verfasser mit mir in vielen Stücken, besonders auch in den Forderungen für die künftige Arbeit auf diesem Gebiet übereinstimmt, und begrüße seine Schrift, auf die ich später noch einmal zurückkomme, als verheißungsvollen Vorläufer weiterer Studien des Verfassers. Mein obenstehender Aufsatz führt, denke ich, trotz mancher Berührungen doch im einzelnen noch etwas weiter und regt vielleicht auch noch andere zur Mitarbeit an der Sammlung und Erforschung dieser Denkmale an.



Parodien von Segensprüchen und Verwandtes.

Von Oskar Ebermann, Berlin-Halensee.

In einem unterhaltenden Aufsatze über „Wunderseltzame Recept" (Hess. Bl. 9, 126—138) hat Otto Weinreich zum ersten Mal im Zusammenhang auf die Parodien von Segensprüchen aufmerksam gemacht, die sonst in der volkskundlichen Literatur nur vereinzelt und beiläufig erwähnt werden. Ausgehend von einem Schwanke aus Paulis Schimpf und Ernst (Nr. 153) stellt W. eine Anzahl parodischer Formeln zusammen und belegt ihre verschiedenen Lesarten. Dabei wird — nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend — die Facetienliteratur herangezogen, deren Verfasser sich dieses Stoffes wegen seines derbkomischen Gehaltes gern bemächtigten. Noch reichlicher fließt aber die Quelle, wie in dem Aufsatze auch angedeutet wird, in der Aufklärungsliteratur der Mediziner und Geistlichen, so daß wir den eigenartigen Anblick genießen, die Verfasser der Schwankbücher und die Theologen eifrig nach demselben Stoffe greifen zu sehen, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen. Die vorliegende Arbeit will die Belege für die von W. angeführten Formeln vermehren und eine Anzahl von Parodien neu hinzufügen.

Aus Poggio führt W. eine Erzählung an, wie ein Minoritenbruder seiner Geliebten verspricht, sie durch sein Amulet vor den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglichen Folgen ihres Liebesverhältnisses zu schützen. Dem Inhalt des Amulets entspricht der eines deutschen Zettels, dessen sich eine junge Frau bediente, „die in ihrer Ehe mit allzuvielen Kindern gleich belästigt wurde". Die Aufschrift lautet hier: „Lege dich nicht zum Manne, so wirst du nicht schwanger!" (Alem. 8, 285 nach Bitterkraut p. 424). In einem wesentlichen Punkte gehen die Berichte allerdings auseinander, denn während hier hinzugefügt wird: „Und siehe! Es that gut!", erwies sich die lateinische Fassung Poggios als unwirksam. — Dagegen gehört ein „gewiß recept" — es ist auch seltsam — aus Lindners „Katziporí" (Nr. 32) von einem Doctor einem jungkfrawmädelein geschrieben", nicht hierher, sondern ist in das Gebiet der Zote zu verweisen.

Der nun bei Weinreich folgende Spruch gegen Augenleiden hat sich einer besonderen Beliebtheit und Verbreitung erfreut. Den acht Nachweisen kann ich noch einige weitere hinzufügen. Eine von den bei W. aufgeführten abweichende lateinische Fassung steht im Magnum Speculum Exemplorum (Cöln 1618). Da heißt es in einer in Cöln lokalisierten, ziemlich langen Erzählung „Daemon evellat oculos tuos, & stercoribus impleat loca vacantia". Während aber sonst am Ende jeder Erzählung dieses Spekulums die literarische Quelle verzeichnet ist, steht hier nur am Schluß: Collector speculi huius, also mag die Schnurre wohl mündlich umgelaufen und so dem Verf. bekannt geworden sein. Eine noch andere lateinische Variante enthält eine medizinische Dissertation von De Pre[1]) (S. 13): „Mindererus refert in chartaceo amuleto contra ophtalmiam scriptum fuisse: Corvi oculos tibi eruant, & diabolus suo stercore cavitatem repleat". Diesem Wortlaut steht am nächsten seine deutsche Fassung, die aus von Linderns Venus-Spiegel (Straßburg 1743) (Alemannia 8, 285) abgedruckt wird. Dort ist die Rede „von solcherley Anheng-Zetteln, welche bald erschröckliche und gottlose Sachen, bald aber eitel Narrenspossen in sich halten". Als Beispiel wird angeführt: „Die Raben hacken dir die Augen aus usw." (vgl. auch Alem. 3, 58 u. 264). Der Arzt Joh. Chr. Frommann erzählt die Geschichte in seinem Tractatus de fascinatione[2]) (Nürnberg 1675, S. 247) unter ausdrücklicher Berufung auf Joh. Weyer (vgl. Weinreich 3b), und von

---

[1]) Joh. Frider. de Pre, De usu et abusu Amuletorum. Erford 1720.

[2]) Die für die Volkskunde interessanten Teile des tract. de fasc. sind von Birlinger ausgezogen worden. Alem. 17, 245.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm scheint wieder der Superintendent Joh. Ludw. Hartmann[1]) unsern Spruch übernommen zu haben. In etwas abweichender Form verzeichnet ihn der Schweizer Gwerb[2]) (S. 141 f.). In neuerer Zeit finde ich die Formel abgedruckt bei Spiegel[3]) (S. 37 nach Pauli, Schimpf u. Ernst) und ohne Angabe der Quelle bei Schönwerth, Aus der Oberpfalz 3, 232. Vgl. auch: ZdVfVk. 19, 146 Anm. 2.

Kaum weniger beliebt war die nächste Parodie (Weinr. 4a—g)[4]), die von Wuttke als Überrest einer ernst gemeinten Zauberformel angesehen wird. Sie findet sich in der von W. unter 4a angeführten Form noch bei Hartmann (a. a. O. 71) und Alem. 8, 285. Den modernen Varianten unseres Spruches füge ich noch hinzu die von Ed. Haase aus der Grafschaft Ruppin mitgeteilte Fassung:

Holt der Teufel die Alte,
So verläßt sie auch das Kalte.
(ZdVfVk. 7, 68).

Auch nach Norwegen ist die Formel gedrungen und wird von Bang (Norske Hexeformularer S. 760 Nr. 1573) nach einer Aufzeichnung des Jahres 1779 so wiedergegeben:

Thore den H(ore)
hun har den Kolde,
gid hun den beholde!
Og blir hun ei bedre,
da gid hun blir værre!

Eine andere komische Formel gegen das kalte Fieber teilt Birlinger aus Pater Gobat mit (Alem. 8, 285), die hier Platz finden möge, weil sie in der Form der unsrigen verwandt ist:

O meine Alte!
Nimm für das Kalte!
Hilfts dir nit, so schadts dir nit:
Schlieff in Beltz so friert dich nit.
Dieses ist gut für das Kalte.

Ganz ähnlich heißt es in der bereits erwähnten Dissert. von de Pre (S. 13):

[1]) Joh. Ludw. Hartmannus, Greuel des Segensprechens usw. Nürnberg 1680, S. 71.

[2]) R. Gwerb, Bericht, von dem abergläubigen und verbottnen, Leüth- und Vych besägnen usw. Zürich 1646. Einen Auszug aus dem Bericht hat S. Singer abgedruckt ZdVfVk. 4, 447 ff.

[3]) Dr. Nic. Spiegel, Gelehrtenproletariat u. Gaunertum vom Beginn des XIV. bis zur Mitte des XVI. Jahrh. Progr. d. Gymn. Schweinfurt 1901/02.

[4]) Vgl. Germ. 32, 459.

Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Du alte kalte Fettel,
Trag am Halß nur diesen Zettel,
Hilffts dir nicht, so schadts dir nicht,
schlief in Peltz, so frieret dich nicht.

Die letzte Zeile erinnert durch ihren Hinweis auf den wärmenden Pelz bereits an das von W. unter 4g mitgeteilte Rezept. Wesentlich näher steht diesem der Wortlaut einer Fassung, die Frommann (a. a. O. 274) aus Salmuth (Centur. 3 Observ. 81) übernimmt: Quidam ad febricitantem vocatus, insolenter gloriabatur, se certissimum et experientia saepius comprobatum habere contra febrem remedium, atque in fasciculo quodam id aegrotantis collo alligabat. Hic sanitati restitutus illum resectum inspicit, et hosce rhythmos germanicos reperit:

Ein Fuchspeltz und ein Mardern Hut
Sind beede für das Kalte gut.

Dieselben Verse fand Eder in etwas entstellter Form in einem alten Ms. aus Nordböhmen: „Schreibe diese Worte auf ein rein Papier und trage der Patient dasselbe auf bloßem Leibe 9 Tage: Ein Fuß Pelz † und ein Marder † Hut, thut beide für † das Kalte gut †††". Zs. f. österr. Vk. 13, 136[1]). Warme Bekleidung wird auch sonst in komischen Rezepten als wirksames Mittel gegen das kalte Fieber empfohlen. So bei de Pre (S. 13):

Alte greifft dichs Fieber an,
so lege sechzehn Kotzen an,
kömm dir endlich nichts zum Steuer,
Wärme dich das höllische Feuer.

Ein ähnlicher freundlicher Hinweis auf die zu erwartende Erwärmung durch das Höllenfeuer, der schon in dem schwäbischen Spruch (W. 4e₃) anklingt, findet sich auch bei Frommann (S. 274):

Alte,
Bestehe dir das höllische Feuer,
So vergeht dir das Kalte.

Hiermit verwandt ist ein englischer Segen gegen den Veitstanz, der aber auch ernsthaft gemeint sein kann:

Shake her, good Devil,
Shake her once well;
Then shake her no more,
Till you shake her in hell.
(Harland u. Wilkinson, Lancaster Folk-Lore 87).

[1]) Vgl. Monatschrift von und für Schlesien (1829) 759:
Der schielende Velten heiß' ich,
Sechs Groschen krieg ich, das weiß ich.
Ein Zippelpelz und ein Filzhut
Sind im Winter für's Kalte gut.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einer umfangreichen Fußnote zu einem lateinischen Spruch bespricht Weinreich dann lateinische Formeln, die aus einzelnen Worten bestehen, die durch Reimklang mit einander verbunden sind. Die Zahl der angeführten Beispiele könnte ich wohl vermehren, da ich aber für ihre Erklärung nichts Neues anzuführen weiß, so übergehe ich sie mit dem Verse de Pres (S. 13): Plurima praeterea verborum monstra silebo und wende mich dem famosen Spruch zur Vertreibung der Flöhe zu (W. 9b), der sich auch bei Frommann (a. a. O. 274) findet: „Ad pediculorum et pulicum injurias“:

Ey beißt, ey beißt ihr Flöh und Läus,
und bringt an Galgen eure Speis.

Als Anhang zu seinem Aufsatz gibt Weinreich einige Literaturangaben über Schutzbriefe, die meines Erachtens zu Unrecht auch als Waffensegen bezeichnet werden; denn während jene als Amulette getragen werden, sind diese dazu bestimmt, unter Beobachtung gewisser Formalitäten gesprochen zu werden. Die letzteren finden sich häufig in den volkstümlichen Segensbüchern. Die Bezeichnung Waffensegen ist ohnehin nicht eindeutig, weil damit ebensowohl die Formeln bezeichnet zu werden pflegen, die die Waffen des Gegners wirkungslos, wie diejenigen, die die eigenen Waffen wirksam machen sollen. Viele Formeln dienen allerdings beiden Zwecken. Auch die Schutzbriefe, die von den Soldaten in den Feldzügen des vergangenen Jahrhunderts eben so gut getragen wurden wie von denen des dreißigjährigen Krieges, sind der Verhöhnung durch Parodieen nicht entgangen. In Lindners Katzipori (Nr. 24) wird berichtet, daß Landsknechte in der Tasche eines plötzlich verstorbenen Kameraden einen versiegelten Brief finden. Des Lesens unkundig, übergeben sie ihn dem Hauptmann, der darin „unter andern“ diese Worte findet:

Reüse, leüse, mäuse;
nisse, schisse, frisse;
leck, speck, dreck;
haußrath, säwdreck, knobloch,
leck der magdte das arßloch;
hast du nit genug daran,
nimb entzian und pastrian,
vermisch es mit eim kelber-dreck,
so findest du (es) lobesam!

Weist bei diesem Brief nicht sowohl der unflätige Inhalt, der dem Träger unbekannt war, als die Umstände, unter denen er gefunden wird, auf seine Bestimmung als Schutzbrief hin, so enthielt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Schutzzettel eines in einer Schlägerei umgekommenen Raufboldes den heilsamen Rat: „Weit davon ist gut für Hauen, Stechen und Schießen". Von diesem unwirksamen Amulet berichtet Hartmannus in den „Neuen Teuffelsstücklein" (S. 110) in wörtlicher Entlehnung aus Gwerb (S. 126), woher auch Frommann (a. a. O. 275) die betr. Stelle zitiert. Schließlich verzeichnet des Knaben Wunderhorn (Rekl. Univ. Bibl. S. 110) eine parodische „Zauberformel zum Festmachen der Soldaten" aus Reichards Geisterreich I 145: „Halunke, wehre dich! Probatum est." Ebenso: Monatsschrift von und für Schlesien (1829) 759.

Wir wenden uns nun solchen Amuleten zu, deren Aufschrift einen „frommen Wunsch" für den Träger enthalten (vgl. W. 7).

In seinem öfter zitierten „Bericht" erwähnt Gwerb einen Anhängzettel gegen das Quartanfieber folgenden Inhalts:

„Domina Johanna,
De Febre quartana:
Det Deus vobis malum annum
Et malam septimanam".

Das ist: „Fraw Johanne, mit dem viertägigen Feber: Gott gebe euch ein böses Jahr, und ein böse wuchen".

Nicht minder kräftig ist die Aufschrift eines Fieberzettels bei Heurnius (nach Alem. 8, 285): „Diabolus tibi rumpat collum!" und aus dem Venus-Spiegel von Linderns: „Hole dich der Teufel mit deines Gleichen!" (Alem. a. a. O.).

Nicht recht verständlich ist die Beziehung auf den Träger des Amulets bezw. auf dessen Leiden bei Frommann (S. 274): „Agyrta quidam cuidam quartana laboranti amuletum de collo appendit, asseverans, certissimum omnium febrium intermittentium esse remedium, si per dies 9 gestetur, posteaque in profluentem demergatur (vgl. W. 4c). Hic sanitati restitutus scire cupiens, pentaculi tam efficacis compositionem, aperta capsula reperit membranulam, cui inscripta erant haec verba: „Fett Fleisch gibt gute Suppen". Vermutlich hat die Frau, die den folgenden Zettel erhielt, diese Wahrheit nicht genügend beherzigt, so daß ein fahrender Schüler ihr aufschrieb (Alem. 8, 285):

„Eine magere Speiß
Ist im Mertzen selten feißt:
Es weiß es der Herr Jesus Christ,
Wie dieses ein schlechtes Fressen ist".

Die mir nicht verständliche Beziehung zwischen dem Fieber und dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Monat März ist auch in einem anderen parodischen Spruch gegen das Fieber vorhanden (de Pre S. 12):

„Spar das Fieber in den Mertzen,
Friß derweil ein Inslet-Kertzen,
Wann du solche gefressen hast,
Dich das Fieber auch verlaßt".

Eine weitere Zauberformel zur Vertreibung des Fiebers gibt Gwerb (142) und sucht sie als parodische Amuletaufschrift lächerlich zu machen: „Eins mals gab ein Zauberer oder Besägner, einem der hiesse Sambucus, wider das Feber, darmit er behafftet war, einen solchen Sägen im pappyr anzuhencken: „Deus salvet vos Sambuce, Panem et sal adduco; Febrem tertianam, & Febrem quotidianam accipiatis vos, quia nolo." Hier befindet sich aber Gwerb im Irrtum, denn die Formel ist, wie schon S. Singer (ZdVfVk. 4, 450) richtig erkannt hat, die lateinische Wiedergabe eines weitverbreiteten deutschen Fiebersegens, und mit Sambucus ist nicht der Patient, sondern der Hollunderstrauch gemeint. Entsprechende deutsche Segen z. B. Bartsch, Mekl. 2, 366 Nr. 1719; 404 Nr. 1883; 394, Nr. 1846—48. u. ö. Hartmann übernimmt von Gwerb auch diesen mißverstandenen Segen als Parodie (Greuel 113).

Manche Anhängzettel, die als magica amuleta bezeichnet werden, enthielten weiter nichts als eine Aufzählung von Teufelsnamen. Den Inhalt eines solchen teilt Gwerb unter Berufung auf Liechtenberg mit: „Lucifer, Satan, Beelzebub, Oriens, Belial, Pargimans ꝛc." und eine ähnliche, aber nicht genau übereinstimmende Aufzählung berichtet Frommann (S. 277): „Aegrotum, inquit (Godelmannus lib. I cap. 8 u. 26), apprehensum in faenum collocavit, eius corpori chartam miris, variisque characteribus consignatam postea alligavit, quam ego postea legens, nil eam praeter hac saltem nomina Daemonum, Lucifer, Satan, Beelzebub, Oriens, Behal, Mammon, Buflar, Narthin, Oleasar, Bilech, etc. continere animadverti". Diese Amulete können ja im Vertrauen auf die Hilfe des Teufels ernsthaft gemeint sein, man könnte aber auch daran denken, sie für bewußte Parodien derjenigen Segensformeln zu halten, in denen 72 Namen Gottes aufgezählt werden vgl. ZdVfVk. 13, 442 u. 444 ff.; Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. Heft XVII 38. Heft XVIII, 28). Schließlich finden wir bei Gwerb (144) noch folgendes Amulet gegen verschiedene Leiden: Dolet tibi caput, (quod tibi dolere solet, Dolor tibi accidat, & illi qui tibi bene

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

favet. Dolent tibi oculi, dolent tibi dentes: Dolet tibi corpus simul et venter: Vadas ad mare, & facias te incantare, Et centum daemones te possunt asportare".

Allbekannt ist die mittelalterliche Anschauung, daß es möglich sei, vermittelst geeigneter Zaubersprüche oder Zaubermaßnahmen verschlossene Türen zu öffnen. Schon Vintler tut dieses Aberglaubens Erwähnung in der Aberglaubensliste in den Pluemen der Tugent (v. 7826)[1]). Diese Meinung ins Lächerliche zu ziehen ist offenbar der Zweck einer Erzählung im Magn. Specul. Exempl. (S. 365). Ein junger Mann hat für vieles Geld einen Zettel erworben, der angeblich jedes Schloß öffnet, an das er gehängt wird. Als er auf Veranlassung seines Oheims, eines Geistlichen, den Zettel öffnet „ita in ea patriis verbis scriptum invenit: Joannes (hoc enim erat nomen eius) est malus nequam". Hier mag noch ein Schreiberscherz Erwähnung finden, den Herr Archivar Dr. Behrend aus einer Hs. der Prager Univ. vom Jahre 1643 mitteilt (ZdVfVk. 20, 322). Einer Reihe von Segen und seltsamen Rezepten fügt dort der schalkhafte Schreiber am Schluß hinzu: „Item dz ein schloß auffgehet, so nim ein schlisl unnd mag auff. Probatum est".

Waren die Anhängezettel wegen ihrer Verschwiegenheit der eigentliche Tummelplatz komischer Formeln, so fehlt es auch nicht an Parodien gesprochener Segen. Das älteste und vielleicht lustigste Beispiel einer parodischen Zauberformel stammt aus der Wende des XIV. und XV. Jahrh. (Mone, Anz. 5, 452 f.). Den Schaden hat in diesem Falle aber die Zauberin. Eine alte Vettel, „que volens ex invidia impedire lac vicini sui, accepit cultellum et pergens ad hostium domus, in qua vacca erat et protulit haec verba:

Hye snyden ich eynen spaen,
In molkens gewaen,
Und eynen andern dar zo,
Also nemen ich die milch der ko."

Der Spruch ist der bei der Entziehung der Milch gewöhnlich angewandte[2]). Nun hätte der Besitzer der Kuh, der die Hexe bei ihrem Tun beobachtet hatte, den Schaden von der Kuh leicht durch An-

[1]) Vgl. auch: Weier, De praest. daem. 328; Bartsch, Mekl. 2, 30; Grohmann, Abergl. u. Gebr. 91; ZdVfVk. 1, 321 (XV. Jahrh.); Mone, Anz. 3, 278 Nr. 3 (XVI. Jahrh.).

[2]) Vgl. z. B. die ähnliche Fassung bei Grimm, D. M. 3, 417; daher Wuttke § 216.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wendung von entsprechenden Schutzsegen abwenden können [1]), aber er hatte sich einen kräftigeren Gegenzauber ersonnen. „Hec verba andiens dominus vacce, arripiens baculum cucurrit post illam, apprehendens percussit ipsam fortiter, dicens:

Hie slaen ich eynen slach,
Den andern, aff ich mach,
Und den dritten darzo,
Also behalden ich die milch der ko".

Der Mann verstand sich offenbar auf die Behandlung der Hexen und wird deshalb vermutlich den Stock mit der linken Hand ergriffen haben, denn nur so kann man Hexen schlagen (Wuttke § 416). Es ist bezeichnend für die Zähigkeit, mit der selbst solche kleine Späße sich im Gedächtnis des Volkes erhalten, daß der Scherz in verkürzter Form noch von W. von Schulenburg berichtet wird (Wend. Volksſ. u. Gebr. 170): „Einem Bürger wurden immer die Kühe ausgemolken, da wachte er. Des Nachts kam eine Hexe, molk die Kühe aus und sagte dabei:

Ich thue einen Schnitt,
Butter und Käse du mußt mit.

Der Mann stand hinter der Türe und sagte:

Ich thue einen Schlag,
Auf den Dunder-Wetter-Sack" [2]).

Kaum weniger komisch verläuft der Versuch einer Frau, ihren Mann, der sie nach ihrer Meinung zu hart behandelte, vermittelst einer Zauberhandlung zu größerer Milde zu bewegen. Sie wendete sich zu diesem Zweck — so berichtet eine Hs. des Klosters Lambach aus dem 15. Jahrh. (Mone, Anz. 7, 423) — an ein altes Weib, die in derartigen Dingen erfahren war. Diese verspricht Abhilfe und fragt: „Habesne in horto tuo conapum spissum et longum?" quae ait: „habeo valde optatum." Cui vetula: „vade, inquit, tribus noctibus successive in crepusculo serotino ad ipsum hortum tali modo et forma. prima namque nocte accipe unam libram lardi spississimi et optimi quam poteris habere, secunda nocte duas, tertia vero nocte tres et semper ponas dextrum pedem ad conapum ac projiciendo lardum usque ad medium conapi vel citra et haec dices verba:

[1]) Z. B. Mone, Anz. 3, 278; 6, 468. Heff. Bl. f. Vk. 8, 49; Losch, Deutsche Segen, Heil- und Bannsprüche, S. 200 Nr. 194; S. 204, Nr. 210; Zs. f. Kulturgesch. 5, 305—320 u. ö.

[2]) D. h. auf die Hexe. Den Hexen wird ja bekanntlich allgemein die Fähigkeit Unwetter zu erregen zugeschrieben.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Alrawn du vil güett,
mit trawrigem müet
rueff ich dich an,
dastu meinen laydigen man
bringst dar czu,
das er mir kain laid nymmer thwe.

Tertia igitur nocte mulier haec verba replicaret, vetula abscondita in canapo jacebat, prius autem informaverat praedictam mulierem, quod attentissime auscultaret quae sibi tertia nocte dicta Alrawn insinuaret. Unde in haec verba sub voce rauca et valde aliena abscondita in canapo respondebat:

Fraw, du solt haym gan.
und solt güetten müet han,
und solt leyden, meyden und sweygen,
thuest du das von allen deinen synnen,
so machtu wol einen güetten man gewinnen.

Et sic mulier verba illius vetulae imitabatur et viri amaritudo in dulcedinem et mansuetudinem vertebatur. Ganz ähnlich finden wir diese Anekdote auch in England [1]). „De muliere et sortilega: Quaedam mulier conquesta est cuidam sortilegae de viro suo quod eam molestabat, et hoc inmerito. Dixit ei sortilega, 'Faciam tibi remedium: porta vinum, caseum, et 1 denarium, et vade ad illam silvam, et ibi pone, et dicas sic:

Sey wist y the brom,
Thwat ys me for to don;
Ich have the werreste bonde
That ys in oni londe.

Sortilega latitans in spinis sic respondit:

Thyf thy bonde ys ylle,
Held thy tonge stille.

Die Erzählung findet sich (laut Anmerkung) schon im Promptuarium Exemplorum, aber das Wichtigste, die englischen Verse, fehlt dort. Die Befreiung von einem bösen Manne bezweckt auch ein komisches Gebet, das R. Reuß [2]) aus Hexen-Prozeßakten des Jahres 1619 mitteilt. Es gehört weniger seiner Form wegen hierher, als wegen des Inhalts und der Umstände, unter denen es bekannt wurde. „Auch [war] die gefangene mit gantz newen gebenedeiten Kleidern, darinn auch particula de agno dei genaeht gewesen, angelegt wor-

---

[1]) Wright, Latin Stories S. 24 Nr. XXII.
[2]) R. Reuss, La Sorcellerie en Alsace. Paris 1871. S. 176 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den, doch nit bekhennen woellen, dann allein, daß sie vor 24 Jahren in dem waldt volgendt gebett zu Gott gethan:

Ach Gott in deinem leben
Hast mir ein groß creutz und ein mann geben.
Nimm du das creutz von mir,
Und nimm den mann zu dir,
O Herr Jehsu Christ danckh ich dir!"

In den beiden vorher angeführten spaßhaften Erzählungen verstehen es die Hexen, aus der Dummheit der Frauen, die von ihnen Rat begehren, für sich Nutzen zu ziehen. Dieses Bestreben tritt unverhüllt zutage in einem parodischen Segen, den Spiegel (a. a. O. 38) aus Scheible (Schaltjahr II, 99) nach Bebel (Facet. III 132 b) zitiert. „Ein gewisser Wolfgang von Österreich ward auf eine Zeit gebeten von einer Bäuerin, daß er ihr sollt eine kranke Kuh gesund machen." Der „Segen" lautet:

„Ißt du, so geneußt du,
Ißt du nit, so geneußt du nit,
Sieben Pfennig ist mein Gewinn,
Blaß mir in Arsch, ich fahr dahin."

Ebenso äußert sich die Gewinnsucht des Besegners in einer englischen Formel:

Thy loaf in my hand,
And thy penny in my purse,
Thou art never the better —
And I — am never the worse [1]).

Eine besondere Art seltsamer Rezepte besteht darin, daß eine Anzahl unmöglicher Dinge zur Anwendung empfohlen wird. Sie stehen nach Form und Inhalt den Lügengedichten nahe. Ein solches „Vexier Rezept für diejenigen, so gar zu feist und dick sind, dasz sie nicht gehen können", beginnt etwa (Alem. 16, 58): [2]) „Erstlich nimm zur Morgensuppen ein Pfund Sorg gesotten in ungesottener Liebe; zu Mittag isse zwey Pfund melancoley"; usw. Ein ähnliches komisches Rezept „für den pörczel" aus dem Jahre 1422 ist abgedruckt in der Z. f. d. A. 15, 510 f., und auch das von Franz Pfeiffer aus der Mitte des XV. Jahrh. mitgeteilte (Germ. 8, 63 f.) gehört hierher. Diese letztere „Medicina ad omnes morbos probata" fängt so an: „Item von erst nemt die leber von einem merbelstein, die lungel von einem achstain" usw. Der über Gebühr ausgedehnte Scherz gliedert die verschiedenen Verordnungen nach bestimmten Sachgruppen, wobei interessant und für die Zeitbestimmung wichtig ist die Stelle: „X lot newer mär von den Sweynzern und X centen

[1]) Brand, Pop. Antiqu. 2, 569; ähnlich ohne Quellenangabe Mélusine 7, 41.
[2]) Aus: Hauß Apoteck für den gemeinen Mann. Leipzig 1620.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der großen lug von den Armiäken." Hier werden zwei Völker, die mit einander Krieg führen, wegen der Unzuverlässigkeit ihrer Berichte verspottet. Eine französische „Recette contre l'épidémie" (Mélus. 2, 285) ist nach demselben Grundsatz abgefaßt, Unmögliches zu verordnen, stellt sich aber inhaltlich als eine Verhöhnung verschiedener Völker dar:

Recette pour guérir d'epydemie
Mais que l'on n'y croye mie.
Deux Bourguignons de conscience
Et deux Bretons de sapience
Sans ordure deux Allemans
Sans flaterie deux Normans
Avec deux hardis Lombars
Et sans baverie deux Picars
Et puis sans orgueil deux Françoys
Et sans trahison deux Angloys
Deux Flamans sans beure menger
Et en boire ung pot sans tarder
Et pour mettre la chose a fin
Deux preudhomes de Lymosin
Broyez en un mortier d'estouppes
Et trempez là dedans vos souppes
Si aurez bonne galimafrée.
Oncques telle n'en fut trouvée
Pour deffendre l'epidymie.
Cil est vray, nul n'y contredie.

Diese Verse bedienen sich rein äußerlich der Form eines komischen Rezeptes, aber es fehlt im Französischen auch nicht an wirklichen Parodien von Segensprüchen. Dem harmlosen deutschen: „Hilft es nichts, so schadet es nichts" (z. B. Frommann 209) entspricht einigermaßen die Formel:

Si tu as de mourir, meurs-en;
Si tu as de guérir, guéris-t-en.

Die meisten französischen Parodien von Heilsprüchen beginnen indessen mit der Anrufung eines Heiligen und werden dadurch der Form nach zu parodischen Gebeten, eine Eigentümlichkeit, die sie mit sehr vielen echten Segensformeln gemein haben. Sie werden deshalb auch meist unter den „prières burlesques"[1]) angeführt:

Pour guérir les maux de dents.
Oh! grand saint Grelu,
Faites que ma bouche
Soit comme le trou de mon c. . .
Anm: C'est à dire, sans dents.

Schweiz. Arch. 3, 290. 11, 237.

[1]) Solche s. Schweiz. Arch. 11, 213; 11, 235 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine andere komische Verordnung gegen Zahnschmerzen findet sich ebenda (11, 237):

O, bien heureux St.-Laurent,
J'ai bien mal aux dents;
Je ne saurais manger
Ni pain, ni (chair) viande.
— Eh! bien, mange de la m . . . .

Der heilige Laurentius wird sonst mit Beziehung auf sein Martyrium angerufen, das Herdfeuer zu entfachen [1]), und häufig in niederländischen und deutschen Formeln gegen Brandwunden [2]). Was anders als etwa der Reim den Namen in das vorliegende Gebet gebracht hat, vermag ich nicht zu sehen [3]).

Ein weiteres seltsames Rezept „pour guérir le mal de dents" wird im Schweizer Archiv (11, 237) mitgeteilt:

Pour te guérir du mal de dents, il te faut aller à la messe, le matin, et puis pendant le curé lève le bon Dieu, il faut prier trois Pater, en l'honneur de la Sainte Trinité; et puis en partant (hors) de l'église, il te faut faire une aumône, et le premier pauvre que tu rencontreras sur ton chemin, tu (y) lui baiseras ses gants. — Et s'il n'en a pas? — Eh! bien, tu le baiseras au cul!

Dieser Scherz ist keineswegs vereinzelt, auch ist er dem Französischen nicht eigentümlich, vielmehr findet er sich schon in deutschen Anekdotensammlungen des 17. Jahrh. Dort erhält ein Mann zur Heilung von Zahnschmerzen den Rat, einer alten Bettelfrau ein Almosen zu geben und dann, wenn sie wieder wegginge, von hinten hinzuzuschleichen und sie in den Pelz zu beißen. Der Patient fragt hierauf weiter: „Wie aber, wann sie nun keinen Beltz hätte, daß ich drein beissen könte; so weiß ich (antwortete der Nachbar) keinen besseren Rat, als daß du sie ins Gesäß beißest". (Haupt-Pillen 265; ähnlich Lustigmacher S. 176 Nr. 68).

Wenig vertrauenswürdig erscheint schließlich auch ein bretonischer Rat gegen Leibweh (Mélusine 9, 212):

---

[1]) Wallonia 5, 84.

[2]) Z. B.: Ons Volksleven 6, 58. Biekorf 4, 176. Berdam, Over Bezweringsformulieren 26. Hess. Bl. 1, 17; 2, 18. Schweiz. Arch. 4, 322; 7, 48. ZfdVfVk. 7, 65—66 Nr. 4a—c. Alem. 22, 122; 25, 127. Zs. f. rh. u. wf. Vk. 2, 286; 6, 289; 8, 77. Schles. Mitt. Heft 6, 31 u. ö.

[3]) Der Kaiser Decius ließ dem Hlg. Laurentius den Mund mit Steinen zerstoßen. (Ausführliches Heiligen-Lexion &c. Cölln u. Franckf. 1719, Sp. 1200.) Das ist wohl der Grund, daß der Heilige gegen Zahnschmerzen angerufen wird.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

J'ai mal au ventre.
— Saute fort, et le mal tombera
dans ton derrière.

Schon weiter oben haben wir Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß es zuweilen nicht leicht ist zu entscheiden, ob ein Segensspruch als ernsthaft oder parodisch aufzufassen ist. Um die nachteiligen Folgen übermäßigen Lobens von einem Kinde oder Tier abzuwenden erwidert man dem „Beschreier" in vielen Gegenden: „Lick em kruz-wis in'n Ors!" (Bartsch, Mekl. 2, 447 Nr. 2055). Das ist natürlich nicht nur als grobe Zurechtweisung aufzufassen, sondern als eine Abwehrmaßregel, die wir schon bei Frommann (S. 74) antreffen: „**Audita praetereuntis infantem impensius laudantis voce, ne noceat, haec secum vetulae admurmurant et repetunt verba:** Lacks in A. so schads nicht". Wie steht es aber mit folgendem seltsamen Rezept, das mir in Berlin mündlich bekannt geworden ist:

Nimm einen Katz,
Tu ihn in einen Sack
Und haue ihn, bis daß er scheißet.
Mache daraus ein Sälblein,
Tue es auf ein Läpplein
Und lege es auf die Herzgrube!
Solches ist gut für Magenschmerzen.

Ich gestehe, daß ich die Verse immer für eine derbe Verspottung quacksalbernder Heilmethoden gehalten habe, bis ich durch Jühlings Werk über die Tiere in der deutschen Volksmedizin eines Besseren belehrt wurde. Dort findet sich (S. 105) die folgende Angabe: „Wenn ein Mensch den Wurm im Leibe hat, sperre eine Katze in einen Sack, solange, bis sie darein hofiert; dann nimm den Kot und mische ihn mit Honig zu einem Pflaster".

Schließlich könnten hier noch alle die scherzhaften Heilsprüche Erwähnung finden, die bei kleinen Verletzungen der Kinder mit Nutzen angewandt werden, und die nichts anderes als liebenswürdige Parodien wirklicher Wundsegen sind. Hierzu gehört außer den von mir an anderer Stelle[1]) zusammengestellten Formeln auch dieser Wundsegen:

Schwart Schapken un brun
Spring över de Tun:
Helpt ni, so schad ni;
We t helpt, wart bäter.

---

[1]) Ebermann, Blut- und Wundsegen. (Palästra XXIV. S. 120ff.).

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Fr. Drosihn, Deutsche Kinderreime 1897 [S. 58 Nr. 70]. Zu dieser Gattung rechne ich auch eine Formel, die mir Herr Privatdozent Dr. Ed. Hahn mündlich aus Offendorf am Himmelsdorfer See (Fürstentum Lübeck) mitteilt:

Lütt Bohn sin lütt Bohn
Un grot Bohn sin grot Bohn;
Wenn't Gott betern will,
Denn kann he't don.

Eine kürzere Variante dieses Spruches steht bei Wuttke § 232 zwischen ernsthaften Besegnungen.

Schließlich sei noch eine parodische Zauberhandlung erwähnt, die auch den Gebrauch eines Zauberspruches voraussetzt, ohne daß dieser aber erwähnt wäre. Das spaßhafte Moment liegt hier in der Art der Wirkung, welche der Zauber ausübt. Es handelt sich dabei um einen Liebeszauber, von dem bei Pauli [Sch. u. E. Nr. 150] erzählt wird. Die Frau eines auf der Reise befindlichen Kaufmannes sucht diesen durch einen Zauber zur sofortigen Heimkehr zu zwingen. Die bei der Zauberhandlung benutzten Haare stammen aber nicht, wie die Frau dachte, vom Manne, sondern von dessen Reisetasche. So macht diese sich unter dem Zwange des Zaubers plötzlich auf, um nach Hause zu eilen. Die weite Verbreitung dieses Motivs, das zuerst im „Goldnen Esel" des Apulejus erscheint, ist nachgewiesen in einer Anmerkung zu Sercambis Novelle 21 (R. Köhler, Kl. Schr. 2, 623 f.). Herr Prof. Dr. J. Bolte, der Verf. dieser Anmerkung, hat die Liebenswürdigkeit, mir noch folgende weitere Nachweise anzugeben: Katona, Pelbartus S. 59. Welthändel (um 1690) Nr. 148; Wacker, Wintergrün 1890 S. 129. Haxthausen, Transkaukasia 1, 32. Eine Variante dieser Erzählung finden wir bei Pauli [Anhang Nr. 24], wo erzählt wird, daß einem Mädchen ein bezauberter Apfel gereicht wird, durch dessen Genuß sie in Liebesraserei zu dem Schenker geraten soll. Das Mädchen ahnt den Sachverhalt und gibt den Apfel einem Schwein (Pferd), das nun unter der Wirkung des Zaubers den galanten Liebhaber verfolgt[1]).

Natürlich hat sich die Dichtung ebensowenig wie die Schwankliteratur das dankbare Motiv der Segenparodien entgehen lassen. In Ermangelung von Notizen hierüber kann ich aber nur anführen, was mir Erinnerung und Zufall gerade an die Hand geben. Am

[1]) Den Nachweisen von Varianten dieses Motivs bei Köhler, Kl. Schr. 2, 623 füge ich hinzu: Gander, Niederlausitzer Volkssagen S. 25 Nr. 68. Revue des trad. pop. 16, 133.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekanntesten ist wohl die Stelle aus Gryphius Horribilicribrifax, wo sich die alte Kupplerin Cyrilla eines Zauberspruches bedient, der durch sein unverstandenes Durcheinander eine komische Wirkung hervorbringt. Die betreffende Stelle ist von J. Klapper im 9. Bde. der Mitt. d. Schles. Ges. f. Vk. (Heft 18 S. 30 f.) abgedruckt[1]. Auch Hans Sachs hat im „Unholden-Bannen" (Goetze Nr. 164; Bd. 1 S. 463) eine komische Formel eingefügt, mit der fahrende Schüler einen Bauern verhöhnen, unter dem Vorwand, ihn die Teufelsbeschwörung zu lehren:

Venite ihr unholdibus
Bringt Prügel her uns stultibus
Die semper mit uns spendibus
Sub capite et lendibus.

Auf das „Festmachen" der Soldaten nimmt Logau in dem Sinngedicht „Jungfrauen" spöttisch Bezug, worauf Olbrich (Mitt. d. Ges. f. Schles. Vk. Bd. 2 Heft 3 S. 89) hingewiesen hat. Eine andere Art von „Festmachen" behandelt in launiger Weise Fritz Reuter in dem Läuschen „Das Bannen" (Neue Folge Nr. 52). Hier nutzt der schlaue Doktor Hansen den volkstümlichen Glauben, daß man durch zauberische Mittel einen Dieb „stellen", d. h. an einer Stelle festbannen könne, dazu aus, seinen Garten vor Obstdieben zu schützen. Denselben Gegenstand hat in ganz ähnlicher Weise Seidel in der humoristischen Erzählung „Der Gartendieb" behandelt. Seidel, der ein vorzüglicher Kenner volkstümlicher Anschauungen war, hat auch den Gebrauch der Wünschelrute lustig parodiert, indem er im „Leberecht Hühnchen" Dr. Havelmüller auf der Liebesinsel im Tegeler See vermittelst der Wünschelrute in der Erde verborgenes Weißbier, „gebranntes Wasser" und andere Merkwürdigkeiten entdecken läßt. Dagegen liegt eine Parodierung nicht vor in Seidels bekanntem Gedicht „Der Eiersegen". Hier hat der Dichter vielmehr eine wirkliche Volksmeinung, daß man durch einen über das Futter der Hühner gesprochenen Segen, diese zu reichlichem Eierlegen veranlassen könne, in humorvolle Verse gebracht. Der schon wiederholt genannte Superintendent Hartmann berichtet über solches Besegnen des Hühnerfutters zwei von ihm für wahr gehaltene Anekdoten (Greuel 342 f.), deren zweite erzählt, „daß vor einem Jahr ein Bauer in Abwesenheit seines Weibs vom Felde hungerig heim kommen, und etwas zu essen gesucht, auch ein stück Brod zum Käß gefunden, welches er dapffer aufgerieben, wovon

[1] Vgl. auch: E. John, Abergl., Sitte u. Brauch im Erzgebirge. Annaberg 1909. S. 144.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm aber bald darauf so Übel und Wehe worden, daß er sich zu Bette legen müssen, auch nicht ehender aufstehen mögen, bis er eine ziemliche Anzahl Eyer mit schmertzen gelegt"[1]). Man vergleiche Seidels:

„Er legte einunddreißig Eier
Und danach fühlte er sich freier".

Das Kakeln aber hat Seidel dazu erfunden, denn Hartmann fügt seiner Erzählung nur hinzu: „Gott bekehre alle diejenigen, welche auf irgend einige Weise sich mit dergleichen Greuel beflecket." —

Zum Schluß sei noch auf die umfangreiche Parodie eines Wurmsegens hingewiesen, die sich in dem aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhs. stammenden Interlude „Thersites"[2]) unbekannten Verfassers findet. Der etwas lang ausgesponnene Segenspruch, vermittelst dessen die zauberkundige Mater den Telemachus von der Wurmplage befreit, ist dadurch bemerkenswert, daß in ihm der Stabreim mit komischer Gewissenhaftigkeit durchgeführt ist. Auch der Ausruf der Mater (S. 420):

He will kill me,
he will spill me etc.

erinnert in der Form an einen weitverbreiteten Segen[3]).

Die meisten der zahlreichen Segenparodien sind wohl zweifellos als literarische Erzeugnisse anzusprechen, die erfunden und eifrig nacherzählt wurden, um den Glauben an die Wirksamkeit der Zaubersprüche lächerlich erscheinen zu lassen. Aber ebensowenig wie die entsprechenden kirchlichen Verordnungen und gesetzgeberischen Maßnahmen hat die Anwendung der Satire vermocht, den Gebrauch der Formeln im Volke zu unterdrücken und die Überzeugung von ihrer Wirksamkeit zu erschüttern. Ja, es muß noch heute als zweifelhaft erscheinen, ob die fortschreitende Aufklärung der Masse des Volkes die Benutzung der Zauberformeln in absehbarer Zeit wesentlich beeinträchtigen wird.

[1]) Vgl. auch B. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden usw. Karlsruhe 1851. S. 270 Nr. 286.

[2]) W. Carew Hazlitt, A Select Collection of Old Engl. Plays. (Originally published by Robert Dodsley 1744). Bd. 1. A new Interlude called Thersites. S. 423 ff.

[3]) Ebermann, Blut- und Wundsegen S. 52 ff.; Hälsig, Der Zauberspruch bei den Germanen bis um die Mitte des XVI. Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1910. S. 35 ff.



Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleine Mitteilungen.

Eine gereimte Zeitung über den Hexenbrand in Dieburg im Jahre 1627.

Von Anton Englert, München.

Im Jahre 1627 fand in der damals kurmainzischen Stadt Dieburg auf wiederholtes Ansuchen der Zentmannschaft beim Kurfürsten Georg Friedrich ein Hexenprozeß [1]) statt, der die Hinrichtung von 36 Personen im gleichen Jahre und weitere Verhaftungen und, wie es scheint, auch Hinrichtungen in den beiden nächsten Jahren zur Folge hatte. Die Untersuchung gegen die Angeschuldigten begann mit einer Verhandlung gegen Anna Padt, Martin Padts Witwe, die als besonders verdächtig erschien, „weil deren Mutter vor 20 Jahren als Hexe verbrannt worden sei" [2]). Das Verhör fand Ende Juni statt, und am 7. Juli wurde die Angeklagte hingerichtet [3]). In den darauffolgenden Monaten, und zwar in der Zeit vom 2. August bis 4. November wurden dann weitere 35 Personen, zum größeren Teil Frauen, durchs Schwert hingerichtet und verbrannt.

Im 5. Bande dieser Blätter (1906) S. 65 ff. habe ich ein auf einem fliegenden Blatte vom J. 1629 befindliches Gedicht mitgeteilt, welches von der durch die Hexenjagd in Dieburg veranlaßten Aufspürung und Anzeige von Mitschuldigen in dem benachbarten Schaafheim handelt. Nun bin ich durch einen kürzlich erschienenen Katalog des hiesigen Antiquars J. Halle [4]) auf eine im Jahre 1628 zu Frankfurt a. M. gedruckte „Warhafftige Newe Zeitung" [5]) aufmerksam geworden, welche ein 29 strophiges Gedicht enthält, das den Dieburger Prozeß selbst zum Gegenstand hat [6]). Herr Halle hatte die große Freundlichkeit, mir die Abschrift und Veröffentlichung der Zeitung zu gestatten, wofür ich ihm auch an dieser Stelle verbindlichst danke.

Die Zeitung besteht aus 4 Bll. in 4°. Der Titel lautet:

---

[1]) Die folgenden Mitteilungen darüber entnehme ich J. W. C. Steiners Werk, Altertümer u. Geschichte des Bachgaus (im nachfolgenden mit St bezeichnet), 3. Teil: Geschichte der Stadt Dieburg, usw. Darmstadt 1829, S. 68 ff. Vgl. auch Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse, neu bearb. u. hg. von Max Bauer, 2 Bde., München (1911) (im folgenden mit S bezeichnet), 2, 45 ff.

[2]) St 3, 68: „Schon früher, im Jahre 1600, 1604 und 1612, hatte man zu Dieburg mit Untersuchungen der Art zu tun, wie aus einem Kellereiberichte von 1629 hervorgeht; es ist jedoch hiervon weiter kein näheres Resultat bekannt."

[3]) Das mit ihr aufgenommene Protokoll hat Steiner 3, 71 ff. nach den Originalakten mitgeteilt, leider ohne deren Aufbewahrungsort anzugeben.

[4]) Kat. XLVI. Deutsche Literatur bis zum 30 j. Kriege. 463 Nummern. Der mit musterhafter bibliographischer Genauigkeit bearbeitete und mit 54 interessanten Abbildungen geschmückte Katalog ist ungemein reich an literarischen Seltenheiten.

[5]) S. Nr. 460 des Kataloges.

[6]) Andere, früher erschienene Gedichte auf Hexenprozesse verzeichnet Weller, Die ersten deutschen Zeitungen. Bibl. d. Lit. Ver. in Stuttg. Nr. 111, Tübingen 1872, Nr. 461, 499, 520, 663, 739.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warhafftige Newe Zeitung vnd
schröckliche Geschicht /
So sich begeben vnd zuge-
tragen hat mit diesen Hexen- vnd Teuffels-
geschmeiß vnter dem Churfürsten zu Mäntz / inner
vnd ausserhalb der Stadt Dipburgk / wie 38. Person ver-
brennet worden sind / vnnd noch 14. gefangen sitzen /
Vnd werden von Tag zu Tag noch täglich eingefangen /
Was sie für schröckliches Vbel / Jammer vnd Hertzenleid
gestifftet vnd angerichtet haben / Menschen vnd Vieh ge-
sterbet vnd verderbet / auch die lieben Frücht Wein vnd
Korn erfröhret / durch Hagel vnd Vngewitter beschedi-
get / Was sie auch in diesem 1628. Jahr für Zauberey
vnd Teuffelswerck begangen / vnd auch das zukünfftige
wiederumb treiben wollen / wird menniglich in
diesem Gesang berichtet /
Im Thon: /
Es ist gewißlich an der Zeit / das ꝛc.[1])
(Verzierung)
Erstlich gedruckt zu Franckfurt am Main /
durch Hanß Niclas Stoltzenberger.
1628.

Auf der Rückseite des Titelblattes beginnt der „Gesang“ und endet auf der Vorderseite des letzten Blattes. Auf dessen Rückseite steht unter dem Titel „Ein schön Liedlein“ ohne Angabe des Verfassers das zuerst 1616 gedruckte Bußlied „Ach Gott vnd Herr, wie groß vnd schwer“ von Martin Rutilius [2]).

Ich lasse nun einen getreuen Abdruck des Gedichtes auf den Hexenbrand folgen.

ACh GOtt Vater in Ewigkeit / las dir den Jammer klagen / Die Trübsal vnd gros Hertzeleidt / das so viel Leut verzagen / Ob dir du lieber HERR JEsu Christ / nichts guts nun mehr zu hoffen ist / in diesen letzten Tagen.

2. Das so viel Christen auff dieser Welt / sich lassen den Teuffel verführen / Der jhn verheist viel Guth vnd Geld / daß er jhn woll spendiren /

---

[1]) Zu diesem Liede von Barth. Ringwalt und dem älteren, von ihm verbesserten Texte vgl. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied Bd. 4, Lpz. 1874, S. 344 ff. und Alb. Fr. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 1. Heft, Gotha 1878, S. 183 f. und Suppl., 1. Hälfte, Gotha 1886, S. 47.

[2]) Vgl. darüber Fischer a. a. O. 1, 7 f. u. Suppl. 1, 3; ferner W. Bäumker, Das kath. deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen, 2. Bd., Freiburg i. Br. 1883, S. 261 und 3. Bd., ebend. 1891, S. 327. In unserer Zeitung hat das Gedicht außer den 6 Originalstrophen noch folgende 2 Zusatzstrophen, die Fischer unter den ihm bekannt gewordenen älteren Zusätzen nicht aufführt:

HERR JEsu Christ / dieweil du bist / am Creutz für mich gestorben / Teuffel vnd Todt / gemacht zu Spot / hast mir den Himmel erworben.

Ehre sey GOTT / in aller Noth / dem Vater vnd dem SOhne / Dem Heiligen Geist / Sey ewig Preiß / Von nun an biß inn Ewigkeit /
AMEN.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Biß er sie bringt in sein Fallstrick / ja ,immer vnd auch ewiglich / müssen sie Gott verschweren.

3. Setzen auch drauf jhr Sinn vnd Muth / darzu all jhr Gedancken / welchs das gröst Vnglück stifften thut / vnd mit nichten thut wancken / sey wer er wöll in seinem stand / wie sie denn auch haben bekand / merckt auff vnd gebt gedancken.

4. Was ich euch jtzt anzeigen will / jhr Christen arm vnd reiche / Wie man der Leut so schröcklich viel / hin vnd wider der gleichen, an vielen orthen vnd auch end / hoch vnd nieder Personen hat verbrendt / Erstlich thu ich anzeigen.

5. Jhr Geistligkeit vnd Fürstlich Gnad / mit nichten gar thet schonen / Jn seinem Bisthumb zu Eychstatt / gen Würtzburg es auch kame / zu Freudeburgk vnd auch Karstatt / man erstlich angefangen hat / Königshofen must auch drane [1]).

6. Man saget davon weit vnd breit / in Landen auff vnd nieden / Wie solche Leut das liebe Getraid / [Bl. A_2a] hetten erfröhrt hin vnd wider / Etliche aber hieltens für Spot / Sprachn solche Leut sind nicht mehr als Gott / das weis gar wol ein jeder.

7. Das ohn Gotts Will nicht geschehen mag / weder grosses noch kleiner / Weil wir aber von tag zu tag / sündigen in gemeine / GOtt dadurch sein Verhengknus geyt / das vns solch gottlose Leut / anthun groß Plag vnd Peine.

8. Doch Würtzburg vnd Bamberg nit alleintz / solche Leut lan verbrennen / Vnter den Churfürsten Cöllen vnd Meintz [2]) / so ich euch jtzt thu nennen / 38. Person [3]) man verbrent hat / jnnen vnd ausser Dipburg der Stadt / Die theten auch bekennen.

9. Daß sie den Wein vnd andre Früch / heuer wieder erfröhret haben / Wens werden worden verhindert nicht / das sies hetten können eingraben / solt alles Getraid sampt dem Korn / heur überal widrum sein erfrohrn / auch andere Gottes Gaben [4]).

10. Denn Heydel / Hirschen / Hopffen zwar / für menniglich bekennen / hetten sie erfröhret dieses Jahr / auch wie man wolt verbrennen / die reiche

---

[1]) Über die Hexenbrände im Bistum Eichstätt vgl. S 2, 54, im Bistum Würzburg S 2, 16 ff. Mit Freudeburgk und Karstatt dürfte Freudenberg a. M. und Karlstadt a. M. gemeint sein, die damals ebenso wie Königshofen (im Grabfeld) zu Würzburg gehörten.

[2]) Über die Hexenverbrennungen im Fürstbistum Bamberg vgl. S 2, 2 ff., in der Erzdiözese Köln 2, 48 ff., im Kurfürstentum Mainz 2, 39 ff.

[3]) Nach den Akten (s. St 3, 68 und 91) 36 Personen. Nach einer Aufzeichnung des Pfarrers Lunkenheimer (s. St 3, 68; hier steht versehentlich „Lunbenheimer", wofür S 2, 47 fälschlich Laubenheimer setzt; vgl. St 3, 197) sollen sogar 85 Personen in jenem Jahre hingerichtet worden sein.

[4]) Die hier und im folgenden geschilderten Freveltaten der Beschuldigten, wie Wettermachen, Zerstörung von Feldfrüchten durch hervorgerufene Fröste, Schädigung und Tötung von Menschen und Vieh, Raupenmachen, Bereitung von Hexensalben und Hexenpulver aus Kinderleichen, Hostienschändung usw., sind meist solche, die in den Hexenprozessen überhaupt eine große Rolle spielen. Vgl. u. a. S 1, 373 ff. und das Verhör der Padt St 3, 71.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Mühlbeckin [1]) die hat / letzlich bekent bey der Brandstadt / vnd drey Creutzweg [2]) thet nennen.

11. Ja das sie schon widerumb haben / von viel mancherley Früchten / An diesen orten eingegraben / wenn man sie rauß thet nichte / So würd es auff das [Bl. A_2b] zukünfftig Jahr / wiederumb alls thet erfröhren zwar / Wie man es thet besichten /

12. Da fand man an einer jeden stedt / ein todes Kind begraben / Kein Hertz noch Ingeweid keins mehr hett / denn sie es außgeweidt haben / Darnach widerumb eingefült mit fleiß / von allerley Früchten auch Schnee vnd Eyß / waren drey schöne Knaben.

13. Hans Dörr ein Beck viel übels stifft / mit den lieben Gottes Gaben / Meel vnd liebs Brod hat er vergifft / wenns die Leuth gegessen haben / seins

---

[1]) Leider hat Steiner aus den Untersuchungsprotokollen mit Ausnahme des mit der Padt aufgenommenen, das er ganz abdruckt, nur weniges mitgeteilt. Auch vermissen wir bei ihm ein Verzeichnis der übrigen Angeschuldigten. Außer den von der Padt als Mitschuldige bezeichneten Leuten erwähnt er nur noch einige wenige. Von den im Gedichte genannten Personen kommt bei ihm keine vor. Ob die 3, 91 u. 98 f. von ihm erwähnte Hebamme („Hanns Starks Wittwe") dieselbe ist wie die im Gedichte (Str. 16), ist fraglich. Vgl. ihr Geständnis St 3, 98 mit dem der letzteren in Str. 16 u. 17. —

Hier möge noch ein Segen Platz finden, den die Stark nach ihrer Angabe bei ihren Verrichtungen als Geburtshelferin stets gebrauchte (St 3, 99):

Unser liebe Frauwe und unser
lieber Herr Jesu Christ
Gingen mit einander durch die Statt
Ist niemand hier, der mein bedarf,
Liegt ein krankes Weib,
sie liegt in Kindesbanden,
Gott helf ihr und ihrem lieben Kind von einander
Das thu der Herr Jesu Krist
Der schließ auf Schloß, Eiß und bein
Des helf Gott und unser liebe Frauen
und die heilige Dreifaltigkeit ꝛc.

Beachtenswert ist auch die von Steiner den Untersuchungsakten entnommene Angabe, daß beim Hexengelage folgende Lieder gesungen wurden (St 3, 98): „der Pumpernikel, der Stumpfhund —

Soll der Hund nit stumpfig seyn,
Kreucht zum Hünerloch aus und ein.
Stumpfig ist der Hund ꝛc.
Daß dich der Hagel erschlage ꝛc."

Steiner bemerkt nicht dazu, ob diese Lieder in den Akten vollständig mitgeteilt sind. — Der Pumpernickel ist, wie im DWB. VII, Sp. 2231 angegeben ist, „ein wildlustiges, wahrscheinlich obscenes Lied". S. auch die dort angeführten Stellen, die Anspielungen auf das Lied enthalten. Vgl. auch H. Fischers Schwäbisches Wörterbuch 1, Sp. 1519 unter Pumpernickel.

[2]) Über Kreuzwege als Zusammenkunftsorte der Hexen s. S. 1, 278 f.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Contract worden davon / Etlich daruber jhr Leben lahn / musten dadurch ins Grabe.

14. Der Todtengräber vnd sein Weib / theten groß Vbel stifften / grausam schröckliche sachn sie triebn / die Wasser sie vergifften / auff den Dörffern vnd in der Stadt / die Bestin [1]) sie hinein bracht hat / machten auch böse Lüffte.

15. Ein Schäffer vnd Kühhirt ich melt / hat man auch mit verbrennet / han die Waid vergifft auff dem Feldt / vnd auch darbey genennet / daß sie Hundert vnd sechtzig stück Vieh / vmbs Leben theten bringen sie / Weiter auch nun bekennet:

16. Ein Hebam ehe sie verbrennet wurd / die hatte bekennet sinder [2]) / Acht vnd zwantzig Weiber in der Geburtsnöthen / hab sie da verhindert / das die [Bl. A 3 a] Mütter sampt dem Kindt / beyeinander geblieben sind / auch dreyzehen todte Kinder:

17. Hab sie genommen auß dem Grab / Ihr Schmir vnd Teuffelssalben / so sie darauß gemachet hab / auch Pulver allenthalben / haben solchs auff den Weg gestrewt / wenn darüber giengen Vieh vnd Leut / mustens bekreusten [3]) alle.

18. Zwo alte Badmägd han bekent / wenn die Leut ins Bad seind kommen / vnd sein gesessen auff die Schwitzbanck / haben sie bald genommen / solchs Teuffelspulver in Ofen nein / geworffen auff die heisen Stein / bis solches ist verklummen.

19. Darnach sie gossen auff die Stein / das die Leut theten schwitzen / solcher Dunst schlug jhnen in Leib hinein / das war jhn gar kein nütze / Außsetzig wurden jhr gar viel / nembt ein Exempel vnd Beyspiel / merck auff mit sinn vnd witzen.

20. Eine vhralte Bauersfraw auch bekent / inn jhrer letzten stunden / daß sie das heilig Sacrament / drey mal auß jhrem Munde / hab genommen vnd alzeit eben / vnd jhrem Bulle [4]) zum Opffer geben / nur das ers hab entbunden:

21. Deß leuchtens bey dem Dantz [5]) alzeit / das sie nimmer kont verrichten / Höret weiter jhr Christen- [Bl. A 3 b] leut / der schröcklichen geschichten / auch die grausamen Vbelthat / so Conrad Meyr begangen hat / der durfft auch verschonen nichte.

22. Seins rechten Kinds vnd auch Eheweib / muste er vmbs Leben bringen / Welche groß schwanger war von Leib / der Teuffel jhn thet zwingen / das er die That vollenden must / solchs legt er ihm auff zu einer buß / weiter so thu ich singen.

23. Zwey SchneiderWeiber man auch verbrendt / widerumb einen Becken / die 3. Person haben bekent / daß sie Raupen vnd Schnecken / haben gemacht

---

[1]) **Bestin** = Pesten? Zu diesem Plural vgl. DWB. VII, Sp. 1571.

[2]) **sinder** = späterhin. DWB. X 1, Sp. 1205 f.

[3]) **bekreusten**, wohl = bekreisten, welches die Bedeutung von „beweinen" hat. S. DWB. I, Sp. 1430 und dazu VIII, Sp. 2161 f. (unter „kreisten").

[4]) **Bulle** = Buhle, Buhlteufel.

[5]) Vgl. S 1, 285: „Eine Hexe in der Mitte des Kreises steht (während des Tanzes) auf dem Kopfe und dient als Lichtstock." S. auch ebend. S. 284 und Sr 3, 78, Abs. 2.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in diesem Jahr / den Sahmen abzufressen gahr / das kein Saat mehr solt klecken.

24. Es solt noch vier gantze Jahr / kein Wein noch Frücht sein gerathen / wens nicht wer worden offenbahr / viel Vngelück vnd Schaden / wolten sie angerichtet han / das manches Manns vnd Weibsperson / jhn wer gangen zu gnaben.

25. Nur auß durch grosser Hungersnoth / woltens verführet haben / viel Leut wegen des lieben Brot / kleiner Mägblein vnd Knaben / habens schon viel hin und her verführt / wie mans weiter erfahren wird / im Lande vnten vnd oben.

26. Vierzehen Person noch gefangen sind / die bekennen schröckliche Sachen / Acht hat man schon davon verbrendt[1]) / das Wetter hulffen sie machen / [4. Bl. a] welches vor Michaelis war / jtzunder heuer in diesem Jahr / Häusser vnd Stäbel krachten.

27. Die grossen Kiessel vnd auch Stein / so damals sein gefallen / Haben den Habern vnnd den Wein / in die Erden geschlagen allen / Der arme Bawr- und Heckersman / zu grundt vnd boden gar mus gahn / kein Steur noch Zinß kan zahlen.

28. So habt jhr gehört den gantzen Bericht / auch die Warheit vernommen / Es ist kein Fabel noch gedicht / wie sie auch darzu kommen / durch Wucher / Geitz / Hoffarth vnd Pracht / der Teuffel jhn nachstelt vnd tracht / durch alle Laster in Summen.

29. Ein jeder Christ bedencke diß / last vns beten allsamen / Das er nicht mit Betrug vnd List / vns führe zu verdammen / Sondern das jhr nach dieser Zeit / erlangt die ewige Seligkeit /

Durch JEsum CHristum
Amen.

Erntedankfestfeier im Schlitzerland.

Unter den Papieren meines Großvaters, des 1871 in Schlitz verstorbenen Kreisarztes Dr. Carl Briegleb, der sich sehr eingehend mit volkskundlichen Studien befaßt hat, findet sich unter anderem auch nachstehende Schilderung einer Erntefestfeier, wie sie bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein in Schlitz stattzufinden pflegte.

Das Ährnzechsgilche.

Die Natur hat sich, in stillem Walten weiterschaffend, in sich zurückgezogen. Auch der Mensch versenkt sich in sich selbst, er hält Einkehr bei sich, er übersieht in freudig bewegtem Herzen den Segen, den auch in diesem Jahre wieder

[1]) Darnach scheint es, daß gegen Ende des Jahres 1628 noch weitere 8 Personen in Dieburg verbrannt wurden. Bei Steiner findet sich hierüber nichts. Über eine weitere Hexenverfolgung im J. 1629 berichtet er 3, 91: „Den 12. November 1629 begann die Untersuchung gegen 21 Dieburger Personen. Die Akten fehlen jedoch, und es kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, ob alle diese auch justifiziert worden sind."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gottes Allgüte über ihn ausgebreitet hat und tritt zu dem mit Früchten und Ähren festlich geschmückten Altare, um sich mit demütigem Sinne vor dem Angebeteten zu beugen, um ihm am Erntefeste aus tiefer, voller Seele zu danken.

Die Predigt ist beendet, die letzten Töne der allgemach sanfter rauschenden Orgel verhallen unter dem fröhlichen Jubel der die Kirche verlassenden Schulknaben, denen in geziemender Entrüstung Tertius [1]) und Kantor [1]) vergebens Drohworte und nicht mehr gehörte Ermahnungen nachsenden; der ehrsame stattliche Bürger schreitet in selbstbewußter Würde dem häuslichen Herde zu, während die Frauen, deren manche schon das buntkattunene, mit weißem Flanell gefütterte Kirchenmäntelchen [2]) umgeschlagen hat, in ihren mächtigen, steifgestärkten weißen Hauben (Huppelkappen) [2]) langsamer trippelnd, noch mit dieser oder jener guten Freundin einen kurzen Zwiesprach halten. Ein Trupp halberwachsener Mädchen steht noch in der Nähe des „Kapellchens" [3]), eifrig beratschlagend, ob sie fein sittsam nach Hause gehen und, der mütterlichen Vermahnung folgend, sich erst der Kirchenkleider entledigen, oder lieber sofort zur Wohnung des Stadtmusikus ziehen sollen, wo sicher eben schon der erste Akt des heutigen Volksfestes spielt. Endlich gibt das Witzwort einer munteren Dirne den Ausschlag, man bildet rasch eine händeverschlungene Kette zum gemeinsamen Gang „auf die Wacht" [4]), von der aus man gerade vor des Stadtmusikus Haus, „an der Ringmauer" sehen kann. — Es ist aber auch hohe Zeit für die Neugierigen, denn schon zieht die Schar der Festteilnehmer von der Hallenburg aus durch die Güntergasse heran, um den alten Stadtmusikus an der Spitze „seiner Leute" zum feierlichen Festzug durch die Stadt abzuholen.

„'s Ährnzechsgillche!" „'s Ährnzechsgillche!" so schallt der Jubelruf der lawinenartig sich vergrößernden Knabenschar, welche den schon ansehnlichen Zug begleitet, dem allerseits ehrerbietig und rasch Platz gegeben wird. — 's Ährnzechsgillche! In wunderlichem Aufputz reitet ein Mann daher — halb Pferd, halb Mensch. Zwischen zweien, mittelst wohlgefügter Stricke in halber Mannshöhe verbundenen Fruchtsieben, deren eines den Vorder-, deren anderes den Hinterkörper eines Rosses darzustellen bestimmt ist, ragt der mit einem großen, schlampigen, breitkrämpigen Hut [5]) bedeckte Kopf eines Mannes vor, dessen Gesicht, voll Falten und Runzeln bemalt, von einem mächtigen, grauen, bis auf die Brust niederhängenden Barte umrahmt ist. Die Linke hält den von leichtem Leder angefertigten Zaum, der, an Hals und Roßhaarmähnen vorübergleitend, in die Trense ausläuft, welche ein mit Werg ausgestopfter, lederüberzogener Pferdekopf zwischen den Lippen hält, die zum großen Vergnügen der Zuschauer

---

[1]) An der Volksschule wirkten neben dem Rektor, einem Theologen, der Kantor, der zugleich Organist war, und der Tertius.

[2]) Diese Tracht der Schlitzer Bürgerinnen ist Mitte des vorigen Jahrhunderts abgekommen.

[3]) Bei der Renovierung der Kirche 1880—82 abgebrochen.

[4]) Platz vor dem Obertor.

[5]) Es ist dies offenbar eine altheidnische Gestalt, der Fruchtbarkeitsdämon oder -gott, möglicherweise Wodan selbst, der hier zum halb komischen, halb schreckhaften Popanz geworden ist. Über die Rolle Wodans als Fruchtbarkeitsbringer vgl. E. Mogk, Mythologie [2] (Grundriß für german. Phil. [2] III), S. 338.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dadurch zugleich auf und nieder gezogen werden, so daß die hochrote Zunge dazwischen hervorschaut. Die Rechte führt einen mächtigen Säbel, der sich bald in den das Ganze des Körpers von Mann und Roß umhüllenden, weitfaltigen weißen Laken verwickelt, bald zur ungeheuren Heiterkeit der Umstehenden auf die den Zug in nächster Nähe umschwärmenden, allerlei Kurzweil und Neckerei treibenden Knaben und Burschen scheinbar einhaut, bald auch einmal zum allgemeinen Gelächter in dem mächtigen, an dem hinteren Fruchtsiebe unsichtbar angebrachten Pferdeschweif hängen bleibt. Den braunen Söhnen der Pußten Ungarns gleich, die mit ihren Rossen wie aus einem Guß erscheinen, so ist auch hier Pferd und Mann gleichsam miteinander verwachsen. Die Evolutionen und mitunter tollen, weitgreifenden Sprünge des „Ährnzechsgillchens" unter die Menge werden mit großer Leichtigkeit und Präzision ausgeführt, da zu dem Schimmelreiter gewöhnlich der jüngste und gewandteste von den herrschaftlichen Dreschern aus ihrer Mitte erwählt und mit vieler Mühe in der beschriebenen Weise herausstaffiert wird.

Während so das Ährnzechsgillche als der Anführer des Zuges die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zieht, rücken die herrschaftlichen Drescher, 15 an der Zahl, vor des Stadtmusikus Haus, sämtlich bekleidet mit den schweren naturalen Holzschuhen, blauen, mit gelb und rot durchwirkten Kniebändern gehaltenen Strüpfen, weißen Kniehosen und blauen Kitteln (Blusen), deren Gürtel durch ein Strohseil dargestellt ist. Die Kopfbedeckung besteht aus einer hohen, spitz zulaufenden Mütze von Stroh, zu diesem Zweck eigenhändig verfertigt und oben mit einem grünen Tannenreis und kleinen Sträußchen geschmückt. In der Linken tragen sie als Attribut ihrer Würde einen Dreschflegel, dessen Stiel mit dem eigentlichen Kolben („Klöppel") durch ein dünnes Strohseil zusammengebunden ist, — ein Zeichen, daß heute Ruhetag. Die Rechte einiger hält die unentbehrliche Schnapsflasche voll echtem unverfälschtem herrschaftlichem „Frucht" bald hoch in die Luft, bald als feines Herzlieb an die Brust, bald mit horizontal ausgestrecktem Arm, damit sie wacker kreise, und unter den Festteilnehmern ebenso wie unter einzelnen näher bekannten und darum bevorzugten Zuschauern zur Erreichung der Feststimmung beitrage, die nun durch den beginnenden Marsch noch erhöht und erhalten wird. Unter seinen Klängen setzt sich der Zug in weitere Bewegung — voran die Stadtpfeifer, deren schrilltönende Klarinetten und Beulen tragende Waldhörner mitunter durch flatternde rote Bänder geschmückt sind, ihnen folgt das „Ährnzechsgillche", durch tolle Kavalkaden und Saltomortales alle Zuschauer belustigend, hierauf die mit ihrem Werkzeuge auf ergötzliche Weise exerzierenden Drescher, ferner die sämtlichen Knechte des gräflichen Hofgutes, gravitätisch und taktmäßig einherschreitend. Unter ihnen haben die Pferdeknechte, insbesondere der Bierkarrenknecht, den Vorrang vor den ihnen folgenden Ochsenknechten. Alle aber tragen durch bunte Bandschleifen gezierte Peitschen, mit denen sie klatschen und taktmäßig knallen, auch wohl die zu nahe schwärmenden Knaben vertreiben, unter deren Mutwillen vorzüglich der Sau- und der Kuhjunge zu leiden haben, die als Trabanten des Sau- und des Kuhschweizers den Zug beschließen, welchen das „Ährnzechsgillche" mitunter, von der Spitze desselben abbiegend, umreitet, um durch wilde Sprünge wie durch den scheinbaren Gebrauch des Säbels „die Luft zu säubern" und Ordnung zu halten. So bewegt sich unter fortwährendem Zudrang des zumeist „auf der Wacht" aufgestellten Publikums der Zug die „Ring-

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mauer" hinauf durch den „Grund"[1]) auf den Schafhof, um den Schafmeister festlich einzuholen. Dort angekommen spielt die Musik einen „Extraen" auf, eine Deputation der Drescher klappt in den Holzschuhen der hohen Treppe hinan, der Sprecher überreicht dem Gefeierten einen von den „Hofdamen", d. h. den auf dem Hofgut ständig in Arbeit stehenden Tagelöhnerinnen, mit buntem Seidenband umwundenen Blumenstrauß, befestigt ihn an dessen Brust und ladet ihn nebst seinen Knechten in wohlgesetzter Rede zur Teilnahme an dem heutigen Feste ein, welchem Ansinnen er sowohl als die heute nicht aktiven Schäferknechte sich bereitwilligst unterziehen. Diese, gewöhnlich Söhne von „Erbschäfern" auf dem Dorfe, schließen sich in ihrer nationalen Tracht dem Zuge an, so daß dieser durch die buntfarbige Kleidung, durch die Drapierung mit dem schwarzen, glänzend gewichsten Bandelier nebst Hundekette, sowie der heute durch ein buntes Band beflaggten Schäferschippe an Reiz gewinnt, während der Schafmeister in vollem Ornat mit dem besten seiner Hunde dem Zuge vorauf marschiert. Dieser macht rechtsum und folgt — eine willige Herde — dem nunmehrigen Führer bis zur „Vorderburg", wo der Kälberhirt und der zweite Kostmeister, in derselben Weise unter denselben Zeremonien eingeladen, die Würde des Schafmeisters teilen.

Juchhuh! schallt es aus dem Zuge heraus durch die enge „Untergasse", wo gerade ein brauberechtigter Bürger sein Tannenreis ausgesteckt hat, zum Zeichen, daß bei ihm heute frisches Bier zu haben ist. Juchhuh! tönt es wider an den hohen Giebeln des alten „Bänderhauses"[2]). Juchjuh! Bier her! Bier her! schreit der große Haufe aus voller Kehle. Und siehe, der ehrsame, freigebige Bürger in kurzem Wamms, manchesternen Kniehosen und blanken Schnallenschuhen, erscheint mit der weißen Schürze angetan, die Pelzmütze von den greisen Locken lüftend, an der Schwelle des tief in die Erde gemauerten Kellers und kredenzt mit fröhlichem Gesicht den braunen Saft aus der großen Schleifkanne, die so schwer ist, daß er sie kaum mit einem Arm zu heben und zu regieren vermag. Zum Dank spielt die Musik extra auf, und ein dreimaliges vivat hoch für den Spender und sein ganzes Haus belohnt ob seiner Guttat den „simplen Ehrenmann", der still schmunzelnd sich an die Kellertüre zurückzieht und innerlich sich selbst lobt über den klugen Gedanken, daß er gerade von den Bürgern es sei, der heute frisches Bier und somit die Ehre des Lebehochs habe. —

Unter Jubel, Musik und den mutwilligen Ausfällen des „Ährnzechsgillchens" zieht sich die Menge über den Markt und den steil abhängenden Brauplatz[3]) hinunter zur gräflichen Brauerei und Brennerei, um auch deren beide Vorsteher nebst den Gehilfen mit ihren blendend weißen Schürzen, in der oben erwähnten Weise mit demselben Zeremoniell, dem überreichen des bebänderten Straußes und der Einladung zu erfreuen, wie denn nach und nach der Hofwagner, die übrigen Aufseher und „Vögte", den „Bauvogt" nicht ausgenommen, festlich eingeholt werden, von dessen Behausung nun unter dem Tor des „Hallenburger Wirtshauses" hindurch der Festzug wallt, um nach Einladung des Hofschmiedes vor der Behausung des Ökonomieverwalters Halt zu machen.

Die große Menge der Zuschauer hat sich inzwischen allgemach verlaufen, eine beträchtliche Anzahl der begleitenden Knaben zieht nach der „Hallenbrücke",

---

1) Die Straße nach Lauterbach führt durch den „Grund".

2) Ein Fruchtspeicher, der wohl früher als Zehntscheuer diente.

3) Platz vor dem Untertor.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

wo bereits die fronpflichtigen Bauern aus dem Schlitzerland angelangt die Aufmerksamkeit der Jugend in höherem Maße fesseln, während andere schon in den Schloßhof eindringen, so daß vor der Wohnung des Verwalters der Festzug genug Raum gewinnt, sich von neuem zu ordnen, um nach althergebrachter Sitte vor dem Schlosse Seiner Exzellenz [1]) des hohen Festgebers und seiner erlauchten Gemahlin später den Festplatz zu betreten. Nunmehr nimmt auch das während des Umzuges durch die Stadt fehlende weibliche Element an dem Feste teil, indem die „Erbsenköchin" (die Großmagd auf der Kostmeierei) in blendend weißer Schürze an der Spitze der „Hofdamen" sich in die Dienstwohnung des Ökonomieverwalters begibt, diesem, sowie dem „Wirtschaftsschreiber" und allenfallsigen Eleven je nach Rang und Würde größere und kleinere mit kürzeren oder längeren Seidenbändern geschmückte Blumensträuße überreicht, an den linken Oberarm (nicht auf die Brust) befestigt, mit vorher wohl einstudierter Ansprache zur Teilnahme am Fest einladet und einen vom Hofgärtner verfertigten, für die Frau Gräfin als Ehrengabe bestimmten Blumenstrauß dem Verwalter übergibt. Dieser, gefolgt von Wirtschaftsschreiber und Eleven, setzt sich nunmehr — die Stadtpfeifer vorauf — an die Spitze des Zuges, der sich in oben beschriebener, genau eingehaltener Rangordnung in den geräumigen, von vielen Zuschauern bereits besetzten Schloßhof vor die Haupttreppe bewegt, auf welcher der Herr Graf nebst erlauchter Gemahlin, den übrigen Mitgliedern des hohen Hauses und etwa hierzu geladenen „Honoratioren" sich befinden. Hier angekommen, begibt sich der Verwalter zu den hohen Herrschaften, überreicht der Frau Gräfin den schönen Herbststrauß und bringt ein dreimaliges Hoch auf das hohe Haus der Gutsherrschaft aus, in das unter dem Tusch der Musik die versammelte Menge stürmisch einstimmt, worauf im Freien vor der Schloßtreppe der Tanz seinen Anfang nimmt, in dem der erste Pferdeknecht (Großknecht, Vierknecht) mit der „Erbsenköchin" solo die ersten drei Reigen tanzt, der Anführer der Drescher mit einer der „Hofdamen" folgt und so das Signal zu der allgemeinen Belustigung gegeben ist. Bei dem Beginn derselben umreitet das „Ährnzechsgillche" noch in vollem Ornat den Kreis, durch kühne Sprünge das Publikum belustigend und zwischendurch die Ordnung wieder herstellend, nach einiger Zeit aber erscheint der „Schimmelreiter" ohne Roß, hat Hut, Bart, Altersfalten, Mantel, Säbel abgelegt und tritt nun in der Rolle eines modernen Karnevalnarren auf, die spitze Bajazzomütze auf dem Haupt, einen kurzen Schnurrbart im rot bemalten Gesicht, mit einem feinen weißen, um die Hüfte mit einem Gürtel befestigten Hemd angetan, die Pritsche in der Hand, und verwaltet sein Amt als Festordner und „erster Platzbursche" mit Würde und Anstand.

Die Pausen zwischen den einzelnen Reigen werden durch mancherlei Lustbarkeiten ausgefüllt. Vor allem zieht das Wettrennen der fronpflichtigen berittenen Bauern die Aufmerksamkeit der Anwesenden in vollem Maße auf sich.

Diese — und unter ihnen zeichneten sich von jeher die Bauern von Pfordt aus — haben ihre Rosse, die Wochen lang zuvor schon etwas in der Arbeit geschont und kräftiger gefüttert wurden, am Morgen des entscheidenden Tages so sauber und fein geputzt, daß die „Scheiben" der Halfter und Zäume trotz des duftigen Herbstnebels weit hinaus glänzen. Alle haben sich in festlicher Tracht rechtzeitig an dem Sammelplatz, der Hallenbrücke, eingefunden. Das ist ein Leben!

[1]) der 1794 bis 1826 regierende Graf Carl.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Wiehern und Stampfen, ein Bäumen und Steigen, ein Rufen und Gröhlen — für die Zuschauer wirklich ein köstlicher Anblick. — — —

Hier bricht leider die lebendige und anschauliche Schilderung ab. Aus Aufzeichnungen des Gräflichen Oberverwalters Hainlein, auf dessen Erzählungen die vorstehende Skizze seines Schwiegersohnes Dr. Briegleb zum großen Teile basiert, kann ich noch folgendes über den weiteren Verlauf der Erntefestfeier anfügen. Zwischen den einzelnen Tänzen fanden außer dem Pferderennen Wettläufe statt, wobei die Drescher und die Knechte um ausgesetzte Preise liefen. Die Preise bestanden in einer Kappe, einem Hut, einem seidenen Tuch oder auch in Geld. Mit dem Einbruch der Nacht erreichte der Tanz im Freien sein Ende, und der Zug verließ in derselben Ordnung wie vorher den Schloßhof. Es folgte nun eine Mahlzeit, an der alle bei der Gutsverwaltung Bediensteten teilnahmen. Abends war dann in dem Hallenburger Wirtshaus, in unmittelbarer Nähe des Hofes, ein Tanz für das Gesinde und die Tagelöhner, während die Aufseher und das übrige Personal mit Musik in ein anderes, innerhalb der Stadt gelegenes Wirtshaus zogen, wo die Tanzbelustigung bis über die Mitternachtsstunde fortdauerte.

Gießen. O. Ausfeld.

Gelnhaarer Sagen.

Nach Aufzeichnungen des Pfarrers Karl Erdmann mitgeteilt
von Dr. Karl Esselborn.

Karl August Heinrich Erdmann, dessen Aufzeichnungen die im folgenden mitgeteilten Sagen entnommen sind, war ein eifriger Forscher auf dem Gebiet der hessischen Ortsgeschichte. Von seinen Arbeiten auf diesem Gebiete sind zwar nur wenige erhalten, aber in einigen grundlegenden Werken zur Geschichte hessischer Orte wird er von den Verfassern als Förderer ihrer Arbeiten genannt. Deshalb sei an dieser Stelle einiges über das Leben dieses Mannes nach den Personalakten des Großh. Oberkonsistoriums mitgeteilt.

Erdmann erblickte am 22. August 1804 zu Okarben als Sohn des Pfarrers Christian Erdmann (geb. 14. Oktober 1774, gest. 4. November 1836) das Licht der Welt. Seine Jugend verlebte er in Okarben und in Bingenheim, wohin sein Vater später versetzt wurde. Zuerst von seinem Vater unterrichtet, kam er im Jahre 1820 in das Gießener Gymnasium. Am 15. März 1822 erhielt er von dem Großh. Ministerium des Innern und der Justiz den erbetenen Dispens vom Besuche des Gymnasiums und die Erlaubnis, die Landesuniversität zu beziehen. Darauf studierte er bis zum Sommersemester 1825 Theologie, erkrankte aber in den Herbstferien an Nervenfieber und Gehirnentzündung, wurde infolge davon schwermütig und mußte drei Jahre das Studium aussetzen. Dann wurde er Lehrer in Neckarsteinach und in Bingenheim und kehrte im Jahre 1835 nach Gießen zurück, um sein Studium wieder aufzunehmen. Als sein Vater, der noch am 26. März 1833 nach Felda versetzt worden war, am 4. November 1836 das Zeitliche gesegnet hatte, wurde der Sohn Lehrer an der Mädchenschule in Gießen und bestand nach einer abermals durch Krankheit veranlaßten Unterbrechung im Sommer 1838 die Fakultätsprüfung mit der Note im ganzen gut. Die lange Zeit seiner Vorbereitung war ein steter Kampf

mit Not und Krankheit gewesen: Um die Schulden zu tilgen, die er trotz des eingezogensten Lebens, da ihm sein Vater bei geringer Besoldung und zahlreicher Familie nichts geben konnte, zu machen genötigt war, war er gezwungen gewesen, Hauslehrerstellen anzunehmen, die seine hauptsächlichste Zeit in Anspruch nahmen. Nachdem er im Dezember 1839 die Definitorialprüfung bestanden hatte, wurde er Vikar in Gladenbach, dann Pfarrverweser in Hartenrod und am 7. September 1841 Pfarrer in Gelnhaar, dem ärmsten Ort der Provinz Oberhessen. Ein Visitationsbericht des Superintendenten Simon vom 20. Mai 1853 urteilt über ihn folgendermaßen: „Ist in Hinsicht auf wissenschaftliche Bildung gut qualifiziert. Seine Predigten sind nach Inhalt, Form und Vortrag im allgemeinen zu loben und finden bei seinen Zuhörern Beifall. In Erfüllung seiner sämtlichen Amtsobliegenheiten beweist er sich treu, eifrig, geschickt. Er ist auch einer der ärmsten oberhessischen Geistlichen und hat im buchstäblichen Sinn des Wortes mit der Armut der Gemeinde, wie mit der Armut im eigenen Haus zu kämpfen." Bald nach dieser Visitation, am 29. August 1853, wurde Erdmann von Gelnhaar nach Langenhain versetzt. Seit dem Jahr 1861 war er durch Krankheit gezwungen, einen Vikar zu nehmen. Er starb am 17. Januar 1870.

Die Aufzeichnung der Gelnhaarer Sagen fanden sich in der Bibliothek des Buchdruckers Friedrich Cloos in Nidda, (geb. zu Oberwiddersheim am 10. April 1807, gest. am 30. November 1894), der im Jahre 1843 „Das Kreisblatt. Eine Wochenschrift für Öffentlichkeit und Gemeinwohl zunächst im Kreis Nidda" gegründet hatte, das noch jetzt als „Niddaer Anzeiger" erscheint. Durch drei beiliegende Briefe, zwei vom März 1850 und einen vom Januar 1851, werden die Aufzeichnungen einigermaßen datiert.

Auch über Erdmanns ortsgeschichtliche Studien geben diese Briefe einigen Aufschluß. In den beiden Briefen vom 13. und 28. März 1850 ist die Rede von einem Aufsatz über „Heilnstein" und von „Beiträgen zur Geschichte alter Dorfstätten im Regierungsbezirk Nidda". Am interessantesten ist der Brief vom 20. Januar 1851, worin es heißt: „Die von mir verfaßte Abhandlung über ausgegangene Orte hiesiger Gegend, welche Sie in Ihre Blätter aufzunehmen wünschen, hat nunmehr eine größere Ausdehnung gewonnen, und ist in mehrere zerfallen, von welchen jede ein besonderes, für sich bestehendes Werkchen bilden soll. Das erste dieser Werkchen führt den Titel: „Vier ausgegangene Dörfer im Stolbergischen: Steinbach, Heilnstein, Horzhain und Schönberg. Ein Beitrag zur Ortsgeschichte in Hessen." Dasselbe dürfte von ziemlich bedeutendem Interesse in historisch-topographischer Hinsicht sein und in manche Partien Licht werfen, die bisher noch dunkel waren. Namentlich ist aber in dieser Abhandlung nach meinem Ermessen der Geschichte der Entstehung Hirzenhains ein wesentlicher Dienst geleistet."

„Bei einem großen Vorrate von mir gesammelter Notizen hinsichtlich der Ortsgeschichte der hiesigen Gegend wird noch manches Werkchen, namentlich über ausgegangene Orte, entstehen, und ich sehe ein, daß, wenn das auch nur „Geschichte im kleinen schreiben" genannt werden muß, doch die einzelnen Abhandlungen zu umfangreich sind und werden, um zu dem von Ihren Blättern gebotenen Raum zu passen. So hat die oben bezeichnete Abhandlung, die jetzt die letzte Feile erhalten hat, und in welcher ich sehr genau sichtend zu Werke gegangen bin, einen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umfang von 7 Bogen. Dieselbe müßte also als ein für sich bestehendes Werkchen erscheinen, dem nach einiger Zeit ein anderes oder andere folgen könnten, wenn auch nicht gerade als Fortsetzungen des ersteren."

„Ihre in Ihrem letzten Schreiben gemachte Offerte hinsichtlich einer von mir abzufassenden Geschichte des hiesigen Ortes kann ich, obgleich ich zu einer solchen schon vieles Material besitze, vorläufig doch noch nicht annehmen, zunächst, weil ich zu einer kompletten Ortsgeschichte Gelnhaars immer doch noch mehr Material sammeln müßte, sodann, weil mir hierorts jetzt noch die Benutzung mancher historischer pp. Werke abgeht, die bei Abfassung einer gründlichen Arbeit der beregten Art, namentlich hinsichtlich eines Ortes, der, wie der hiesige, ziemlich alt ist, nicht wohl entbehrt werden kann, und endlich, weil Sie doch auch wahrscheinlich die neueste Zeit nicht ausgeschlossen wissen möchten, über die aber nicht viel Tröstliches — in sehr bedeutsamen Rücksichten — sich sagen läßt. Und in dieser letzteren Beziehung verbietet denn meine Stellung, mit historischer Treue Tatsachen der Öffentlichkeit zu übergeben, deren traurige Wirkungen dadurch doch nicht beseitigt werden, daß sie noch bekannter werden, als sie schon sind. Doch — die ältere Geschichte des Ortes, wenn meine Zusammenstellungen sich einmal mir selbst befriedigender ausgewiesen haben werden, kann ich Ihnen wohl mit der Zeit, vielleicht schon bald, überlassen."

Ein Auszug aus dem erwähnten Werke „Vier ausgegangene Dörfer usw." erschien im Jahre 1856 im dritten Hefte des 8. Bandes des Archivs für hessische Geschichte und Altertumskunde (S. 450—503) als „Miscellen als Beiträge zur Ortsgeschichte". An die Geschichte des Ortes Gelnhaar scheint Erdmann dagegen nicht gekommen zu sein; vielleicht war seine Übersiedelung nach Langenhain daran schuld. Noch zwei Aufsätze Erdmanns befinden sich in den Schriften des Historischen Vereins: einer über Bingenheim in den „Periodischen Blättern der Geschichts- und Altertumsvereine" (1853 II, S. 21—30) und ein weiterer „Einige Notizen über das alte Kirchspiel Wingershausen" im 9. Band des Archivs für hessische Geschichte (1. Heft, 1859, S. 183—191).

Eine gewisse Bedeutung kommt den Erdmannschen Aufzeichnungen auch schon darum zu, weil sie früher als Johann Wilhelm Wolfs Hessische Sagen sind, die im Jahre 1853 in Göttingen erschienen. In dieser Sagensammlung wird übrigens eine Gelnhaarer Sage „Die Heeg" (S. 149 f. 214) mitgeteilt, die von Erdmann herrührt. Sie fehlt in den handschriftlichen Aufzeichnungen.

Noch zwei andre Gelnhaarer Sagen, die in den Aufzeichnungen fehlen, sind in der Wolfschen Sammlung enthalten: „Der Schönberg bei Gelnhaar" (Nr. 38, S. 27) und „Die Baumkletten" (Nr. 184, S. 119), beide nach mündlicher Überlieferung erzählt. Nur bei der ersten wird ein Gewährsmann, nämlich Ph. Dieffenbach (vgl. Archiv für hessische Geschichte, Bd. 5, XIII. Abh., S. 4), bei der zweiten aber keiner genannt. Die Baumkletten sind eine Variation der unten unter 2 mitgeteilten Sage, wo anstelle des „Topfs mit Baumkletten" (Maikäfern) ein Tröglein mit goldenen Blättern getreten ist. Dieselbe Sage ist unter dem Titel „Das Geldloch bei Usenborn" auch von Theodor Bindewald in seiner „Neuen Sammlung von Volks-Sagen aus dem Vogelsberg und seiner nächsten Umgebung. Dem Volksmunde nacherzählt" (Archiv für hessische Geschichte Bd. 12, 2. Heft, 1869, S. 301 f.) enthalten. Da Bindewald die Personen, die ihm die Sagen mitgeteilt, nicht namhaft

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

macht, so könnte diese Sage vielleicht auch auf Erdmann zurückzuführen sein, der manchem Forscher behilflich war, wie dem bereits genannten Philipp Dieffenbach, der von ihm sagt, daß „er sich für Geschichte und Altertum der Gegend (von Gelnhaar) sehr interessiere und ihm bereitwillig über mehreres Auskunft gegeben habe" (vgl. Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde, 5. Bd., 2. Heft, 1847, XIII. Abh., S. 4, 6). Auch der bewährte Forscher Georg Wilhelm Justin Wagner nennt ihn an mehreren Stellen seiner „Wüstungen im Großherzogtum Hessen" (Provinz Oberhessen, 1854, S. 246, 265, 276, 280) als Gewährsmann.

Fünf der Sagen hat Erdmann doppelt aufgezeichnet. Nur bei Nr. 5 findet sich ein kleiner Unterschied zwischen beiden Fassungen, der anmerkungsweise mitgeteilt ist. Die übrigen Anmerkungen rühren von Erdmann her.

1.

Im Geldloch[1]) liegt vieles Geld vergraben. Einst wollten die Bewohner von Gelnhaar diesen Schatz heben. Während sie nach demselben gruben und hackten, gesellte sich der Teufel zu ihnen, machte ihnen, um sie zu ängstigen, allerhand Höllenschnack vor und zauberte namentlich neben die entstandene Öffnung einen Galgen. Aber keiner der Schatzgräber ließ sich dadurch irre machen, keiner sprach ein Wort, damit ihnen der gehoffte Fund nicht entgehen möchte. Nach langer eifriger und schwerer Arbeit kommen sie auf einen Kessel, der eine Henke hatte und mit dem Schatze schwer gefüllt war. Einer der Schatzgräber, der eine rote Weste anhatte, hob mit seiner Schaufel an der Henke aus Leibeskräften und brachte so den Kessel über die Erde. Da sagte der Teufel, sich beeilend, er wolle sich einen greifen, und zwar den mit der roten Weste, den wolle er an den Galgen hängen. Und dabei griff er wirklich nach demselben. Dieser aber tat einen lauten Schrei, worauf der Kessel sogleich klirrend versank und der Teufel hohnlachend verschwand. Nur die Henke blieb an der Schaufel hängen.

Vorstehende Sage geht nun auch von einer andern Stelle in der Isenburg-Gelnhaarer Gemarkung, näher nach Usenborn zu auf der „Struth", an der sogenannten „Hohen Linde", wohin allein, nicht ans Geldloch, einige hiesige Ortseinwohner die Sage versetzen. Nur wird noch hinzugefügt: „Die Henke des Kessels befindet sich noch in Usenborn."

2.

An dem Geldloche weidete einst ein gelnhaarer Knabe seines Vaters Vieh. Da sah er an dieser Stelle ein goldenes Tröglein stehen, bis obenhin mit goldnen Blättlein gefüllt, deren ebenfalls goldne Stiele alle aufwärts standen. Da fürchtete sich der Knabe sehr, ließ sein Vieh im Stiche und lief, was er laufen konnte, nach Hause. Er erzählte seinem Vater, was er gesehen. Da ging dieser mit ihm nach dem Geldloche, das Tröglein zu holen. Das war aber verschwunden.

[1]) Das Geldloch ist eine vertiefte Stelle (in der Isenburg-Gelnhaarer Gemarkung) zwischen dem jetzt bewaldeten (Bergabhang) „Deutschherrnhaag" und dem Vereinigungspunkte des alten Triebs und des (von Gelnhaar nach Usenborn führenden) „Kirchweges" unterhalb der Stelle, wo man es am Kirschenwäldchen nennt, und oberhalb des „alten Kirchhofs" (und der Wiesen, der „Ahl" genannt), fünf Minuten von Gelnhaar nach Usenborn zu, welche Stelle früher eine Silbergrube gewesen sein soll, die sich aber nicht rentiert habe und deshalb eingegangen sei.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3.

Der Name Gelnhaar ist aus Goldenhaar entstanden. — In einem Hause auf der hanauischen Seite [1]) haben vor alter Zeit drei Schwestern gewohnt, welche goldgelbe Haare hatten, und nach ihnen ist der Ort Goldenhaar genannt worden.

4.

Zwischen Elf und Zwölf [2]) hat man vor Alters oft ein Kind sitzen sehen, welches weinte. Fragte man dasselbe, warum es weinte, so antwortete es: „Ich warte auf meinen Vater, kommt er nicht um Elf, so kommt er doch um Zwölf." Betrachtete man dieses Kind genauer, so fand man, daß es Klauen an den Füßen hatte, darum sein Vater war der Teufel. Von jener Antwort heißt die Stelle zwischen Elf und Zwölf.

5.

Zwischen Elf und Zwölf hat vor Alters eine Frau ihr Kind umgebracht [3]), welches sich daselbst oft in der Stunde zwischen elf und zwölf Uhr hat sehen lassen, und daher kommt der Name.

6. [4])

Im Eichen (Eychen) [5]) hörten vor Zeiten Leute, welche in der Nacht vorübergingen, in der Luft mit starkem Geräusche Nießen. Das hörte auch einst ein Mann, der in der Nacht da vorüberging, und erschrak darüber außerordentlich. Das Nießen wiederholte sich aber, und da faßte er sich ein Herz und sagte, vielleicht auch aus Angst, „Gott helf!". Und siehe da, eine Stimme sprach: „Auf dieses Wort habe ich schon tausend Jahre gewartet, du hast mich gerettet. Hier sollte ich so lange wandern [6]), bis mir jemand „Gott helf!" zurufen würde. Gott sei gedankt, nun komme auch ich zur Ruhe!"

7.

Gelnhaar ist im großen Kriege [7]) ganz verlassen [8]) worden. Als da die

---

[1]) Soll an der Stelle gestanden haben, wo jetzt das Haus des Georg Weitzel steht.

[2]) Kleines (viereckiges) Wäldchen zwischen dem in Gelnhaarer Gemarkung befindlichen Wäldchen **Bettenhecken** und dem in Usenborner Gemarkung befindlichen Sool-(Suhl-)Wäldchen, dem Betten gegenüber, unweit des Waldes Schießenburg und mit demselben auf einem Gebirgszuge gelegen. (Vgl. auch Archiv für Hessische Geschichte 5, Abh. XIII, S. 5.)

[3]) Die andere Fassung hat folgende Lesart: ... umgebracht. Die hat sich darauf an dieser Stelle oft zwischen ....

[4]) Wird auch, etwas verändert, von anderen Orten erzählt.

[5]) Wiesenflur zwischen Gelnhaar und Wenings.

[6]) Umgehen, in der Wetterau und hiesiger Gegend: wahnern, wannern.

[7]) Nach einer im Saal- und Kompetenzbuch der Pfarr und Schule zu Lißberg enthaltenen, Gelnhaar betreffenden Aufzeichnung, in welcher es unter anderm heißt: „weilen das Dorf — nämlich Gelnhaar — in damaligen Kriegszeiten ganz ausgestorben und kein einziger Mensch da wohnhaft gewesen in langen Jahren", scheint der dreißigjährige Krieg gemeint zu sein, und dieser Krieg ist denn auch wohl in der Sage unter dem „großen" gemeint.

[8]) Einige sagen „zerstört, ausgestorben".

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bewohner flüchten mußten, versenkten sie ihre wertvollsten Sachen in einen Brunnen [1]) und warfen ihn daraufhin zu. Es liegen in demselben gewiß große Schätze verborgen. (Man hat schon nach dem Brunnen gesucht, denselben aber nicht gefunden.)

8.

Nach dem großen Kriege kamen zwei Fremde, ein Mann und eine Frau, zu Pferd in den zerstörten Ort [2]). Da sahen sie noch ein Haus stehen [3]) und hinter einem Fenster einer Stube desselben einen Mann in sitzender Stellung. Sie gingen darauf in das Haus und öffneten die Stubentür; da zerfiel der Mann auf dem Stuhle in Staub. Der fremde Mann erschrak darüber so sehr, daß er krank wurde und starb. Die fremde Frau blieb aber im Ort wohnen.

9.

Als nach dem großen Kriege wieder Leute in den Ort kamen, waren aus den Fenstern des Köhlerschen Hauses Hollunderhecken und aus der Küche desselben eine Aspe [4]) durch das Dach desselben herausgewachsen.

10.

Sage 8 wird auch anders erzählt:

Die Bewohner des Ortes sind im großen Kriege größtenteils an der Pest gestorben, die übrig gebliebenen haben sich aus demselben geflüchtet. Nach der Pest kamen ein Mann und eine Frau zu Pferd in den Ort. Da glaubten sie in einem Hause [5]) hinter einem Fenster einen Mann stehen zu sehen; als sie aber näher traten, sahen sie, daß es nur ein an dem Fenster hängender Hut sei. Da sah der Mann die Pest, die in einem blauen Dunst bestand, und fürchtete, er werde von der Seuche befallen werden und sterben müssen. Er eilte deshalb eiligst davon und blieb gerettet. Die Frau ließ sich aber im Orte nieder.

11.

Als die Leute nach dem großen Kriege wieder in den Ort zurückkehrten, fanden sie den Dorfbrunnen [6]) ganz im Gebüsch versteckt, welches während der Verödung des Ortes gewachsen war.

12.

Der Frankenschlag [7]) war vor Alters Wald und ist im großen Kriege von den Franzosen zerstört worden, daher sein Name.

13.

Auf dem Junkergarten [8]) hat vor Alters ein Junkerhaus [9]) gestanden. Nachdem dasselbe verfallen war, ist noch lange Zeit Gemäuer von demselben gesehen worden. Ist man bei Nacht an dieses Gemäuer gegangen, so hat man auf demselben ein Kind schreien hören.

---

1) Soll auf der Wiesengewann am Dorf, Isenburger Seite, „auf der Wiese" genannt, gewesen sein.

2) Gelnhaar.

3) Soll das noch stehende sehr alte sogenannte Köhlersche Haus gewesen sein.

4) Nach andern eine Esche.

5) Soll das Köhlersche sein.

6) Mitten im Orte auf der Isenburger Seite.

7) Eine Flur in Hanau-Gelnhaarer Gemarkung zwischen Gelnhaar und Bindsachsen.

8) Wiesenplatz im Orte, Isenburger Seite. Der Junkergarten gehört zu dem in Isenburg-Gelnhaarer Gemarkung gehörigen Junkern-Bobenhäuser Gute.

9) Haus eines Adeligen.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

14.

Gelnhaar hat früher bis an die kleinen Hecken[1]) gereicht. Ein Überbleibsel war der Stumpf eines kleinen Hauses, welches noch bis ins vorige Jahrhundert gestanden hat. Vor Zeiten war nun im hiesigen Orte eine närrische Weibsperson Amelihn (Amalia). Die war einmal abends in einer Gesellschaft von Burschen und Mädchen, in welcher aufs Fürchten bei Nacht die Rede kam, und sagte, sie habe bei Nacht gar keine Furcht. Da sagten die andern zu ihr: „Amelihn, wenn du jetzt in das Haus in den kleinen Hecken geht und aus demselben eine Ofenkachel holst, so bezahlen wir dir etwas." Amelihn habe sich das nicht lange heißen lassen und sei hingegangen. Als sie dort angekommen, hörte sie daselbst mehrere Menschen flüstern und sprechen; sie spannte genau auf und bemerkte, daß mehrere Kerls einige menschliche Leichname in den Keller des Hauses trugen. Als sie nach Hause gekommen, erzählte sie das, und als man des andern Morgens im Keller des Hauses nachsah, fand man wirklich die Leichname vor.

15.

Auf dem Jungfernberge[2]) sind früher oft fremde Jungfrauen erschienen, die niemand kannte, und daher hat dieser Berg seinen Namen.

Thüringer Aberglaube um 1600.

Bei dem Thüringer, in Kammerforst (Prov. Sachsen) gebornen und wirkenden Pfarrer Johannes Bertesius, dem Verfasser mehrerer dichterisch hochstehender und für die Mundartenforschung durch Dialekteinlagen[3]) äußerst wichtiger Schuldramen findet sich eine Stelle, die für die Geschichte des Aberglaubens nicht ohne Interesse ist. Es handelt sich, soweit ich urteilen kann, nicht nur um landläufige abergläubische Anschauungen: vieles ließ sich aus Wuttkes Volksaberglauben der Gegenwart belegen, wie die Anmerkungen zeigen; zu manchem aber fehlen mir Parallelen, die vielleicht einem Kundigeren beizubringen ein Leichtes ist. Dazu möge der Abdruck der Verse anregen. Am Wortlaut ist nichts geändert, nur die Interpunktion rührt von mir her, zur Erleichterung des Verständnisses, und mit Rücksicht auf die beigefügten Hinweise auf Wuttke hab ich die Zeilen durchgezählt.

Die Stelle findet sich in der 5. Szene des 3. Aktes des 1606 in 2. vermehrter Ausgabe erschienenen „Regulus", der Dramatisierung der im Ev. Joh. Kap. 4 erzählten Heilung des Sohnes des Königischen. Als der Knabe am Fieber zu Tode erkrankt ist und ärztliche Hilfe — auch die berühmter Kapazitäten wie des königlichen Leibarztes — fruchtlos bleibt, läßt Gamala, die Mutter des Knaben, der Einflüsterung einer Magd folgend, ganz wie es heute auch geschieht, eine weise Frau, die Zauberin Cyrce, holen. Bereitwillig leistet diese dem Rufe Folge, und es entspinnt sich nun zwischen ihr und Gamala folgendes Gespräch:

---

[1]) Weide, eine Viertelstunde vom Orte, Isenburg-Gelnhaarer Gemarkung.

[2]) Berg zwischen Gelnhaar und Bindsachsen, teils in Hanau-Gelnhaarer, teils in Bindsachser Gemarkung gelegen.

[3]) Über diese vgl. jetzt Paul Sparmberg, Die mundartlichen Szenen in den Dramen des Johannes Bertesius. Zeitschr. f. deutsche Phil. 44, 393—430.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

[Fij v] Gamala: Ich habe drin ein Krandes Kind;
Wüst ihr nicht, was fürs Kalte dient?
Cyrce: Ich habe bey mir allerley,
Würtz, Kräuter, Segen, Specerey,
Damit ich kan vertreiben bald
Das Falbel, Elben vnd das Kalt.
Es kömpt mir keine Seiche für,
Ich kans (so ich krieg mein gebühr)
Im hui vertreiben, wenn ich mach
Drey Creutz vnd sonst noch ander sach.
Auch fand ich newlich in eim Buch
So gar eim (!) wunderschönen Spruch:
Abacadabra (!) heißt derselb.
Der dient fürs Kalt vnd für die Elb.
Seht da — nehmt hin vnd merckets ebn:
Solts ewerm Kind zu essen gebn /
[Fiij r] Ein Buchstab auff einmal allein,
Auff alle tag, biß alle seyn.
Darnach die Buchstaben an dem Namen
Zugleich auff ein mahl alle samen.
Gam.: Das wer gar ein geringe buß.
Cyrce: Noch eines ich euch sagen muß:
Wenn ihrs wolt lassen bey euch bleibn:
In dieses Creutze ließ ich schreibn
Gar einen wunderlichen Segn
Fürs Kalt; den last nicht vnterwegn.
Der heißt: Hax, pax, max, intimax,
Für Gabel Stiche (!), Spies vnd Ax
Für Schuß, beruffung vnd für Gifft
Gar gut, gewiß allzeit eintrifft.
Daß müst ihr ewerm Söhnelein
An die bloße Haut anhengen sein;
Als denn in (! l. jm) gleich (das werd jhr sehn)
Zusehns das kalte wird vergehn
Gam.: Ja wenns auch alles were war!
Cyrce: Es wird nicht fehlen vmb ein Haar.
Mein tewren Eydt, fürwar wenn ich
Es böse mein, so fahrs in mich!
Ich habe nechst für wenig tagn
Ein (!) Mann die Augen ausgeschlagn,
[Fiij v] Der hatte heimlich was gestolln.
Das offenbart ich vnuerholn
Mit dieser Wurtzel vnd Christalln,
Darzu nam ich auch Fisches Galln.
Kan sonst auch vff ein ander weis
Die Flöh vertreiben vnd die Leuß
Mit dieser Pörsten, vnnd jhm (! l. im) nu
Sie einem andern bannen zu,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn ichs mit guten (!) feiste schmier
Vnd sprech ein Wort, drey oder vier.
Ich kan auch Tauben setzen an;
Das hat von mir gelernt manch Mann.
Ein Mann mus aber diese Kunst
Kein andern lehren, sonst ists vmbsunst.
Auff einen Freytag muß geschehn,
Eh dann die Sonne auff thut gehn.
Da muß ich dieß zwo Wurtzeln grabn,
Die dann also jhr Tugend habn,
Wenn ich sie zieh von vnden aus,
So kommen Tauben gnug ans Hauß.
Gar bald ich das hab ausgericht.

zu V. 13: Wuttke § 244, 246. zu V. 34: § 227 u. Register s. v. Fieber. zu V. 40: § 354 (S. 246 oben). zu V. 44: Fisches Galle? zu V. 46 f Flöhe s. Wuttke Reg.; Bürste? zu V. 49: feist = Fett. zu V. 51 ff.: Tauben ansetzen? zu V. 52 f.: Wuttke § 205. zu V. 55: § 71. zu V. 56: Wuttke Reg. s. v. Sonnenaufgang. Grimm Myth.⁴ S. 1000.

Merseburg. Paul Sparmberg.

Zum Ackermann aus Böhmen.

Der Aufsatz von H. Hepding (oben S. 161 ff.) gibt mir Anlaß, auf eine schon mehrfach besprochene literarische Stelle des ausgehenden Mittelalters zurück zu kommen. In dem wahrscheinlich kurz nach 1399 geschriebenen Ackermann aus Böhmen[1]) führt sich im Anfang des dritten Kapitels der Verfasser nach Knieschek's Text mit den Worten ein: Ich bins genant ein ackerman, von vogelwait ist mein pflug, ich wone in Beheimer lande. Da es im Mittelalter durchaus geläufig ist, irgendwelche Erwerbstätigkeit mit einem vom Ackerbau hergenommenen Bilde zu bezeichnen[2]), so hat man die Worte von jeher mit Recht bildlich aufgefaßt; Zarncke übersetzt „ich bin Vogelsteller", Martin in der Anmerkung zur Stelle bei Knieschek S. 59 erklärt: „Mein Erwerb kommt von der Vogelweide, d. h. von der Feder"[3]), ähnlich „ich lebe von der

[1]) Herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück Tkadleček verglichen von Joh. Knieschek, Prag 1877 (Bibliothek der mhd. Literatur in Böhmen II).

[2]) Belege bei Benecke-Müller-Zarncke II, 513; Grimm, Wb. VII, 1776 ff. Für die Anwendung des Bildes vom Pflug auf die Feder des Berufsschreibers ist besonders noch zu vergleichen, Liliencron, Volkslieder 1883, 142 (von 1493):

dass du mir gebst materi gnug
zu eren dich in feders pflug

und Butschky, Pathmos, enthaltend sonderbare Reden und Betrachtungen (Leipzig 1677), S. 33: mancher argwitzige Kopf nähret sich dergestalt von seinem Feder-Pfluge, daß er ganze Berge Goldes und Silbers zusammen schreibet.

[3]) Es ist dies wichtig für die Feststellung des Berufes des Verfassers, der vielleicht rector und notarius in Saaz war (vgl. Knieschek S. 81).

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Feder" im Kommentar zu Wolframs Parzival 544, 15, wo er wieder auf die Stelle verweist, die er hier mit dem Wortlaut von vogelwate ist mein pflug ansetzt, d. h. mein Pflug ist aus dem Gewand des Vogels, d. h. eine Feder. Daß dies die richtige Lesart ist, kann nach der Überlieferung nicht zweifelhaft sein; denn es ist die Fassung der sorgfältigen Hs. A, der Hauptvertreterin der besten Handschriftengruppe. Die Hs. B gehört zwar zu derselben Gruppe, rührt aber von einem gedankenlosen Schreiber her (Knieschek S. 75), der die ursprüngliche Lesart nicht mehr verstand und deshalb statt von vogelwât die ganz sinnlosen Worte von gewalt schrieb. Die Überlieferungsgruppen C und D mit ihren starken Änderungen fallen gegen A nicht ins Gewicht; ihre Lesart vogelwait ist gewiß nur ein Versuch, einen ihnen unverständlichen Ausdruck zu bessern. Es ist schwer verständlich, warum Knieschek, der den Wert der Handschriften im übrigen doch richtig erkennt, hier nicht die gute Lesart von A eingesetzt hat.

Wenn an Wortlaut und Bedeutung der Stelle nach dem Ausgeführten nun überhaupt noch ein Zweifel bestehen könnte, so würde er behoben durch den oben S. 163 Anm. 3 besprochenen, aus verschiedenen Gegenden bekannten Schreiberspruch, der gewiß um ein gutes älter ist als der zufällig als ältester erhaltene Beleg von 1694.

Martin hat im Parzivalkommentar die Vermutung ausgesprochen, die Stelle im Ackermann sei eine Nachahmung von Parz. 544, 15. Kann diese Annahme schon im Hinblick auf den ganz allgemeinen mhd. Sprachgebrauch als unnötig erklärt werden, so zeigt jener Schreiberspruch wohl noch deutlicher, daß im Ackermann nur die Verwendung eines volkstümlichen Bildes vorliegt.

Gießen. Karl Helm.

Das Schaab.

In fast ganz Rheinhessen ist auch in evangelischen Gemeinden das Sterbegeläute beim Eintritt eines Todesfalls gebräuchlich, „damit die überlebenden ihres eigenen Todes eingedenk seien", wie es im Jugenheimer Kircheninventar von 1764 heißt. Es ist die Fortführung einer katholischen Sitte, deren Bedeutung bei Rietschel, Liturgik II, 307 beschrieben ist. Ich habe den Brauch in meinem Aufsatz „Zur Volkskunde Rheinhessens" in Hess. Bl. für Volkskunde X, S. 109 erwähnt und dabei auch die in mehreren rheinhessischen Gemeinden, Jugenheim, Engelstadt, Appenheim [1]), namentlich bei älteren Leuten dafür übliche Bezeichnung „aufs Schaab" angeführt, ohne mir aber über die Bedeutung dieses Ausdrucks damals klar gewesen zu sein. Die Erklärung ergibt sich aber mit Sicherheit auf folgendem Weg. Wir besitzen noch heute ein allen germanischen Sprachen gemeinsames Wort (nhd.:) Schaub, der „Strohbund", das im Rheinhessischen, wo altes ou zu â geworden ist (vgl. Aach, Auge; Laab, Laub usw.) in der Form Schaab erscheinen muß. Aufs Schaab läuten heißt also: einem aufs Stroh läuten, für einen läuten, wenn er — als Toter — aufs Stroh gelegt wird.

Die Sitte, die Leiche bald nach Eintritt des Todes auf Stroh zu legen, ist bekannt und war früher jedenfalls ziemlich allgemein; vgl. Wuttke, Volksaberglaube § 729, F. Kondziella, Volkstümliche Sitten und Bräuche im

[1]) Würth, Aus der Geschichte der Gemeinde und Pfarrei Appenheim, S. 51.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mhd. Volksepos, Breslau 1912, S. 133 f. In Rheinhessen kennt man sie heute im allgemeinen nicht mehr; doch ist es bei den Juden noch heutigentags Brauch, die Leichen auf Stroh zu betten; ebenso übrigens in Darmstadt. Herr Generalarzt Dr. Kapesser schreibt mir, daß er dort selbst bei wohlhabenden Juden gesehen habe, wie der oder die Tote nackt und nur mit einem Leintuch bedeckt, auf blankem Kornstroh auf dem Boden gelagert habe, bis die Verwandten nach altem Brauch aus ungehobelten Brettern den plumpen Begräbniskasten zusammengenagelt hatten.

Wir haben aber Zeugnisse, daß früher und vor nicht gar zu langer Zeit die Sitte auch sonst in Rheinhessen geübt wurde. Im Tagebuch eines Jugenheimer Schreiners von 1816 finden wir unter den Rechnungsposten, nachdem unmittelbar zuvor die Totenlade für den Betreffenden notiert ist, die Bemerkung: für N. N. einen Kornbesen, wie er ist gestorben, aufs Schab geben.

Auch bei den Deutschen in Galizien wird der Tote auf das „Schab" gelegt (vgl. Zeitschr. des Vereins f. Volksk. 21, 253), was vielleicht ebenfalls als Zeugnis für früheres Herrschen des Brauches in Rheinhessen verwertet werden darf, da diese Deutschen großenteils vom Rhein stammen.

Wie lange der Brauch bei uns dauerte, läßt sich noch ungefähr bestimmen: 1816 bestand er nach obiger Notiz noch. Ein im Jahre 1834 geborener Mann glaubt noch vom Hörensagen davon zu wissen; zwischen diesen beiden Jahren ist die Sitte also wohl verschwunden. Nur das „aufs Schaab läuten" ist noch ein auf den ersten Blick freilich nicht verständliches Zeugnis für ihre einstige Existenz.

Westhofen. W. Hoffmann.

Zeitgemäße Legenden aus Griechenland.

Große geschichtliche Ereignisse pflegen die Phantasie eines Volkes anzuregen und die alten Sagen zu neuem Leben zu erwecken, sei es auch nur, um den zeitgenössischen Dichtern Stoff zu geben zu allegorischen Vergleichen. Es braucht nur daran erinnert zu werden, wie die Aufrichtung des deutschen Kaiserreiches 1871 als eine Erfüllung der alten Barbarossasage gepriesen wurde.

Auch das griechische Volk hat seine Barbarossalegende; es ist die Sage vom versteinerten König: der letzte byzantinische Kaiser, Konstantinos XI. Paläologos, ist nicht, wie die Feinde glauben, als tapferer Verteidiger seiner Hauptstadt gestorben, als diese in die Hand der Türken fiel, sondern ein Engel des Herrn hat ihn entrafft und in einer tiefen Höhle nahe bei der Chrysoporta, dem goldenen Tor, verborgen. Dort weilt er versteinert und wartet der Stunde, da der Engel wiederkommen wird, ihn zu erwecken. Dann wird er sein Schwert ergreifen und in die Stadt einziehen durch die Chrysoporta und wird in blutiger Schlacht die Türken besiegen und verjagen. — N. G. Politis hat in seinen Μελέται [1]) die Sage ausführlich behandelt und zu ihren Ursprüngen zurückverfolgt; sie ist, wie er berichtet, weit verbreitet und bildet den Ausdruck der fest im Volke wurzelnden Überzeugung, daß man das Erbe der Väter eines

[1]) Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ λαοῦ. παραδόσεις S. 22 Nr. 33 mit den Anmerkungen Bd. II S. 658 ff.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tages wieder erkämpfen und die Sophienkirche dem christlichen Gottesdienst zurückgeben wird. Was zunächst wie eine lächerliche Anmaßung der griechischen Eitelkeit erscheinen könnte, gewinnt einen tieferen Sinn, wenn man sieht, wie der Grieche des heutigen Königreiches sich eins fühlt mit seinen unter fremder Herrschaft lebenden Landsleuten, und wie ihnen allen noch heute Konstantinopel einen Mittelpunkt bedeutet: es ist für sie noch immer ἡ Πόλη, die Stadt schlechtweg. — Daß die jüngsten Kriegsereignisse jene Hoffnungen und Überzeugungen aufs neue belebten, kann nicht Wunder nehmen. In dem rasch wieder beliebt gewordenen Kronprinzen Konstantin sah man, wie auch schon früher (vgl. Hepding, Hess. Bl. f. Volksk VII, 1908, S. 41 Z. 59 ff.), den zukünftigen Nachfolger der Paläologen. Einer jener zahlreichen Bilderbogen, welche die Vorgänge auf dem Kriegstheater mit ihren grellen Farbentönen begleiteten, zeigt den Kronprinzen neben dem letzten byzantinischen Kaiser zu Pferd einhersprengend; im Hintergrund erscheint ihr Ziel, Konstantinopel mit der Hagia Sophia. Seit Konstantin gar König geworden ist, sind die Kriegspoeten, die jetzt in großer Zahl, gute und schlechte, am Werke sind, unerschöpflich in solchen Andeutungen. Da heißt es: Σύ εἰσ' ὁ 'Ελευθερωτής, 'Ο Στρατηλάτης — Λυτρωτής, oder ὁ Κωνσταντῖνος μας τὴν Πόλι μας θὰ πάρῃ. Ein anderer beginnt: 'Εσύ 'σαι, ποῦ προφήτεψαν τόσων αἰώνων θρῦλοι und er endet mit den Worten: Τράβα γιὰ τὴν 'Αγιὰ Σοφιὰ ποῦ Σ'ἔταξε τὸ Γένος.

Daß solche Huldigungen mehr sind, als dichterische Wendungen, ist jedem klar, der Gelegenheit hatte, mit den einfachen Leuten über diese Dinge zu reden; die hohe Politik hat es ja auch für nützlich befunden, diese Überlieferungen zu den ihrigen zu machen, und König Konstantin nennt sich den Zwölften als Nachfolger der byzantinischen Kaiser.

In diesem Zusammenhang mag nun eine Art Volksbuch Interesse haben, das in den letzten Wochen in Athen im Verlag von A. Saravanos ('Οδὸς Εὐριπίδου 6) erschienen ist. Die farbige Umschlagzeichnung zeigt Konstantinos Paläologos in Helm und Purpur, dem jetzigen König die eine Hand auf die Schulter legend und mit der anderen nach der Ferne weisend, wo sich der Umriß der Sophienkirche gegen die blutrot aufgehende Sonne abhebt; Kreuz, Doppeladler und der Wahlspruch ἐν τούτῳ νίκα fehlen natürlich nicht. Der Verfasser der 510 Seiten starken Schrift nennt sich Αἰμίλιος 'Αθηναῖος, der Titel lautet: 'Ο Μαρμαρωμένος Βασιληᾶς, πανεθνικὸν 'Ελληνικὸν μυθιστόρημα. βγαλμένο ἀπὸ τὰ μεγαλα ἰδανικὰ τῆς 'Ελληνικῆς ψυχῆς, καὶ ἐμπνευσμένον ἀπὸ τὰ σύγχρονα πολεμικὰ γεγονότα, zu deutsch: Der versteinerte König, vaterländischer griechischer Roman, entnommen den großen Idealen des griechischen Volkes und inspiriert von den gegenwärtigen Kriegsereignissen. Wie die andern Schriften des gleichen Verlags — meist solche mit historischem Hintergrund, aber auch Kriminalromane, oder die für nächstens angekündigte εὔθυμη χήρα, die lustige Witwe — ist auch diese in einzelnen Bogen oder Halbbogen erschienen, die Tag für Tag von den Zeitungsverkäufern für 5 oder 10 Lepta feilgeboten wurden. Zur Reizung der Kauflust ist die erste Seite dieser Bogen meist mit einem Bild geschmückt, das irgend eine der erzählten Begebenheiten illustriert: daß dann infolge nachträglicher Kürzung der Text zu einigen Bildern fehlt, ist ja weiter nicht schlimm. Die Darstellung, die sich im Hauptteil meist in einem nur etwas zu weitschweifigen Dialog bewegt, ist recht flüssig, die Sprache ziemlich volkstümlich. Zweck des Buches ist Deutung der Überlieferung; wie der Verfasser in der Vorrede sagt, ist er überzeugt, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ἔλαχεν ἐκ Θεοῦ ὁ κλῆρος νὰ δώσῃ ὑπόστασιν καὶ πραγματικότητα εἰς τοὺς θρύλλους, ζωὴν εἰς τὰς παραδόσεις.

Hauptquelle für die Volksüberlieferung war dem Verfasser, wie sich nach einer kurzen Prüfung ergibt, die bereits erwähnte Sammlung von Politis. Der dort S. 688 verzeichneten Geschichte verdankt er wohl auch die Anregung zu der Erzählung, die den größeren Teil seines Buches (bis S. 315) füllt, und die vor allem den Zweck hat, die Wahrheit der Überlieferung vom versteinerten König zu bezeugen. Ihr Inhalt ist folgender:

Ein junger Grieche namens Ἄγγελος Βρανᾶς, Angestellter in einem griechischen Krämerladen in Konstantinopel, verschwindet in der Osternacht des Jahres 1471 auf rätselhafte Weise, um erst in der gleichen Nacht des nächsten Jahres zurückzukehren. Von seinem Herrn befragt, wo er so lang geweilt, gibt er an, nur zwei Stunden in der Kirche gewesen zu sein, um die Osterliturgie mitanzuhören. Die Tür, durch die er die Kirche betreten, ist trotz ihrer vereinten Bemühungen nicht wiederzufinden, es kann aber keine andere Kirche als die Hagia Sophia gewesen sein. Nachdem sich beide überzeugt haben, daß es sich um ein Wunder handelt, gibt Angelos einen Bericht über die Osterliturgie in der Sophienkirche, der hier etwas ausführlicher wiedergegeben sein mag, weil er manche Züge enthält, in denen er von den bei Politis[1]) aufgezeichneten Versionen über die jährliche geheime Osterfeier in der Hagia Sophia abweicht. Angelos beschreibt zunächst das prächtige Innere der Kirche, die goldenen Throne des Patriarchen und des Kaisers. Plötzlich erstrahlt von der schönen Tür her ein überirdisches Licht, der Boden öffnet sich und eine Menge Volks in blutgetränkten Gewändern steigt herauf und füllt die Kirche. Der Patriarch tritt aus der schönen Tür, und alles blickt nun nach der einen Seite, wo ein großer roter Vorhang mit dem in Gold gestickten byzantinischen Doppeladler zu sehen ist. Der Patriarch schreitet darauf zu, betet und ruft: Ἄρατε πύλας! Ἔρχεται ὁ Βασιλεύς! Der Vorhang teilt sich, und dahinter erscheint hoch zu Roß der versteinerte König an der Spitze seines versteinerten Heeres. Durch den Segensspruch des Patriarchen ins Leben zurückgerufen, steigt der König ab und begibt sich auf seinen Thron. Die Liturgie beginnt, die Lichterzeremonie findet statt, und es erschallt das Χρίστος ἀνέστη. Danach frägt der König den Patriarchen, ob die Zeit erfüllt sei, da er wieder aufstehen und die Türken verjagen solle, aber ihm wird zur Antwort, daß sie noch nicht erfüllt ist, daß er noch weiter schlafen und warten und hoffen muß. Dann küßt der König das Evangelium, ebenso alles Volk und mit ihm der Erzähler, der sich dann plötzlich von der Menge gedrängt an der Tür befindet, durch die er wieder ins Freie tritt.

Sein Herr erkennt aus der Erzählung, daß die alte Überlieferung von der geheimen Osterfeier wahr ist, und nun vertraut er ihm auch die Kunde von der Höhle, wo der versteinerte König weilt und die sie am andern Tage aufzusuchen beschließen, um die volle Bestätigung für die Wahrheit ihrer Überlieferungen zu erfahren.

Aber man kommt ihnen zuvor. Ihr Gespräch ist belauscht worden, und die ganze Angelegenheit wird dem Sultan hinterbracht, der einem seiner getreuen Paschas befiehlt, die Höhle aufzusuchen und den versteinerten König samt seinem Heere kurz und klein zu schlagen, um den gefährlichen Hoffnungen der

[1]) S. 25 Nr. 41 und S. 687 f.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Griechen für immer ein Ende zu machen. Durch einen Derwisch, den er um Rat bittet, bekommt der Pascha Kenntnis von einem Büchlein, das jener vor Jahren gefunden, und in dem die Überlieferung vom versteinerten König aufgezeichnet ist[1]). Es gelingt ihm schließlich, in die Höhle einzudringen, wo er sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit der griechischen Erzählung überzeugt. Aber wie er dann dem Sultan und den Leuten, die das steinerne Heer zerschlagen sollen, den Weg zeigen will, ist der Eingang zur Höhle verschwunden, und er büßt mit seinem Kopfe den vermeintlichen Betrug.

Auf den Rat seines Großwesirs läßt der Sultan dann die Chrysoporta, durch die der Kaiser angeblich wieder einreiten soll, sowie die kleine Tür, durch die er in der Osternacht die Sophienkirche betritt, zumauern und besiehlt, die geheime Überlieferung der Griechen, vor der er sich fürchtet, zu sammeln. Durch Anwendung aller möglichen Grausamkeiten werden die Griechen gezwungen, dem Sultan eine Sammlung ihrer geheimen Legenden zu überreichen. Bis auf die Reihenfolge und unbedeutende Varianten gibt hier der Verfasser eine wörtliche Abschrift der von Politis S. 19—27 zusammengestellten Erzählungen mit Ausnahme von Nr. 32 und 33[2]). — Schon hat der Sultan dem Kommandanten seiner Leibwache befohlen, durch jede nur erdenkliche Greueltat unter den Griechen den Glauben an diese Überlieferungen auszurotten, da erscheint ihm der Prophet in Gestalt eines Derwisches, um ihn von der Nutzlosigkeit seines Vorhabens zu überzeugen und ihm zu verkünden, daß es auch eine türkische Überlieferung über die Wiedereinnahme Konstantinopels gebe. Für diese benutzt der Verfasser die bei Politis S. 674 aufgezeichnete Sage, daß der Evangelist Johannes (oder Johannes Paläologos, der Bruder und Vorgänger des letzten Kaisers) als unsichtbarer Greis in der Chrysoporta weile und die Sünden der Griechen aufzeichne. Eines Tages aber werde Konstantinopel von sieben Völkern belagert und eingenommen werden; die Sieger werden unter sich in Kampf geraten, bis jener Johannes aufwachen und dem Blutvergießen Einhalt gebieten werde. Drei Tage lang werde er dann als König über die Völker herrschen, dann werde er verschwinden, aber es werde darnach noch lange Frieden bleiben in Konstantinopel. Die sieben Völker deutet der Verfasser unseres Buches natürlich auf die christlichen Nationen des Abendlandes, die sich zum Schutze ihrer unterdrückten Glaubensgenossen verbünden. Den gegenseitigen Kampf in den Straßen der Stadt malt er schrecklich aus, und am Ende läßt er das kleinste von den sieben Völkern siegen — die Griechen. Sie allein bleiben in der Stadt, und drei Tage lang herrscht der Greis über sie; am Abend des dritten Tages aber wird ein neuer König aus Griechenland nach Konstantinopel kommen, nicht in königlichem Gewande, sondern in einfacher Kriegertracht; dem wird der Greis die Herrschaft abtreten. — Das alles ist, so erzählt der Derwisch, von Gott aufgeschrieben, und

---

[1]) Nämlich wörtlich die Erzählung, wie sie bei Politis Nr. 33 steht, so wörtlich, daß selbst die Zumauerung der Chrysoporta nicht weggelassen ist, die doch im Verlauf der Erzählung erst später erfolgt, nachdem den türkischen Machthabern die Angelegenheit bekannt geworden ist.

[2]) 32 ist eine Parallele zu 31, und 33 ist ja dem Leser schon aus dem Buch des Derwisches bekannt; daß trotzdem gerade 33 in dieser Sammlung nicht hätte fehlen dürfen, hat der Verfasser nicht bedacht.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Sultan kann nichts anderes tun, als das Unglück nach Möglichkeit hinauszögern.

Näheres über den König, der schließlich in Konstantinopel herrschen wird, erfährt dann der Sultan aus einer Schriftrolle, die jener ungerechterweise enthauptete Pascha aus der Höhle des versteinerten Königs mitgebracht hatte, und an die er jetzt erst denkt. Sie enthält die Prophezeiung über den „Armen König" (Pol. S. 667 f.), ὃς ἐνοικεῖ ἐν ὑγρῷ τόπῳ, und dessen Äußeres so beschrieben wird: μέσος τὴν ἡλικίαν, φαλακρός, μικρὸν πολιός, πένης, κεκαρμένος, εἰς ῥάκια ἐνδεδυμένος. Den ὑγρός τόπος läßt der Verfasser natürlich wieder auf das meerumflossene Griechenland deuten, und als ob der Zweck der Prophezeiung noch nicht deutlich genug wäre, bringt er unter dem Text noch eine Anmerkung: es sei bemerkenswert, wie die Beschreibung des künftigen Königs auf Konstantin XII. passe: διότι ὁ νῦν βασιλεὺς τῶν Ἑλλήνων εἶναι μέσης ἡλικίας, φαλακρός, ὀλίγον τι λευκὸς τὴν κώμην, πτωχός, κεκαρμένος καὶ δὲν φέρει ἔκλαμπρον βασιλικὴν στολήν, ἀλλὰ ἁπλῆν σχεδὸν ῥακώδη (!) ἐκ τῆς ἐκστρατείας στολὴν ἀπὸ χακί. Daß diese Prophezeiung von dem König, der aus Griechenland kommen soll, die ganze Tradition von dem versteinerten König, der bei Konstantinopel der Auferstehung harrt, ausschließt, daran hat sich der moderne Legendenkompilator so wenig gestoßen, wie an ähnlichen Schwierigkeiten seine Vorgänger in Altertum und Mittelalter. Das ist ja gerade für solche Literaturerzeugnisse bezeichnend, daß sie die ganze Überlieferung zu deuten sich anheischig machen, unbekümmert um die gröbsten Widersprüche.

Da der Sultan glaubt, daß der künftige König nur ein Paläologos sein kann, so beauftragt er seinen getreuen Leibwächter mit der Vernichtung aller Abkömmlinge dieses Geschlechtes, die in ganz Europa zerstreut leben. Wie der Pascha das versucht, und wie sein Plan durch den jungen Angelos vereitelt wird, das bildet den Inhalt der weiteren, ganz nett und spannend geschriebenen Erzählung, deren Einzelheiten uns hier nicht interessieren. Der in Italien lebende Thomas Paläologos, dem Angelos das Leben gerettet, verspricht ihm die Hand seiner Tochter, wenn es ihm zuvor gelungen sei, die μαρμαρωμένα φουσάτα, das versteinerte Heer, aufzuwecken. Denn, so belehrt ihn Thomas, das steinerne Heer ist nicht jenes, das er in der Osternacht in der Sophienkirche gesehen habe, sondern das unterjochte griechische Volk, das den Schlaf der Knechtschaft schlafe — eine rationalistische Umdeutung, die wiederum die ganze Tradition über den Haufen wirft. Aber Angelos kehrt nicht nach Italien zurück, es gelingt ihm nicht, seine Landsleute aufzurütteln, und in türkische Gefangenschaft gefallen, kommt er der schimpflichen Hinrichtung durch Selbstmord zuvor.

Es folgt nun die sehr ausgeschmückte und von historischen Abschnitten unterbrochene Erzählung von dem Mönche Stephanos, der sich im 18. Jahrhundert für den Zaren Peter III. ausgab und in Montenegro den Kampf gegen die Türken predigte[1]). In der Beichte vor seinem Tod bekennt er sich als großen Sünder, der sich als den Μαρμαρωμένος Βασιληᾶς ausgegeben und so die Hoffnungen des Volkes betrogen habe. Dann verkündet er, daß der Thron von Byzanz für einen Griechen, einen neuen Konstantinos, bestimmt sei und schildert

[1]) Stepan Malyi; vgl. Brückner, Katharina II. (Allgem. Gesch. in Einzeldarstellungen III 10) S. 176; Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands I S. 64.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausführlich das Traumgesicht, in dem ihm diese Weisheit offenbart worden ist. Darin werden wieder die μαρμαρωμένα φουσάτα als das unterdrückte Volk gedeutet und der erwartete König als blond, kahlköpfig und schlicht gekleidet beschrieben. Am Schluß der Vision erklingt von himmlischer Stimme die Verheißung: Κωνσταντῖνος ἔκτισε, Κωνσταντῖνος ἀπώλεσε, Κωνσταντῖνος ἀνακτήσῃ τὸ Βασίλειον τῆς Ἀνατολῆς! Diese Verkündigung, die auch sonst in dem Buche wiederkehrt, ist eine, wohl erst von unserem Verfasser stammende Erweiterung eines Orakelspruches aus den im 18. Jahrh. entstandenen Prophezeiungen des Agathangelos [1]). Der Spruch lautete ursprünglich: Κωνσταντῖνος ἄρχισε καὶ Κωνσταντῖνος ἀπολέσει τὸ βυζαντινὸν τῆς Ἀνατολῆς βασίλειον [2]).

Die letzten 100 Seiten des Buches enthalten eine ziemlich trockene Darstellung der weiteren historischen Ereignisse, namentlich der Vorgänge unter König Otto, der als ein begeisterter Verfechter der μεγάλη ἰδέα geschildert wird, der mit dem einzigen vorhandenen Kriegsschiff nach Konstantinopel fahren will, um die Stadt zu gewinnen und nur dadurch, daß die Maschinen des Schiffes gerade in Reparatur gegeben sind, an der Ausführung seines Planes gehindert wird. Sehr schlecht kommen in diesem Abschnitt die Großmächte weg, die der μεγάλη ἰδέα so wenig freundlich gegenüberstehen, so daß diese schließlich mit der Vertreibung des Königs untergegangen zu sein scheint. — Dann wird von der Geburt Konstantins XII erzählt; hier wird der kretische Hochzeitsspruch, welcher der Braut einen Sohn wünscht, der die Türken vertreiben wird, und den der Verfasser bei Politis S. 670 fand, auf Königin Olga angewendet. Nach weiteren historischen Abschnitten wird von den jüngsten Kriegsereignissen gesprochen, und da heißt es denn, daß der versteinerte König jetzt aufgestanden sei, und daß der πορφυρογέννητος Στρατηλάτης die Prophezeiung zu einem großen Teil schon wahr gemacht habe. — Daß er freilich das, was ihm am Anfang die Hauptsache war, nicht bewiesen hat, scheint der Verfasser selbst gefühlt zu haben, und es ist nur ein sehr kümmerlicher Versuch, sich aus der selbstgeknüpften Schlinge zu ziehen, wenn er zum Schluß frägt: Ὁ Βασιλεὺς Κωνσταντῖνος δὲν εἶναι αὐτὸς οὗτος Κωνσταντῖνος Παλαιολόγος ἀναστηθείς;

Das Buch ist interessant durch die Art, wie ganz nach altem Muster Prophezeiungen, alte Urkunden, Visionen und wunderbare Erlebnisse zur Bekräftigung einer Überlieferung dienen müssen, dann aber auch durch die Verwertung solcher Überlieferungen zur Begründung von politischen Ansprüchen der Gegenwart. Solchen Gedankengängen begegnet man auf griechischer Seite häufig in den augenblicklich so eifrig geführten Erörterungen über die Besitzverteilung auf dem Balkan. Ein Artikel der Νέα Ἡμέρα z. B. (vom 1./14. Mai 1913) über die Stadt Berat, die vielleicht bald einen Teil des neuen Albanien bilden wird, hebt vor allem die antiken und christlichen Überlieferungen hervor, um klar zu machen, daß die Stadt eigentlich an Griechenland fallen müßte. Und die Ansprüche auf Makedonien wurden neulich in einer Zeitung, die offenbar ihren Lesern ziemlich viel zumuten darf (Ἀστήρ vom 23. April / 6. Mai 1913) begründet durch eine ausführlich geschilderte Vision, die einem griechischen Prinzen (der Name wird nicht genannt) zuteil wurde. Im Traum erschien ihm der heilige Georg und verkündete ihm — es liest sich wie das Interview eines Staatsmanns —,

---

[1]) Über ihn vgl. das Λεξικὸν ἐγκυκλοπαιδικὸν von Politis s. v.

[2]) Politis S. 657 f.

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

daß Makedonien griechisch bleiben werde. Von einem gewissen Kreis von Leuten wird das natürlich geglaubt, und wer weiß, ob sich nicht die eine oder andere solcher Legenden so festsetzen wird, daß sie eines Tages kanonische Geltung beansprucht.

So gibt dies für Griechenland bedeutsame und ereignisreiche Jahr auch Gelegenheit, einen Blick in die Vorgänge der Sagenbildung zu tun, der lehrreich ist für jeden, der sich mit Legendenforschung beschäftigt. Und zum Schlusse noch ein drastisches Beispiel dafür, wie sich auch im Zeitalter des Telegraphen über ein ganz klares historisches Ereignis sofort widersprechende Überlieferungen bilden. Die Vorgänge bei der Ermordung des Königs Georg sind bekanntlich einwandfrei klargestellt worden; spricht man aber mit einem Mann aus dem Volk darüber, so versichert der eindringlich, daß der eigentliche Täter nicht der als Mörder festgenommene Grieche, sondern ein Bulgare gewesen sei; sein völliges Verschwinden erklärt man ganz ernsthaft damit, daß das Volk ihn gelyncht und so zerrissen habe, daß kein Stückchen von ihm übrig blieb. Gefühle und alteingewurzelte Vorstellungen, in diesem Falle der Haß gegen die „Verbündeten" und die Überzeugung, daß ein Grieche solcher Tat nicht fähig sei, sind im Bewußtsein der Massen immer viel stärker, als die nüchterne Tatsache.

Herr Professor Politis weist mich freundlichst darauf hin, daß diese Version über die Ermordung des Königs bereits in die Volkspoesie gedrungen ist, siehe z. B. in seinem im vierten Band der Λαογραφία erschienenen Aufsatz 'Επίκαιρα δημοτικὰ ᾄσματα S. 272 Vers 13 ff.; vgl. auch S. 276 Vers 88 f. Die Hoffnungen auf König Konstantin kommen wieder in dem S. 280 angeführten Reim zum Ausdruck.

Athen. Ernst Schmidt.



Bücherschau.

Richard Braungart. Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen. Mit 266 Abbildungen und 1 Tafel. Heidelberg 1912.

Gegenüber der von V. Hehn vertretenen Anschauung, der zufolge die idg. Völker als Nomaden in Europa einwanderten, ist die neuere Wissenschaft auf Grund urverwandter agrarischer Ausdrücke wie griech. ἄροτρον, lat. aratrum, altn. ardr „Pflug" und der durch die prähistorische Forschung schon aus neolithischer Zeit zu Tage gebrachten Reste von Kulturpflanzen zu der Überzeugung gekommen, daß der Ackerbau keiner Epoche der idg. Urgeschichte durchaus fremd gewesen sein kann. Nur darüber gehen die Meinungen auseinander, welche wirtschaftliche Bedeutung dieser Ackerbau in der Urzeit gegenüber der Viehzucht, die ohne Zweifel das Grundgewerbe der Urzeit war, gehabt habe, und wie es zu erklären sei, daß die indisch-iranischen Sprachen an jenen ureuropäischen Ackerbau-

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

termini meistens nicht teilnehmen. Auch über die Frage der idg. Urheimat ist bis jetzt eine Einigung noch nicht erzielt worden.

Die Stellung, welche der Vf. des vorliegenden Buches zu diesen Fragen einnimmt, ist die folgende. Nach ihm wären die Indogermanen schon in der Urzeit ein hochzivilisiertes Ackerbauvolk gewesen, das in Mittel- und Nordeuropa seinen Sitz gehabt und bereits über verschiedenartige Pflugarten, im besonderen den Handgerätepflug und den Keilpflug, verfügt habe. Diese Pflugarten seien nun von den auswandernden Indogermanen in alle von ihnen besetzten Länder, sowohl nach dem Süden Europas wie auch nach Iran und Indien mitgeführt worden, wo sie sich erhalten oder weiter entwickelt hätten.

Um dies zu beweisen, gibt der Vf. in zahlreichen und zum Teil ausgezeichneten Abbildungen eine Zusammenstellung der Pflugtypen, wie sie sich auf idg. Boden in alter oder neuer Zeit nachweisen lassen, und in dieser überaus fleißigen und kenntnisreichen Sammlung liegt ohne Zweifel ein hoher Wert des Buches. Ob, rein technologisch genommen, eine solche Entwicklungsgeschichte der bei den idg. Völkern vorgefundenen Pflüge aus einem oder mehreren nordeuropäischen Urpflügen möglich oder wahrscheinlich ist, das zu beurteilen, muß den engeren Fachgenossen des Vf.s überlassen bleiben. Vieles in diesen Ausführungen scheint mir sehr kühn zu sein. So besitzen wir bei Indern und Iraniern Kunde von alten Pflügen weder durch Funde, noch durch Abbildungen, noch durch Beschreibungen. Gleichwohl werden moderne indische Pflüge (Fig. 235, 236) in direkten historischen Zusammenhang z. B. mit einem in Neuruppin aufbewahrten Hakenpflug, der angeblich (S. 68) aus neolithischer Zeit stammt, gebracht.

Aber mögen sich über das Wahrscheinliche oder Unwahrscheinliche solcher Konstruktionen die Pflugtechniker mit dem Vf. auseinandersetzen. Der Philologe wird leider sagen müssen, daß alles, was in diesem Buche vom Vf. zur Unterstützung seiner Ansichten an historischen und sprachwissenschaftlichen Tatsachen geboten wird, gänzlich unzulänglich ist, ja, daß die Grundanschauungen, auf denen es beruht, vielfach äußerst naiv und ganz ungeklärt sind. Dabei ist die Darstellung des Ganzen durch die häufige Einführung oft fragwürdiger historischer und ethnographischer Exkurse entsetzlich weitschweifig und wenig erquicklich. Ein den Leser vollkommen verwirrender Gebrauch wird z. B. von dem Wort „indogermanisch" gemacht. Bald werden „indogermanisch" und „germanisch einander gleichgesetzt, bald voneinander geschieden („Indogermanische und germanische Pfluggeräte in Transkaukasien" S. 259; vgl. auch S. 66: „nicht slavischen, sondern indogermanischen Ursprungs", als ob die Slaven keine Indogermanen wären). Auf der einen Seite sitzen diese „Urindogermanen" und „Urgermanen" in Mittel- und Nordeuropa, auf der andern waren aber auch die Rätier (S. 90) „Indogermanen" usw. Was S. 3 über die Indogermanen und ihre Kultur gesagt wird, ist stillschweigend aus dem Konversationslexikon von Brockhaus entnommen, in dem ich es selbst vor langen Jahren niedergeschrieben habe. Sehr charakteristisch sind ferner die Versuche, sprachliche Zusammenhänge zwischen den europäischen und asiatischen Indogermanen auf eigne Faust zu erweisen, welche letzteren eben, wie schon bemerkt, an den europäischen Ackerbaugleichungen im allgemeinen nicht teil nehmen. So gibt er ein altindisches Wort für Pflug, hala, undeutbar für den Linguisten, wie der Vf. durch E. Kuhn (S. 330) erfuhr. Gleichwohl zweifelt er „keinen Augenblick", daß es in einem altschwed. ahl und schließlich auch in unserem „Ahle" (Schustergerät)

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wiederkehre (S. 92; vgl. auch S. 153, 255, 329, 447). Für die allgemeinen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Vorstellungen des Vf.s zeuge eine Stelle wie S. 132: „Daß die hochbegabten germanischen Völkerstämme, welche offenbar die größten Ackerbauer aller Zeiten waren (!), in jenen fernen Zeiten in Hinsicht auf Tempelbauten, Sprachdenkmäler, Skulpturen, Dichtkunst usw. anscheinend wenig hinterlassen haben, lag in der Ungunst von Boden und Klima, welche sie zwang, durch verbesserte Ackergeräte und Ackerkultur für sich das Dasein erträglicher zu machen. Das nahm alle ihre Kräfte in Anspruch, und das relativ behagliche Dasein von heute, unter dem rauhen, sonnenarmen Klima Mittel- und Nordeuropas, ist lediglich die Frucht endlosen Fleißes und eines erheblichen, in dieser Richtung verbrauchten Verstandes (!)". So möchte ich mein Urteil dahin zusammenfassen: So, wie das Buch ist, bringt es für die idg. Altertumskunde keine irgendwie gesicherten Ergebnisse. Sollte aber ein historisch und linguistisch gebildeter Gelehrter, etwa aus der Schule R. Meringers in Graz, daran gehn, eine Geschichte des Pflugs bei den idg. Völkern zu schreiben, so würde er in dem vorliegenden Werke reiche Unterstützung in sachlicher Beziehung finden.

Breslau. O. Schrader.

Jakob Pley, De lanae in antiquorum ritibus usu. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten, hrsg. v. R. Wünsch und L. Deubner. Bd. XI. Heft 2. 114 S. Gießen, Töpelmann 1911. 3,60 Mk.

Diese aus der Schule von W. Kroll hervorgegangene, wegen der Reichhaltigkeit des Materials und der besonnenen Verarbeitung dankenswerte Untersuchung beginnt mit einem Kapitel über das Διὸς κῴδιον, auf das etwas näher einzugehen gestattet sei. Pley faßt da zwei Reihen von Bräuchen zusammen, die große Ähnlichkeiten, aber auch nicht zu verkennende und S. 12 mit Recht hervorgehobene Verschiedenheiten aufweisen. Genauer gesagt handelt es sich um drei Gruppen: 1. einen Inkubationsritus im Kult chthonisch-mantischer Götter und Heroen (Amphiaraos, Podaleirios, Kalchas, Faunus, ähnliches auch in jüdischer Mantik), wo die Orakelsuchenden im Fell des geschlachteten Opfertiers auf der Erde liegend das Traumgesicht erwarten. 2. einen Schwur- und Bündnisritus singulärer Art und von lokaler Beschränkung, den Lukian im Toxaris 48 mitteilt: hat bei den Skythen einer Unrecht erlitten und sucht Hilfe, so schlachtet er ein Rind, kocht das Fleisch, breitet die Haut auf der Erde aus und sitzt in der Stellung eines Bittflehenden, die Hände auf dem Rücken wie gefesselt, auf dem Fell nieder. Wer vorübergeht nimmt von dem Fleisch, tritt mit dem rechten Fuß auf das Fell und verspricht Hilfe. Dies ist der festeste Vertrag und Eid. 3. ein Reinigungsritus. Auf dem Fell eines dem Zeus Meilichios und Ktesios geopferten Widders stehen die zu Reinigenden mit dem linken Fuß, daher der Name Διὸς κῴδιον, der nur für diesen kathartischen Ritus bezeugt ist. Man kann ihn also nicht unmittelbar zu den andern Bräuchen stellen. Dieses Διὸς κῴδιον wird bei den Skirophorien gebraucht und bei den eleusinischen Mysterien, wobei ausdrücklich angegeben ist, daß es zu kathartischen Zwecken dient. Soweit die leider spärliche literarische Überlieferung der Lexikographen, die aus Polemons Schrift über das Διὸς κῴδιον schöpfen (auf Prellers Polemon S. 139 ff. hätte verwiesen werden dürfen). Ergänzend tritt die monumentale Überlieferung hinzu, die Pley S. 12 anführt; zu verweisen ist jetzt noch auf Hauser, Röm. Mitteilungen

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

XXV 1910 S. 273 ff. und Svoronos Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1911 S. 42 ff.; Athener National-Museum Text S. 483. Hauser hat klärlich gezeigt, daß das Διὸς κῴδιον unter den Füßen des Herakles liegt, wo es auch hingehört; er sitzt auf dem Löwenfell (vgl. Hessische Blätter 1911 S. 129). Man müßte nun an den Originalen nachprüfen, ob in den andern Mysteriendarstellungen der Myste auf dem Διὸς κῴδιον sitzt, oder ob, wie das bei einigen nachweisbar ist, das Löwenfell gewissermaßen als Interpolation, als Restbestand vom bildlichen Urtypus der Einweihung des Protomysten Herakles übrig geblieben ist. Bestätigt sich das, dann verliert das Sitzen auf dem Fell seine Bedeutung, und dann wird auch die bestechende Erklärung der Verse des homerischen Demeterhymnus 192 ff., die Diels gab, fraglich und man kann darin, daß Baubo ein ἀργύρεον κῶας über das πηκτὸν ἕδος breitet, auf das sich Demeter setzt, nicht mehr das ätiologische Vorbild eines Mysterienbrauchs, die Projektion des Ritus in den Mythus erkennen. Diese Fragen bedürfen der Nachprüfung vor den Monumenten selbst.

Sind nun jene drei Bräuche einheitlich zu erklären? Ich glaube nicht. Der zweite steht zweifellos für sich, ist in sich klar und von Kroll zweifellos richtig gedeutet worden. Durch das gemeinsame Genießen des Fleisches und das Betreten des Felles gehen die Helfer eine Gemeinschaft ein (zu den ethnographischen Parallelen S. 9 Anm. 1 können die Blutbündnisse der Wadschagga, Archiv f. Rel.-Wiss. X 1907 S. 277 ff. hinzugefügt werden); dabei ist noch, da es sich um einen ὅρκος handelt, zu bemerken, daß das Aufsetzen des Fußes auf das über der Erde liegende Fell offenbar äquivalent ist mit dem sonst bei Eiden üblichen Anfassen der Erde. Dieser Kommunionsgedanke läßt sich natürlich nicht auf die kathartischen Mysterienbräuche übertragen (was Pley auch nicht versucht). Das Fell kann da eine doppelte Bedeutung haben: entweder es nimmt die Unreinheit, das ἄγος, μῦσος auf, etwa wie man Krankheit auf Lappen, Tiere, die Erde überträgt, oder es vermittelt die in der Erde wirkenden Segenskräfte dem, der mit nacktem Fuß das auf der Erde liegende Fell berührt. Denn gerade die in diesen Mysterienbräuchen festzustellende Barfüßigkeit spricht dafür, daß ungehindert durch bindende Kleidung ein Kontakt zwischen Mensch und Fell hergestellt werden soll, sei es nun, um böse Kräfte ab- oder gute zuzuleiten. Ich habe das schon in diesen Blättern 1911 S. 129 f. angedeutet, neuerdings hat Pfister in seiner Rezension von Pleys Arbeit ähnliche Gedanken ausgesprochen (Wochenschrift f. klass. Philol. 1912 Nr. 32). Für die kathartischen Bräuche halte ich die erstere Bedeutung für wahrscheinlicher. Dagegen kommt in dem Inkubationsritus, für den Pley S. 8 die Substitutionstheorie mit Recht ablehnt, die reinigende Kraft des Felles nicht, oder höchstens sekundär in Betracht, da ja ein Reinigungsopfer vorausgeht. Das Fell, zumal das schwarze, scheint hier das Medium zu sein, das zwischen den Unterirdischen und dem Inkubanten vermittelt, das — wie man fast mit Anklang an physikalische Terminologie sagen möchte — leitet, den Kontakt vermittelt. Aber die communio, die dadurch hergestellt wird, ist ganz anderer Art als die jenes skythischen Schwurbrauches. Denn man darf schwerlich jene vereinzelte ovidische Überlieferung, wonach Faunus dem Inkubanten ovium premens pede vellera duro erscheint (fast. IV 663), verallgemeinernd auf griechischen Brauch übertragen und annehmen, daß auch dort die Götter auf dem Fell stehend ihre Orakel erteilt hätten. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß zuweilen nicht „auf“ den Fellen, sondern „in“ ihnen inkubiert wird, die Orakelbesucher also

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in das Fell eingehüllt liegen (S. 4). Wie man sich auch im Einzelnen diese Riten deuten will, methodisch richtiger erscheint es mir, die Verschiedenheiten gelten zu lassen als sie aus dem Weg räumen zu wollen, was meist damit erkauft wird, daß man sie auf einen — dann immer zu allgemeinen! — Generalnenner zu zwingen versucht.

Ausführungen über Felle und Wolle in römischen Lustrations- und Hochzeitsriten schließen sich an (13 ff.); ferner über christliche Bräuche, besonders das cilicium (16 ff.); die Augustinstelle S. 17 'non estis induti cilicio, sed tantum vestri pedes in eodem mystice constiterunt' verdient hervorgehoben zu werden; spielt Augustin auf den antiken Mysterienritus an? Was Pley S. 21 ff. über Felle im Regenzauber ausführt, scheint mir sehr problematisch. Die Hauptstelle, Ps.-Dikaearch 2,8 deutet das in keiner Weise an, wie schon Pfister a. a. O. bemerkt, der auch die richtige Erklärung gibt: es handelt sich um Abwehr der gefürchteten Hundstagshitze. Daß bei dieser Bittprozession in die chironische Höhle auf dem Gipfel des Pelion die angesehensten Männer κῴδια τρίποκα καινά umnehmen, braucht durchaus nicht magischen Zweck zu haben; man schaue sich nur heutzutage einen Hirten in den Bergen an, wie er bei der Panegyris oder sonst einem religiösen Fest im besten Fellgewand einhergeht. Dikaearchs Bemerkung, das geschehe der Kälte wegen (die man tatsächlich in einer hochgelegenen Berghöhle gerade im Hochsommer infolge des Kontrastes zwischen Licht und Schatten empfindlich spürt) ist nicht rationalistischer als Pringsheims Erklärung der καινὰ κῴδια als „Felle frischgeschlachteter Widder" (Beitr. z. Gesch. d. eleusin. Kults S. 27) sophistisch; sie vermittelt freilich eine zweifelhafte Analogie mit den Skirophorien. Pley folgt ihm darin, und obwohl er bekennt 'de quo ritu nihil nos scire valde dolendum est' (21), glaubt er doch S. 22 ihn wie den am Pelion geübten Brauch erklären zu sollen; dabei ist bezeugt, daß das Fell an den Skirophorien πρὸς τοὺς καθαρμούς diente (S. 11, vgl. 22) — für Regenzauber spricht das nicht. Auch die weiteren Stützen dieser Theorie halten nicht Stand; das Petersburger Vasenbild ist bei Pley S. 23 sicher mißdeutet, die alte Erklärung auf κωρυκομαχία, die Conze, Annali 1870, 290 f. gab und Baumeister, Denkmäler I 247 übernahm, muß bestehen bleiben (weitere Literatur darüber: Daremberg-Saglio, Dictionnaire s. v. Corycus; Stephani, Vasen-Sammlung der Eremitage II Nr. 1611; Wiener Vorlegeblätter 1889 Taf. XII; S. Reinach, Répertoire des Vases Peints I 324; F. Behn, Die Ficoronische Cista, Diss. 1907 S. 42; Jüthner, Philostratos über Gymnastik, 1909 S. 305). Pleys Erklärung des Mosaiks im Casino Borghese und der Nachricht des Lydus über das Schlagen des in ein Ziegenfell gehüllten Mamurius (S. 22 und 24) ist inzwischen von W. F. Otto mit triftigen Gründen bestritten worden (Wiener Studien XXXIV 1912 S. 330 f.; 328 f.), und somit fallen auch die vermeintlichen römischen Analogien zu dem vermuteten griechischen Regenzauber ins Wasser.

Ein reichhaltiges Material verarbeitet Pley im II. Kapitel 'De lana ex priore vitae condicione superstite'. Die Tatsache, daß die Wolle als Überrest eines alten Kulturzustandes, in dem Felle und Wolle allein im Gebrauch waren, Leinen und kostbarere Stoffe noch nicht existierten, gleich allem Alten mit besonderer (Zauber-)Kraft verbunden war, gibt nach Pley die Erklärung dafür ab, daß Wolle und aus ihr hergestellte Binden, Gewänder u. ä. im Kult eine so hervorragende Rolle spielten. Dies Betonen des konservativen Fest-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haltens an altüberkommenem Brauch ist sicher berechtigt; merkwürdig, daß die Alten selbst dieser Tatsache nur ganz ausnahmsweise Erwähnung tun, wie etwa in der S. 15 angeführten Festusstelle: 'in pelle lanata nova nupta considere solet, vel propter morem vetustum quia antiquitus pellibus homines induti, vel etc.' Wolle als Opfer ist nicht allzu häufig (26 f.), mit anderen Dingen zusammen wird sie im Kernos dargebracht. Athenaeus erwähnt das (XI 478 c οἷον ἔριον ἄπλυτον), was man nicht wegkonjizieren darf; Rubensohn, auf den Pley verweist, stützt mit Recht die Überlieferung. Diese Kernoi in ganz entsprechender Form gab es auch schon auf Kreta, nur sind wir da natürlich nicht in der Lage festzustellen, ob auch Wollflocken unter den darin enthaltenen Gaben waren. Die Funde hat Xanthudidis veröffentlicht, Annual of the British School at Athens XII 1905/06 S. 9 ff.; auf § 4 dieses Aufsatzes 'The Kernos in the greek orthodox Church' sei Pley, der uns S. 25 Anm. 1 eine Arbeit über den Ursprung einiger Zeremonien der christlichen Kirche in Aussicht stellt, besonders hingewiesen. Ganz geläufig ist es, daß Kultgegenstände oder Opfergaben mit Bändern umgeben sind, sei es daß sakrale Dinge mit Binden geschmückt, oder profane durch heiligende Bänder konsekriert werden. Ich nenne einige der wichtigsten, in etwas anderer Gruppierung als Pley, der eine Erörterung über Wolle im Ornat der Priester, Mysten und Christen zwischen die Aufzählung der mit Binden geschmückten Gegenstände einlegt (35—46), und benutze die Gelegenheit, um einige Hinweise auf neuere Literatur, die mir gerade zur Hand sind, hinzuzufügen. Zu S. 29 f.: Baityloi mit Binden auf Wandgemälden im Haus der Livia (Rostowzew, Die Hellenistisch-Römische Architekturlandschaft, Röm. Mitt. XXVI 1911 S. 6 Abb. 1 und 2). — S. 30 ff. Omphalos, vgl. A. B. Wace, Annual of the Brit School at Athens IX 1902/03 S. 211 ff. Taf. IV; Asklepiosrelief, Svoronos, Athener National-Museum Taf. LIII S. 334; die schönen Wandmalereien aus Delos bei Bulard, Monuments Piot XIV 1908 S. 57—74 Taf. III A; die feine attische Vasenscherbe aus dem Artemision in Ephesos bei Hogarth, Excavations at Ephesus S. 319 Taf. XLIX 6, vgl. Roese, Archäol. Anzeiger 1909 S. 33; Campanareliefs bei v. Rohden-Winnefeld, Architektonische römische Tonreliefs der Kaiserzeit (Bd. IV des Terrakottenkorpus 1911) Taf. 19 Text S. 248; über die verschiedenen Typen des Omphalos vgl. Svoronos, Journal International d' Archéologie Numismatique XIII, 1911, S. 308 ff. — S. 32 (und 67) Dreifüße, S. 32 Säulen (Säulen mit Vittae bei Rostowzew a. a. O. S. 6); S. 33 die γύλλοι. Das Ei der Leda (33) ist der Überlieferung nach κατειλημμένον ταινίαις. Auf den neuerdings von Kekulé veröffentlichten Vasenbildern (Sitz.-Ber. d. Akad. Berlin 1908 S. 691 ff.) ist dies entweder nicht angedeutet gewesen oder nicht mehr, zumal nur auf Abbildungen, zu erkennen. Den Tüchern, auf denen es ein rotfig. Krater aus Bari zeigt (Taf. VIII) dürfte wohl nur ein Deutobold Mystifizinsky sakrale Bedeutung geben; denn bis in solche Einzelheiten parodiert die Phlyakenszene die Kultszene nicht, sie legt das Ei statt auf den Altar in einen Wäschekorb. Häufig ist Bindenschmuck an Altären, Tempeln, Theatern, Statuen (51 ff.), Bäumen (56 ff., vgl. Rostowzew a. a. O. 26 Abb. 5; 106; 112), Quellen, Häusern u. a. (65 f.). Über die εἰρεσιώνη vgl. S. 58 ff., über den Thyrsos 65 f. (der neue Aufsatz von Ad. Reinach, 'L'origine du thyrse', Revue de l'histoire des religions LXVI 1912 S. 1—48 gibt nur das sprachgeschichtliche Material, das archäologische wird der Artikel

Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Thyrsos in Daremberg-Saglios Dictionnaire bringen), über Blitzstrahl (Usener, Rhein. Mus. LX 1905 S. 4 f.), Fackel, Tempelschlüssel (dazu jetzt Conze, Attische Grabreliefs IV Nr. 1796—1799 Taf. 385) vgl. Pley S. 66. Hinzufügen kann man bindengeschmückte Thymiaterien (z. B. v. Rohden-Winnefeld a. a. O. Taf. 6) und Kandelaber (ebenda Taf. 9, Text S. 245, Taf. 21, 1; 111; 121). Bei Besprechung der römischen Weihebinden hätte darauf hingewiesen werden können, daß im Kult der Fides die rechte Hand sowohl des Götterbildes wie der Priester umhüllt wird, die Erklärung bei W. F. Otto, Pauly-Wissowa VI 2282 f., Wiener Studien XXXIV 1912 S. 320 f.; über den Ritus der verhüllten Hände: A. Dieterich, Kl. Schriften S. 440 ff. Aus der Heiligkeit der Binden, ihrer Wichtigkeit im Kult erklärt sich, daß sie als Zeichen der Ehre und Würde gelten. Götter und Götterbilder tragen sie (68 ff.), Seher (70), Dichter (72), Sieger (73); im römischen Leben ist die vitta, die nur anständige Frauen und Mädchen tragen dürfen, bekannt genug (77).

'De lana prohibente mala et propulsante' wird im III. Kapitel behandelt. Die apotropäische Kraft der Wolle tritt besonders deutlich in Bestattungsbräuchen hervor. Der Tote selbst, der Sarg, das Grabmal, auf dem Grab geweihte Gegenstände werden häufig mit Binden umwunden (83 ff.), vgl. außerdem Kieseritzky-Watzinger, Griechische Grabreliefs aus Südrußland 1909 Nr. 34 bis 36 (Taf. I), 60, 71; Conze, Att. Grabreliefs IV Text S. 6, Nr. 1795; Pagenstecher, Unteritalische Grabdenkmäler, Straßburg 1912, S. 26, 82 und sonst, Taf. II—IX, XI—XVI). Daß dabei die rote Farbe vorwiegt, wundert den nicht, der an das überall geläufige „rot und tot" denkt (siehe unten). Über den „hegenden Faden" erfahren wir S. 87 ff. nicht viel Neues, Liebrecht und andere haben da gut vorgearbeitet. Daß man Amulette an Wollfäden aufhängt, ist an sich so naheliegend, daß man daraus allein noch nicht viel für magische Kraft der Wolle erschließen könnte; aber von Beispielen, wo diese zweifellos ist, zählt Pley genügend auf (91 ff.), ausschlaggebend sind besonders diejenigen, wo Wolle im Gegensatz etwa zu Leinen oder anderen Stoffen ausdrücklich verlangt wird. Ein kleiner Nachtrag: im Exorzismus sollen zauberkräftige Gegenstände ἐν πορφυρῷ ῥάκει umgebunden werden (Cyranides II 20, 10, Tambornino RGVV VIII 3 S. 18). Ein Kapitel über Wolle im Liebes- und Heilzauber beschließt die Arbeit. Petron c. 131 ist dem ersteren zugewiesen (S. 98), ich habe es RGVV VIII 1 S. 97 f. richtiger beim Heilzauber untergebracht. Ebenda S. 90, 3 und 98 sowie S. 122 konnte Pley (zu S. 106 f.) Analogien zur Übertragung von Krankheit auf Lappenbäume und Tiere finden (über Lappenbäume vgl. Hartmann, Archiv f. Rel.-Wiss. XV 1912, 145; in Pergamon steht ein verehrter, mit vielen Fetzen behängter Baum in der Nähe der Attalosvilla. Über Krankheitsübertragung auf Tiere vgl. noch R. Smith, Religion of the Semits I 402; Oldenberg, Religion des Veda 496; besonders R. Wünsch, Festschrift d. schles. Vereins f. Volksk. zum Jub. d. Universität Breslau, S. 29 des Sep.-Abzugs). Über die Bedeutung der roten Farbe spricht Pley öfters (z. B. 7, 2; 43, 2; 87, 2; 94), dabei vermißt man besonders den Hinweis auf F. v. Duhns Aufsatz „Rot und Tot", Arch. f. Rel.-Wiss. IX 1906, 1 ff., dazu Janiewitsch ib. XI 1908, 406 f. Zu dem Material, das ich a. a. O. 97—99 gab, habe ich mir notiert: v. Wlislocki, Volksdichtung der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner S. 152 Nr. 31 und 32; Doolittle, Social Life of the Chinese II 308; Matignon, Superstition, crime et misère en Chine S. 34 u.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

öfter; De Jong, Das antike Mysterienwesen S. 139; einen Vers aus dem Sühnegedicht der Bouvo bei Lauser, Abhdl. d. Wiener Akad. 46, 1901, Abhdl. VII S. 37; Pagenstecher, Archiv f. Rel.-Wiss. XV 1912 S. 315. Für Griechisches nenne ich noch als bemerkenswert, daß auf einem ἱερὸς νόμος aus Achaia den Frauen verboten ist, am Demeterfest Purpurgewänder zu tragen, 'Εφημ. ἀρχαιολ. 1908 S. 96. [Zum Thema des „hegenden Fadens" kann ich bei der Korrektur noch ein Beispiel hinzufügen: das alte Kirchlein der Παναγία Καλυβιανή auf Kreta, unweit von Phaistos, ist mit einem wachsüberzogenen, rötlichgelben Faden eingehegt; von einem mit Laub umhüllten Kreuz über der Türe aus zieht er sich um die Kirche herum. Auf meine Frage, was für einen Zweck das habe, antwortete der gastfreundliche Archimandrit „σώζει τὴν ἐκκλησίαν".]

Ein systematisches Inhaltsverzeichnis zu Pleys gediegener Arbeit muß sich der Leser selbst machen.

Athen. Otto Weinreich.

Samuel Herrlich, Antike Wunderkuren. Beiträge zu ihrer Beurteilung. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Humboldt-Gymnasiums zu Berlin). 1911. Progr. No. 68. Berlin, Weidmann.

Es ist sehr lehrreich zu beobachten, wie sich die Beurteilung der antiken Wunderkuren im Lauf der Zeiten gewandelt hat. Der Glaube, durch Inkubation der Krankheit ledig zu werden, entweder durch tätiges, wunderbares Eingreifen der Gottheit selbst, oder durch ihre im Traum gegebenen Weissagungen und Rezepte, war im ganzen Altertum weit verbreitet und zwar in den Schichten der Gebildeten und Gebildetsten ebenso wie beim niederen Volk. Das Christentum hatte einen schweren Stand gegenüber diesem allgemeinen Wunderglauben und namentlich die Wunder des Asklepios, der Leib und Seele heilte, Tote erweckte, überall auf Erden wandelnd mit heilender Hand der leidenden Menschheit Hilfe brachte, waren ihm sehr ärgerlich. Es leugnete sie nicht, aber gab ihnen eine andere Ätiologie: nicht Gott wirkt sie, sondern der Teufel, böse Dämonen. Ganz so ist auch später die Stellung der Gelehrten, die sich zuerst wissenschaftlich mit den uns überlieferten antiken Wunderkuren abgaben. In einer 1659 erschienenen Dissertation erklärte Meibom, die durch Inkubation erfolgten Heilungen seien der Arglist der Dämonen, Satans selbst zu verdanken; der Teufel habe in Nachäffung Gottes bisweilen dem kranken Körper seine Hilfe geliehen, um die Seele dann desto sicherer zu verderben (vgl. Herrlich, S. 4 f.). Diese Äußerungen Meiboms, dessen Exercitatio philologico-medica de incubatione in fanis deorum medicinae causa olim facta Herrlich in dem dankenswerten retrospektiven Literaturüberblick an erster Stelle analysiert, werden verständlicher, wenn man beachtet, daß der damals herrschende Teufels- und Gespensterglaube eine Freude an denjenigen antiken Überlieferungen hatte, die ähnliche Spukgeschichten auch für die Alten zu bezeugen schienen. Wie man im 16. und 17. Jhd. mit unglaublichem Sammelfleiß daraufhin die antiken Autoren exzerpierte, so ließ man sich natürlich diese seltsamen Wunderkuren nicht entgehen. Ähnlich wie Meibom äußert sich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, van Dale in seinen 1683 erschienenen, durch Fontenelles Übersetzung bekannt gewordenen Dissertationes de oraculis Ethnicorum. Aber auch schon früher kann man diesen Wunderkuren begegnen, so findet sich die Wunderheilung des Domninos

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Suidas s. v., meine Heilungswunder, S. 113 f.) und die des Königs Pheron (Herodot, II, 111, Heilungsw., S. 189) in den anonym in Eßlingen erschienenen Magica, dasz ist: Wunderbarliche Historien von Gespenstern und mancherley Erscheinungen der Geister . . . aus bewerten und glaubwürdigen Historicis und andern Scribenten mit besonderem vleisz in lateinischer Sprache zusammengetragen, itzo aber . . . in die teutsche Sprache trewlich gebracht. Das Vorwort ist von Henning Groß unterzeichnet und vom 1. Oktober 1600 datiert. In dieser oder ähnlichen Schriften jener Zeit erinnere ich mich auch die Heilungswunder vom Asklepieion auf der Tiberinsel gelesen zu haben; das waren ja die einzigen inschriftlich erhaltenen, die man damals kennen konnte. Leider habe ich dafür das Zitat nicht zur Hand und hier fehlt mir die Möglichkeit darnach zu suchen.

Der Teufelsglaube dieser Zeit, der sich auch in Meiboms Dissertation ausspricht, wird hundert Jahre später als kindisches Altweibergeschwätz verlacht. Der Rationalismus des 18. Jhds. klammert sich an diejenigen Spuren in den antiken Wunderberichten, die auf rationelle Behandlung der Kranken schließen lassen oder medizinisch wirksame Mittel zu verraten scheinen. So der Leipziger Philosophie- und Medizinprofessor Hundertmark (1749, vgl. Herrlich, S. 5, 3). Eine antirationalistische Gegenströmung — man ist in der Zeit Hamans, Lavaters, Mesmers, Swedenborgs — glaubt in dem gerade modern werdenden tierischen Magnetismus und Somnambulismus eine Analogie zum antiken Heilverfahren zu haben. Da erhebt ein kluger Mann seine Stimme und meint: die Analogie stimmt, ist beides der gleiche Schwindel. Ob die heilende Ekstase in Schlafhäusern oder im Visitezimmer, auf Fellen oder auf dem Sopha, unter dem medizinischen Beistand des Priesters oder des Doktors und Monsieur tout court erfolge, sei ja wohl einerlei — enorm hohe Honorare mußten die Gläubigen in beiden Fällen zahlen, freilich habe Herr Mesmer sich ein Vermögen zusammenmagnetisiert, wie es wohl nie ein Priester des Amphiaraos besessen habe. Der Mann, der so unangenehme Parallelen zog, war Friedrich August Wolf. Daß sie, mit historisch-philologischem Maßstab gemessen, nicht stichhaltig sind (Welcker u. a. wiesen das nach), tut dem Vergnügen keinen Eintrag, mit dem man diesen Vortrag des Hallensischen Professors der Eloquenz liest (1787 gehalten, abgedruckt in den Vermischten Schriften und Aufsätzen in lateinischer und deutscher Sprache, Halle 1802, S. 382 ff.). Umgekehrt wie Wolf, der durch Hinweis auf den antiken Schwindel dem modernen sein gebührendes Prädikat geben wollte, versuchte du Prel, den modernen Spiritismus und Okkultismus wissenschaftlich und historisch zu stützen durch Hinweis auf verwandte Erscheinungen in der antiken Kultur, — Versuche, die die Wissenschaft natürlich gebührendermaßen zurückwies (Gauthier, Welcker, Rittershain u. a., vgl. Herrlich, S. 8 ff.).

In der neueren Zeit hat sich die Problemstellung namentlich infolge der großen Vermehrung des antiken Quellenmaterials und glücklicher archäologischer Funde verschoben. Die Frage ist jetzt die: wurde in den Asklepieen eine medizinische Praxis geübt oder sind sie bloße Kultstätten? Darf man aus den Wundergeschichten auf wirklich vollzogene Behandlung der Kranken schließen, oder sind es Wundererzählungen, nur zur Erbauung und Stärkung des frommen Glaubens der Wallfahrenden bestimmt? Hat Epidauros mehr Ähnlichkeit mit Lourdes oder Marienbad? In dieser weiten Fassung ent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheidet man die Frage nicht gern. Man scheidet meist zwischen der hellenischen und der hellenistisch-römischen Zeit. Für letztere wird eine mehr oder minder rationelle medizinische Behandlung der Kranken in den Asklepieen wohl allgemein zugestanden, die antiken Quellen verlangen das zu unverkennbar. Dagegen glaubt man, sie für die ältere Zeit ausschließen zu müssen. Zwar werden auch da Unterschiede gemacht, Herzog hält für Kos daran fest, daß dort der Heilbetrieb unter Aufsicht ernster Berufsärzte geübt worden sei; die meisten aber, vor allem Cavvadias und Wilamowitz, lassen auch das nicht gelten und dieser herrschenden Meinung schließt sich auch Herrlich am Ende seines klaren Überblicks über diese Streitfrage und ihre Lösungsversuche an. Auf diesen I. Teil des Programmes folgt ein II., in dem Herrlich, ohne viel Neues zu bringen, über den Traum und seine Bedeutung für die antike Welt, über Inkubation und einzelne Wunderkuren spricht. Unter der benützten Literatur sehe ich folgende auch mir nur dem Titel nach bekannten einschlägigen Schriften nicht genannt: Franziska Hoffmann, Die Traumdeutung in den Asklepieen, Zürich 1882; Hopf, Heilgötter und Heilstätten im Altertum, Archäologisch medizinische Studie, Tübingen 1904. Der wie es scheint sehr inhaltsreiche Aufsatz von Shebelew in den Zapiski (Schriften d. russischen archäol. Gesellschaft VI, 1893, S. 369—429) wird, weil russisch geschrieben, wohl vielen unverwertbar sein. Bedauerlich ist, daß Herrlich die Ausführungen von Svoronos (Das Athener National-Museum, Text S. 424—429) unbekannt geblieben sind. Denn da wird energisch gegen die von Cavvadias und den meisten vertretene Anschauung ins Feld geführt, was schon immer gegen sie zu sprechen schien, und zu diesen allgemeinen Erwägungen gesellt sich die Deutung eines in Epidauros gefundenen Votivreliefs an Asklepios (Nat.-Mus. No. 1426). Ich kann ihr nicht in allem zustimmen, und glaube, daß sich die Beziehungen auf das erste der epidaurischen Jamata nicht halten läßt, vermeide es aber, jetzt schon in nähere Diskussion über die Theorie einzutreten, da Svoronos in einem besonderen Werk über Epidauros eine ausführliche Behandlung des Problems der Tempeliatrik in Aussicht stellt. Wenn dies vorliegt und darin auch die sonst aus den Monumenten oder archäologischen Fundumständen zu gewinnenden Gegeninstanzen formuliert sind, wird man die Fragen, über die Herrlichs Programm klar orientiert, von neuem aufnehmen müssen. Aber auch wenn der Beweis chirurgisch-medizinischer Tempelpraxis für Epidauros erbracht werden sollte, so wird daran doch nichts geändert, daß die Bedeutung der antiken Heilwunder — ich weiß mich darin mit Svoronos einig — weit mehr auf dem Gebiet der Kultur- und Religionsgeschichte, als auf dem der Medizin liegt.

Athen. Otto Weinreich.

Paul Stengel, Opferbräuche der Griechen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1910. IV. u. 238 S. Geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 7.—.

Unter den Forschern, die sich mit dem griechischen Sakralwesen, seinen Formen und seiner historischen Entwickelung beschäftigen, nimmt Stengel einen hervorragenden Platz ein. Es gibt wenig Fragen auf diesem problemreichen Gebiet, in denen er nicht mitgesprochen, und oft entscheidend mitgesprochen hätte. Die Benutzung seiner zahlreichen, bisher zerstreuten und oft an recht entlegener Stelle gedruckten Aufsätze wird jetzt, wo sie sorgsam überarbeitet (manche in fast neuer Gestalt) und gesammelt vorliegen, erst den Er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 18:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trag liefern, auf den sie Anspruch haben. Sehr dankenswert wäre gewesen, wenn Stengel bei dieser redactio mit Verweisen von einem Aufsatz auf zugehörige Ausführungen in einem andern freigebiger gewesen wäre, der Index ersetzt das nicht immer, und auch in diesem habe ich mir schon manches Lemma hinzugeschrieben. Am Anfang des Buches stehen Untersuchungen zu Homerischen Opferbräuchen. Dann werden einige Termini auf ihre Bedeutung untersucht (II. θυηλαί-θυλήματα; III. θύειν und θύεσθαι; IV. Οὐλαί; VI. Χέρνιψ; VII. Κατάρχεσθαι und ἐνάρχεσθαι; VIII. Ἐπάρξασθαι δεπάεσσιν; X. Πελανός; XI. Σπλάγχνα; XII. Σφάγια; XIII. Ἐντέμνειν; XIV. Αἴρεσθαι τοὺς βοῦς; XIX. Νεκύσια; XXVIII. βοῦς ἕβδομος u. a.). Von allgemeiner Bedeutung, und darum gerade hier besonders zu nennen, sind Aufsätze wie folgende: XVI. Chthonischer und Totenkult; XVII. Der Kult der Winde; XVIII. Ἀίδης κλυτόπωλος; XXIV. Die Farbe der Opfertiere; XXV. Das Geschlecht der Opfertiere.

Als ich vor Jahresfrist das Buch zur Besprechung erhielt, war es nicht meine Absicht, einen derartig summarischen Überblick zu geben. Aber bei dem Versuch, Stengels Untersuchungen zu ergänzen, von andern Wegen her seine Resultate sei es zu bestätigen, sei es zu modifizieren, zeigte sich die Unmöglichkeit, dies innerhalb der Grenzen zu tun, die notwendigerweise einer Rezension an diesem Ort gesteckt sind; ich hoffe später anderenorts diese Versuche in erweiterter Form vorlegen zu können. Da mir auch kleine Randnotizen, wie man sie wohl bei der Besprechung einer Monographie gibt, diesem Buch gegenüber wenig Förderliches zu bringen scheinen, weil Stengel kaum etwas zu übersehen pflegt und nicht Genanntes meist absichtlich als unwesentlich ausscheidet, so sollen nur zwei prinzipielle Fragen über die von ihm geübte Betrachtungsweise zur Sprache kommen. Stengels Aufsätze sind ausgezeichnet durch eine umfassende Kenntnis des literarisch und epigraphisch überlieferten Quellenmaterials, das meist vollständig vorgelegt und unter voller Beherrschung der Kunst exakt philologischer Interpretation und Exegese auf seinen Ertrag hin geprüft wird. Diese Art der Untersuchung ist seine Stärke, in gewissem Sinn bedeutet sie aber auch eine Schranke. Da kann andersartige Arbeit mit Nutzen ergänzend eintreten, indem sie einen reichen Strom der Überlieferung systematisch ausnutzt: die monumentale. Die Sprache der Denkmäler und der Befund der Ergebnisse archäologischer Arbeit muß methodisch verhört und verwertet werden. Nicht als ob Stengel das übersähe, der Aufsatz XV. „Zum griechischen Opferritual" beruht zum großen Teil auf der bildlichen Überlieferung, und auch sonst wird von ihr Gebrauch gemacht (z. B. 17, 109, 158 f. u. sonst), aber sie ist noch nicht als gleichberechtigter Zweig neben die literarische und epigraphische Überlieferung hinzugetreten. Das ist das eine; das andere ist Stengels Verhältnis zu der religionswissenschaftlichen, ethnographischen, komparativen, folkloristischen Methode oder wie man sonst diese Richtung taufen will. Auch derartige Gesichtspunkte fehlen nicht völlig (z. B. S. 153; 161), stehen aber durchaus im Hintergrund und werden mehr referierend im Anschluß an andere Gelehrte (Smith, Dieterich, Rohde, vgl. S. 78 f.; 81) zur Sprache gebracht. Auch wenn Stengel als reiner Empiriker den gerade herrschenden und sich gegenseitig befehdenden religionswissenschaftlichen Dogmen abhold ist, so wünschte man doch zuweilen, daß gerade er als unbefangener Kenner des einen großen Arbeitsgebietes Stellung nähme zu Theorien, die, auf andersartiger Betrachtungsweise beruhend, zum Teil doch

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

mit dem gleichen Quellenmaterial arbeitend, auf das Gebiet des griechischen Kultes hinübergreifen und seine Erscheinungen deuten wollen. Der Mißbrauch, der so oft mit der ethnographischen Methode getrieben wird, mag abschrecken und mißtrauisch machen, aber durch grundsätzliches Fernbleiben von ihr bringt man sich um manche stichhaltige Erkenntnis; die ergibt sich allerdings auch hier erst, wenn gute recensio Grundlage der emendatio ist. Dies sind die zwei prinzipiellen Punkte, von denen aus die Forschung mit Stengel und neben ihm fortschreiten kann. Auf dem einen Weg wird man zu einer Erweiterung unseres Wissens um den empirischen Bestand, zur Vermehrung des Tatsachenmaterials gelangen, auf dem andern zu einem volleren Verständnis der religiösen Denkformen, als deren Äußerungen uns die Kultbräuche sich darstellen. Erst beides zusammen, das Wissen des Äußeren und das Verstehen des Inneren — oder platonisch und bescheidener gesagt: ἐπιστήμη des einen und εἰκότες μῦθοι über das andere — führen zu dem Ziel hin, das freilich noch in weiter Ferne liegt und der vereinigten Arbeit vieler bedarf: an die Stelle gottesdienstlicher Antiquitäten Kult- und Religionsgeschichte zu setzen.

Athen. Otto Weinreich.

F. W. Hebel, Pfälzisches Sagenbuch. Kaiserslautern, E. Crusius, 1912. XXIII u. 408 S. 3,60 Mk.

Es bedeutet einen erfreulichen Fortschritt, daß der Verf. seine bisher auf zwei Bändchen verteilte Sammlung pfälzischer Sagen in einem (schon äußerlich wohlansprechenden) Bande vereint uns bietet und so aus den „Pfälzischen Sagen" ein „Pfälzisches Sagenbuch" gemacht hat, das auch wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen sucht. Unter diesem Gesichtspunkt will wohl zunächst die Anordnung nach dem Inhalt betrachtet sein, die anstelle der früheren nach Landschaften getreten ist; mehr noch verdient aber in diesem Zusammenhang das eingehendere Verzeichnis der Quellen und Nachweise Erwähnung (S. 369 bis 401), mit dessen Beigabe ein auch vom Ref. schon geäußerter Wunsch (Der Pfälzerwald IX [1908] 7 f.) in Erfüllung gegangen ist. Diesen Teil des Buches noch weiter auszubauen wird eine Aufgabe nicht nur des Verfassers sondern auch hilfsbereiter Kräfte sein, deren ich unserem unermüdlichen Sammler Herrn Lehrer Hebel recht viele wünsche; ich hoffe selbst an dieser oder anderer Stelle ihm hierin dienen zu können. Doch nicht nur der Volkskunde als Wissenschaft soll Hebels Pfälzisches Sagenbuch gehören: weit begrüßenswerter und erwünschter wäre es, wenn es der Liebe zur pfälzischen Heimat in Haus und Schule dienstbar würde. (Den Weg dahin erleichtert der größeren Sammlung eine in bescheidenerem Umfang und Gewand gleichzeitig erschienene Schulausgabe, eine nach unterrichtlichen Gesichtspunkten geschaffene Auslese.) Der geschmackvollen Ausstattung und des Buchschmuckes von Hans Dietrich sei zuletzt noch besonders gedacht.

Zweibrücken. Albert Becker.

Hessische Biographien in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert hg. von Herm. Haupt. Bd. I. Lieferung 1. Darmstadt, Großh. hess. Staatsverlag, 1912. 8°. 128 S. 3,— Mk. (im ganzen Band 2,40 Mk.).

Mit diesem Heft beginnt die Historische Kommission für das Großherzogtum Hessen die Reihe der von ihr geplanten Veröffentlichungen. Die Biographien sollen vorläufig nur die im 19. Jahrhundert verstorbenen Personen berücksich-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tigen. Diese Begrenzung ist zweckmäßig, da für die Zeit von der Reformation bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte mit ihren Fortsetzungen vorliegt, und eine Neubehandlung dieser Epoche ganz gut noch aufgeschoben werden kann. Dagegen ist der von Scriba's Biographischem literärischen Lexikon umspannte Zeitraum sehr eng, so daß auf das Vorhandensein dieses Werkes keine Rücksicht genommen zu werden brauchte. Im Gegensatz zu Strieder beschränken sich die Biographien, wie auch Scriba, auf das Großherzogtum Hessen, aber sie berücksichtigen nicht nur Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, sondern erweitern den Kreis der aufzunehmenden Personen schlechtweg auf alle Hessen, die sich auf irgend einem Gebiete des öffentlichen Lebens hervorgetan haben. Die Lektüre räumlich und zeitlich solchergestalt begrenzter Lebensbeschreibungen ist reizvoll. Der Leser erhält zwar kein einheitliches, dafür aber ein um so buntfarbigeres Bild der hessischen Zustände im vorigen Jahrhundert. Von den 47 Artikeln des Heftes sind für die Freunde der Volkskunde besonders beachtenswert die Namen des Pfarrers Theodor Heinrich Bindewald, des Verfassers des Oberhessischen Sagenbuchs, der Historien aus Oberhessen und zahlreicher Aufsätze aus dem Gebiet der Volkskunde, und des bekannten Darmstädter Dialektdichters Karl Schaffnitt.

Die den einzelnen Beiträgen beigegebenen Schriftenverzeichnisse stempeln das Werk zu einem wertvollen bibliographischen Hilfsmittel.

Gießen. K. Ebel.

Ernst Grohne, Die Hausnamen und Hauszeichen, ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen. Von der philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1912. 8°. 214 S. Preis geheftet 6,— Mk.

Zur Kennzeichnung der Häuser bediente sich das deutsche Mittelalter zweier Arten von Zeichen: der Hausmarke einerseits und des Hausnamens und -zeichens andererseits. Die Hausmarke, in der Regel eine geometrische Figur oder eine Kombination mehrerer, hatte den Zweck, ein Gebäude — aber auch Gegenstände — als das rechtliche Eigentum eines bestimmten Besitzers zu bezeichnen, so wie man noch heute Haustiere mit der Marke ihres Herrn versieht. Sie wurde in den Stein oder einen Balken eingehauen, fand auch oft, obgleich unheraldisch, Aufnahme in das Familienwappen. Ihr hat zuerst C. G. Homeyer eine zusammenfassende und erschöpfende Darstellung in seinem 1870 erschienenen Buche „Die Haus- und Hofmarken" gewidmet.

Hausnamen und -zeichen sollen das Haus lediglich zur besseren Erkennung und Auffindung aus seiner Umgebung hervorheben, sie erfüllen daher etwa den Zweck unserer heutigen Hausnummern. Für ihre Erforschung und Darstellung darf das Buch von Grohne die gleiche Bedeutung beanspruchen, wie sie das Homeyersche für die Marken hat.

Die Forschung hat sich seither mit den Hausnamen nur im Rahmen der Ortsgeschichte befaßt, und auch hier lagen nur ganz wenige Arbeiten vor, von denen Grohne in der Einleitung die wichtigsten nennt. Um zu einer umfassenden Darstellung zu gelangen, hat er deshalb die nötigen Vorarbeiten selbst machen und zu diesem Zwecke alle ihm zugänglichen „gedruckten städtischen Urkundensammlungen, Chroniken, Städtebeschreibungen und historischen Topographien für

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

das gesamte deutsche Sprachgebiet" durcharbeiten müssen. Wenn er hierbei Vollständigkeit nicht erreicht hat — er hat z. B. das 1911 erschienene Wetzlarer Urkundenbuch, das ihm für das 13. und 14. Jahrhundert wertvolle Beiträge geliefert haben würde, übersehen — so tut das dem Wert seiner Arbeit m. E. keinen Abbruch. Auch nicht, wenn er in Einzelheiten gelegentlich einem Irrtum verfällt. Auf S. 105 sagt er z. B.: „Dagegen finden sich in Gießen keine Hauszeichen entsprechend dem geringen Alter dieser Stadt." Das ist nicht ganz richtig. Es gab auch hier Hausnamen, von denen zwei sich bis in die jüngste Zeit erhalten haben: die Häuser „zum Stern" und „zum Ritter". Nach dem letzteren ist auch die Rittergasse benannt. Meine eigene Familie teilte sich im 16. und 17. Jahrhundert in drei Zweige, die sich zum Unterschied voneinander nach ihren Häusern „zum Helm", „zum Hirsch" und „zur Krone" nannten. Auch Gassennamen, die auf Hausnamen oder -zeichen zurückgehen, sind vorhanden. Außer der schon genannten Rittergasse haben wir die Löwengasse, Hundsgasse, Kornblumengasse, Erlengasse, vielleicht auch Lindengasse, und die Sonnenstraße, die aber richtig „in der Sonne" heißt. Von der Katharinengasse bleibt es vorläufig zweifelhaft, ob sie nach einem Bilde der heiligen Katharina oder nach einem dem Katharinenaltar gehörigen Hause genannt ist. Vielleicht liegen beide Veranlassungen vor, wenn das Besitztum des Altars auch ein Bild der Heiligen trug. Weitere Untersuchungen würden sicher noch mehr Beispiele ergeben. So läßt sich Gießen entgegen der Annahme G.'s gut in die Reihe der Lahnstädte Limburg, Wetzlar, Marburg einfügen.

Werden so die Einzelergebnisse hie und da eine Berichtigung erfahren, was vorläufig der örtlichen Forschung überlassen werden kann, so steht, glaube ich, das Gesamtergebnis fest, und wir dürfen in dem Buch die ausgezeichnete Lösung einer großen seither unbeantworteten Frage begrüßen. Die Förderung, die neben der Namenkunde und der Kulturgeschichte die Volkskunde erfährt, ist höchst beachtenswert. Sie ist es um so mehr, als wir an einem durch Jahrhunderte durchgeführten Beispiele einen Einblick gewinnen in das unbewußte Schaffen der Volksseele und in teilweise recht komplizierte Vorgänge ihres Empfindens. Ich will versuchen, dies durch eine knappe Übersicht über den reichen Inhalt des Buches, soweit er die Volkskunde angeht, zu erläutern.

Die ältesten Hausnamen beruhen auf natürlichen Kennzeichen des Hauses oder des Grundstücks (wie die Flurnamen). Den Namen gibt auch nicht der Besitzer, sondern die Allgemeinheit (natürliche Hausnamen). Erst später gibt der Besitzer seinem Haus ein Zeichen, nach dem er es benennt (künstliche Hausnamen). Die Grenze zwischen beiden Arten ist fließend und schwierig festzustellen. Die ersten Benennungen geschehen nach Bäumen, wobei die Kulturbäume die Waldbäume an Häufigkeit übertreffen. Sodann gibt die Stadtflur oder eine örtliche Besonderheit den Namen für hervorragende Gebäude her, z. B. „zu der schiefen Ecke", „zum Sack", „zum Vogelsang". Hieran reiht sich die Bauart als namenbestimmender Faktor: „zum steinernen Haus", das unter den üblichen Holzbauten hervorsticht. Wo in der ältesten Zeit Tiere als Paten auftreten, vermutet der Verfasser gezähmtes Wild, das die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zog.

Eine Entwicklung von der Natürlichkeit zur Künstlichkeit läßt sich bei den Hausnamen aus dem Bereich von Handwerk und Gewerbe feststellen, ohne daß jedoch die einzelnen Phasen immer streng zeitlich aufeinander folgen. Die Stufen

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sind: Benennung nach dem Handwerk, nach dem Handwerker, nach typischem Handwerkszeug. Hier kann von bedeutendem Einfluß auf die Verbildlichung der Hausnamen gesprochen werden.

Beliebt sind als Namengeber die Bilder und Symbole aus der Religion. Am frühesten treten auf die Marienbilder, am häufigsten der heilige Christoph. Die „Riesen" gehen wohl vielfach auf Goliath, die „Ritter" auf den heil. Georg zurück, die „Walfische" auf Jonas und die „Mohren" auf die heil. drei Könige. In Böhmen und Tirol ist der heil. Florian als Beschützer des Hauses gegen Feuer ein gern angerufener Hauspate.

Die Entstehung der Hausnamensitte ist um 1200 anzusetzen. Parallel mit ihr läuft die Umgestaltung der Personennamen und das Aufkommen von Übernamen, der Vorläufer der Familiennamen. So tritt der Name des Hausbewohners in Beziehung zur Hausnamenbildung. Er wird in erster Linie Kennzeichen des Hauses, erst in zweiter Linie bezeichnet er die Person. Daher haftet er am Haus, auch wenn ein anderer Besitzer einzieht, der nun seinerseits wieder nach dem Namen des Hauses genannt wird, ganz wie man es heute noch in den Dörfern der Wetterau und des Vogelsberges und wohl auch anderwärts findet. Die ältesten und zahlreichsten Übernamen leiten sich von der Herkunft ab, sie sind Heimatnamen. Andere stammen von persönlichen Sonderlichkeiten des Besitzers oder eines Bewohners her („zum roten Gottschalk", „zum Kropf", „zum Gensfleisch"). Leider kann ich aus Mangel an Raum auf die interessante, aber nicht unter einheitlichen Gesichtspunkten zu betrachtende Bildung nach bildlichen Über- und Beinamen nicht eingehen. Ich will nur bemerken, daß, wo die Sinnfälligkeit eines solchen Namens fehlt, ein Streben nach Verbildlichung zu Tage tritt. Dem allergrößten Teil der Namen liegt ein dingliches Objekt zugrunde: ein Tier, eine Pflanze usw. Wird nun auch anfänglich in dem Besitzer-Hausnamen noch der Personenname empfunden, so wird der Name doch reiner Hausname, sobald der Träger gestorben oder verzogen, jedenfalls aber vergessen ist. Die Namen machen dann die verschiedensten Veränderungen oft mit einem Genuswechsel durch. Ein Straßburger Haus heißt im 14. Jahrhundert „zu hern Mörlin", aus ihm wird bis 1587 „zu der Mohrin", heute noch: „à la Mauresse". Noch gründlicher arbeitet die Volksetymologie an einem anderen Straßburger Hausnamen; aus dem „hus dem man sprichet zu hern Gerhart dem fischer" (1336) wird bis zum Jahre 1748 ein Haus „zum gegürteten Fisch", dessen Zeichen ein aufgezäumter Karpfen mit einem Amor als Reiter ist.

War für das Haus ein guter bildlicher Name gefunden, dann bedurfte es nur eines Schrittes, um zum Hauszeichen zu gelangen. Als Figur, als Wandbild oder auf ein Brett gemalt wurde es an der Straßenseite des Hauses angebracht, sehr häufig an einer Stange quer über die Straße gehängt. Daß diese Entwicklung durch das von den Geschlechtern in den Städten eingeführte Wappenwesen eine bedeutsame Förderung erfuhr, liegt auf der Hand und braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden.

Bei der Feststellung des Verbreitungsgebietes stützt sich der Verfasser auf zwei Beobachtungen: auf das Aufkommen der natürlichen Hausnamen und das Hinzutreten der Farbenbenennungen, die die Ausbildung der Hauszeichen bezeugen. Die Sitte findet sich in allen mittelalterlichen Großstädten Ober-, West- und Mitteldeutschlands gleichmäßig seit etwa 1200. Sie wird im allgemeinen

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

durch das Alter und die Geschichte der Stadt beeinflußt und hat daher ihren Ausgangspunkt und ihre Hauptverbreitung am Rhein, wo sich aus den alten Römerstädten blühende mittelalterliche Gemeinwesen entwickelt haben. Sie ist noch vor 1300 zwischen Zürich und Erfurt zu finden, verbreitet sich dann über Schwaben, Bayern und Innerdeutschland, geht weiter in die Donaustädte, nach Böhmen und Niederdeutschland. In Sachsen und in Breslau tritt sie im 15. Jahrhundert auf. Dagegen hat sie sehr geringe Verbreitung im Norden und Osten, wo an ihrer Stelle die ältere Haus m a r k e herrscht. In Kleinstädten und Dörfern kommen Hausnamen weniger häufig vor und fast nur am Ober- und Mittelrhein.

Einen wichtigen Abschnitt widmet Grohne dem Einfluß der Hausnamen auf die Bildung der Familiennamen, den ich leider nur flüchtig streifen kann. Wie Beinamen zur Benennung des Hauses dienten, so wurden umgekehrt die Hausnamen eine willkommene Quelle für Familiennamen. Auf S. 115—128 gibt Gr. zahlreiche Beispiele solcher Ableitungen, die durchweg den Charakter von Heimatsnamen tragen. Zu solchen Bildungen werden natürliche und künstliche Hausnamen gleichmäßig verwendet. Sie haben aber keine lange Lebensdauer, sondern verschwinden allmählich wieder aus verschiedenen Gründen. Viele sind auch lediglich „Adressennamen".

Einen gleichen Einfluß üben die Namen hervorragender Häuser auf die Benennung der Gassen, doch liegt die Entstehungszeit dieses Vorgangs erst im späteren Mittelalter.

Nicht jedes Haus hatte seinen besonderen Namen, ein charakteristisch benanntes und bezeichnetes genügte für seine ganze Umgebung. — Seit 1700 hat sich die Sitte nicht mehr entwickelt. Mit der Vergrößerung der Städte machte sich das Bedürfnis nach genauerer Kennzeichnung der Häuser geltend, und so kam man seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach französischem Vorbild zur Numerierung der Häuser. Daß damit eine schöne und eigenartige deutsche Sitte verschwand, können wir heute — wie bei vielen anderen Gelegenheiten — nur noch beklagen.

Gießen. K. E b e l.



Eingänge für das Archiv der Vereinigung.

Für unser Archiv sandten ein: Herr Pfarrer Ludw. B e r n h a r d, Ernsthofen: Himmelsbrief und „Segen vor den Brand" aus Herchenrode (Kr. Dieburg); — Herr Amtsrichter H o f f m a n n, Höchst i. O.: Abschrift eines Segens „vor den Tollen Hunds Bieß" aus einem alten Gerichtsbuch.

Allen Einsendern herzlichen Dank!

Die Liste der eingegangenen Bücher und der Bericht über den Fortgang der Flurnamensammlung werden im ersten Hefte von Band XIII folgen.



Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043 / Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berichtigung.

Im ersten Hefte von Bd. XII ist infolge eines technischen Versehens die letzte, auf Seite 38 gehörende Textzeile auf Seite 37 gekommen. Es ist deshalb auf Seite 37 die Zeile:

Bronzeglöckchen, die als Hängeschmuck gedient haben, kennt die

zu streichen und auf Seite 38 unter die letzte Textzeile an Stelle der Anmerkungen folgendes aufzukleben:

Bronzeglöckchen, die als Hängeschmuck gedient haben, kennt die

[1]) Amer. Journ. of Archaeol. 2d Series VII 1903 the cave at Vari IV S. 334. [2]) Ebenda S. 301.

[3]) Mitget. von Theod. Löfftz Nürnberg; Walters, Cat. of the Bronzes, Brit. Mus. Nr. 318.

[4]) Mttlg. von W. Rehlen-Nürnberg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN
Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Hessische Vereinigung für Volkskunde.

Giessen, April 1908.

Einladung

zu der

Montag, den 4. Mai 1908, im Saale des Gasthauses zum Lamm in Groß-Umstadt

stattfindenden

Ordentlichen Mitglieder-Versammlung.

Nachmittags 3 Uhr: **Sitzung des Ausschusses.**

Nachmittags 4 Uhr: **Mitglieder-Versammlung.**

Tagesordnung:

1. Erstattung des Jahresberichtes durch den Vorsitzenden.
2. Rechnungsablage.
3. Referat des Herrn Haus- und Staatsarchivars Dr. Dieterich-Darmstadt über die Sammlung der Flurnamen in Hessen.
4. Eventuelle Wünsche und Anträge.

Nachmittags $4^{3}/_{4}$ Uhr: **Öffentliche Versammlung.**

(Nichtmitglieder, auch Damen, sind als Gäste willkommen).

Vortrag des Herrn Bibliothekars Prof. Dr. K. Bader-Darmstadt: „Der Treppenwitz in der hessischen Geschichte, zur Sagenkunde im Gebiete des Großherzogtums."

Der Vorstand.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen

Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, begründet von Friedrich Vogt, herausgegeben von Theodor Siebs

Schlesische Sagen

Von **Kühnau**

I. Teil: **Spuk- und Gespenstersagen.** Geh. M. 8.—, geb. M. 9.—

II. Teil: **Elben-, Dämonen- und Teufelsagen.** Geh. M. 10.—, geb. M. 11.—

III. Teil: **Zauber-, Wunder- u. Schatzsagen.** Mit 1 Abb. Gh. M. 12.–, gb. 13.–

IV. Teil: **Sachregister zum Gesamtwerk** mit Literatur-, Orts- und Personenverz. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

„Die vorsichtige kritische Auswahl der Sagen, die alles Unzuverlässige, Ausgeschmückte aussondert, verleiht dem Sagenbuche nicht nur wissenschaftlichen Wert als lautere Quelle echten alten Gutes, sondern wahrt auch den schlichten Ton der Volksüberlieferungen, dem gerade diese Erzählungen ihr anheimelndes Wesen verdanken. . .“ (**Mitteil. d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde.**)

„. . . In das vielgängige Labyrinth der Sagenüberlieferung Schlesiens bringt der neueste Band von Kühnau in vortrefflicher Weise Licht und Ordnung. . . . Wir staunen über den ungeheuren Reichtum an solchen Spuksagen, deren Aufzeichnung, Form und Sichtung für andere landschaftliche Sammlungen vorbildlich genannt werden muß.“ (**Frankfurter Zeitung.**)

Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien

Von **Paul Drechsler**

I. Teil. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Geh. M. 5.20, geb. M. 6.—

II. Teil. Mit Buchschmuck von Ellen Siebs. Geh. M. 5.20, geb. M. 6.—

„. . . Nicht nur ein reiches und fast durchweg bedeutendes Material tritt uns hier entgegen, sondern wir gewinnen aus der ganzen Darstellung den Eindruck, daß Drechsler wirklich am lebenden Volke geforscht und gelernt hat. Und das ist für uns bei dem Zusammenbruch aller Traditionen die Hauptsache: heute muß geborgen werden, was noch zu bergen ist, denn morgen schon ist es vielleicht zu spät.“ (**Schweizer Archiv für Volkskunde.**)

Die schlesischen Weihnachtsspiele

Von **Friedrich Vogt**

Mit Buchschmuck von M. Wislicenus sowie vier Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtsspiele. Geh. M. 5.20, geb. M. 6.—

„. . . Der erste Band mit Friedrich Vogts Schlesischen Weihnachtsspielen ist ein Meisterstück kritischer undl iterarhistorischer Forschung. Eine schwer übersehbare Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, in eine Menge von Abarten, Mischungen und Bruchstücken zersplittert, ist durch die geschulte Hand eines hervorragenden Germanisten auf verhältnismäßig wenige Grundformen zurückgeführt, in sorgfältiger Textbearbeitung vorgelegt und zu einem fesselnden Bilde des schlesischen Volksspiels ausgenutzt. Es ist dem Verfasser vorzüglich gelungen, des spröden Stoffes Herr zu werden. . . .“ (**Literarisches Zentralblatt.**)

Hof- und Universitäts-Druckerei Otto Kindt, Gießen.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Generated on 2018-04-27 19:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015034746043
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN